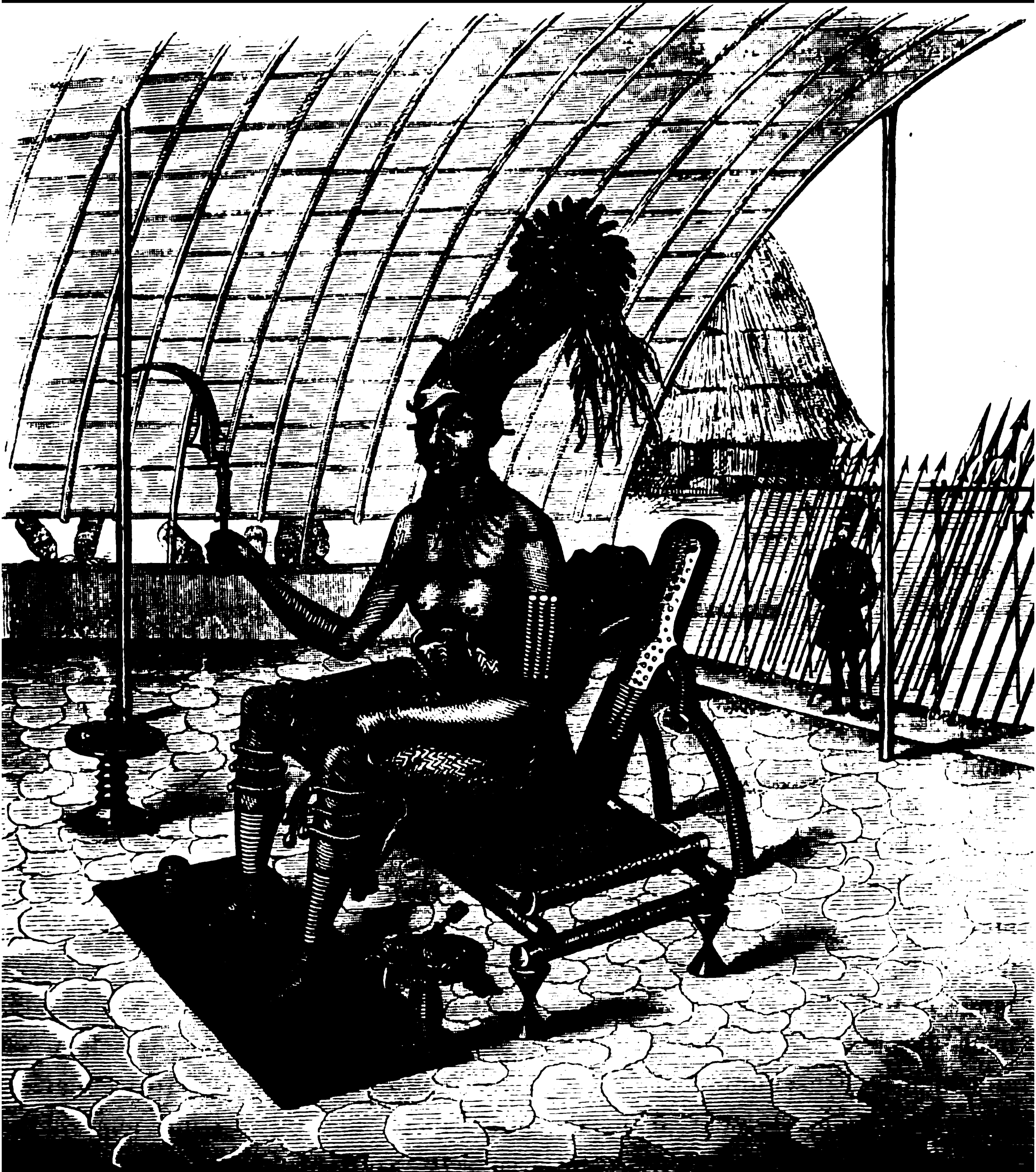


Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für ...

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Unter Mitwirkung des Vertreters derselben,

R. Virchow

herausgegeben von

A. Bastian und **R. Hartmann.**



Fünfter Band.

1873.

Mit 18 lithographirten Tafeln.

Berlin.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.

3,

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
(Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Verhandlungen, sowie ein alphabetisches Sachregister befinden sich am Schluss derselben.)

Verzeichniss der Tafeln.

Das Volk der Monbuttu in Central-Afrika.

Von Dr. Georg Schweinfurth.

Wenige Tage vor dem ich mich anschickte Chartum zu verlassen, es war im December 1868, erhielt ich auf einem seltsamen Umwege die erste Kunde von der Existenz eines Volkes Namens Monbuttu, welches im Süden der Niam-Niam seine Sitze haben sollte. Dr. Ori, der Oberarzt der Localregierung in Chartum, zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes im Sennaar seinen zoologischen Forschungen nachgehend, hatte in einem Schreiben an den Marquis Antinori ausführlich die letzthin erkundeten Züge der Elfenbeinhändler im fernsten Süden des Bachr-el-Ghasal-Gebiets besprochen, ausserdem auch noch die von Jules Poncet bei seinen Agenten in jenen Gegenden eingezogenen Erkundigungen, welche bald darauf in der Zeitschrift der Pariser Geographischen Gesellschaft veröffentlicht wurden, im Auszuge mitgetheilt. Diesen Brief Ori's fand ich im ersten Bande des Bolletino della Societa Geografica Italiana abgedruckt, welcher mich durch des Marquis Antinori gütige Vermittelung noch kurz vor meinem Aufbruche nach dem Gazellenflusse erreichte.

Ori's und Poncet's Berichte hatten ungeachtet nutzlos gemachter Anstrengungen, Klarheit und Zusammenhang in die verworrenen Aussagen ihrer Gewährsmänner zu bringen, welche sämmtlich aus rohen nubischen Abentheurern bestanden, doch das grosse Verdienst aufzuweisen, die Geographie mit einigen gewichtigen Thatsachen bereichert zu haben, welche durch Autopsie zu erhärten erst mir vorbehalten war. Nachgewiesen war worden, 1) dass man im Süden des Niam-Niam Gebiets auf nach Westen strömende Gewässer stosse; Heuglin hatte bereits ähnliche Erkundigungen 1863 eingezogen, jetzt erfuhr man, dass in der That ein dem Weissen Nil vergleichbarer Strom in jenen Gegenden eine westliche Richtung verfolgte, 2) dass dieser Strom nicht mehr dem Nilgebiete tributair sei und 3) dass derselbe an seinen Ufern von einem

fremden von der gewöhnlichen Negerrace weitverschiedenen Volksstamme mit brauner Hautfarbe und in der Kunstfertigkeit seiner Geräthe eine höhere Culturstufe verrathend, bewohnt sei.

Dieses Volk wurde als Monbuttu, der demselben von den nubischen Elfenbeinhändlern beigelegte Name als Guruguru bezeichnet, einem arabischen Worte entlehnt, welches die bei den Monbuttu übliche Sitte des Durchlöcherns der Ohren andeuten sollte.

Als ich nun im eigentlichen Gebiete des Bachr-el-Ghasal angelangt mit den Anführern der verschiedenen Elfenbein-Compagnieen aus Chartum in Verkehr getreten war, fand ich bald, dass in den Gesprächen und Erzählungen der Letzteren das Volk der Monbuttu eine ganz besonders hervorragende Rolle zu spielen pflegte. Alle rühmten den Elfenbeinreichthum des Landes, die Grossartigkeit seiner Natur, den Pomp des Beherrsehers, die Mannichfaltigkeit der daselbst angetroffenen Produkte, vor Allem aber concentrirte sich die Bewunderung meiner Gewährsmänner in den Schilderungen von der grossen Kunstfertigkeit dieses Volkes in der Herstellung von Waffen und Geräthschaften, ja in der Regel pflegte sich dieselbe bis zu dem kühnen Vergleiche mit unserer abendländischen Cultur zu versteigen; die Monbuttu hiess es, seien wie Franken und ihre Kunsterzeugnisse nur den unsrigen vergleichbar.

So kam es, dass bei mir, dem Reisenden, bald alle Hoffnungen und Erwartungen an die Erreichung dieses phantastischen Landes geknüpft erschienen, während das frühere Ziel meiner kühnsten Wünsche, die Bekanntschaft mit den weltberühmten Niam-Niam dadurch leicht in den Hintergrund gedrängt werden musste, und freudig begrüsste ich in Abu Ssamat den Mann, welcher mir als Entdecker dieser fernsten Nebelflecke auf unseren Karten der zuverlässigste Führer zu denselben erschien. Heute bin ich in der Lage, über meine Wahrnehmungen daselbst während eines 5 wöchentlichen Aufenthaltes Bericht zu erstatten, von dem Volke zu erzählen, welches wie auf einer Insel im Meere des afrikanischen Völkergewoges das ultima Thule unserer geographischen Kenntniss des uns am meisten benachbarten, seit ältester Zeit bekannten Welttheils darstellt, umgeben von völlig heterogenen Racen, eingekeilt in ein Geschiebe beständig sich bekriegender, stets sich verdrängender Stämme von den untersten Stufen der afrikanischen Culturentwickelung. Das Land der Monbuttu im Centrum des afrikanischen Continent gelegen, umfasst kaum einen Flächenraum von 250 d. Quadratmeilen, gehört aber, was Bevölkerungsdichtigkeit anbelangt zu den bevorzugtesten Theilen des Welttheils. In dem durchreisten von ununterbrochenen Culturstrecken bedeckten Theile des Landes, übersäet von Weilergruppen oder kleineren Dörfern, muss diese Dichtigkeit mindestens 4—5000 Einwohner auf die d. Quadratmeile ausmachen, was eine Bevölkerung von ungefähr 1 Million betragen würde. Ueberraschend war die Geschwindigkeit, mit welcher sich aller Orten, wo der Vormarsch unseres Reisezuges in's Stocken gerieth, grosse Haufen Volks um uns versammeln konnten. Die Lage des Landes fällt zwischen 3 und 4° n. Br.

und ungefähr zwischen 28 und 29° östl. Länge von Greenwich. Im Norden des Landes fliesst ein ausserordentlich wasserreicher Strom, der Kibali, vereinigt sich mit dem von Südosten kommenden Gadda und tritt als Uelle, der unterhalb des Zusammenflusses eine Breite von 800 und selbst in der trockensten Jahreszeit eine Tiefe von überall 15 Fuss besitzt, gen Westen in die anstossenden südlichsten Niam-Niam Gebiete, durch Aufnahme zahlreicher Zuflüsse aus den südlichen Theilen des Monbuttulandes und der benachbarten Gebiete schnell zu den grössten Dimensionen anwachsend. Dies ist ohne Zweifel einer der beiden gewaltigen Fluss-Arme, welche sich in Bagirmi als Schari vereinigen, der den Tsadsee füllt.

Zwei Häuptlinge, welche man nach dem Umfange ihrer Gebiete, nach Kriegermenge und ihren fürstlichen Pomp berücksichtigend, wohl Könige nennen könnte, denn ihre Macht erstreckt sich noch weit über die von Monbuttu bevölkerten Territorien hinaus, theilen sich in der Herrschaft des Landes. Den östlichen Theil beherrscht Degbera, den westlichen, weit umfangreicheren Munsa, ein Sohn Tikibo's, der vor 13 Jahren von Degbera seinem Bruder erschlagen, bis dahin das ganze Gebiet der Monbuttu beherrscht hatte.

Unterhäuptlinge, welche Vasallen gleich in einzelnen Theilen des Landes herrschen und sich mit einem ähnlichen Pompe zu umgeben pflegen, wie der König selbst, sind im Reiche Munsa's dessen 3 Brüder Isingēria, Mūmmeri und Numa. Unter Degbera herrschen dessen Söhne Kubbi, Benda, Kupa und Jangara.

Im Nordén und Nordwesten bildet das Niam-Niam Land die Grenze des Monbuttu-Gebiets, d. h. staatlich die Territorien Kanna's und Indimma's, den Söhnen des einst mächtigen Kifa's, ferner die an Isingērrias Distrikt angrenzenden Gebiete Melingdes, und schliesslich, mehr nach Osten zu Uando's Land. Eine mehrere Meilen breite Grenzwildniss trennt überall die Länder in der Breite von 2 Tagereisen. Im weiten Halbkreise umgeben im Süden das Land der Monbuttu eine Anzahl von Völkern der typischen Negerrace, welche die Mombuttu mit dem Gesammtnamen Momvu bezeichnen, einem verächtlichen die tiefe Culturstufe dieser Letzteren andeutenden Ausdrucke ihrer Sprache. Von diesen Stämmen muss indess das enclavenartig, wie vielleicht überall in Afrika die sogenannten Pygmäen, eingeschlossene zwergartige Volk der Akkā ausgeschlossen werden, welches in SSO von den Monbuttu des Munsa der Grenznachbar ist. Ein Theil derselben, denn es ist ein, wie es scheint, volkreicher Stamm, der ausserdem noch von mehreren unabhängigen Häuptlingen beherrscht wird und in 8 Tribus zerfällt, ist dem Munsa unterworfen und dem Mummeri, seinem Vasallen zinspflichtig. Nach Aussage einiger Nubier, welche die letzten Jahre bei den Monbuttu verlebt hatten, soll bei den Momvu-Völkern die Sprache der Babuckr sich wiederfinden. Diese Aussagen stützten sich auf die Thatsache, dass Babuckr-Sklavinnen im Stande waren sich mit den Eingeborenen im Süden der Monbuttu zu verständigen, was von grossem Belang zur Ermittelung der letzten Völkerbewegungen in diesem Theile Afrika's

erscheinen muss. Da die Babuckr nur noch an der östlichen Grenze des Niam-Niam-Gebiets zu zwei 15 d. Meilen von einander entfernten Enclaven versprengt und von feindlichen Nachbarn eingekeilt erscheinen, deutet dieser Umstand in Verbindung mit den obenangeführten Thatsachen entschieden auf ein Vorrücken der Monbuttu und Niam-Niam in östlicher Richtung.

Die Nachbarn in SW. von Munsa's und im Süden von Kanna's Reich sind die Mabode, dieselben, welche Kifa, Kanna's Vater, genannt Ntikima, zu bekriegen pflegte, bis er daselbst seinen Tod fand. Durch die Mabode und Akka getrennt schliessen sich weiter in SSW. von Munsa's Gebiet die Massansā als Nachbarvolk an, welche ein gefürchteter Häuptling, Namens Kiso, beherrscht. Im Süden und SO. des Landes hausen die Nemeigē, Bissangā und Domondū, ein bereits bergiges Gebiet bewohnend, vielleicht das westliche Gesenke jenes bedeutenden Gebirgsstockes darstellend, welchen Baker im N.-Westen des Mwutani See's als Blaue Berge angegeben hat. Die letztgenannten Stämme bilden das gewöhnliche Ziel der Raubzüge der Monbuttu. Einige bei Munsa zurückgelassene nubische Söldner, welche diesen auf jenen Razzien begleiteten, schilderten den vorherrschend bergigen Charakter der dortigen Landschaft und gaben an, dass daselbst Ziegen, welche weder von den Niam-Niam noch von den Monbuttu gezüchtet werden, in Menge erbeutet wurden. Auch die Babuckr haben ungeachtet der häufigen Raubzüge, welche ihre fleischbegierigen Nachbarn aus diesem Grunde in ihr hart bedrängtes, dicht bevölkertes und von allen Seiten umstelltes Land zu unternehmen pflegen, sich immer noch einen unerschöpflichen Bestand an Ziegen erhalten. Viele Tagereisen weit von Munsa in S und SO sind die Sitze der Maōggu, dort herrscht ein mächtiger König, welcher mit Munsa Verkehr gepflogen zu haben scheint, wie die von jenem als Geschenk zugeschickt erhaltenen prachtvollen Rinder beweisen, die ich sah, Maōggu ist vielleicht dasselbe was Malegga, ein Volksname, welcher sich jenseit der Blauen Berge auf Baker's Karte über ein grosses Land (Ulegga) geschrieben findet, dessen König Kadjoro heissen soll und wo die Rinderzucht eingebürgert ist.

Nachdem wir so die Nachbarn der Monbuttu kennen gelernt, wollen wir nun zunächst das Land betrachten, das sie bewohnen. Eine Landschaft ist der Hintergrund zu dem Gemälde des menschlichen Lebens, sagt Bernardin de St. Pierre, der unerreichte Begründer eines zutraulichen Naturkultus. Im Monbuttu-Lande begrüsst uns ein irdisches Paradies. Endlose Bananenpflanzungen bedecken die Gehänge der sanftgewellten Thalniederungen, die Oelpalme unvergleichbar an Schönheit den übrigen Fürsten des Pflanzenreiches, welche der Welttheil beherbergt, bildet ausgedehnte Haine an den Bächen, baut schattige Dome über den bescheidenen Wohnungen der Eingebornen. Das Land, welches eine durchschnittliche Meereshöhe von 2500—2800 Fuss darthut, besteht aus einem beständigen Wechsel von tiefeingesenkten Bächen und Flüssen, und sanft ansteigenden Höhen, die mehrere hundert Fuss über die Thalsole der Gewässer ansteigen. Im Ganzen genommen ist der Boden

hier stärker differenzirt als in dem durchreisten Theile des östlichen Niam-Niam-Gebiets. Wie dort ist der Quellreichthum an eingesenkten Stellen, die Menge der am dichten Wassernetze sich betheiligenden Bäche eine derartige, dass man das ganze Land mit einem Schwamme vergleichen könnte, welcher zur Entstehung ansehnlicher Flüsse auf beschränktem Raume die Hand bietet. Statt der Luche oder Wiesenwasser des Nordens und der periodisch fliessenden Bäche bewirkt hier die zunehmende Bodenerhebung, dass die durch Wasserrisse ausgefurchte und blosgelegte untere Felsplatte eine unerschöpfliche Fülle beständigen Flusses hervorquellen lässt. Ein der recentesten Formation angehöriger, stets in seiner Fortbildung begriffener Brauneisenstein dehnt sich auch noch im Monbuttu-Lande weithin in südlicher Richtung aus und die rothe Erde scheint den grössten Theil des Centralafrikanischen Hochlandes einzunehmen. In der Tiefe der Niederungen bilden wie im Niam-Niam-Lande, hier nur durch Ausholzung zur Anlage von Bananenpflanzungen, Mais- und Zuckerrohr-Culturen, wie sich bei solcher Bevölkerungsdichtigkeit erwarten lässt, häufig gelichtet, Bäume von einer Höhe und im Stammumfang so gewaltig, wie man sie nirgends in den nördlichen Theilen des Nilgebiets anzutreffen vermochte, meist dichtgedrängte Bestände, in deren Schutze sich wieder imposante Gestalten im wirrsten Gemenge stufenweise abgliedern. Im Inneren Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinandergelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt, von aussen wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks, überall Laubengänge unter den Säulenhallen voll murmelnder Quellen und Wasseradern — so ziehen diese Uferwälder der Bäche zwar nur sehr schmale Striche durch die Landschaft, allein ihre Menge, die auffallend geringen Abstände von einander, sowie die endlose Gliederung des hydrographischen Netzes, welche das vom Walde beanspruchte Terrain continuirlich macht, wie den Lauf des Wassers, weisen ihnen fast die Hälfte der Bodenfläche zu.

Es fällt schwer einem Volke die Bezeichnung von Ackerbauern zu ertheilen, welches sein Dasein an den fast mühelosen Erwerb von Früchten und Erdknollen zu knüpfen gewohnt ist, den Anbau von Cerealien aber verschmäht. Sorghum und Penicillaria, in den meisten Ländern Central-Afrikas Hauptgegenstand des Ackerbaus, fehlen bei den Monbuttu gänzlich, die Eleusine wird in einzelnen Ausnahmsfällen angebaut und nur dem Mais in der Nähe der Wohnungen, gleichsam als Gartengemüse einige Aufmerksamkeit geschenkt. Der Anbau der Banane macht wenig Mühe; man steckt die jungen Schösslinge in das vom Regen erweichte Erdreich, die alten sterben von selbst ab und die Pflanzung ist bestellt. Das Ausstecken der Wurzelknollen von Maniok oder Cassaven, Bataten, Jams und Colocasien ist ebenso mühelos. Wenige Pflanzen bilden Gegenstand eines wirklichen Ackerbaus und ihre Cultur beschränkt sich auch nur auf geringe Strecken. Zu letzteren gehört der Sesam, die Erdnuss, das Zuckerrohr und vor Allem der Tabak. Der virgi-

nische Taback, welcher von den Monbuttu E-Tōbbu genannt wird und hier wie in den meisten Ländern des tropischen Afrika's durch seinen Namen die Herkunft auf's Schlagendste verräth, ist die einzige bekannte Art; Nicotiana rustica, so häufig bei den Bongo, Djur und Dinka, fehlt in diesem Lande.

Das Zuckerrohr wird in den gelichteten Uferwaldungen der Bachniederungen gebaut. Diese nur als Naschwerk verwerthete Cultur erschien nirgends von besonderer Ausdehnung, die Qualität war mittelmässig. Von grosser Bedeutung für die Ernährung des Volks ist die in erstaunlicher Menge überall in den gelichteten Niederungen ohne irgend welche Mühe angebauten Cassaven (Manihot utilissima). Die Cultur der süssen Bataten ist ebenfalls sehr verbreitet, erfordert aber mehr Sorgfalt und beansprucht das sonnige Terrain der meist von Bananenpflanzungen occupirten Thalgehänge, zunächst der Bachniederung. Bataten sowohl wie Cassaven erreichen hier den höchsten Grad der Vollkommenheit, was Grösse und Qualität anbelangt. Die Basis der Nahrung bei den Monbuttu ist aber die Banane. Diese wird meist in grünem Zustande verwandt, getrocknet, als Mehl zerrieben und zu Muss gekocht, seltener reif getrocknet, um für längere Zeit aufbewahrt zu werden. Es giebt wenige Länder der Welt, wo die Häufigkeit dieser Frucht in Verbindung mit den meteorologischen Verhältnissen ein derartiges Product zu erzielen gestattet. Die im Reifezustande gedörrte Frucht ist ein Leckerbissen ersten Ranges. Weinartige Getränke sah ich nur selten im Lande der Monbuttu aus der Banane zubereiten.

Den Monbuttu sind gewebte Stoffe aller Art, Dank ihrer völligen Abgeschlossenheit, welche sie bis vor 5 Jahren gegen die christliche sowohl wie gegen die mohamedanische Welt bewahrt hatten, noch unbekannt. Ihre Kleidung liefert hier wie in vielen anderen Gebieten des Inneren Afrika's ein Feigenbaum[1]), dessen Rindenbast zu einem dauerhaften wollartigen Zeuge verarbeitet wird, ohne die Kunst des Webens, welche sie bei Anfertigung gewisser Binden und Zeugstreifen verrathen, in Anspruch nehmen zu müssen. Der genannte Feigenbaum fehlt bei keiner Hütte, findet sich aber stets nur in cultivirtem Zustande.

Die Cultur der Oelpalme ist südlich vom Uelle weit verbreitet; dieser an der ganzen afrikanischen Westküste sehr verbreitete Baum ist bisher noch in keiner zum Nilgebiet gehörigen Gegend gefunden worden, und bietet daher wie die Colanuss, welche die Vornehmen der Monbuttu zu kauen pflegen, einen deutlichen Beweis für den vorwaltend westafrikanischen Character des Landes im Anschluss an die Volkssitten. Den Monbuttu ist jede Art von Viehzucht fremd, und wenn man von den daselbst allverbreiteten kleinen Hunden der Niam-Niam Race und Hühnern absehen will, so fehlt es ihnen an Hausthieren jeder Art. Von Schweinen besitzen sie hin und wieder im halb domesticirten Zustande den Potamochoerus. Auf ihren Kriegszügen,

[1]) Urostigma sp. Tsjelae aff.

mit welchen sie die Völker im Süden ihres Gebietes heimsuchen, erbeuten sie häufig grosse Mengen von Ziegen, allein sie züchten dieselben nicht. Den nöthigen Fleischbedarf liefert ihnen die Jagd, welche vorzugsweise auf Elephanten, Büffel, Wildschweine und Antilopen gerichtet ist. Obgleich die Bevölkerung des Landes eine Anhäufung von solchen Wildmengen ausschliesst, wiesie den nördlichen Ländern und anderen minder cultivirten Theilen von Central-Afrika eigenthümlich sind, so würde der Ertrag ihren Erfordernissen dennoch genügen, da die zu gewissen Jahreszeiten in Menge erbeuteten Fleischvorräthe meist in getrocknetem Zustande aufbewahrt zu werden pflegen und daher für lange Zeit geniessbar bleiben. Es wäre demnach eine durch Nichts gerechtfertigte Annahme, behaupten zu wollen, die Monbuttu seien durch Fleischmangel zum Cannibalismus gezwungen. Nach den bei Munsa aufgehäuften Vorräthen an Elfenbein zu urtheilen, welches ihm gänzlich als Regal von den mit Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft angestellten Jagden zufällt, muss die alljährlich erbeutete Fleischmenge von diesen Thiercolossen allein ausreichend erscheinen, die nothwendigsten Bedürfnisse an animalischer Kost zu decken. Auch ist die Menge der in allen Wohnungen angetroffenen Hühner keineswegs zu unterschätzen, desgleichen die Zahl der Hunde, welche bei den Niam-Niam Gegenstand einer eigentlichen Zucht bilden, da diese Völker dem Hundefleisch einen ganz besonderen Vorzug zu geben pflegen. Ein weit verbreiteter Vogel im Monbuttulande ist der graue Papagei, Psittacus erythacus, dessen hochrothe Schwanzfedern die Eingeborenen als Kopfputz verwerthen, und welchem des wohlschmeckenden Fleiches wegen sehr häufig nachgestellt wird. Im Uebrigen ist die Jagd auf Vögel von geringem Belang, Perlhühner, Frankoline und Trappen werden vermittelst Schlingen gefangen. Eine Tephrosia, welche wie in Westindien, wohin die Sitte durch Sklaven verbreitet wurde, zum Vergiften der Fische dient und sich bei allen Weilern und Dörfern angebaut findet, beweist, dass auch aus dieser Abtheilung des Thierreichs den Kochtöpfen der Monbuttu reichliche Beiträge zufliessen müssen.

Während den Weibern fast ausschliesslich die Bestellung des Bodens und Herrichtung des Eingeernteten zufällt, verbringen die Männer, so lange sie weder durch Jagd, noch durch Kriegszüge von Hause ferngehalten werden, ihre Tage in Müssiggung; Taback rauchend findet man sie zu früher Morgenstunde in behäbiger Ruhe auf ihren schönen Raphia-Bänken und im Schatten der Oelpalme beschaulich dasitzen, die Beine lang vor sich hinstreckend und mit dem einen Arme gestützt auf dem als Lehne dienenden Holzgestelle in ihrem Rücken. Die Mittage verbringen sie in Gesellschaft von Freunden in offenen kühlen Hallen, welche als gemeinschaftliche Versammlungsplätze dienen. Lebhaft gestikulirend tauschen sie ihre Gedanken aus, ihre Geberdensprache besitzt manche Eigenthümlichkeit, so z. B. die Gewohnheit als Ausdruck des Staunens die Hand vor dem geöffneten Mund zu halten, etwa wie wir es beim Gähnen thun.

Wie bei den meisten Bewohnern Afrika's wird die Töpferei, das Schmiedehandwerk ist naturgemäss auf die Männer beschränkt, ausschliesslich von Weibern ausgeübt, mit den Künsten der Holzschnitzerei und Korbflechterei sind beide Geschlechter vertraut. Musikalische Instrumente werden nie von Weibern gehandhabt.

Die allgemeine Begrüssungsformel in der Monbuttusprache lautet „gassïggi“ unter Darreichung der Rechten und Schnalzenlassen der Finger. Beide Geschlechter verkehren anscheinend in einem hohen Grad von Zwangslosigkeit mit einander. Im Gegensatz zu dem züchtigen und zurückhaltenden Wesen der Niam-Niam-Frauen sind hier die Weiber ausnahmslos von einer überraschenden Zudringlichkeit und Ungenirtheit. Die Monbuttuweiber fielen mir tagtäglich durch ihr vorlautes Gebahren ausserordentlich zur Last, verfolgten mich in grossen Trupps bis in die tiefsten Dickichte der Wälder auf botanischen Excursionen, bald umlagerten sie schaarenweise mein Zelt, bald belästigten sie mich beim Baden im schattigen Bach mit ihren neugierigen Blicken. Ihren Männern gegenüber beanspruchen sie einen hohen Grad von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Das Verhältniss der ersteren zu ihnen gab sich deutlich zu erkennen, so oft sie um den Verkauf irgend einer Merkwürdigkeit angegangen, mir erwiederten: „Frage meine Frau, der gehört es.“

Die Vielweiberei scheint in diesem Lande schrankenlos zu sein. Auch auf die eheliche Ehre giebt der Monbuttu wenig, wie mich davon als täglicher Zeuge im Lagerleben der Nubier zu überzeugen Gelegenheit fand. Da gab es Weiber, welche vor aller Welt, und selbst in voller öffentlicher Versammlung, sich nicht entblödeten vermittelst einer obscönen Fingersprache und unter Geberden von mehr als plastischer Natur die schamlosesten Anträge an den Fremden zu richten. Es überraschte mich dies um so mehr bei einem Volke von der Culturstufe der Monbuttu wahrzunehmen, nachdem ich bisher bei den wildesten Negervölkern Solches nirgends bemerkt hatte. In wie vortheilhaftem Lichte dagegen erschienen die Bongo-Frauen, welche ihren Männern gegenüber doch eine durchaus nicht sclavische Stellung einnehmen. Mehr als leicht gekleidet erschienen diese laubumgürteten Gestalten dennoch geschützt durch jene Schamhaftigkeit und Würde, durch welche wir uns genöthigt finden, die Capitolinische Venus oder jene von Milo mit züchtigem Auge zu betrachten. Ganz anders dagegen präsentiren sich die fast vollständig nackten Monbuttuweiber, denn ihnen gereicht nicht einmal die Naivität des allerniedrigsten Naturzustandes zur Entschuldigung.

Die Weiber haben die Gewohnheit, sich ausschliesslich einfüssiger Schemel zu bedienen, nur die Männer sitzen auf Bänken. Wenn sie einen Besuch machen, oder zur allgemeinen Versammlung erscheinen wollen, lassen sie sich von Sclaven die Sitze nachtragen, da kein Monbuttu gewohnt ist auf dem flachen Boden zu sitzen, auch wenn derselbe zuvor mit Matten bedeckt wurde.

Grosse Sorgfalt scheint dieses Volk auf die Bereitung seiner Speisen zu

verwenden, hier in Inner-Afrika ein untrügliches Merkmal von hoher Stufe der äusseren Cultur. Die meist unreifen Früchte der Banane und der allerorten mühelos angebaute Maniok ersetzen ihnen das fehlende Korn. Die Behandlung des Maniok ist bei ihnen dieselbe, wie in Südamerika, um das Stärkemehl (Tapioka) daraus zu gewinnen. Als Gewürze dienen ihnen Capsicum, der Malaguetta-Pfeffer, und die Früchte zweier unbeschriebenen Solaneen, (für die ich bedaure, den Namen S. anthropophagorum nicht wählen zu können, weil derselbe für eine Pflanze der gleichfalls Menschen fressenden Fidschiinsulaner (cannibal salade) bereits von Seemann vergeben ist, welche einen abscheulich widerwärtigen Geschmack besitzen, der weder an den der Tomate noch an Melonzanen erinnert). Auch Pilze sind bei Zubereitung der Saucen allgemein in Gebrauch. Diese lässt man faulen, dann trocknen, um schliesslich in pulverisirtem Zustande den Beispeisen zngemengt zu werden.

Alle Speisen werden mit dem Oel der Oelpalme versetzt. Das ungereinigte durch Auspressen der frischen Fruchthülse gewonnene Palmöl ist von hochrother Farbe und dicker Consistenz; es besitzt in den ersten Tagen einen angenehmen Geschmack, der indess nach kurzer Zeit unangenehm ranzig wird. Aus den Kernen wird über dem Feuer nachträglich ein schlechtes und brenzliches Oel gewonnen, welches als Beleuchtungsmittel Verwendung findet. Von anderen vegetabilischen Fetten liefern den Monbuttu Erdnüsse, Sesam nnd die Frucht eines Waldbaums (Lophira alata) reichliche Vorräthe. Aus den fetten dicken Leibern der weiblichen Termiten sieden sie ein helles durchscheinendes und nicht übel schmeckendes Fett.

Von allgemeinstem Gebrauch indessen ist bei ihnen das Fett der Menschen; dies führt unsere Betrachtung zu dem Inbegriff aller ihrer culinarischen Genüsse. Der Cannibalismus der Monbuttu übertrifft den aller bekannten Völker in Afrika. Da sie im Rücken ihres Gebietes von einer Anzahl völlig schwarzer auf niedrer Culturstufe stehender und daher von ihnen verachteter Völker umgeben sind, so eröffnet sich ihnen daselbst die willkommne Gelegenheit auf Kriegs- und Raubzügen sich mit hinreichend grossen Vorräthen an dem über Alles geschätzten Menschenfleische zu versorgen. Das Fleisch der im Kampf Gefallenen wird auf der Wahlstatt vertheilt und in gedörrtem Zustande zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Eingefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelheerde, um sie später einen nach dem andern als Opfer ihrer wilden Gier fallen zu lassen. Die erbeuteten Kinder verfallen als besonders delicate Bissen der Küche des Königs. Es ging während unseres Aufenthaltes bei Munsa das Gerücht, dass für ihn fast täglich kleine Kinder eigens geschlachtet würden. Jedenfalls bot sich den Blicken der Fremden nur sehr selten Gelegenheit dar, Augenzeuge von Mahlzeiten der Eingeborenen zu sein. Mir selbst sind nur zwei Fälle bekannt, wo ich die Monbuttu mitten bei der Arbeit überraschte, Menschenfleisch als Speise herzurichten. Das eine Mal stiess ich auf eine Anzahl junger Weiber, wie sie eben damit beschäftigt

waren, vor der Thür ihrer Hütte auf dem geglätteten Estrich von Thon die ganze untere Hälfte eines Cadavers durch Brühen mit kochendem Wasser von seinen Haaren zu säubern, ein anderes Mal fand ich in einer Hütte den noch frischen Arm eines Menschen über dem Feuer hängend, um ihn zu dörren und zu räuchern. Sichtbare Spuren und untrügliche Anzeichen von Cannibalismus fanden sich übrigens auf Schritt und Tritt in diesem Lande. Eines Tages als ich in Gesellschaft Mohammeds allein bei Munsa weilte, brachte Ersterer geflissentlich die Rede auf Menschenfleisch, und interpellirte den König geradezu mit der Frage, er möge angeben, weshalb gerade jetzt, wo wir im Lande wären, keine Menschen geschlachtet würden. Munsa erklärte offen, er wisse, es sei dies für uns ein Greuel und deshalb würde alle Menschenfresserei, so lange wir anwesend seien verheimlicht. Ueberhaupt lag es durchaus nicht im Zuschnitt der Sitten dieses Volkes die Mahlzeiten mit Fremden zu theilen. Die unsere Caravane begleitenden Bongo und Mittu waren von vornherein bei ihren Mahlzeiten ausgeschlossen, weil sie als nicht beschnitten als „Wilde" galten, die Nubier wiederum verzichteten ihrerseits aus unverholenen religiösen Gründen auf eine derartige Gemeinschaft von Menschenfressern. Die Monbuttu sind in weit höherem Grade dem Cannibalismus ergeben als die Niam-Niam.

Sie bieten nicht das erste Beispiel der Art, dass oft gerade Völker Anthropophagen sind, welche sich durch eine auffällig hohe Culturstufe von solchen unterscheiden, die den Genuss von Menschenfleisch verabscheuen (Fidschi Insulaner, Caraiben). Ich brauche nicht die Erzählungen der nubischen Söldner wiederzugeben, welche mir von ihren persönlichen Erlebnissen auf den in Gemeinschaft mit den Monbuttu gegen jene Neger im Süden der Monbuttu unternommenen Raubzügen erzählten, wie Menschenfett gewonnen wird, wie das Fleisch auf langen Gestellen über dem Feuer gedörrt und wie es als Speise zubereitet zu werden pflegt, und dergleichen mehr. Ich brauche nur auf die grosse Sammlung der ihren Mahlzeiten entlehnten Schädel aufmerksam zu machen, die ich Stück für Stück um Kupfer erstand und die gegenwärtig dem anatomischen Museum zu Berlin einverleibt worden sind, um die Wahrheit meiner Angabe zu verbürgen, dass der Cannibalismus der Monbuttu seines Gleichen suche in der ganzen Welt. Und doch sind die Monbuttu eine edlere Race von Menschen, in einem Grade begabt von Verstand und Vernunft, wie wenige Bewohner der afrikanischen Wildnisse; Menschen, die Urtheilskraft besitzen, mit denen sich vernünftig reden lässt und die auf das, was man sie fragt, eine vernünftige Antwort zu geben wissen, wie denn auch die Nubier, welche einige Jahre bei ihnen gelebt haben, nicht genug des Rühmenden zu berichten wissen von ihrer Zuverlässigkeit im freundschaftlichen Verkehr, wie von ihrer im Staatsleben offenbarten Ordnung und Sicherheit aller Verhältnisse. Einer Vermuthung, welche sich mir auf meiner Reise zu wiederholten Malen aufdrängte, finde ich auch in Bernh. de St. Pierre's Études de la nature Ausdruck gegeben, indem er sagt, dass Hundeessen der erste Schritt zum

Cannibalismus sei. Diejenigen Negervölker, welche den grössten Abscheu vor Menschenfleisch an den Tag zu legen schienen, waren auch zugleich dieselben, unter denen mir die Versicherung häufig entgegentrat, dass sie bereit seien lieber Hungers sterben zu wollen, als das Fleisch von Hunden zu geniessen.

Auch hinsichtlich ihrer kriegerischen Tüchtigkeit verlauteten Ansichten, welchen zufolge die Nubier den Monbuttu ein Uebergewicht über sich selbst zu erkennen zu geben schienen. Oft stritten die bei Munsa ansässigen Soldaten mit ihren Genossen über diesen Punkt. „Du fürchtest dich nicht vor ihnen, ich fürchte die Monbuttu, ja ich sage Dir, dass man sich allerdings vor ihnen fürchten muss", waren ihre Worte. Die Monbuttuwaffen haben übrigens vor einigen Jahren einen Strauss mit den Chartumer Elfenbeinhändlern zu bestehen gehabt. Ein Jahr vor dem Abu Ssamat, welcher sich bis dahin auf die Niam-Niam-Gebiete Nganje's und Uando's zu beschränken pflegte, durch eigens von Munsa abgesandte Boten zu einer Ausdehnung seiner Unternehmungen nach Süden aufgefordert wurde, hatte der nubische Anführer Abderachman Abu Gurun, welcher von den Territorien Kifa's aus gen Südosten zu den Monbuttu vordringen wollte, nördlich vom Uelle einen Angriff durch feindliche Monbuttuschaaren zu bestehen, die ihm den Eintritt in ihr Gebiet verwehren wollten.

Damals herrschte noch Munsa's Vater Tikibo über den gesammten Monbuttustaat, und eine Schwester des jetzigen Königs, die inzwischen gestorbene Nalengbe lebt noch heute in Aller Erinnerung fort, weil sie obgleich ein Weib, dennoch in voller Waffenrüstung mit Schild und Lanze und umgürtet vom Rokko der Männer mit grosser Bravour damals an der Spitze der Monbuttuschaaren gefochten, welche zum ersten Male die Wirkung der Feuerwaffen an sich zu erproben hatten; ich traf Augenzeugen aus jener Zeit, welche mir von der Tapferkeit der merkwürdigen Amazone Wunderdinge zu berichten wussten. Abu Gurun vermochte jenes Jahr die Monbuttulande nicht zu erreichen, sondern musste mit empfindlichen Verlusten den Rückweg einschlagen. Erst im folgenden Jahre 1867 kam Mohammed Abu Ssamat, vom König selbst eingeladen, als erster Entdecker von Monbuttu in's Land und über den Uelle vordringend eröffnete er auf friedlichen Grundlagen seinen bis dato durch keinen Conflict gestörten Elfenbeinhandel.

Die Macht des Königs erstreckt sich bei den Monbuttu auf viel weitere Gerechtsame als solche den Niam-Niamfürsten zu Gebote stehen, denn hier werden Abgaben von den Bodenproducten ausser dem stets monopolisirten Elfenbein regelrecht erhoben. Ein Tross von Trabanten umgiebt ausser der speciellen Leibwache beständig den Herrscher, und gross ist die Anzahl der Beamten und Ortsvorsteher, welche in den einzelnen Districten des ausgedehnten Landes die königliche Macht zur Geltung bringen. Als Unterhäuptlinge fungiren unter Munsa dessen Brüder Isingerria, Mumeri und Numa. Munsa verlässt nie seine Residenz ohne von einem Tross mehrer Hunderte umgeben zu sein. Paukenschläger, Hornbläser und Leute mit grossen eiser-

nen Glocken eröffnen alsdann den königlichen Zug. 80 Frauen von jugendlichem Alter gehören zur intimen Umgebung des Königs und bewohnen mit den Sclavinnen, die zu ihrer Bedienung angestellt sind, ebenso viele Hütten, die in einem weiten Kreise um die königlichen Palasthallen und Privatwohnungen erbaut sind. Sie umschliessen einen weiten wohlgesäuberten freien Platz, auf welchem die rothe Erde festgestampft und geglättet einen schönen Contrast zu dem tiefen Grün der Oelpalmen, Brodfruchtbäume, Cordien, Cecropien und anderen Bäumen darstellt, welche ihn stellenweise beschatten. In grossen bahnhofsähnlichen Hallen versammelt Munsa die Vornehmen des Volks zur Rathsversammlung, dort ertheilt er zu gewissen Tageszeiten Audienz und ab und zu werden daselbst Feste mit Tanz und Musik in grossartigster Weise gefeiert. Zu einem solchen Feste gestaltete sich der feierliche Empfang den er mir bereitete. [1])

Die königlichen Frauen zerfallen entsprechend den Altersstufen und nach ihrer ehelichen Anciennität in mehrere Klassen.

Die Aelteren bewohnen in einigem Abstande von der Residenz eigene Dörfer, denn ihre Anzahl steigt in die Hunderte, da Munsa ausser seinen eigenen Weibern erster und zweiter Klasse, auch die ererbten Frauen seines Vaters und selbst die eines verstorbenen Bruders zu verpflegen hat.

So oft er des Nachts seine Privatwohnung verlässt, um seinen Frauen Besuche abzustatten, erschallt lauter Jubel der Trabanten mit Pauken und Hörnerklang. Man hört alsdann die Monbuttuhymne schallen; „ih, ih, Munsa tschupi, tschupi ih". Augenzengen wollen behaupten gesehen zu haben, dass bei nächtlicher Weile der König aus einem der Frauenhäuser in das andere gegangen sei, ohne sonderlich lange in den einzelnen verweilt zu haben. Das geschieht alsdann im strengsten Incognito und unter dem Deckmantel der Nacht. Zu seiner Hofhaltung gehören ausser den Trabanten eine ganze Anzahl zu bestimmten Diensten verwandter Männer. Er hat seine eigenen Kammermusici (Hörnerbläser und Trompeter), deren Productionen von grosser Ausdauer und Mühe bei den einstudirten Piecen zeugten, Eunuchen und Spassmacher, Bänkelsänger und Tänzer, die bei festlichen Versammlungen zur allgemeinen Kurzweil dienen und den Glanz seines Hofes vermehren. Eine Art Ceremonienmeister sorgt für die Ordnung in den Versammlungen des Volkes. Unterbeamte desselben halten unter Anwendung des Stocks die Zudringlichkeit der Jugend fern.

Die Privatwohnung des Königs besteht aus einer Gruppe von verschieden grossen Hütten, gleich einer Seriba umfriedigt von einem Palissadenzaun, und von wohlgepflegten Baumpflanzungeu beschattet. Einer jeden seiner täglichen Verrichtungen ist hier eine eigene Hütte eingeräumt.

Ausschliesslich für die Bereitung seiner Küche ist immer eine seiner

[1]) Vergl. Gartenlaube XIX. S. 50—52.

Frauen beordert, welche sich in bestimmten Zeiträumen zu diesem Zwecke untereinander abzulösen haben.

Munsa pflegt ausschliesslich für sich und allein zu speisen, Niemand darf den Inhalt seiner Schüssel zu sehen bekommen und Alles, was er übrig lässt, wird in eine eigens dazu bestimmte Grube geschüttet. Alles, was der König berührt hat, gilt als unantastbares Heiligthum, nicht einmal von dem Feuer, welches vor seinem Sitze brennt, dürfen die Gäste eine Kohle nehmen, um sich die Pfeife anzustecken; es wurde behauptet, ein solcher Versuch würde als Majestätsbeleidigung betrachtet und vom Könige sofort mit dem Tode bestraft werden.

Mir wurde die Vergünstigung zu Theil, an der Seite des Ceremonienmeisters die innere Einrichtung der Königlichen Hofburg in Augenschein zu nehmen. Man führte mich der Reihe nach durch eine Anzahl kleiner Hütten, welche die Garderobe des Königs enthielten. In der einen gewahrte ich nichts als Hüte und Federschmuck in tausenderlei Formen.

Dann folgte eine Hütte, wo sich bündelweise Civetten- und Genetten-, Potamochoerus- und Giraffenschwänze, Felle und tausenderlei der seltsamsten Zierrathen, die der Herrscher zu tragen pflegt, aufgehängt fanden. Zu langen Schnüren aufgereiht sah man die Zähne von selten erbeuteten Thieren hängen, z. B. Reisszähne des Löwen, davon ich über 100 zählte in einer Reihe, gewiss ein kostbares von Vater auf Sohn überkommenes Erbstück. Hier war es, wo ich zuerst Felle des Galago Demidofii antraf, einer bisher nur in Westafrika beobachteten Thierart.

In einer kleinen Kegelhütte zeigte man mir das Heiligthum des königlichen Aborts, des einzigen in seiner Art, der mir in Central-Afrika zu Gesicht gekommen ist. Er entsprach im Allgemeinen den in türkischen Häusern wahrgenommenen Einrichtungen. An einem anderen Tage ward ich durch die königlichen Rüstkammern geführt, um mir von den dort aufgehäuften Schätzen nach Belieben die von mir als Gegengeschenk geforderten Seltenheiten selbst aussuchen zu dürfen.

Die hier vorhandenen Waffenvorräthe bestanden hauptsächlich aus zusammengeschnürten Packen von 200—300 Lanzen, die im Falle eines Kriegsausbruchs zur Vertheilung an die waffenfähige Mannschaft bestimmt sind, auch Säbelklingen und Hackmesser, wie sie die Monbuttu-Krieger führen, sah man da haufenweise aufgeschichtet. Dies war auch der Ort, an welchem die Prunk- und Luxuswaffen, die bei festlichen Gelegenheiten in den Palasthallen des Königs ausgestellt zu werden pflegten, aufbewahrt wurden. Letztere bestanden hauptsächlich aus riesigen Lanzen, Schaft und Spitzen aus reinem Kupfer geschmiedet.

Nicht ohne Einspruch von Seiten der mich begleitenden Beamten wählte ich mir eine Anzahl der schönsten Exemplare aus; ich musste nachträglich an die königliche Freigiebigkeit eigens appelliren, um diese Stücke behalten zu dürfen.

Die Vorrathskammern und Kornmagazine befinden sich unter wohlgezimmerten und regendichten Dächern. In den verschiedenen Gemächern derselben verbringt Munsa einen Theil seiner den öffentlichen Geschäften gewidmeten Tageszeit, die Eintheilung und Anordnung der Vorräthe selbst überwachend.

Aus allen diesen Angaben wird einleuchten, dass die Monbuttu einen monarchisch constituirten Staat darstellen, wie es nur wenige von gleicher Bedeutung in Central-Afrika giebt.

Das halb mythische Reich des mächtigen Muatajamwo, dessen Einfluss sich ohne Zweifel, wie aus den mancherlei Einrichtungen hervorgeht, bis auf die Monbuttuländer erstreckt hat, mag für die dortigen Einrichtungen in gewisser Hinsicht vorbildlich gewesen sein. Als Thatsache dürfte anerkannt werden, dass die Monbuttu unter allen Völkern Central-Afrika's, die man kennt, diejenigen sind, welche ohne den geringsten Einfluss von christlicher oder muhamedanischer Welt erfahren zu haben, in äusserer Cultur die höchste in diesen Welttheilen erreichbare Stufe einnehmen. Ihre hervorragenden Merkmale zeigen, dass sie einer Gruppe von Völkern sich anschliessen, welche den innersten Kern von Afrika bewohnen, und welcher für die Erdkunde erst an seiner äussersten Peripherie aufzudämmern beginnt.

Die von Livingstone besuchten Manuyema und die Muatajamvo-Staaten der portugiesischen Handelszüge bilden jetzt die südwestlichen und südöstlichen Grenzen dieses immensen Gebiets, das an Flächenraum dem halben europäischen Russland gleich kommt.

Racelich unterscheiden sich die Monbuttu zunächst von allen bekannten Völkern Central-Afrika's durch ihre hellere Hautfarbe, deren Grundton der des gemahlenen Kaffees ist, und hierin liegt bereits ein grosser Unterschied von den Niam-Niam, welche im grossen Ganzen um mehrere Schatten dunkler gefärbt sind, und für welche die Farbe der Tafel-Chocolate oder der reifen Olive als typisch angesehen werden kann. Der Reisende wundert sich, bei allen Völkern Afrika's der Hautfarbe nach schwarze, rothe und gelbe Individuen zugleich anzutreffen, während doch in Asien die gelbe Race oder die Rothhäute Amerika's überall eine mehr gleichartige Tiefe der Hautfarbe sowohl, wie auch nur eine Art des Farbentons zur Schau tragen. Auch bei den Marghi beobachtete Barth eine gleiche Verschiedenheit der Farbentiefe. Er sah schwarze, kupferrothe (rhabarberfarbig, wie er sie im Gegensatz zu der einer Milchocolate vergleichbaren Färbung nennt) aussehende Individuen.

Falsch wohl dürfte seine Vermuthung sein, als sei eine Mischung der alleinige Grund der Mannichfaltigkeit, denn es scheint ein eigener Vorzug der mit rothem Grunde der Hautfarbe ausgestatteten Afrikaner zu sein, dass ihre Haut eine sehr grosse Verschiedenheit in der Farbentiefe darthut.

Von den Niam-Niam unterscheiden sie sich auch noch durch geringere Muskelfülle der Glieder, was indessen nicht den Eindruck der Schwächlich-

keit hervorruft und bei gleicher Fülle des Haupthaares, wie jenen eigen, durch einen weit stärker entwickelten Bartwuchs.

Nach den Hunderten zu urtheilen, welche alltäglich mein Zelt und meine Hütten zu umstehen pflegten, um das Wunder eines weissen Mannes mit schlichten Haaren anzustaunen, nach den Tausenden zu schliessen, welche auf diese Art, während der bei Munsa verlebten Wochen meinen Blicken sich darboten, müssen wenigstens 5 pCt. der Bewohner blondhaarig[1]) sein.

Diese Letzteren erschienen indess stets mit dem fein gekräuselten Wollhaar der sogenannten Negerrace ausgestattet, zugleich als die am lichtesten gefärbten Menschen, welche mir, seitdem ich Unterägypten verlassen, vor die Augen gekommen waren.

Dass hier mit einer Verringerung des Hautpigmentes zugleich ein Lichterwerden der Haarfärbung verknüpft ist, stellt diese Race in einen gewissen Gegensatz zu allen lichter gefärbten Bewohnern des nördlichen Theils von Afrika, mit alleiniger Ausnahme der Marokkaner, bei welchen Blondhaarige vorkommen.

Der physiognomische Ausdruck der Schädelbildung erinnert hier in vieten Fällen an den typischen Charakter der semitischen Völker. Namentlich ist es die Nasenbildung, die von der gewöhnlichen Form der Negerracen häufig durch ihre grössere Länge auffallend abzuweichen scheint. Der Albinismus der Einzelnen scheint in manchen Fällen mit einem Schielen ihrer Augen verknüpft zu sein.

Alle diese Racenmerkmale scheinen auf eine Verwandtschaft mit der grossen Völkergruppe der Fulbe hinzudeuten, und als solche zählen die Monbuttu vielleicht unter die Zahl der Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus. Dies wäre indess nur eine vage Vermuthung, stände derselben nicht die wichtige Thatsache zur Seite, dass die Fulbe östlichen Ursprungs sind, wenn schon ein Theil derselben in historischer Zeit vom Senegal sich nach Osten gewandt haben[2]).

Barth betrachtet die Race der Fulbe als ein Mittelding einerseits zwischen den Arabern und Berbern, andererseits zwischen den Berbern und Negern, und dieser Vergleich trifft auch für die Monbuttu zu, bleibt indess von allzu vager Begrenzung, um hier weiter in Betracht gezogen werden zu können.

Durch Verlust aller meiner Sprachproben, die ich mit grosser Mühe und doppelter Verdollmetschung von den Monbuttu eingesammelt, sehe ich mich leider ausser Stande hinreichenden Aufschluss über ihre Sprache zu ertheilen. Ich kann daher nach den wenigen Proben, die mir geblieben, nur so viel sagen, dass die Monbuttusprache dem grossen Sprachstamme Afrika's nörd-

---

[1]) Dieses Blond ist nicht dem unsrigen vergleichbar und erscheint von unreiner, wie mit Grau gemischter Färbung.

[2]) Ich denke hierbei durchaus nicht an eine Brücke, um die von Eichwaldt vermuthete Verwandtschaft mit den Malayen zu befürworten und seinem angeblich in Gestalt von Meroe dargebotenen Bindegliede ein neues hinzufügen zu wollen.

lich vom Aequator, sich anreihe; ein grosser Theil der Monbuttuwörter gehört nachweislich speciell zur nubisch-lybischen Sprachgruppe [1]).

In noch grösseren Gegensatz als durch die Hautfarbe stellen sich die Monbuttu zu sämmtlichen Nachbar-Völkern durch ihre Tracht. Dies scheint das Land der unumstösslich hergebrachten Mode zu sein, welche das einförmige Niveau unserer modernen Cultur über alle Klassen der Bevölkerung gezogen hat.

Die Männer bekleiden sich, und nur diese, nach einer weit in Central-Afrika verbreiteten Sitte, mit grossen Stücken der Rinde eines Feigenbaums, welcher durch Bearbeitung ganz das Aussehen von dichtem Gewebe ertheilt wird; durch einen Gürtelstrick zusammengehalten, bedeckt ein solches Rindenstück in seltsamen Faltenwurf den ganzen Körper von den Knieen bis zur Brust.

Die Frauen dagegen gehen fast vollständig nackt, indem sie nur ein handgrosses Stück Bananenlaub oder ein ähnliches Stück Rindenzeug in der Schamfuge an ihrer Lendenschnur befestigen, ausserdem aber den ganzen Körper auf das Sorgfältigste mit einem schwarzen Safte zu bemalen pflegen, welcher einer Gardeniafrucht entnommen ist. Während die Weiber der mit ihrer Nacktheit, als einem Vorzuge der Männlichkeit, sich brüstenden Dinka schamhaft vorn und hinten mit zwei langen Fellen umhüllt erscheinen, die Bongo- und Mittufrauen stets grünes Laub im Gürtel zu tragen pflegen und ein

[1]) Nach dem Urtheile Prof. Reinisch's, welches sich auf eine Confrontirung folgender Monbuttuworte mit den anderen aus den Sprachen der genannten Gruppe stützt:

„memmeh die Ziege,
na-éggu das Wasser,
na-tēlu das Kupfer,
nessi der Hund,
kissingá die Insel,
nōro Gott“.

Andere Worte dieser Sprache sind:

Mais nendóh,
Jams n'eggu
Sesam mbellemó,
Taback e-Tóbbu,
Zuckerrohr natōlu,
Schwein na-pāso,
Huhn na-áre oder naále,
Schimpanse nosó,
Kamm neggegó,
Dorf nabánda,
Farbholz nongú,
Colanuss nanguēh,
(dies zugleich der allverbreitete Schmerzenslaut der Monbuttu, „au, au“ der Niam-Niam)
ist nicht: hosánna,
wie heisst du? ani rukodássi oder ani rukássi?
habt ihr Hühner? nāale miru?

Schurz von Fellen die Niam-Niamweiber umgiebt, verzichten gerade die Weiber der unter allen Völkern des von mir bereisten Gebietes am sorgfältigsten gekleideten Monbuttu fast auf jede Körperbedeckung.

Die Frauen tragen indess, wenn sie ausgehen, einen fussbreiten Streifen über dem Arm geschlagen, welchen sie beim Niedersetzen quer über den Schooss legen. Diese Streifen bestehen aus einem Gewebe gröbster und dauerhaftester Art. An Sattelgurte erinnernd, bilden sie hier die ersten Versuche in der Kunst des Webens, sie dienen den Frauen auch dazu, ihre Kinder auf dem Rücken zu befestigen.

Tättowirte Figuren verlaufen bandartig in der Richtung der Achseln über Brust und Rücken, um individuelle Unterschiedsmerkmale abzugeben. Die mühsame Bemalung des Körpers mit Gardeniasaft bietet dem Beschauer eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der verschiedensten Muster. Bald sind es Sternchen und Malteserkreuze, bald Blumen und Bienen die dargestellt erscheinen, dann wieder finden sich streifenförmige Zeichnungen zebraartig über den ganzen Körper vertheilt, Tigerflecken und gescheckte Muster von unregelmässiger Form, marmorirte Adern und schachbrettartige Karrirungen und dergleichen. Jede Monbuttufrau sucht bei festlichen Zusammenkünften ihre Rivalin durch derartige Erfindungsgabe auszustechen. Die mit der beschriebenen Tinte ausgeführten Muster besitzen eine Haltbarkeit von zweitägiger Dauer, dann werden sie sorgfältig abgerieben und auf's Neue ersetzt.

Ganz abgesehen von der Bemalung der Frauen bedienen sich die Männer einer aus pulverisirtem Rothholz bereiteten Schminke, indem sie dasselbe mit Fett zusammengerieben gleichmässig über den ganzen Körper vertheilen und nicht wie die Niam-Niam durch flüchtige Bestreuung ungleiche Röthung des Körpers bewirken; auch der Rindenanzug wird mit diesem rothen Farbstoff durchtränkt. Die Haartracht ist bei Männern und Weibern dieselbe und besteht aus einem langen cylindrischen Chignon, welcher aus den Haaren des Scheitels und des Hinterkopfes geformt und durch ein Rohrgestell im Innern festgehalten wird, während am Vorderkopf die Haare in Gestalt dünner Fäden zusammengedreht in der Quere über die ganze Stirn, von Schläfe zu Schläfe, verlaufen und bis sum Scheitel hinauf ein Faden neben dem andern fest aneinander gelegt und dem Schädel angeschmiegt werden. Dieser letztere Theil des Kopfputzes, da zu demselben die eigene Haarlänge nicht immer ausreicht, wird in häufigen Fällen durch erborgtes Haar, von im Kriege Gefallenen oder da es auch Gegenstand des Handels im Lande ist, durch gekauftes, ersetzt. Die Männer setzen auf diesen Chignon einen Strohhut mit Federbusch, welcher keinen Schirmrand besitzt, und von cylindrischer Gestalt in vier Ecken ausläuft, während er an der Basis rund ist. Der an Hüten am meisten beliebte Schmuck besteht aus grossen Bündeln der feuerrothen Schwanzfedern des grauen Papageis oder aus der Länge nach durchgerissenen Falkenfedern, welche lang herunter flattern. Schirm und Hut sind in der diagonalen Richtung des Kopfes angebracht, schräg nach hinten überhängend. Dieser Kopf-

putz der Monbuttumänner erinnert auf das Täuschendste an denjenigen, dessen die Ischogofrauen in Westafrika sich bedienen. Im Monbuttulande dagegen pflegen die Frauen ausnahmslos ihren Chignon frei zu tragen, ohne Strohhut und bloss geziert mit kleinen Haarnadeln, auch mit Kämmen versehen, welche aus den Stacheln des Stachelschweins zusammengesetzt sind.

Diese Angaben characterisiren die äussere Erscheinung der Monbuttu zur Genüge, und wenn ich hinzufüge, dass die einzige Verstümmelung des Körpers in einer Durchlöcherung der inneren Ohrmuschel besteht, um einen fingerdicken Stab durchstecken zu können, so ist Alles gesagt, was die Mode in diesem Lande erheischt, und von welcher abzuweichen sich der Einzelne nicht erlauben darf. Weder ein Ausbrechen der unteren Schneidezähne, welches die schwarzen Völker der nördlichen Flussebenen characterisirt, noch das Spitzfeilen derselben, wie es bei den Niam-Niam Gebrauch ist, am wenigsten das Durchbohren der Lippen bei den Frauen der Bongo und Mittu findet in diesem Lande irgend welche Nachahmung. Wenn man von der im ganzen Lande geübten Beschneidung absieht, so ist die Durchbohrung des Ohrs, wie gesagt, der einzige Eingriff in die Natur, der den Monbuttu zulässig erscheint. Diese letztere Sitte gab Veranlassung zu der den Monbuttu von den Chartumer Elfenbeinhändlern anfänglich ertheilten Benennung, indem sie ihnen im Gegensatz zu den Niam-Niam im engeren Sinne (denn Niam-Niam ist im Sprachgebrauch der Sudanesen ein Collectivname für alle Menschenfresser, abgesehen von jeder racelichen Verschiedenheit) den Namen „Guru-Guru" beilegten (von gurgur durchlöchern).

Sehr complicirt ist die Bewaffnung der Monbuttukrieger, indem sie ausser Schild und Lanze auch Bogen und Pfeile mit sich führen, eine Zusammenstellung, welche wenigen Völkern von Afrika eigen ist. Ausserdem haben sie im Gürtel sichelartig gekrümmte Säbelmesser stecken; Andere bedienen sich spatelförmiger Hackmesser, deren Form und Grösse sehr verschieden sein kann. Das Wurfeisen der Niam-Niam ist im Lande der Monbuttu nicht gebräuchlich.

Die Monbuttu sind Bewohner derselben rothen Eisenerde[1]), welche sich vom Gazellenflusse aus über einen grossen Theil von Central-Afrika zu erstrecken scheint. Das Schmiedehandwerk nimmt daher unter ihren Kunstfertigkeiten eine hervorragende Stellung ein, und sie übertreffen in demselben alle übrigen Völker des von mir bereisten Gebiets, während die übrigen Zweige ihrer Gewerbthätigkeit allen Vergleich mit ihnen ausschliessen, selbst die muhamedanischen Völker Nord-Afrika's nicht ausgeschlossen. Die Gewinnung des Eisens (ein Röstungsprocess der einfachsten Art aus dem allverbreiteten Brauneisenstein) ist dieselbe, wie ihn alle Reisenden in den verschiedensten Theilen von Afrika bereits geschildert haben. Dieses gilt namentlich für die ursprüngliche Einfachheit ihres Gebläseapparates, welcher,

---

[1]) Raseneisenstein recentester Art.

da die Einrichtung eines Ventils fehlt, wie im übrigen Central-Afrika auch hier stets aus zwei Thongefässen zusammengesetzt sein muss, um einen continuirlichen Luftstrom hervorbringen zu können. Die Monbuttu-Schmiede bedecken die Oeffnungen der Thongefässe (zum Luftpumpen) mit abgebrühtem Bananenlaub, welches in diesem Zustande eine seidenartige Geschmeidigkeit annimmt, während die anderen Völker dieselben mit weichen Häuten überziehen. Kneifzangen, Feilen und Hämmer unserer Art fehlen ihnen, dennoch sind die Monbuttu-Schmiede ihren nachbarlichen Concurrenten durch die Anwendung anderer Werkzeuge überlegen, welche eine sorgfältigere Bearbeitung des Eisens ermöglichen. Sie sind die Einzigen, welche statt eines Amboss von Stein zum Hämmern sich eines solchen von Schmiedeeisen, wenngleich en miniature, bedienen. Vermittelst des Meissels wird hier eine jede Waffe in der Contour geformt und durch Hämmern die nöthige Schärfung hervorgebracht. Unsere Feilen ersetzt ihnen ein feinkörniger Sandstein oder eine Gneissplatte, auf welcher sie ihre Waffen wetzen und schärfen. Eine die Stelle des geprägten Geldes ersetzende Gestaltung wird dem käuflichen Eisen nicht gegeben, wie dies bei anderen Völkern der Fall ist. Weder Eisenplatte noch runde Spaten (Meloten) sind im Gebrauch; faustgrosse Eisenklumpen bilden das Rohmaterial, aus welchem der Künstler seine Waffen formt. Ihre Geschicklichkeit ist bewunderungswürdig und ihre Gewandtheit in kürzester Frist aus einem solchen Klumpen Spaten und Lanzen zu formen ohne Beispiel; in unserem Lager, wo ich sie häufig in Gemeinschaft der mitgebrachten Bongoschmiede arbeiten sah, konnte ich mich von ihrer ausserordentlichen Ueberlegenheit in dieser Kunst genugsam überzeugen.

Das Meisterstück eines Monbuttuschmiedes sind die feinen Eisenketten, die zur Zierde getragen werden, und welche, was Formvollendung und Feinheit anbelangt, mit unseren besten Stahlketten concurriren können. Der Process des Stählens ist ihnen natürlich unbekannt und die dadurch hervorgebrachte Härtung wird durch fortgesetztes Hämmern erzielt. Nach dem Urtheil von Sachverständigen brauchen diese Gebilde einer autochthonen Kunst den Vergleich mit Producten unserer gewöhnlichen Schmiede keineswegs zu scheuen. Das ursprünglich weniger durch einen vollständigen Schmelzungsprocess als vielmehr durch ein mühsames Zusammenschweissen der einzelnen Eisenpartikelchen gewonnene Material ist von vorzüglicher Homogeneität und Bildsamkeit.

Das Kupfer war den Monbuttu bereits bekannt und ihr König besass grosse Massen davon, bevor noch die ersten Nubier sein Land betraten. Da andere Verbindungen mit der muhamedanischen Welt vordem nicht bestanden haben, es sei denn ausnahmsweise bei Gelegenheit der angeblich im Jahre 1834 bewerkstelligten grossen Razzia der Furauis (vergl. Barth), so lässt sich nicht ohne Grund vermuthen, dass die Kupferminen von Angola oder andere aus den südwestlichen Theilen von Südafrika bis hierher ihre Schätze gespendet haben. Da fast alle künstlichen Zierrathen, die der Monbuttu an sich trägt,

von Kupfer hergestellt werden, so ist der Bedarf an diesem Metall kein geringer. Am häufigsten wird dasselbe in Gestalt klafterlang ausgezogener und flach geschlagener Drähte angewandt, um die Handhaben der Säbel und Messer, Lanzenschäfte, Bogen und dergleichen damit zu umwickeln. Von Kupfer und Eisen sind auch die agraffenartigen Klammern, welche theils um die Holzschilde gegen Spaltung und Risse zu schützen, theils um sie zu verzieren, angebracht werden. Lange Halsketten von Kupfer sieht man häufig, und Kupferbeschlag fehlt weder an den aus Büffelhaut geschnittenen Ringen, noch an den dicken Gürtelriemen. Die durch die Ohren gesteckten, ungefähr 10 Mm. langen und fingerdicken Stäbe sind auf gleiche Art verziert und überhaupt jeder Schmuck, an welchem sich Kupfer anbringen oder befestigen lässt. Vornehme Personen bestellen sich eigens aus Kupfer geschmiedete Prunkwaffen.

Alle übrigen Metalle dagegen ausser Kupfer und Eisen sind den Monbuttu absolut unbekannt. Sicherlich gilt dies für Silber und Gold. Der silberne Teller, den ich dem Könige geschenkt hatte, wurde als weisses Eisen erklärt und ein Unterschied des Metalls von meinen Blechgeschirren nicht wahrgenommen. Zinn und Blei haben die Monbuttu von den Nubiern als Merkwürdigkeiten gelegentlich geschenkt bekommen; beides war vordem in diesem Lande von Keinem gesehen worden. Es scheint indess aus einer Andeutung, die mir von meinen Niam-Niam zuging, sehr wahrscheinlich zu sein, dass in diesen Ländern Platin, angeblich in bohnen- und erbsengrossen Stücken (ein weisses Metall von der Härte des Eisens, welches so schwer sein soll wie das Blei, mit welchem sie durch die Kugeln der Nubier bekannt gemacht worden) stellenweise gefunden worden sei; es soll aber vor den Fremden mit abergläubischer Furcht verheimlicht werden. Da das Vorkommen der Diamanten im südlichen Afrika die Möglichkeit eines nachträglichen Fundes von Platin (im Glimmerschiefer etc.) sehr wahrscheinlich macht, so sehe ich mich durch keinen Grund gezwungen, den Werth dieser Angaben in Zweifel zu ziehen, da sie von Leuten ausgingen, die auf keinem andern Wege von der Existenz eines Metalles Kunde erlangt haben konnten, welches den Nubiern ebenso fremd ist wie ihnen selbst Gold und Silber.

Die unglaubliche Mannichfaltigkeit in den Formen ihrer Lanzen- und Pfeilspitzen lässt sich ohne beigefügte Abbildungen nicht erläutern, ich will hier nur darauf aufmerksam machen, dass die symmetrische Anordnung der einzelnen Widerhaken, Zacken und Dornen, die an ihnen in Menge angebracht zu werden pflegen, von tadelloser Vollendung erscheint. Unter den Lanzenspitzen herrscht die hastate Form vor, während bei den Pfeilen spatelförmigen Spitzen der Vorzug gegeben wird, um eine reichlicher blutende Wunde hervorzurufen, als spitze Pfeile zu erzeugen im Stande sind. Alle Klingen, Lanzen- und Pfeilspitzen sind bei Monbuttu und Niam-Niam mit Blutrinnen versehen, welche den Waffen der Bongo und Mittu etc. fehlen. Ein Kenner ist leicht im Stande bei der Besichtigung verschiedener Lanzen und Pfeile auf

ihre Provenienz schliessen zu können. Nach den feinen Details urtheilend, die sich in der Form verrathen, lässt sich diesen Verhältnissen in blossen Worten natürlich schwer ein klarer Ausdruck verleihen. Die Monbuttupfeile unterscheiden sich von allen anderen des Bongogebiets dadurch, dass sie an der Basis der Schäfte geflügelt sind. Diese Flügel werden aus Genettenholz, oft auch aus Stücken von Bananenblättern geschnitten. Der Bogen der Monbuttu ist im Allgemeinen denen der Bongo und Mittu in Form und Grösse entsprechend (1 Meter lang), und hat zur Sehne einen Strang von einfach gespaltenem spanischen Rohr. Ein eigenthümlicher Apparat zeichnet indess diese Bögen vor allen andern aus, indem zum Schutze des Daumens gegen den Zurückprall der Sehne, in Gestalt und von ähnlicher Grösse eines Weberschiffchens, ein ausgehöhltes Hölzchen angebracht ist; der Pfeil gleitet beim Zielen stets durch die mittleren Finger hindurch.

Die Pfeilspitzen werden vermittelst Bast an den aus dem festen Rohrgrase der Steppe geschnittenen Schäften befestigt und die Knoten, welche letztere aufzuweisen haben, lehrte eine teuflische Erfindung stets in der Art zu verwerthen, dass der oberste Knoten dicht unter der Pfeilspitze angebracht wird, wodurch hier ein Abbrechen um so leichter erfolgt, was man in der That bezweckt, um ein Herausziehen der an und für sich durch Widerhaken festgehaltenen Pfeilspitze umsomehr zu erschweren.

Die Vervollkommnung ihrer Werkzeuge befähigt die Monbuttu auch zu einer grösseren Entwicklung ihrer Kunstfertigkeit in der Holzschnitzerei. Sie sind das einzige Volk, welches mir in Afrika begegnete, selbst die heutigen Aegypter nicht ausgenommen, die den Gebrauch des einschneidigen Messers kennen, der Fortschritt in der Holzschnitzerei lässt sich daher hier durch die Anwendung solcher Messer erklären, deren Vortheil auf der Hand liegt, da die Unterstützung des Zeigefingers beim Schnitzen eine im detail sicherere Handhabung ermöglicht. Das zum Schnitzen verwandte Holz wird in der Regel dem riesigen Stamme einer Rubiacee (Uncaria) entnommen, dessen weiche und risselose Textur sich am meisten mit der unseres Pappelholzes vergleichen lässt. Das Fällen dieser riesigen Bäume, deren Stämme bei einem auf ungefähr 40′ Länge astfreien und gradlinigen Verlauf eine Dicke von 6—8′ Durchmesser erreichen, wird durch mühsames Aushauen mit ihren kleinen Beilen bewerkstelligt. Ihre Beile sind die nämlichen wie in ganz Afrika, und bestehen aus einem geschärften Eisenkeil, welcher durch das verdickte Ende einer knorrigen Keule gesteckt wird. Sie sitzen daher bei jedem Hiebe immer fester in ihrem Stiele, statt sich zu lockern wie die unsrigen. Die Zahl der zum Fällen solcher Baumriesen erforderlichen Hiebe steigt in die Tausende; dennoch sah ich im Urwalde nicht selten Stämme da liegen, die regelmässig wie mit einem Messer durchgeschnitten erschienen, was für das vorzügliche Augenmass dieser Wilden spricht und wodurch sich der Neger im Allgemeinen ebenso vortheilhaft vor dem Araber und Nubier auszeichnet, wie durch seinen Tonsinn und Tonverständniss. Den grösseren Klötzen wird

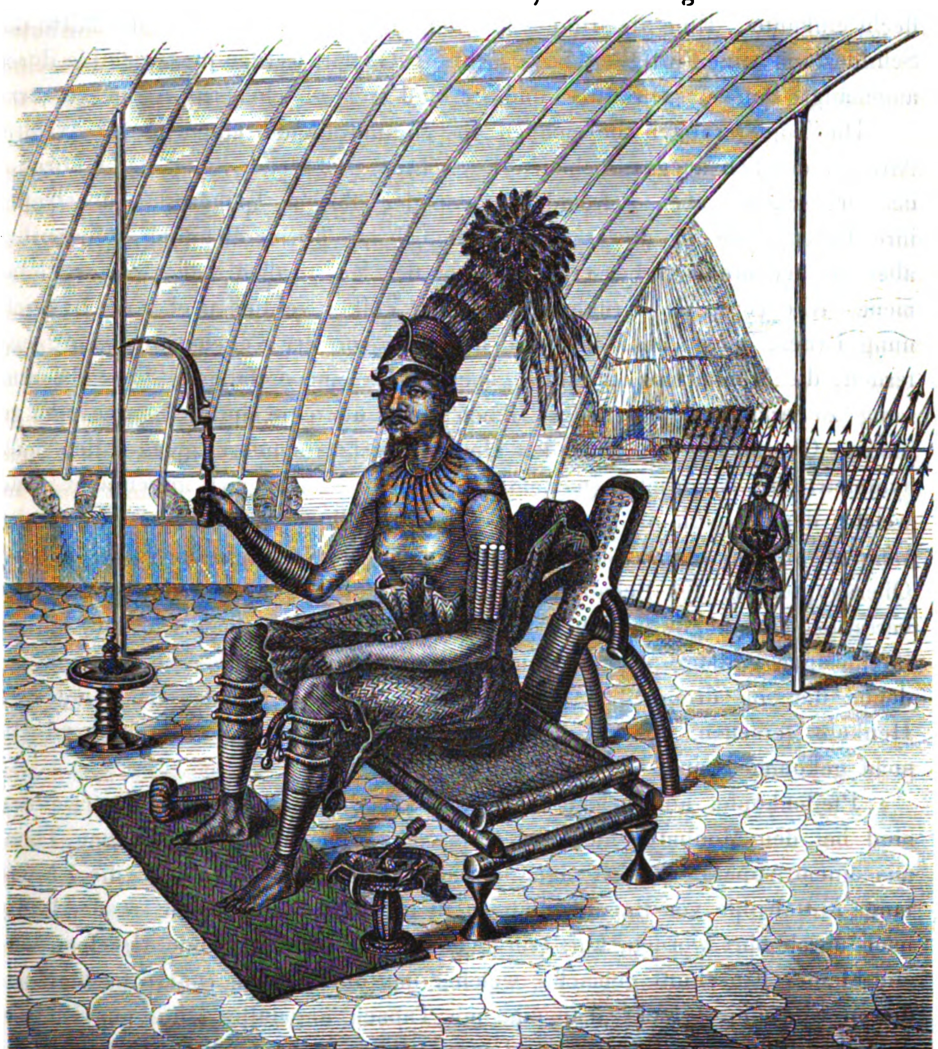
vermittelst einer Art Dechsel oder Fassbinderbeil die erste rohe Gestaltung gegeben. Ursprünglich weiss, schwärzt man die aus dem Holze der Uncaria gehauenen Gegenstände mit Hülfe des Feuers, oft aber auch allein durch Liegenlassen in dem schwarzen Humusmoder der Bäche, und sie nehmen später in Folge des Gebrauches stets eine förmliche Politur an.

Schüsseln, Schemel, Pauken, Böte und Schilde bilden den Hauptgegenstand dieser Industrie. Am unteren Schari, d. h. am westlichen kleineren Arme, sind gezimmerte und aus Planken zusammengenähte Böte im Gebrauch, hier am Uelle dagegen nur Kanoes aus einem einzigen Baumstamme gehauen, welche an Grösse und Formvollendung Nichts zu wünschen übrig lassen. Hier sah ich welche von 10 Meter Länge und 1,73 Meter Breite, auf welchen man ganz bequem Pferde und Rinder hätte übersetzen können. Die grossen Signalpauken, welche die Niam-Niam aus Baumstämmen formen, fehlen auch in keinem Monbuttudorfe. Aus einem Stück gehauen werden sie von vier oder auch von zwei Füssen gestützt, haben eine vierkantige Gestalt und sind der Art ausgehöhlt, dass nur ein enger Längsspalt als Schallloch dient. Die Wandungen eines solchen Paukenkastens sind rechts und links von ungleicher Dicke, um beim Anschlagen zwei verschiedene Töne von sich zu geben, deren Takt und rhythmischer Wechsel die erforderlichen Signale unterscheiden lässt. Ein ganz ähnliches Instrument findet sich von der afrikanischen Westküste im hiesigen königlichen Museum. Eine andere Art kleinerer Pauken ist von halbkreisförmiger Gestalt und flach zusammengedrückt, oben mit einem Henkel versehen und der Schallspalt ist bei dieser Art nach unten gerichtet, einer zusammengedrückten Glocke vergleichbar.

Die Schemel, deren Benutzung ausschliesslich den Frauen zusteht, sind in ihrer Form von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Gleichfalls aus dem Block geschnitzt (kein Volk in Central-Afrika versteht die Kunst einzelne Holztheile zusammenzufügen, d. h. es fehlt eine eigene Schreinerkunst) besteht dieser Schemel aus einer kreisförmigen Sitzscheibe, die etwas concav ausgehöhlt ist, aus einem zierlich geschnitzten Stiel und dem entweder gleichfalls kreisrunden oder polygonalen Fusse; hart am Rande der Sitzscheibe ist, um als Griff zu dienen, ein dreieckiger Einschnitt angebracht. In der Regel haben sie eine Höhe von 30—40 Cm. und sind von gewissen Schüsseln nicht zu unterscheiden, die hier zugleich als Tisch und als Teller dienen können. Holzschüsseln giebt es in jeder herstellbaren Grösse, als Waschgefäss diente mir eine solche von 2 M. Länge, welche mir der König geliehen hatte. Sie war von ovaler Gestalt, nicht sehr tief ausgehöhlt und am Rande mit vier Henkeln versehen. Andere Holzschüsseln haben zwei ringförmige Griffe, andere sind auf vier Füsse gestellt, an unsere modernsten Muster erinnernd. Auch bankförmige, langgestreckte Schemel mit vier Füssen sind im Gebrauch. Alle Geräthschaften der Niam-Niam und Monbuttu werden mit Füssen versehen, selbst die aus Rinde zusammengenähten cylinderförmigen Schachteln. Die gewöhnlichen Bänke der Männer aber werden ausschliesslich aus den

Blattschäften der Raphiapalme zusammengesetzt und sind ihrer Form nach stets dieselben; hierbei scheint allerdings ein Versuch zur Schreinerkunst gemacht Diese Monbuttubänke sind bei 1,5 M. Länge und entsprechender Breite von solcher Leichtigkeit, dass auf unseren Reisen ein Träger mit Bequemlichkeit deren sechs fortzuschaffen vermochte; dessen ungeachtet sind sie von fischbeinartiger Festigkeit. Die Art und Weise, in welcher die einzelnen Theile zusammengefügt erscheinen (Bänke und Häuser werden von den Monbuttu nicht mit Nägeln und Pflöcken gezimmert, sondern zusammengenäht, indem fein gespaltenes spanisches Rohr als Heftmaterial dient, welches auch hier seine unverwüstliche Zähigkeit eben so gut bewahrt, wie an unseren Rohrstühlen), bekundet viel Nachdenken und Ueberlegung.

Lehnen sind an den Sitzen der Monbuttu nicht angebracht, da sie trotzdem für ihren Comfort unentbehrlich sind, so bieten gesondert aufstellbare



König Munsa.

Krücken dafür einen Ersatz. Diese Lehnkrücken werden aus solchen Theilen eines jungen Baumes geschnitten, an welchen vier Aeste quirlartig ungefähr aus einem Punkte entspringen, man stellt sie alsdann in der Art auf, dass der Hauptstamm und zwei der Aeste die Füsse, die zwei anderen aber die Stützen für die Arme und den Rücken abgeben.

Die Schilde der Krieger werden mit dem Beil aus den dicksten Stämmen zugehauen, und sind von länglich viereckiger Gestalt, ein vollkommen ebenes und nur 2 Cm. dickes Brett und decken gewöhnlich $\frac{4}{5}$ der ganzen Körperlänge. Geflochtene Schilde sind bei den Monbuttu nicht im Gebrauch. Diese unförmliche Schutzwaffen, deren Leichtigkeit jede Solidität geopfert werden muss, ist nur dadurch vor Rissen und Sprüngen zu wahren, dass man über die ganze Breite derselben parallele Nähte von Rotang verlaufen lässt, und sie am oberen und unteren Rande mit zwei stärkeren Borten von Rotanggeflecht einkantet. Eine kielartige Anschwellung verläuft vorquer in der Mitte des Schildes, um seine Festigkeit zu vermehren. Geziert werden diese Schilde durch angehängte Schweinsschwänze, und sie sind stets gleichmässig tief geschwärzt.

Die Töpferarbeiten bezeichnen im Monbuttulande einen für die Cultur Afrika's deutlich ausgesprochenen Fortschritt. Obgleich ihnen der Gebrauch der Drehscheibe ebenso fremd ist, wie den übrigen Völkern, so übertreffen ihre Erzeugnisse in dieser Kunst dennoch an Formvollendung, namentlich aber an bedeutend verbesserter Qualität der Masse alles bisher Wahrgenommene. Alle Töpfe und Krüge afrikanischer Völker verdienen eher die Bezeichnung Urnen, da sie henkellos sind und sich von der Kugelgestalt wenig entfernen; die Monbuttutöpfe indess geben hierin eine auffallende Vervollkommnung zu erkennen, indem bei ihnen nicht nur eine durch Figuren rauhgemachte Oberfläche die fehlenden Henkel ersetzt, sondern gelegentlich auch symmetrische Eindrücke (namentlich an den Oelkrügen) angebracht sind, welche den Fingern als Ruhepuncte dienen sollen. Am meisten Kunst verwenden sie auf die Wasserflaschen, welche die vielgepriesenen Erzeugnisse Oberägyptens in den Schatten stellen können, ihre Formen und Verzierungen verrathen eine ungewöhnliche Erfindungsgabe, beispielsweise erwähne ich die im hiesigen ethnographischen Museum aufgestellten zwei Wasserflaschen, von denen die eine dreigliedrige Einschnürungen darbietet, jedes Glied mit zwei Henkeln versehen, die einzigen, welche mir an ähnlichen Geräthen zu Gesicht gekommen sind.

Pfeifenköpfe, auf welche andere Völker die grösste Sorgfalt verwenden, sind bei den Monbuttu nicht im Gebrauch, da man den virginischen Tabak aus einem Apparate höchst eigenthümlicher Art zu rauchen pflegt, die 1,5 Cm. lange Mittelrippe von Bananenblättern dient als Rohr, nachdem sie der Länge nach durchbohrt worden, kurz vor dem unteren dickeren Ende derselben wird ein kleiner Einschnitt gemacht, welcher das durchbohrte Innere freilegt. In diesen Einschnitt steckt man eine mit Taback angefüllte Düte aus Blättern derselben Pflanze geschnitten und wechselt beim jedesmaligen Gebrauch mit

dem Taback zugleich auch die Düte. Auf diese Art verrichtet die Pfeife der Monbuttu vollständig die Dienste eines Nargileh. Derartige Pfeifenröhre sind bei den Monbuttu in so hohem Grade beliebt, dass Vornehme sogar aus Eisen und Kupfer dieselben nachformen lassen und alsdann der Tabackdüte einem soliden Pfeifenkopfe den Vorzug geben.

Die Zurichtung der Felle durch Gerben zu Leder, überhaupt jede Behandlung derselben mit Rindenextracten ist in diesem Lande unbekannt, wie im gesammten Bachr-el-Ghasal-Gebiete.

Körbe und Matten werden aus Rotang geflochten. Zum Lasttragen dienen kiepenförmige am Rücken befestigte Körbe, da der Kopfputz der Monbuttu ein solches vermittelst des Hauptes nicht zulässt. Aus Rohr und Gräsern werden auch verschiedene Zierrathen geflochten, welche um Arme und Beine wie Ringe getragen werden, und beim Gehen ein rasselndes und klapperndes Geräusch verursachen sollen. Ein kugelförmiges an einem Stiel befestigstes Geflecht, das Steinchen und Muschelschaalen enthält, erinnert auf's Täuschendste an unsere Kinderklappern und dient den Festgebern dazu, den Takt der Hörnerbläser und Paukenschläger zu dirigiren. Viel Sorgfalt wird auf die feinen Flechtarbeiten der Hüte und Chignonhalter verwendet.

Die musikalischen Instrumente der Monbuttu verdienen keine besondere Besprechung, da ihnen die hübschen Mandolinen der Niam-Niam fehlen, so wie andere Saiteninstrumente, und die vielgestalteten Hörner, Flöten und Pauken sich überall in Afrika wiederholen. Hölzerne Hackbretter sind bei ihnen unbekannt.

Die technische Gewandtheit dieses Volkes bekundet sich aber vor Allem im Häuserbau, auf welchem Gebiete sie, man kann getrost sagen, für afrikanische Verhältnisse Unglaubliches leisten. Die grossen Hallen Munsa's haben bei 50 M. Länge, 20 M. Breite und 18 M. Höhe die Dimensionen kleiner Bahnhöfe und verbinden in einer Weise Leichtigkeit des Styls mit Solidität der Bauart, wie sich dem Aehnliches bei uns nur in Fischbein und Eisenconstruction herstellen liesse. Das Material, welches hierzu die Hand bietet, sind die unverwüstlichen Blattschäfte der Raphia, die im Durchschnitt 2—2,5 M. Länge erreichen und gewöhnlich der Dicke eines menschlichen Armes gleichkommen. Die natürliche Oberfläche ist glänzend und die schöne braune Färbung dieses Materials verleihen allen Constructionen etwas überraschend Zierliches und Elegantes. Im gesammten äquatorialen Westafrika herrscht im Styl der Häuser der horizontale Dachbau (im europäischen Sinne) vor, während im östlichen und nördlichen Central-Afrika Kegelhütten ausschliesslich verbreitet sind. Die Monbuttu verrathen auch in dieser Hinsicht ihre Verwandtschaft mit den westlichen Völkern (namentlich den Ischogo, Aschango, Bakalai, Aschiva, Camma, Mpongwe und Fan), ein Zusammenhang, der vollständig dem physikalischen Charakter dieses Landes entspricht und dessen Gewässer sich nach Westen statt nach Norden bewegen; indessen haben die Monbuttu zum Theil auch sehr grosse Kegelhütten, die hauptsächlich zu

Küchen, um als Rauchfang zu dienen, und als Vorrathskammern benutzt werden, welche eines besonderen Schutzes gegen Regen bedürfen.

Die Wohnhäuser der Monbuttu sind von beschränkter Grösse und in der Regel zwischen 5—7 M. breit und 8—10 M. lang, das Dach ist weit vorspringend, mit schwach gebogenen Seitenflächen entsprechend der natürlichen Krümmung des Palmenblattes, welches zu seiner Construction dient. Wasserdicht macht man die Dächer vermittelst einer Fütterung von Bananenblättern, und deckt sie entweder mit Stroh, Gras oder Rinde. Die Wände der Wohnhütten sind geschlossen und aus einer gleichen Fütterung und Rindendecke mit gespaltenem spanischen Rohr zusammengenäht, wie das an der äquatorialen Westküste allgemein üblich ist. Solche Construction der Dächer und Wände verleiht den Häusern eine ausserordentliche Widerstandsfähigkeit gegen das Toben der Elemente in den Aequatorialgegenden, von Pfostenreihen getragene Schuppendächer und offene Hallen müssten naturgemäss der plötzlich hereinbrechenden Gewalt des Tropen-Orkanes wenig Widerstand entgegenzusetzen vermögen; dennoch sieht man sie beim Ausbruch von Gewittern sich weder neigen noch schwanken, nur ein leichtes Zittern der Wände verräth die Gewalt des über sie hinfluthenden Luftstroms.

Eine einzige Thür, welche fast bis unters Dach in den 2 M. hohen senkrechten Wänden hinaufreicht, bildet die einzige Oeffnung für Licht und Luft, und wird durch ein solides Brett aus einem Stück geschlossen. Im Innern befinden sich in der Regel zwei Abtheilungen, von denen die hintere als Vorrathskammer dient.

Häufig findet man Baumpflanzungen und noch häufiger absichtlich stehngelassene Sträucher, welche von Nutzen sind, als Ueberreste einer vom Menschen ausgerotteten Urwaldung in der nächsten Umgebung der stets offen zugänglichen Gehöfte. Indess nicht bloss schattige Bäume und nutzbringende Sträucher, sondern offenbar auch Gewächse, die als Zierde und zur Vermehrung ihres häuslichen Wohlbehagens zu dienen scheinen, finden sich daselbst vor, z. B. geschonte Mussaenda mit feuerrother Bracteenpracht, angepflanzte Orchideen u. dergl. Hier fand ich auch, was nicht unerwähnt bleiben darf, das grasartige Rasen bildende Chlorophytum mit variegirten Blättern, dessen sich die Niam-Niam als Zaubermittel, um Diebe abzuhalten, bedienen, ähnlich wie auf den Plantagen von Jamaika und Haïti nach einer gleichfalls weit über Afrika verbreiteten Sitte die „overlook“ oder „horse-bean“ genannten Canavalia ensiformis angepflanzt wird.

Dörfer und Städte in unserem Sinne giebt es auch bei den Monbuttu nicht, nur die Residenz Munsa's verdient den Namen eines grossen Dorfes. Die Häuser reihen sich familienweise zu Weilern gruppirt zu langen von Oelpalmpflanzungen unterbrochenen Ketten aneinander, längs dem Gesenke der beiderseitigen Thalwände an allen Bächen, von der Tiefe des Thals, durch Bananenpflanzungen getrennt und auf der andern Seite an die Bataten- und Colocasiafelder anstossend, welche die mehr trockenen Terrains auf der Höhe beanspruchen.

Von einem Reisenden zu verlangen, nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte unter einem Volke von derartiger Eigenartigkeit ein Urtheil über seine religiösen Vorstellungen zu geben, wird Niemand im Ernst verlangen können; hier ist der Speculation ein unbegrenztes Gebiet eingeräumt, um in Dinge einen Sinn hineinzulegen, über deren Absichtlichkeit oder Zufälligkeit zu entscheiden dem Fremden überall so äusserst erschwert erscheint. Ich enthalte mich der Schlussfolgerungen, welche man aus der bei den Monbuttu allgemein geübten Beschneidung ziehen könnte; sie wird an Knaben zur Zeit der Pubertät vollzogen, und steht sicherlich weder mit der Lehre Mohammeds, noch mit den Wanderungen derjenigen Völker, welche sie verbreiteten, in Zusammenhang. Meines Erachtens nach wäre ein solcher Zusammenhang hier eher im umgekehrten Sinne zu vermuthen als uns, für wahrscheinlich zu halten, eine bloss flüchtige Betrachtung dieser Verhältnisse berechtigen mag. Bei allen Völkern liess ich es mir daher wenigstens angelegen sein, beim Einsammeln von Sprachproben auf präcise Uebertragung eines eventuell vorhandenen Gottesbegriffes zu achten, wie von denjenigen Vorstellungen, welche die Naturvölker an das Walten unsichtbarer Mächte und an ihren vermeintlichen Einfluss auf die Geschicke der Menschen knüpfen.

Die Monbuttu wussten es sehr gut zu begreifen, was die Mohammedaner unter Kniebeugen und auf den Boden werfen als „Allah“ anzurufen pflegen, und die Benennung, welche sie für Gott gebrauchen, als Einheit des höchsten Wesens gedacht, eröffnet merkwürdige Perspectiven in die verwandtschaftlichen Beziehungen der afrikanischen Völker. Noch heute heisst im Mahâs der Nubier Gott Nōr; und mit Nōro übersetzte mir die doppelte Dollmetschung meiner Gewährsmänner das Wort „Allah“. Auf die Frage, wo Nōro sich befinde, deutete der der Niam-Niamsprache kundige Monbuttu gen Himmel, und wusste auf die weitere Frage, ob er ihn denn gesehen, nur durch Lächeln zu antworten. Den Nachweis zu liefern, ob die Augurien vermittelst eines den Hühnern geweihten Fetischs bei den Monbuttu eine eben so grosse Rolle spielen, wie bei den Niam-Niam, dazu bot sich mir in diesem Lande bei meinem kurzen Aufenthalt keine Gelegenheit dar.

Beiträge zur anatomischen Anthropologie.

Von Dr. Paul Langerhans, Prosector und Privatdocent zu Freiburg i. B.

(Hierzu Taf III., IV., V. u. VI.)

Die Photographien, deren Copien ich hiermit den Fachgenossen vorlege, wurden im Mai 1870 in Jerusalem aufgenommen. Ihre Mittheilung erscheint entschuldigt und vielleicht gerechtfertigt durch den vollkommenen Mangel an anatomischen Notizen über die Nationen, denen die Objecte angehören. An-

dererseits aber glaube ich, dass die geringe Anzahl der aufgenommenen Individuen selbst einen Versuch, irgend weitergehende Schlüsse auf die wenigen Beobachtungen aufzubauen, verbiete; diese „Beiträge“ beanspruchen somit nichts, als ein kleiner Baustein zu sein, der vielleicht mit anderen zusammen einst wird verwerthet werden können. Sie bilden die eine Hälfte der anthropologischen Ausbeute einer Expedition, deren andere nebst Angaben über die Expedition selbst im 5. Band des Anthropologischen Archivs veröffentlicht werden wird.

Um auf jedem Bilde ein in demselben Niveau, wie das Object, befindliches Maass zu haben, versuchte ich, den betreffenden Individuen ein abgetheiltes Bandmaass umzuhängen, eine Methode, die mir bequemer erschien, als die bekannte, dem Objecte einen grösseren Maassstab in die Hand zu geben, und genauer als die, das Individuum vor einen abgetheilten Hintergrund zu postiren. Der Versuch ist im Ganzen gelungen: die Mehrzahl der Bilder zeigt auf dem hellen Band eine beschränkte Anzahl von deutlich erkennbaren rhein. Zollen, 1 = 26 Mm. In den Fällen, wo wegen mangelhaften Ausfalles der Photographie diese Zolle an einer der beiden Aufnahmen nicht sichtbar sind, kann man bald durch Vermittelung eines Theiles der Kleidung, z. B. von Streifen in derselben, bald durch die Höhe der Ohrmuschel oder die Entfernung der Mundspalte von einer die obere Grenze der Augenbrauen verbindenden Linie das Maass des einen Bildes auf das andere übertragen. Das Schema der genommenen Maasse lehnt sich zum Theil an das Scherzer-Schwarz'sche an, zum Theil an verbreitete Schädelmessungsschemata; einige Maasse hatte Hr. Dr. Fritsch die Güte, mir zu empfehlen, und ich habe dieselben um so lieber adoptirt, als dadurch eine Vergleichung meiner Beobachtungen mit den seinen erleichtert wird, und somit wenigstens für einen Fall dem Mangel eines allgemein anerkannten Schemas abgeholfen wird. Mit Hülfe des auf jedem Bilde vorhandenen Maasses können hier übrigens alle beliebigen Distanzen gemessen und die Lücken meines Schemas ergänzt werden.

Dieses umfasst folgende Distanzen:

1. Von der Nasenwurzel zum fernsten Punkt des Hinterhauptes (Novara-Schema No. 29). Letzterer wurde durch eine senkrecht zur Jochbrückenlinie an das Hinterhaupt gezogene Tangente bestimmt.

2. Von der Glabella zum fernsten Punkt des Hinterhauptes (Längsdurchmesser B. nach Virchow, Länge nach K. E. v. Baer).

3. Vom äusseren Gehörgange zur Glabella (Baer's Stirnradius).

4. Vom äusseren Gehörgange zur Nasenwurzel (Novara 26). Als dem äusseren Gehörgange am meisten entsprechend, wurde die Spitze des Tragus angesehen.

5. Vom äusseren Gehörgange zum Nasenstachel.

6. Vom äusseren Gehörgange zum Kinnstachel (Novara 25).

7. Vom äusseren Gehörgange zu dem sub 1. und 2. besprochenen Punkt des Hinterhauptes (Baer's Hinterhauptsradius).

8. Vom äusseren Gehörgange zur Scheitelhöhe über demselben, also ungefähr zur Pfeilnahtspitze (Huxley's vertical radius).

9. Von diesem Punkt des Scheitels zum Kinnstachel (Novara 19?).

10. Vom Kinnstachel zu dem fernsten Punkt des Hinterhauptes (Novara 23).

11. Nasenlänge (Novara 13).

12. Grösste Breite, nur an rasirten Köpfen messbar.

13. Jochbreite (Novara 32).

14. Entfernung der äusseren Augenwinkel von einander (Novara 33).

15. Entfernung der inneren Augenwinkel von einander (Novara 34).

16. Gesichtslänge, vom Kinnstachel zur Nasenwurzel, in der Vorderansicht gemessen.

17. Unterkieferbreite, gemessen in der Höhe des Mundes.

18. Mundbreite.

19. Basiswinkel, dessen Scheitelpunkt in der Spina nas. ext. resp., dem Anheftungspunkte des Septum nasi liegt, dessen Schenkel durch die äusseren Augenwinkel gehen. Nach Dr. G. Fritsch.

20. Gesichtswinkel: meatus-spina nasalis ext.

1.

Die ersten drei Individuen sind kurdische Viehhändler, welche, um grössere Viehherden zu verkaufen, nach Jerusalem gekommen waren. Von ihnen ist Fig. 1 aus Wan am gleichnamigen See; die starke Fettschicht an seinem Kinn macht die entsprechenden Maasse etwas unsicher. Fig. 2 stammt aus der Gegend von Diarbekr, Fig. 3 aus Urfa (Edessa). Bei ihm macht der mächtige Haarschopf die Bestimmung der Grenzen des Hinterkopfes ziemlich unsicher; indess man vermag doch mit Hülfe des freigebliebenen Theiles von Kopf und Hals wenigstens einen Wahrscheinlichkeitscontour zu construiren. Das Maass ist bei der Profilansicht nicht erkennbar; durch Vermittelung der Ohrmuschel etc. lässt sich indess das Verhältniss beider Bilder (5 : 4) leicht feststellen. — Alle drei sind also aus Gegenden, in denen die Kurden nach allen vorhandenen Nachrichten einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung bilden; sie sprachen gut türkisch, liessen sich mit vornehmer Herablassung zum Photographirtwerden herbei und wiesen sogar eine pecuniäre Entschädigung für diese Mühe stolz zurück, eine rühmliche Ausnahme von den anderen Orientalen. Zu einem etwas weiter gehenden Decollettiren waren sie übrigens nicht zu bewegen.

Aus der Tabelle ergiebt sich die Länge des Schädels 191, die Breite 163. Zieht man davon für die Weichtheile je 10 Mm. ab (cf. die oben angeführte Arbeit im Archiv für Anthropologie), so stellt sich das Verhältniss 181 : 153, der Index also auf 84,5.

2.

Die folgenden sechs Individuen gehören zur weitverbreiteten Nation der Armenier. Von ihnen stammen die ersten fünf aus Zeitûn und dessen Umgebung in Cilicien; sie waren in Handelsgeschäften nach Jerusalem gekommen und beabsichtigten, alsbald in ihre Heimath zurückzukehren, welche in so vielen Beziehungen interessant ist Denn (cf. Ritter's Erdkunde, 19, 2, S. 26 und 152—160) dieselbe hat sich bis heutigen Tages von der hohen Pforte vollkommen unabhängig erhalten und ist nur in neuerer Zeit in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss zu den mächtigen, von der Pforte ebenfalls unabhängigen Kurdenhäuptlingen des Antitaurus getreten. Dem entsprechend sind diese Armenier vollkommen wie Mohammedaner gekleidet und stets bewaffnet. Nachrichten über Zeitûn haben wir übrigens nur indirect, indem bis jetzt kein Europäer dort gewesen zu sein scheint.

Fig. 1 ist in Marasin, dem Sitze eines türkischen Paschas geboren, aber in Zeitûn ansässig. Seinem Profilbilde fehlt das Maass, dasselbe ist aber in genau gleicher Grösse ausgeführt wie die Vorderansicht. Der Mann gab an, 34 Jahre alt zu sein.

Fig. 2 aus Zeitûn, will 40 Jahre alt sein. Der Seitenansicht fehlt das Maass; sie verhält sich (nach Höhe der Ohrmuschel, Scheitelhöhe und Mund, Augenbraue) zur Vorderansicht wie 7 : 6.

Fig. 3 giebt ein Alter von 20 Jahren zu und ist wegen des Haarwuchses zu den meisten Messungen nicht zu brauchen.

Fig. 4 will 40 Jahre alt sein; sein Hinterhauptscontour in der Seitenansicht lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit construiren.

Fig. 5 giebt 20 Jahre an, ist leider sehr behaart und hat deshalb für die Maasse, bei denen Hinterhaupt und Scheitel in Betracht kommen, nur sehr bedingten Werth.

Fig. 6 endlich stammt aus einem ganz anderen Theile des von Armeniern bewohnten Gebietes: nämlich aus Sywás in Anatolien, also aus einem seit langem der Pforte unterworfenen Lande. Er ist Diener bei einem Europäer in Pera, und ich bin seinem Herrn für die Freundlichkeit, mit der er mir unser Object zur Verfügung stellte, fast ebensoviel Dank schuldig, wie diesem selbst, das mir als sprachgewandter und eifriger Agent und Schlepper von grossem Nutzen war. Zur Belohnung dafür habe ich ihm denn auch — leider — kein Bandmaass angehängt, sondern nur die Entfernung vom Augenwinkel zur Haargrenze vor dem Ohre = 35 Mm. gemessen. Ob diese Ungenauigkeit an den ziemlich bedeutenden Abweichungen seiner Maasse von den übrigen mit Schuld trägt, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls habe ich dieselben deshalb bei der Bestimmung des Mittels nicht mit verrechnet.

3.

Den Schluss endlich machen einige Neger aus dem Lande (Dâr) Für, welche sich längere Zeit in Jerusalem aufhielten, um dort als Diener und ähnliches ein Vermögen zu erwerben, das ihnen eine behagliche Existenz daheim gewähren sollte. No. 1 war im deutschen Johanniterhospiz Kellner, die anderen bekleideten Portier- und andere Stellungen bei den Spitälern und Hospizen, welche die russische Regierung nördlich vom Jaffathor hat errichten lassen. Sie waren also sämmtlich freie Leute und besassen einen ziemlich hohen Bildungsgrad, da sie ausser der Muttersprache das Arabische nicht nur sprechen, sondern auch lesen konnten, eine Kunst, die nach ihren Angaben im Heimathlande ziemlich weit verbreitet sein soll und jedenfalls auf guten Volksunterricht hindeutet. Keiner von ihnen wollte in Jerusalem länger als einige Jahre verweilen; die erworbenen Gelder sollten dann in Kairo zum Ankauf von Stoffen, namentlich Kattun verwandt und dieser daheim in Landesproducte umgesetzt werden, da im glücklichen Für-Land das Geld noch heute unbekannt ist.

No. 1 besitzt in der Vorderansicht kein Maass; es ist mit Hülfe der Nasenlänge und einer anderen, etwas grösseren Profilansicht in der beigefügten Grösse berechnet worden.

No. 2 und 3 lassen die Maasse gut erkennen.

No. 4 ist zum Messen leider nicht verwerthbar.

Tabelle 1.

	1.	2.	3.	Mittel.
Nasenwurzel — Hinterhaupt...	201	185	187	191
Glabella — Hinterhaupt.......	195	185	186	189
Meatus — Glabella...........	134	118	130	127
„ — Nasenwurzel.......	121	111	117	116
„ — Nasenstachel.......	121	128	121	123
„ — Kinnstachel........	130	128	143	134
„ — Hinterhaupt........	104	111	111	109
„ — Scheitelhöhe........	147	141	130	139
Kinnstachel — Scheitelhöhe ...	247	223	234	235
„ — Hinterhaupt ...	234	237	253	241
Nasenlänge	58	—	52	—
Grösste Breite } Jochbreite }	169	160	160	163
Entfernung der äusseren Augenwinkel	108	91	91	97
Entfernung der inneren Augenwinkel	52	43	43	46
Gesichtslänge	149	147	138	145
Unterkieferbreite.............	140	156	138	145
Basiswinkel..................	72°	65°	66° 30′	67° 50′
Gesichtswinkel	77°	75° 45′	74° 45′	75° 50′

Tabelle 2.

	1.	2	3.	4.	5.	6.	Mittel ohne 6.
Nasenwurzel — Hinterhaupt	195	178	199	182	182	178	187
Glabella - Hinterhaupt	188	175	195	175	180	170	183
Meatus — Glabella	121	118	128	123	117	99	121
„ — Nasenwurzel	117	113	111	110	104	90	111
„ — spin. nas. ext.	117	113	112	116	106	89	113
„ — spina mentalis	144	132	130	132	121	110	132
„ — Hinterhaupt	104	91	112	96	91	110	99
„ — Scheitelhöhe	146	126	148(?)	138	138(?)	135	139
Kinnstachel — Scheitelhöhe	260	228	252	234	234	230	242
„ — Hinterhaupt	252	222	234	221	216	215	228
Nasenlänge	60	48	54	52	50	52	53
Grösste Breite	—	138(?)	—	130(?)	—	—	?
Jochbreite	150	130	156	130	140	140	141
Entfernung der äusseren Augenwinkel	95	80	95	78	84	90	86
Entfernung der inneren Augenwinkel	40	29	39	38	39	36	37
Gesichtslänge	138	130	121	138	130	120	131
Unterkieferbreite	130	121	—	130	117	100	125
Mundbreite	52	50	50	—	50	50	51
Basiswinkel	65°	71°	62°	65° 30′	66°	66°	66°
Gesichtswinkel	72°	70° 30′	69°	77°	73°	71°	72° 20′

Tabelle 3.

	1.	2.	3.	Mittel.
Nasenwurzel — Hinterhaupt	208	214	182	201
Glabella — Hinterhaupt	208	214	182	201
Meatus — Glabella	121	143	104	123
„ — Nasenwurzel	108	130	97	112
„ — spina nas. ext.	117	136	110	121
„ — spina mentalis	134	147	130	137
„ — Hinterhaupt	123	117	92	101
„ — Scheitelhöhe	—	156	117	137
Kinnstachel — Scheitelhöhe	—	264	227	245
„ — Hinterhaupt	260	260	221	247.
Nasenlänge	52	52	—	52
Grösste Breite	—	175	—	—
Jochbreite	123	160	121	134
Entfernung der äusseren Augenwinkel	78	104	91	91
Entfernung der inneren Augenwinkel	30	52	39	40
Gesichtslänge	117	130	104	117
Unterkieferbreite	104	120	97	110
Mundbreite	52	65	45	54
Basiswinkel	75°	72°	77°	74° 60′
Gesichtswinkel	70°	72°	?	71°

Ueber niederländische Alterthümer.

Von E. Friedel.

Vortrag, gehalten in der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Februar 1872.

(Hierzu Taf. II.)

Bei dem grossen Reichthum der niederländischen Museen und der Fülle vorhistorischer Reste in dem Lande der Bataver und Friesen kann ich selbstverständlich nur einiges Wenige und auch dies nur ganz in der Kürze erwähnen, wobei obenein persönlicher Liebhaberei noch Rechnung getragen werden muss.

Schon in seinen Volkseigenthümlichkeiten bietet Holland, das ich über Oldenzaal, Zütphen, Arnheim, Utrecht betrat, so viele wichtige und zum Nachdenken auffordernde Züge, dass kein Ethnolog, kein Völkerpsycholog Land und Leute unbefriedigt verlassen wird. Vor Allem fällt dem Reisenden zunächst wohl der merkwürdige nationale Kopfputz auf, der sich im Landvolk und auch im Bürgerstande bei dem weiblichen Geschlecht von unvordenklicher Zeit her bis jetzt erhalten hat. So sieht man bei Mädchen und Frauen einen helmartigen Aufsatz aus getriebenem Silberblech (mitunter vergoldet), welcher das Schädeldach frei lässt, dagegen den Hinterkopf fest umschliesst und sich über den Ohren mit einer hornartig vorspringenden Spiralfeder oder einer flachen Doppelspirale von Draht aus gleichem Metall verbindet. Die Spiralfedern ragen mitunter so auffallend hervor, dass der Fremde sich wundern mag, wie die Mädchen, wenn sie die Köpfe zusammenstecken und mit einander flüstern, es vermeiden, sich mit diesen seltsamen Fühlern zu stossen. Gewissermassen umgekehrt hierzu verhält sich in Nord-Holland, wo die alten Trachten wegen der Abgelegenheit und Abgeschlossenheit des Landes sich am längsten erhalten, das namentlich, wie es scheint, beim Helder verbreitete sogenannte Ohreisen, welches in Form einer breiten Schiene hufeisenförmig über die Stirn geht und an den Schläfen in zwei grosse kreisrunde Rosetten oder ovale glatte Goldplatten, etwa so gross wie ein Zweithalerstück, endigt, während dazu noch in den Ohrlöchern mit Edelsteinen verzierte, sehr grosse goldene Ringe ausserdem angelegt werden und eine weisse Flügelhaube oder ein hinten herabhängender Spitzenschleier einen ungemein gefälligen Schmuck des übrigen Kopftheils gewährt. Bei Gold- und Silberschmieden in Amsterdam habe ich dergleichen nationale Kopfschmucke, die gern von Geschlecht auf Geschlecht vererbt werden, verkäuflich gefunden. Der uralte Charakter dieses Zierraths, zu welchem die auf der nord-

friesischen Insel Föhr angefertigten, sehr eigenthümlichen silbernen Zierrathen der dortigen Frauen einen Vergleich aufdrängen, ist unschwer zu errathen, und es ähnelt jener Schmuck auffallend solchem, welcher bei verschiedenen Stämmen von Naturvölkern noch jetzt, theilweise dort auch beim männlichen Geschlecht, getragen wird. Liebhaber semitischer Beziehungen werden nicht ermangeln, auch hier in Holland wiederum in der Spiralform der Verzierungen den Einfluss unmittelbaren Verkehrs mit den Phöniziern, welche ja in der Nordsee ein Heiligthum des Melkart (Herakles) gehabt hätten [1]), zu erkennen. Die ungelehrte und nüchterne Betrachtung wendet hiergegen ein, dass die Metalle, zumal die edelen, sobald sie überhaupt von einem Volke erst einmal gebraucht werden, auch bald getrieben, ausgedehnt und ausgezogen werden, d. h. in Drahtform vorkommen. Nun braucht man den Draht nur um irgend einen länglichen Gegenstand zu winden, z. B. um einen Stock, einen Arm, einen Finger, und hierauf kommt, wie man an den kleinsten Kindern beobachten kann, der Mensch ohne Vorbild oder Anweisung ganz von selbst, so ergiebt sich die Spirale ohne alle gelehrten Interpretationen als eine der primitivsten Verzierungen ganz von selbst. —

Die Betrachtung der Köpfe der lebenden Niederländer führt auch den Nichtcraniologen ohne viele Schwierigkeiten auf zwei unverkennbare Grundtypen.

Die Seeküsten mit ihrer Bevölkerung von friesisch-germanischer Herkunft, welche in urgeschichtlicher Zeit, als die Meermarschen noch bei Weitem weniger von den Fluthen des deutschen Oceans zerstört und verschlungen waren, erheblich zahlreicher gewesen sein mag, enthalten ursprünglich einen Menschenschlag, welcher von stämmigem, starkknochigem Gefüge, mit einem kräftigen, rundlichen Kopf, mit ausgeprägten Backenknochen, sowie mit schlichtem, grobem, sehr lichtem Haar versehen ist. Dies ist die Rasse, welche vorwiegend Hollands Grösse und Macht zur See begründet hat, die Rasse, welche die kühnsten Fischer und die vortrefflichsten Seeleute liefert [2]), unerschütterlich ausdauernd, unerschrocken und fest im Kampf mit den Elementen, kaltblütig, bedächtig und schweigsam bis aufs Aeusserste. Diese Fischerrasse, welche man als Seeleute in allen Ländern und Klimaten antrifft und aus dieser Veranlassung fälschlich als allgemeinen Typus des Holländers zu betrachten pflegt, ist es zugleich, welche die Niederländer schlechthin — und eben deshalb vollkommen zu Unrecht — völkerpsychologisch in den Ruf gebracht hat, von allen Rassen Europa's das relativ grösste Phlegma zu besitzen [3]). In der That sieht man diese Leute auf dem flachen

---

[1]) Vgl. über die hier gemeinten Säulen des Herkules: Tac. Germ. c 34.

[2]) Vgl. Ernst Friedel: „Fischwesen in Holland, Belgien und England" im Correspondenzblatt des Deutschen Fischerei-Vereins. Jahrg. 1871. Circular 7. S. 26. — Man rechnet nach dem Census von 1869 etwa 400,000 Friesen, 400,000 Flaminger und 2 Millionen Batavier (Holländer) in den Niederlanden heraus.

[3]) J. G. Kohl. gewiss einer der zuverlässigsten Völkerpsychologen und sorgsamsten Beob-

Lande, beispielsweise bei Delfzyl, im Texel, am Helder, bei Scheveningen, wenn sie nicht gerade beschäftigt sind, meist still und in sich versunken da stehen, der alte Satz: Frisiones non cantant, die Friesen sind stumm, lässt sich noch heut auf sie anwenden, sie erscheinen ernst, fast tiefsinnig. Dem entsprechend ist, gerade wie in Nordfriesland, Schwarz die Lieblingsfarbe ihrer Kleidung. Man gewiunt den Eindruck, dass diese Rasse nicht auf die Terra firma gehört. Neptun's blaue Jacke ist ihre wahre Heimath, dort lernt man ihre Eigenartigkeit erst richtig würdigen.

Sehr unterschieden von diesem Element ist der eigentliche Süd-Holländer batavischer Abkunft, dessen Grundstock starke celtische Beimischung enthalten wird, wie denn Caesar den Namen und die Sprache der Bewohner Belgiens seiner Zeit bis zum Rhein hin, der damals viel nördlicher als jetzt mündete, gallisch oder celtisch nennt. Die batavische Kopfform ist oval, der Schädel entsprechend länglich. In Vollsicht wie von der Seite unterscheiden sich Friese und Bataver, neben einander gestellt, dem Kopf nach auf den ersten Blick[1]). Der Knochenbau des Batavers will mir leichter als der friesisch-germanische, das Haar weniger straff und im Allgemeinen etwas dunkler erscheinen. Dieser echte Holländer ist aufgeräumt und lebendig, und rechtfertigt das psychologische Bild, welches bei den fremden Nationen hinsichtlich der Niederländer gewöhnlich recipirt ist, in keiner Weise. —

Von den Sammlungen Amsterdams zog mich besonders das ethnologische Museum an, welches im östlichen Theil des der Gesellschaft „Natura

---

achter erzählt hiervon folgenden komischen Zug. „Ich hatte, berichtet er, bei Vilvorden auf der letzten Hauptstation vor Brüssel meinen Fuss auf etwas Hartes gesetzt, ohne nachzusehen, was dies sein möchte In der Meinung, dass es ein Stück Holz oder Aehnliches sei, hatte ich mich die ganze Zeit über, bis wir auf dem Bahnhofe bei Brüssel anhielten, dieses Dinges bona fide als eines Fussschemels bedient. Ich hatte zwar wohl bemerkt, dass mein Visavis, ein wohlbeleibter Flamänder, mich zuweilen, namentlich wenn ich meinen Füssen einmal eine Veränderung ihrer Lage gestattete, mit einem etwas finsteren und unzufriedenen Blicke und mit einer etwas mürrischen und zugleich schmerzlichen oder leidenden Miene ansah, doch hatte ich weiter kein Arg daraus. Als wir aber spät Abends in Brüssel ankamen, und ein jeder der bis dahin sehr schläfrigen Passagiere sich zu bewegen anfing, spürte ich auf einmal in meinem Fussschemel ganz unerwartetes Leben sich regen. — Ich erkannte nun leider zu spät, dass das, was ich für ein Stück Holz gehalten und als solches behandelt hatte, die solid gearbeiteten Stiefel und Füsse meines Reisekumpans gewesen waren, der in Folge Gott weiss welchen wunderbaren Phlegmas es gar nicht der Mühe werth gefunden hatte, mich auf meinen groben Irrthum aufmerksam zu machen, und der die ganze Zeit über zu träge gewesen war, die Lage seiner und meiner Füsse zu ändern.“ — Kohl wendet, was er hier von einem Flaminger sagt, auf die Niederländer überhaupt an, ja, verallgemeinert den Satz dahin, dass er glaubt, wie die Aehnlichkeit der Natur in den Deltaniederungen allen Nationen daselbst den Stempel der Geduld und Ausdauer, gleichsam eine amphibienartige Zähigkeit aufdrücke. So sei dies der Fall mit den Pobewohnern gegenüber den Italienischen Montanari, auch bei dem Nildeltabewohner bemerke man gegenüber dem feurigen Araber der Wüste einen Zug stiller Duldsamkeit und zähen Phlegmas, der sich durch seinen Charakter ebenso hinziehe, wie durch sein Land das Wasser und die Canalarbeiten. (Kohl: Reisen in den Niederlanden. 1850. Bd. I. S. 163 u. 130. II. S. 235 ff.)

[1]) Schon der alte Blumenbach bezeichnet den Batavus genuinus als dolichocephal. Vgl. die beipflichtenden Bemerkungen von Schaaffhausen und Huyssen im Correspondenz-Blatt der Deutschen Ges. für Anthr., Ethnol. u. Urgesch. Mai 1871. S. 40.

Artis Magistra“ (meist kurzweg „Artis“ genannt) gehörigen zoologischen Garten aufgestellt ist und eine nicht sehr umfangreiche, aber desto gewähltere Sammlung aus dem niederländischen Ost-Indien, Süd- und West-Afrika, Guyana, Japan und China enthält. In dem Erdgeschoss sind, zum Theil von der Hand der Eingebornen selbst angefertigt, hauptsächlich Modelle von Wohnhäusern, Werkstätten und Fahrzeugen, wie sie in den niederländischen Colonien noch jetzt im Gebrauch sind, aufgestellt.

In dem darüber liegenden ersten Stockwerke befindet sich eine Sammlung von Kleidertrachten, Waffen, Hausrath und Gegenständen des Kunstfleisses verschiedenster Art, namentlich von Java, Borneo, Sumatra, Celebes und Japan. Hier in „het Museum voor Land- en Volkenkunde“, wie in dem neuen ethnographischen Museum zu Kopenhagen hat man die Einrichtung getroffen, vorzüglich nachgebildete lebensgrosse Figuren mit den Originalkleidern zu versehen, wodurch eine ungleich grössere Anschaulichkeit erweckt wird, als wenn man die Kleider einfach hinhängt, wie das z. B. im Berliner Museum der Fall ist.

Die Javanische Sammlung, welche sich hier befindet, strotzt von Gold und Edelsteinen und übertrifft die im unteren Stock des Prinz-Moritz-Hauses zu Haag im dortigen Kuriositäten-Kabinet befindliche ähnliche Kollection. Vorzüglich sind namentlich die mit kostbaren Steinen verzierten Nationalwaffen der Javanen (Kriss), welche wohl meist Geschenke vornehmer Eingebornen darstellen. —

Die merkwürdigsten ethnologischen Sammlungen nach Inhalt wie Umfang besitzt in Holland wohl Leyden, das alte Lugdunum Batavorum, welches als älteste Stadt Hollands an sich schon ein antiquarisches Ansehen beansprucht und in seiner „Burcht“ speciell ein Monument besitzt, das gerade in unserer Zeit, wo die Aufmerksamkeit den Pfahlbauten, den Sumpfburgen, den Horsten und anderen Ansiedelungen in Mooren und Gewässern zugewendet ist, vorzüglich Interesse erregt. Schon die centrale Lage der Burcht oder Burg am Zusammenfluss des alten und neuen Rheins, und zwar zwischen diesen beiden Rheinarmen, fällt auf, umsomehr als die Burg der einzige erhabene Punkt der sumpfigen Ebene ist, in welcher Leyden liegt. Man schreibt die Grundmauern des noch jetzt festen und die Stadt dominirend überragenden, aus Backsteinen aufgeführten Castells, welches den Burghügel krönt, dem Drusus zu, welcher bekanntlich im Jahre 12 v. Chr. einen der überraschendsten Heerzüge bis an die Küsten der Nordsee unternahm und hierbei riesenhafte Dämme (ähnlich den pontes longi des Domitius Ahenobarbus) und nicht minder gewaltige Gräber (Fossae Drusianae) zur Verbindung des Rheins mit der Zuidersee mittelst der Yssel[1]) anlegte, wie er auch das

[1]) Der Durchstich zwischen Rhein und Yssel heisst daher Drusus-Vaast. Vgl. auch Horkel: Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit. Berlin 1849. S. 291. Ferner Sueton im Claudius, K. 1; Cassius Dio, Bd. 55, K. 1. 2; sowie Epitome zu Buch 140 von Livius — Eine andere berühmte römische Ansiedelung Forum Hadriani scheint auf dem Gut Arensburg süd-

freieste Volk des deutschen Nordens, die Friesen, den Römern zinsbar machte und allein am Rhein mehr als fünfzig Kastelle, sowie Erdschanzen an den verschiedensten strategischen Punkten anlegte (vgl. Florus. IV. 12. §. 21 bis 40). Es ist hierbei Angesichts der Streitfrage, wem die Erdwerke auf keltischem und germanischem Boden zuzuschreiben seien, wichtig, dass wir erfahren, wie auch die Römer nicht blos Steinbauten, sondern auch reine Erdwerke dort errichteten. Ja, es kommt hinzu, dass, wie Sueton (Claudius, K. 1) berichtet, nachdem Drusus an der Elbe von dem Uebergange über den Fluss durch ein barbarisches Weib von übermenschlicher Grösse, welches ihm drohende Weissagungen zurief, abgeschreckt und bevor er wieder an den Rhein zurückgelangen konnte, in Folge eines bei einem Sturz mit dem Pferde erlittenen Beinbruchs verstorben war, während der Senat ihm den bekannten, noch erhaltenen, mit Trophäen geschmückten, marmornen Triumphbogen auf der appischen Strasse zu Rom errichtete, das Heer ihm im Norden einen Ehrenhügel aus Erde aufschüttete, bei welchem alljährlich an einem bestimmten Tage die Soldaten feierliche Spiele anstellen und die Communen Galliens von Gemeindewegen Gebete halten sollten. Selbst also künstliche Erdhügel, die wir a priori im Norden immer den Barbaren zuschreiben möchten, können auf kelto-germanischem Boden von dem Kulturvolk Italiens herrühren.

Wenn dagegen ferner Florus von Drusus (in seinem Kapitel von den deutschen Kriegen. IV. 12. §. 21—40) wörtlich sagt: „Mit stattlicher Beute, die den Markomanneo abgenommen war, zierte er einen hohen Erdaufwurf nach Art einer Trophäe“, so bleibt es etwas zweifelhaft, wer diesen aufgeschüttet; wahrscheinlicher scheint mir in diesem Falle, dass er die erbeuteten Waffen, die siegreichen Legionsadler und was sonst die Trophäen ausmachte, auf einem bereits vorhandenen barbarischen tumulus, der einen guten An- und Aussichtspunkt darbot, aufstellte. Wo dieser Hügel, ob im Böhmerwalde, wie man nach Ptolemäus gewöhnlich annimmt, zu suchen ist, bleibt zweifelhaft, da die Ausdehnung des markomannischen Gebiets zur Zeit des Drusus nicht genau zu fixiren ist[1]).

westlich von Leyden festgestellt. Der König kaufte das Gut an sich und liess durch Baron Westreenen von Tiekands Nachgrabungen anstellen. Ein Fussboden von Mosaik, mehrere Trümmer von Bildsäulen, ein goldenes Sieb, eine ziemlich ansehnliche Zahl silberner Münzen und Medaillen von verschiedenen römischen Kaisern, eine Lampe, eine Todtenurne, verschiedener kostbarer Schmuck u. s. w., Münzen aus den letzten Zeiten der römischen Kaiser und Karls des Grossen, die man hier auffand, beweisen, dass diese Niederlassung nicht ohne Wichtigkeit war, sich bis zu den Zeiten der Karolinger erhielt und den Sturz des Heidenthums überlebte. Vgl. Recherches sur l'ancien Forum Hadriani et les vestiges, près la Haye par Westreenen de Tiekands. Amst. 1826.

[1]) Vgl. Tacitus, Germania 42. Welche Ausdehnung ihr Gebiet zu Tacitus' Zeit hatte, bleibt unsicher. Velleius Angaben (2, 109) gelten nur für die Zeit ihrer höchsten Macht. Ptolemäus setzt sie südlich von dem Gabreta-Walde, der als Böhmer-Wald gedeutet wird. Die Erzählung von den Hermunduren, die durch Domitian in einem Theil des Markomannenlandes angesiedelt seien (Cassius Dio. Bd. 55. K. 11) steht vereinzelt da und gestattet keine sicheren Folgerun-

Andere schreiben die Leydener Burg dem Herzog der Angelsachsen Hengist (450. p. Chr.) zu. Auf mich hat der Burghügel den Eindruck gemacht, als wenn die Grundlage desselben eine flache sandige Bodenerhebung, also ein Geestfleck in Mitten der Marsch, eine Kaupe, wie man im Spreewald, ein Borchelt, wie man in der Lausitz, ein Horst, wie man in den niederdeutschen Theilen der Mark Brandenburg sagen würde, gewesen ist, die wegen ihrer gleichzeitig beschützenden und beherrschenden Lage zur Sicherung gegen die hier fürchterlich wüthenden Sturmfluthen erhöht und schliesslich mit einem Burgwall gekrönt wurde, wie denn die jetzt vorhandene Erdmasse wohl zum grössern Theil künstlich herbeigeschafft ist. Dies primitive Werk der Eingebornen mögen sich dann die Römer zu Nutze gemacht und zur grössern Stärke mit einer steinernen Bewehrung versehen haben [1]).

Die unseren Zwecken entsprechenden drei berühmten Museen der alten Musenstadt sind das Museum van Oudheden (am Anfang der Breedestraat, Sonntags von 12 — 7, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends von 11 — 4 unentgeltlich, gegen ¼ Gulden Trinkgeld dagegen täglich von Morgens 7 Uhr bis 7 Uhr Abends geöffnet), das Siebold's Museum (verlängerte Breedestraat, nur gegen Entrée von ¼ Gulden im Sommer von 9 — 7, im Winter bis zur Dunkelheit geöffnet) und 's Ryks Museum van natuurlijke Historie (werktäglich unentgeltlich von 12 — 3 Uhr geöffnet).

Im Alterthums Museum, welches wegen seiner ägyptischen und punischen Antiquitäten berühmt ist, erlaube ich mir, auf einige wenige prähistorische Fundsachen, welche mich specieller interessirt haben, aufmerksam zu machen. Es befinden sich auch dort zwei grössere geglättete Knochen (aus Wienwerd), welche man als Schlittschuhknochen ansprechen möchte. Die Anzahl der vorfindlichen Urnen ist nur mässig. Ebenso sind die aus den Niederlanden herrührenden Feuersteinwerkzeuge nicht sehr zahlreich, woran offenbar die Armuth an Kieseln in dem vorwiegend aus Moor und Marsch zusammengesetzten Boden Schuld ist. Man muss sich hierbei daran erinnern, dass die Verbreitung der nordischen Geschiebe gerade in Holland abbricht. Die südliche Grenzlinie, bis zu welcher die erratischen Blöcke, sowie die kleineren Gesteine geflösst wurden, beginnt westlich am Ostufer der Zuyder-See bei Zwolle, der Hauptstadt der Provinz Ober-Yssel, geht dem Thal der benachbarten Yssel entlang bis Arnheim, demnächst längs des rechten Rheinufers, das sie nicht zu überschreiten scheint nach Düsseldorf und folgt dann nach Osten hin den Rändern des westphälischen Höhenzuges, des Haarstrangs, Teutoburger Waldes u. s. w. in der Weise, dass die

---

gen. Domitian griff die Markomannen von Pannonien vergeblich an. Cfr. Horkel a. a. O. S. 760 und Adelung: älteste Geschichte der Deutschen. 1806. S. 204 — 207.

[1]) Es ist zu beachten, dass im Mittelalter die Stadt Brüssel sich in ihrer Entwickelung an einen ähnlichen Kern, an eine Ansiedelung auf einem Bruchwerder der Senne (Broek-sele, Bruch-Siedelung) anlehnt, neben welcher noch zur Zeit Kaiser Otto II. eine künstliche Erhöhung, Deich und Schanze zugleich, „Borgval" (Burgwall) genannt, erwähnt wird.

Höhenlinie von 500 – 600 Fuss über dem Meere auch die Südgrenze der Blöcke angiebt. (Vgl. Carl Vogt: Lehrb. der Geologie. 3. Aufl. 1871. Bd. II. §. 859. S. 6.) Die Steinarmuth am niederländischen Strand ist, wie ich mich auf der Strecke zwischen Haarlem und der Maasmündung mehrfach überzeugt habe, so gross, dass ein eine Faust grosser Stein schon auffällig, wozu noch kommt, dass die meisten jetzt vorfindlichen von Backsteinen, also Kunsterzeugnissen, herrühren. Man verwendete daher wohl die kleinsten Steinsplitterchen und fertigte aus Granitstücken und andern Feldsteinen in primitiver Art Werkzeuge an, welche man sonst gewöhnlich in jenen Zeiten aus Feuerstein herzustellen pflegte. Auf diese Weise erklären sich die rohen Feldsteinwerkzeuge und eine grosse Anzahl sehr kleiner Schleifsteine, die man bei Hilversum gefunden und im Museum niedergelegt hat. Andererseits bewog die unerschöpfliche Masse des trefflichsten Marschthons, aus diesem allerhand Surrogate für den eigentlichen natürlichen Stein herzustellen. Hierhin möchten die zahlreichen Thonkugeln aus Katwijk von der Grösse einer Orange zu rechnen sein, welche das Museum bewahrt.

Wie im Britischen Museum befinden sich (was im Berliner Museum noch mangelt) hier Modelle von Hünengräbern, die den eigenthümlichen cyclopischen Steinbau derselben erläutern; und zwar ahmen dieselben die merkwürdigen Hünenbetten nach (megalithische Gräber, deren Erdbekleidung verschwunden ist), die in der Grafschaft Drenthe bei Assen nicht weit von der ostfriesischen Grenze liegen und beim Aufgraben Aschentöpfe, Steinkeile, Steinäxte u. dgl. geliefert haben[1]).

Herr Lartet hat wie der geologischen und archäologischen Abtheilung des Britischen Museums, dem Krystall Palast zu Sydenham, der Christy Collection zu London, dem Berliner geologischen Museum u. s. w., so auch dem besprochenen Museum einen gewaltigen Tuffblock mit Kieselmessern, Splittern, bearbeiteten Knochen u. s. w. aus der Höhle von Les Eyzies, Dordogne, zukommen lassen. In plastischen Nachahmungen sind hier die berühmtesten Höhlenfundsachen aus Knochen, Kommandostäbe, Reliefs in Mammuth- und Rennthier-Bein u. s. w. — Robenhausen in der Schweiz ist mit einer gewählten Pfahlbau-Suite vertreten. —

---

[1]) Vgl. u. A. L. J. F. Janssen: De Germaansche en Noordsche Monumenten van het Museum te Leyden. — C. Leemans: Romeinsche oudheden te Rossem. — Janssen: Grafheuvelen der Oude Germanen. — Ders.: Gedenkteekenen der Germanen en Romeinen aan den linken oever van den Neder-Rijn. — Auch deshalb sind zur Vergleichung mit deutschen Antiquitäten die niederländischen Alterthümer wichtig, weil sie, wie es scheint, durchaus keine slavischen Beimischungen erhalten, während im eigentlichen Deutschland nach dem wirklichen politischen Begriff der grössere Theil slavischem Einfluss unterstellt gewesen ist. Es hat eine Zeit gegeben. wo die Slaven westwärts bis über die Elbe und Saale, bis ins Mainthal hinein vorgedrungen waren. Nur ein paar sächsische Stämme, die „Nordleute" in Holstein und Stormarn hatten sich gegen ihre Uebermacht jenseits der Elbe behauptet. — Das Facsimile eines Schlittschuhknochens (wohl Metatarsus von Equus Caballus), dgl. Abgüsse von Gefässen und anderm Geräth aus den Niederlanden befinden sich im Berliner Nordischen Museum.

Die Steinzeit von Java ist in der Indischen Abtheilung in einer ungewöhnlich vollständigen Folge repräsentirt.

Hervorzuheben unter den aussereuropäischen Steingeräthschaften sind besonders einige höchst seltene aus dem holländischen Guyana. Da aus diesem Theil Südamerikas dergleichen Gegenstände in Deutschland erst wenig bekannt geworden sind, so erlaube ich mir, Abbildungen derselben vorzulegen, welche ich der Güte des Herrn Director Dr. C. Leemans verdanke, unter dessen trefflicher Leitung die betreffenden Reichsmuseen in Leyden stehen.

I. S. G. n. Diorit. (Beil.) Geschenk vom Präsidenten des Gerichtshofs in Surinam, Herrn J. Mauritz Ganderheyden, im Oktober 1871; höchst wahrscheinlich aus dem Distrikte Nickerie in dieser Kolonie herstammend.

II. S. S. s. Gelblicher Quarz. (Beil.) Im Jahr 1853 von Jonkheer C. A. van Sypesteyn, Adjutanten des Gouverneurs von Surinam, Jonkheer J. G. O. S. von Schmidt auf Altenstadt, von dem Direktor der Plantage Berg-en-dal empfangen; durch Herrn van Sypesteen an den Gouverneur Schmidt auf Altenstadt geschenkt und aus dem Nachlasse des Letztgenannten im Februar 1858 für das Museum angekauft. Angeblich war das Beil oder der Keil unter einem Baume gefunden; gleich wie ein anderes Exemplar, von dem ein Facsimile-Abguss mit der Bezeichnung S. v. S. im Museum liegt. Das Original hiervon hat Herr van Sypesteyn für sich behalten.

III. S. H. s. Serpentin. (Keil.) Geschenkt an das Museum im Mai 1860 von Herrn J. C. Hering, Direktor der Regierungs-Plantage Catharine-Sophie in der Kolonie Surinam in einer Tiefe von einigen Fuss unter der Oberfläche des Bodens ausgegraben, an der Westseite des Saramakka-Flusses.

IV. S. H. 2. Gelblicher Serpentinstein. (Beil.) Geschenk von demselben, auf der gleichen Stelle gefunden.

V. v. Lb. s. Nephrit. Keil mit eingemeisselten Figuren, auf einem Berge der Insel Saba, einer der (holländischen) Caraiben gefunden und vom Gouverneur von Curaçao, Jonkheer R. F. van Landsbergen im August 1859 dem Museum geschenkt.

VI. S. J. v. L. Diorit. Beil oder Keil, aus Surinam, vor einigen Jahren dem Herrn J. van Lennep zu Zeist (bei Utrecht) überschickt und von diesem im Januar 1872 dem Museum als Geschenk zugefügt. (Dürfte wohl eine knieförmig geschäftete Haue oder Hacke gewesen sein.)

VII. VIII. IX. Noch füge ich hierbei Skizzen in ursprünglicher Grösse, welche der Conservator am Reichsmuseum, Herr Pleyte, im vorigen Jahre nach zwei Keilen (VII und VIII) und einem Hammer (IX) wahrscheinlich alle gleicherweise aus Diorit angefertigt, die an dem Ufer des Saramakka in Surinam gefunden, jetzt im Museum einer wissenschaftlichen Gesellschaft der Provinz Over-Yssel zu Zwolle aufbewahrt werden.

X. S. v. S. Beil, im Besitz des Herrn van Sypesteyn, wie ad II gefunden, dessen Facsimile hiermit überreicht wird.

Alle diese Gegenstände sind bisher noch nicht abgebildet, auch noch in keinem gedruckten Katalog beschrieben.

Ich lege hieran anschliessend ein schön geschliffenes Steinbeil von Diorit (XI), aus der Sammlung meines Vaters, des verstorbenen Dr. Carl Friedel, herstammend und in meinem Besitz befindlich, vor, welches von einem deutschen Missionär aus dem britischen Guyana, wo es vor etwa 40 Jahren gefunden worden, nach Europa gebracht wurde. Vgl. die Zeichnung X. —

Fast noch merkwürdiger, in jedem Fall viel rarer, sind die drei Steingeräthe aus Afrika, welche das Leydener Museum besitzt und die jedenfalls ein sehr hohes Alter haben, da zu der Zeit, als die Europäer die Guinea-Küste, von welcher die Fundstücke herstammen, entdeckten, bereits dort vollständig das Eisenalter herrschte und daselbst, wie in den meisten Theilen des südwestlichen Afrikas, weder eine Tradition einer Bronze- noch einer Steinzeit vorhanden gewesen zu sein scheint. Der Zuvorkommenheit des Herrn Direktor Leemans verdanke ich nicht blos Skizzen dieser Steinwerkzeuge, sondern auch drei Nachbildungen in Gyps, welche derselbe hiermit der Gesellschaft zur Verfügung stellt.

Die Formen Figur I, II, IV, VII, VIII sind specifisch amerikanisch und zeigen, dass die verbreitete Vorstellung, als wenn die Typen der Steinwerkzeuge auf der ganzen Erde gleich seien, nur mit Einschränkungen richtig ist. Auf einigen Südseeinseln, die seit sehr langer Zeit in Verkehr mit Amerika gestanden zu haben scheinen, finden sich ähnliche Formen, unter dem Steingeräth Europas dürften dieselben ihres Gleichen nicht haben.

Die Zeichnungen auf dem karaibischen Keil (Fig. V) erinnern an ähnliche aztekische Arbeiten.

Im Berliner ethnographischen Museum ist von den amerikanischen Typen I, II, IV, VII, VIII zur Zeit kein Belegstück vorhanden; von afrikanischen Steingeräthen existirt daselbst nur ein durchbohrter Hebelstein, der bei einem Geräth zur Anwendung kommt, mit welchem die Hottentotten Wurzeln u. dgl. ausgraben sollen.

Das Siebold Museum, angelegt von Herrn v. Siebold (der aus Würzburg gebürtig [† 1866] von 1822 bis 1836, zu einer Zeit als Japan noch für alle Europäer verschlossen war, mit Ausnahme der Holländer, denen man auf der kleinen Insel Desima zu vegetiren verstattete, als Arzt in Japan lebte), soll noch jetzt die grössten Seltenheiten aus diesem Insellande besitzen, wie dies von Japanern, welche die Sammlung ab und zu besuchen, bestätigt wird. Es soll dies namentlich von den Münzen und von gewissen Büchern gelten, deren Ausfuhr früher bei Todesstrafe verboten gewesen war.

Nicht minder vortrefflich sind die Sammlungen von den Sundainseln, den Molukken und Neu-Guinea, welches letztere mit seinen modernen steinernen

Streitäxten und Knochendolchen an entsprechende Geräthe der europäischen vorgeschichtlichen Steinzeit erinnert. Auch von Flores befinden sich hier ähnliche Steinwerkzeuge, sowie ein merkwürdiger, aus tropischen Seeschnecken (Ovula oviformis) gebildeter Harnisch. Auffallend ist es, unter den Schaustücken von Celebes eine alte spanische Sturmhaube und Brustharnisch zu finden, die sich aus den Zeiten der „Conquistadores“ her in den Händen der Eingebornen erhalten haben mögen. —

In der geologischen Abtheilung des Reichsmuseums habe ich, zum Schluss für heut, die Erdproben aus den verschiedenen Schichten des Diluviums und älteren Alluviums in den Niederlanden als auch für den Alterthumsforscher höchst wichtig hervor. Da die Niederlande vorwiegend aus nachtertiärem Boden bestehen, so gewinnt man von der Zusammensetzung der Oberfläche auf diese Weise ein sehr anschauliches Bild und kann die Schichten, in welchen sich die ältesten Kulturreste vorfinden, geologisch ohne Schwierigkeit verfolgen, so dass hier der Erdforscher und der Alterthumsforscher sich auf das Wirksamste unterstützen. —

Um noch einer nachbarlichen Gegend Belgiens, nämlich des an der Scheldemündung gelegenen Antwerpens im Vorübergehen zu gedenken, so erwähne ich zweier steinerner Alterthümer, die sich in dem Museum (rue des Récollets oder Minderbroederstraet) daselbst befinden und trotz ihres archäologischen Interesses gewöhnlich übersehen werden, da das Museum eben sonst nur Bilder enthält. Es sind einmal der Torso einer Isis in der bekannten ägyptischen Tracht, der im sogenannten Buyzen-Huis gefunden wurde. Die mit gekreuzten Armen dargestellte, aus dunkelm Stein gefertigte Bildsäule ist von Herrn de Witte geschenkt. Ausserdem ein römischer Altar. Beide Fundstücke bezeugen, dass auch in dieser keltogermanischen Gegend die Römer mit dem ganzen Apparat ihrer Cultur, von dem sie auch an den entlegensten Stellen Spuren zu hinterlassen pflegten, aufgetreten sind. —

[Zum Schluss legte Herr Friedel noch zur Vergleichung eine Anzahl von Abbildungen von prähistorischem afrikanischem Steingeräth vor, welche er der Güte des Herrn Etatsraths Worsaae zu Kopenhagen verdankt.]

Raum und Zeit.

Die Naturvölker leben in Raumanschauungen, und, wie für die Zahl, werden sie erst spät empfänglich für die Zeit, deren continuirlichen Fluss auf einige Entfernung hinaus deutlich auseinander zu halten ein Verdienst höherer Stufengrade ist. Dem Einzelnen ist seine Vergangenheit gegenwärtig und jeder Moment der Existenz schliesst eine Reihe von Vor-Existenzen oder Vor-Momenten ein, aus denen er sich aufgebaut hat, aber das Bewusstsein der Gegenwart wird sich erst dann im Gegensatz markiren, wenn ein Abglanz aus den Verhältnissen der Vergangenheit durch Analogienschlüsse (nach Beobachtungen an sich und Andern im Gesellschaftskreis) in die Zukunft vorgeschritten und so die Zeit in ihrem Dreischritt erfasst ist.

Die Zeit kann nur aus den Differenzen der in ihrer continuirlichen Dauer aufwallenden Variationen in Angriff genommen werden, und diese führen im Räumlichen auf die kleinsten Theilchen bis zum Unmessbaren-Kleinen[1]).

Das Unmesslich-Kleine entschwindet zuletzt der Auffassung, wenn die Licht-Intervalle nicht mehr genügend auf dem materiellen Substrat gebrochen werden, um vom Auge, selbst bei bewaffneter Linse, aufgefasst werden zu können. Das Unmesslich-Kleine tritt aus den Raum hinaus, indem es für uns keinen Raum weiter erfüllt, und seine Existenz bekundet sich nur durch die Kräfte, die bei Aufgebung des festen Aggregatzustandes frei werden und durch welche die Thätigkeit der kleinsten Theilchen auf das von ihnen constituirte Ganze einwirkt. Mit dem Unendlich-Kleinen sind wir an die Grenzen der sinnlichen Auffassung gelangt, es beginnt dann aber, wie jenseits dieser die der psychischen Functionen, eine neue Welt der Kraftwirkungen, die, wie unräumlich, so auch gewissermaassen zeitlos sind, weil in Geschwindigkeiten agirend, die ohne künstlich angeordnete Apparate in einem Nu entstehend und vergehend gedacht werden müssten. Raum und Zeit gelten deshalb nur in der Reduktion auf das menschliche Maass von den Dingen. Im Unendlichen ist das Räumliche an sich negirt, und ebenso verschwindet es mit dem Zeitlichen im Kleinsten.

Wenn wir uns neben den übrigen Dingen objectiviren, erkennen wir in uns denselben Entwicklungslauf des Entstehens und Vergehens, ebensowenig

---

[1]) Die Fragen über das Unmessbargrosse sind für die Naturerklärung müssige Fragen. Anders verhält es sich aber mit den Fragen über das Unmessbarkleine. Auf der Genauigkeit, mit welcher wir die Erscheinungen ins Unendlichkleine verfolgen, beruht wesentlich die Erkenntniss ihres Causalzusammenhanges" (Riemann), und so mag hier die Wissenschaft auf einem beherrschbaren Gebiete schliesslich zu Gesetzen kommen, in denen der relative Werthunterschied der Grossen und Kleinen verschwindet, wogegen die ins Unmessbargrosse verlaufenden Speculationen leeres Stroh dreschen.

jedoch, wie in diesen, den über die Relationen hinausliegenden Ursprung und Grund des Daseins. Das Bewusstsein ergiebt sich gleichfalls als eine in Analogien wiederkehrende Folge bestehender Antecedentien, aber in dem Eigengefühle des Selbst, das sich dem Einzelnen daraus realisirt, ist für diesen die Anknüpfung an ein dem Kreislauf des Werdens entrücktes Sein gewonnen. Dies kann deshalb aus Analogien weder erklärt noch verstanden werden, sondern offenbart sich in der Harmonie gesetzlicher Gewissheit. Die Gedanken gehen ihrer Entstehung nach zurück auf zeitlich-räumliche Wurzeln, aber das in den Gedanken, in treibender Bewegung, Schaffende führt auf die Gestaltungsthätigkeit der Schöpfungen ein. Der Natur des Denkens nach bleibt eine verstandesgemässe Erkenntniss ausgeschlossen, da erst das Ganze (also das gesammte All) durchschaut sein müsste, um den Theil zu verstehen. Doch der Einklang harmonischen Waltens in dem überblickbaren Segmente der Natur schlägt bereits im Bewusstsein gleichgestimmte Saiten an, die weiter in das All hinausklingen und die Beruhigung einheitlichen Zusammenwirkens gewähren.

Zeit und Raum sind durch die Wesenheit des Organismus gegeben, die Zeit in der Entwicklung des Nacheinander, der Raum mit der, Ausdehnung bedingenden, Undurchdringlichkeit im Nebeneinander. Ein jeder Organismus existirt also in Raum und Zeit, und muss (wenn so angelegt, um in einem einheitlichen Mittelpunkt die ihn constituirenden Agentien zu reflectiren) in seinem Bewusstsein auch das der Räumlichkeit und Zeitlichkeit einschliessen. Der Organismus wächst aus dem Tellurischen in das Kosmische hinaus (da erst die Sonne auf der Erde das Leben weckt) und ist deshalb allein unserem Zeitmaass unterworfen, dem sich die periodischen Veränderungen der Erde entziehen würden, indem sie Zahlmassen häufen, die ohne künstlich vollendetere Rechnungsoperationen einfacher als die Ewigkeit der Aeonen aufgefasst werden würden. Der einzige von uns überschaubare Lebensact des rein Tellurischen (obwohl schon dieser nicht ohne Beziehung zur Wärme oder Elektricität, und also zu kosmisch mitbeeinflussten Wirkungsweisen steht) ist der der Krystallisation, der indess im gegenwärtigen Momente des Entstehens auch sterben lässt, und also der Zeit entbehrt. Die Pflanze lebt im steten und, bei dem Mangel eines innerlich einheitlichen Centrums, manchmal fast unbegrenzten Nacheinander, während sich beim Thier die Lebensprocesse in einen selbstständigen Schwerpunkt zu centriren beginnen, und also, wenn bis zum Bewusstsein fortgeschritten, das zeitliche Geschehen spiegeln müssen. Die Zeit führt sich somit auf eine durch unser Denken nicht erschöpfbare Quelle zurück, weil in dem tellurisch-kosmischen Verhältniss als solchem gegeben, innerhalb welches wir, als ein für uns ursprüngliches, geboren wurden und dessen Mechanismus wir selbst beim Durchblick des Planetengebäudes nicht lösen würden, weil der solarische Lenker sich wieder anderen Fixsternsystemen einfügt. Als subjective Zeit folgt dasjenige, was aus diesen Gesetzen der Weltprocesse sich im eigenen Selbst nachklingend fühlbar macht.

Wie die körperlichen (und die physischen überhaupt) zeigen auch die psychischen Processe den Wechsel eines Nacheinander und die Vergleichung der realen Sinnesanschauung mit ihrer Auflösung in die Erinnerung ergiebt daraus eine Ableitung für die Zeitauffassung.

Das Nebeneinander besteht seiner reinen Unbedingtheit nach nur für die anorganische Natur, wo jedes Ding mit der Raumerfüllung[1]) sich selbst erfüllt. Das organische Wesen (das in den psychischen Schöpfungen selbst einem Theil seiner Eigenthümlichkeit nach unräumlich existiren mag) lebt in den Raumveränderungen seiner aus dem Innern nach Aussen hin realisirten Processe, also in der Bewegung, die dann bei individuellem Abschluss bis zur animalischen Selbstbewegung des die Theile zusammenfassenden Ganzen potenzirt werden mag, und in dieser Bewegung erst, die ein Wachsen ermöglicht, kann wieder der Raum selbst aus dem Zwischen zum Bewusstsein gelangen, da seine sonstige Existenz in dem nur stückweisen Gegenüberstehen des grenzlich nicht umfassbaren Alls unbegreiflich wäre oder sich auf die Täuschung des optischen Horizontes reduciren würde. Das belebende Verständniss des im Sein todten Raumes hängt deshalb durch die Bewegung von der Zeit ab, die im Werdenden wirkend, aus der harmonischen Gestaltung des Kosmos quillt.

Wie die Unendlichkeit der in der Ferne undeutlich werdende Raum, ist die Ewigkeit nur die nicht weiter berechenbare Zeit, und beide, als eben die Grenzen unserer Verstandesmöglichkeiten markirend, stehen damit an sich schon ausserhalb derselben, so dass es von vorn herein undenkbar gelten muss, die Unendlichkeit aus dem Raum oder die Ewigkeit aus der Zeit zu verstehen. Was daraus begrifflich gemacht werden kann, muss sich an die innerhalb der Relationen fallenden Veränderungen des Werdens knüpfen, und wenn sich aus den Differenzen berechnungsfähige Formeln gewinnen lassen,

---

[1]) Bei geometrischen Wahrheiten (bemerkt Baumann, indem er das Verfahren der Geometrie mit dem anderer Erfahrungswissenschaften vergleicht) ist die Wirklichkeit eine im Geiste gefundene, vor welcher die logische Möglichkeit des Anderssein gar nicht aufkommt, so dass die geometrische Wirklichkeit zugleich Nothwendigkeit (für das Bewusstsein), obwohl nur ein Thatsächliches (eine innere Erfahrung von besonderer Art) ist. In der Geometrie (die Kant als eine anschauende Erkenntniss bezeichnet) stehen aber die Gesetze der das Sehen vermittelnden Lichtbrechung als unbewusst erworbenes Verständniss vor der Seele, und da unsere Weltanschauung vorwaltend auf dem Auge beruht, wird nach der Auffassung dieses das Ganze geregelt, zumal diese gleichen Gesetze der Lichtbrechung auch in gleich unveränderlicher Weise an allen übrigen Naturgegenständen wiederkehren müssen, die wir erst durch das Auge erkennen. Baumann sagt deshalb auch richtig, „dass die geometrische Nothwendigkeit an sich noch keineswegs ein Weltgesetz ist", sie wird es aber durch die menschliche Recipirung der Körperwelt in sich mittelst des Mediums der optischen Nerven. Ihre Ausbreitung auf der Retina geben die Punkte, die erst als Linien aufgefasst werden, und die Winkel der Refraction begründen ihre Gesetzlichkeit, ohne dass ein Anderssein möglich werde. Das Bewusstsein von der Unendlichkeit des geometrischen Raumes ist ein ruhiges, ein mit dem Begriff dieses Raumes von selbst sich einfindes (nach Baumann), es ist das durch den optischen Horizont gegebene, der die sinnliche Auffassung scheinbar begrenzt, aber demjenigen, der die Illusion aufzulösen versteht, ein immer neues Ansetzen erlaubt.

bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, aus den Erscheinungen des Werdens auf die ursächliche Zeit und aus deren Wirkungen im Raum auf diesen zurückzuschliessen.

In der Pflanze liegt die unbedingte Abhängigkeit von den astronomischen Zeiten[1]) zu Tage, in den höheren Thierklassen wird sie undeutlicher, obwohl sie sich in manchen durch die Acclimatisation gebotenen Thatsachen (wie in der Anpassung des Eierlegens bei Hühnern und sonst) bis in Einzelnheiten hat verfolgen lassen können und sich bis zuletzt in den auf Mondregulationen zurückgeführten Perioden rudimentär erhält, sowie in der Correspondenz der Unterbrechung psychischer Thätigkeit durch den (bei Bären u. A. nach Jahreszeiten eintretenden) Schlaf mit dem Umlauf der Gestirne. Kryptogamische Zellbildung vermag jetzt allerdings mit Ausschluss der Sonne (aber nicht mit Ausschluss solarisch bereits angeregter Kräfte) Statt haben und auch in Perioden verlaufen, die sich in ihrer Kleinheit dem astronomischen Messen fast entziehen würden, doch mögen vielfach primär nicht erzeugbare Thätigkeiten aus secundären Vorstufen zur Regsamkeit gelangen.

Organische Entwicklung beruht zunächst auf einer Umsetzung in den Stofftheilchen der Materie und sie beeinflusst dadurch stets in einer oder anderer Weise die Undurchdringlichkeit, also die räumliche Grundeigenschaft der Körper. Dieses Eingreifen in die materielle Constitution des Seins berührt den Ursprung der Materie, die als seit der Geburt mit unserer Existenz verwoben, selbst wieder nicht der unmittelbare Gegenstand der Betrachtung werden kann, sondern erst als das X eine unbekannte Grösse aus dem Fortgange der Rechnungen ihre Werthbestimmung zu erhalten hat. Das Product der Neubildung steht zu dem Mutterstoff im Verhältniss des Nach, weil zeitlich später, zu den übrigen Dingen in einem veränderten Nebeneinander des Räumlichen. Solche chemische Umbildungen kommen freilich auch im Anorganischen (obwohl beschränkt ohne künstliche Combination) vor, aber mit der Rückbeziehung auf organische Einheit fehlt das ursächlich fortwirkende Nacheinander und das Nebeneinander gilt in seinen Veränderungen nicht für den als solchen unverständlichen Raum, sondern erst für dessen Anschauung im organischen Mikrokosmos.

Im Organismus nun haben wir von den thatsächlichen Umsetzungen und ihren Resultaten auszugehen, die zwar erst in der psychischen Steigerung des Menschen zum Bewusstsein kommen, aber bei der Einheitlichkeit des durchgehenden Processes auch schon im Physischen ausverfolgt werden können. Das Charakteristische der Zeit liegt in diesen die Elementarzusammensetzungen der Materie in Bezug auf einen einheitlichen Mittelpunkt[1]) umwan-

---

[1]) Nach Eyfferth ergiebt sich die Zeit „als eine Form der Verbindung der Dinge mit den Erscheinungen".

[1]) Mit der in die Ferne wirkenden Schwere wurde dem astronomischen Systeme (von Demokrit bis Descartes) durch Newton wieder ein metaphysisches Prinzip (von Leibnitz im philosophischen Zusammenhang festgehalten) zugefügt, das in dem terrestrischen Horizont noch als

delnden Schöpfungsprocessen, und daraus ergiebt sich das Nacheinander, das dann wieder auf die psychischen Vorgänge (seinen subjectiv ersten Ausgang) angewandt, verschiedene Färbungen gewinnt. Der Mensch mag in Raum und Zeit leben, ohne sich (obwohl er ihren Dictaten gemäss handelt) dieselben so wenig zum Bewusstsein zu bringen, wie die Chemikalien der Nahrungsstoffe, die er isst, oder der Luft, die er athmet, sowenig wie er sich über die Gründe der Sonnenbewegung, des Windes, der Flussläufe Rechenschaft zu geben braucht. Hat er sich jedoch einmal aus dem naheliegenden Nacheinander seiner Erinnerungen zum Gegensätzlichen der sinnlichen Empfindung den Zeitbegriff abstrahirt, so muss er consequent weiter gehen, unter ihm das allgemein durchgehende Naturgesetz subsumirend, und dieses Nacheinander wird dann vom Denken auf Alles angewandt, was im zeitlichen Flusse seine ursächliche Verkettung findet.

Für sich selbst lebt der Mensch in der Gegenwart, und obwohl dieselbe philosophisch auf den Moment des bewussten Empfindens reducirt werden mag, dehnt sie sich beim Naturmensch in unbestimmter Dauer, da für die Zukunft keine Veränderung erwartet wird. Wenn sich die übrigen Ereignisse des Lebens, in ihrem Nach und Vor, über Vergangenheit und Zukunft vertheilen, so würde das Denken sie alle entsprechend anordnen können ohne Verwendung des (noch lange, wie die Zahlmethoden zeigen, fast fremden) Zeitbegriffes, im Falle sich derselbe nicht aus dem unmittelbaren Bewusstsein der Existenz ergeben hätte, und zwar im Verhältniss zu einem Anderssein in der Vergangenheit, denn die Zukunft unterscheidet sich weiter nicht, weil kein (von dem thatsächlichen Empfinden der Lebenslust verschiedenes) Anderswerden erwartet wird. Die Weltanschauung des Naturmenschen ist eine zerstückelte, er kennt nur heute, gestern und die Erwartung des morgen, er kennt Tage und Nächte, Ereignisse, die geschehen sind und die zu erwarten stehen, aber mit Alledem keine Zeit, und wenn die Abstraction dieser hervortritt, liegt bereits neben Vergangenheit und Gegenwart auch die Zukunft im Geiste.

Der Zeitbegriff taucht im Menschen auf wie jeder andere, wie der Begriff des Baumes aus den Bäumen, die gesehen sind, der der Farbe aus den verschiedenen Farben u. s. w., so aus dem steten Nacheinander der Dinge in ihrem Ablauf, der des Nacheinander und somit das ursächliche Verfliessen von Zeit. Ein Anderes ist es dann, worauf dieses Nacheinander der Dinge in sich beruht, und damit tritt die Zeit aus subjectiver Auffassung in ein allgemeines Weltgesetz über. Innerhalb des tellurischen Planetismus ergiebt

molekulare Anziehung aufzufassen wäre, sich aber schon im Sonnensysteme in ein Spiel selbstständiger Kräfte auflöst. Wie sich bereits das materielle Leben des Organischen auf der Erde von solaren Einflüssen durchdrungen zeigt, so wirken in sideralen Emanationen Agentien, die dem menschlichen Geiste (obwohl in ihm selbst aufs Neue zur Freiheit des Willens entwickelt) nicht in ihrer Wesenheit (weil nur in den letzten Endausläufen) erfassbar sind und erst auf weiten Umwegen in den Differenzen ihrer verschiedenen Manifestationen hier und da einen Durchblick auf das Gesetzliche gewähren mögen.

sich das Nacheinander als eine durch solarische Einwirkung hervorgerufene Entwicklung, die von Entstehung bis Untergang einen organischen Phasencyclus durchläuft unter den wandelnden Aspecten der Himmelsgestirne. Die aus der Sonne herabströmenden, oder durch Herabströmung angeregten, Kräfte wirken in dem als Substrat des Erdenplaneten gegebenem Stoff Molecularverschiebungen, wodurch organische Entwicklung bis zur sich selbst zersetzenden Erschöpfung eingeleitet wird, erst in aufsteigenden Stufen bis zur Akme und dann in herabführenden. In dem Nacheinander der Zeit liegt also das gesetzliche Band, das die Erde an die Sonne bindet, in das Sonnensystem einfügt, indem sich die dasselbe regulirenden Bewegungen mehr oder weniger direct in allen ihrer Oberfläche entsteigenden Lebensprocessen reflectiren. Ob ohne diese die Existenz der Erde überhaupt gegeben sei, lässt sich nicht a priori durch den Geist des Menschen entscheiden, dessen eigenes Leben die Vorbedingung der Frage selbst ist.

Die Zeit wird zunächst, dem Cyclus organischer Entwicklung gemäss, als eine rückläufige gedacht, schon im alt-ägyptischen Symbol, oder als eine vernichtende, und erst auf höheren Culturstadien erwirbt der Geist die starkmuthige Freiheit, die, den Ring des Verhängnisses zerbrechend, Grab und Tod überdauert.

Ob, abgesehen von der menschlichen Anschauung, durch welche allein Raum und Zeit gegeben seien, die Welt raum- und zeitlos existirt, wie Kant meint, dürfte bei dem Mangel des Materials schwer zu entscheiden sein für die Welt jenseits des Sonnensystems. Aber innerhalb dieses, das den Forschungen zunächst noch genug zu thun liefern möchte, ist jede lebendige Existenz erst in Raum und Zeit, und nur durch diese, gegeben. Das über die planetarisch-solare Atmosphäre hinausliegende Ding an sich des Jenseits ist unseren Gedankenreihen so wenig zugänglich, dass schon die Negation von Raum und Zeit, die Hypothese einer raum- und zeitlosen Welt, unberechtigte Definitionen gewähren würde. Weil wir so sehr an Raum und Zeit gebunden sind, um uns ausser ihnen höchstens noch den Gegensatz verbildlichen zu können, folgt nicht, dass hiermit die einzige Alternative gegeben sei, und neben dem Räum-Zeitlichen und Nicht-Räum-Zeitlichen nicht noch andere Entitäten, oder doch Possibilitäten (weder Räum-Zeitlich noch Nicht-Räum-Zeitlich) supponirbar seien, wie in den östlichen Philosophien neben dem Sein und Nichtsein das Weder-Sein-Noch-Nichtsein, das auch im Nirvana figurirt.

Was wir von der Welt erkennen gestaltet sich den Formen des uns gegebenen Denkapparates gemäss, und kann nur unter diesen erscheinen, obwohl bei dem Hineinleben in die excentrische Stellung, die dem Menschen durch neuere Wissenschaftsforschungen octroyirt wurde, das für uns nothwendig Gewisse deshalb allein nicht schon weiter allgemeine Gültigkeit beanspruchen darf.

Durch die Sinne absorbirt der Geist die Aussendinge und er assimilirt sie sich unter dem psychischen Entwicklungsgesetz, das auf physischer Grund-

lage emporwächst. Die objectiven Eindrücke bilden somit die Nahrungsstoffe und ihre subjectiven Auffassungen, im Sprachaustausch geklärt und fixirt, zeigen die Umwandlungen, die sie nach den Lebensprocessen des psychischen Organismus, um diesem adäquat zu werden, annehmen. Die geistige Wesenheit, die sich der directen Beobachtung entzieht, muss demnach berechnet werden, einmal aus den Umgestaltungsphasen des Objectiven in subjectiv Gedachtes nach der formalen Beschaffenheit des Denkens und dann aus den Analogien der physiologisch der Beobachtung zugänglichen Nervenvorgänge. Die primären Effecte müssen deshalb überall gleichartige sein, wie sämmtliche Säugethiere die Nahrung in Blut umsetzen, die Pflanzen in ihre Membranen, aber weiterhin erzeugt der Organismus durch selbstständig erworbene Kräfte specifische Produkte, die sich nach ihrer verhältnissmässig höheren Dignität unterscheiden, wie der Parfum der Blume oder die Mehlsubstanzen der Früchte. Diese weiteren Folgen können erst später Gegenstand der Untersuchung werden, nachdem vorher auf inductivem Wege die Elementargrenzen in der Physiologie des Geistes festgestellt sind, und für diese werden die Differenzen nach den ethnologischen Provinzen den geeigneten Ausgangspunkt bieten. Die Ideen entwickeln sich während des Lebens durch die mittelst der Sinne[1]) aufgenommenen Nahrungsstoffe von Aussen. Aprioristisch liegen sie potentia in dem vorhandenen Entwicklungsgesetz, das an den Organismus geknüpft, zur Erfüllung strebt und solche unter günstigen Bedingungen verwirklicht. Die Kenntnisse beginnen mit der Erfahrung, aber sie gehen nicht alle aus ihr hervor, wie Kant bemerkt, sie ziehen aus ihr die Nahrung, und diese wird dann von dem inwohnenden Entwicklungsgesetz des psychischen Organismus verarbeitet. Da nun aber der so gebildete Bau des Organismus durch die Umwandlung der Ausseneindrücke in die Erscheinung tritt, so führt die Controlle der Vergleichungen im Objectiven und die Ausgleichung der hervortretenden Gegensätze zur Wesenheit des Subjectiven im Urtheilen. A. B.

[1]) Den grobsinnlichsten Eindruck auf den thierischen Organismus macht die Verletzung, der körperliche Schmerz, wogegen jener durch abwehrende Muskelbewegung zu reagiren pflegt. Das Widerliche des Geschmackes ruft im Magen die Reaction des Auswerfens hervor, und ähnlich combinirt sich der Geruch mit der Respiration, die indess nicht durch unmittelbare Reflexaction einen Widerstand entgegensetzen kann. Beim Menschen nehmen die Zuführungen des Geruches nur die Färbung des Angenehmen oder Unangenehmen an, welch letzteres allerdings in solcher Intensität auftreten kann, um nur durch Entfernung zu überwinden. Im Thiere kombinirt sich der Geruch am mächtigsten mit den Instinktauffassungen, und von ihnen wird vorzüglich die Gefahr gewittert, denen der Organismus der eigenen Selbsterhaltung wegen zu entgehen suchen muss. Während aber z. B. die furchtsamen Antilopen bei den geringsten Anzeichen, die ihnen der Geruch gewährt, rasch entfliehen, regen Gesichtsbilder nur ihre Neugierde an, um sie oftmals der Gefahr gerade in die Hände zu führen. Die optischen Erscheinungen zaubern ihnen eine Wunderwelt, die berauschend wirkt, wie für die Mücke die Lichthelle, während solch thörichter Dummheit gegenüber die Ueberlegung des Menschen gerade in der Sprache des Auges ihr Verständniss findet.

Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen.

II.

Ein Orang-Utan.

Von Dr. Carl Nissle.

In Temperament und Benehmen den ausgeprägtesten Gegensatz zu dem im vierten Heft des letzten Jahrganges dieser Zeitschrift geschilderten Chimpanse des Berliner Aquariums zeigte ein Orang-Utan, welcher im Sommer des vergangenen Jahres als problematischer Vertreter des seeligen Adam die zweite Schöpfungsperiode des Berliner zoologischen Gartens, die Wirkens- und Schaffenszeit des Dr. Bodinus verherrlichen half.

Auch James Orang war vom Hamburger Hagenbeck, dem deutschen Casanova, auf den Markt gebracht worden und wollte trotz seiner Seltenheit als Gast in Europa nirgend recht Aufnahme finden; denn auch er war leidend, auch sein Gesundheitszustand lieh der Befürchtung, ihn bald zu verlieren, grössere Wahrscheinlichkeit, als der Hoffnung, sorgsame Pflege von Erfolg gekrönt zu sehen, und mit der vollbewussten Resignation, der Wissenschaft ein Opfer zu bringen, öffnete Dr. Bodinus ihm die gastlichen Hallen des bedeutendsten zoologischen Gartens der Welt. Der äussere Eindruck, welchen James machte, war bei seinem Eintreffen eigentlich derselbe, den wir bei der Aquariums-Molly in den Anfangsstadien kennen gelernt haben. Indifferente Abspannung und widerstandslose Gleichgiltigkeit waren der Grundcharakter, welke Epidermis liess die dürren Finger nicht anmuthiger erscheinen und der respectable Hängebauch allein gestattete keine Illusion über etwaige Wohlbeleibtheit. Entschiedene Fressunlust war auch nicht geeignet, gerechtfertigte Besorgnisse zu paralysiren — kurz, der Orang schien seinem Vetter Chimpanse in Allem nicht Wünschenswerthem Nichts nachgeben zu wollen. Den einzigen Trost, welchen die in Anbetracht des Werthobjects so gern thätige Einbildungskraft festhielt, bildeten der mangelnde Husten und die nicht afficirten Nasenschleimhäute. Erinnern wir uns der Futterspenden, welche das Aquarium seinem Chimpanse angedeihen liess, so sind wir hier einer detaillirten Schilderung der Versuche überhoben, mit denen in James der Sinn für Leibes Nahrung und Nothdurft erweckt werden sollte — unter gleicher Mühewaltung aber das gleiche Resultat: der Affe verschmähte und missachtete die Menschen möglichen Näherungs- und Nährungsversuche und setzte den wohlwollendsten Liebkosungen eine unerbittliche Apathie entgegen. In dicken wollenen Decken bis über die Ohren vergraben schien der Sprössling des ostindischen Archipels von europäischen Complimenten absolut Nichts wissen zu wollen und unliebsame Störungen vermochten entweder gar nicht ihn aus

seiner Lethargie aufzurütteln oder nur ihm ein Winseln zu entlocken, dessen Kläglichkeit vom Ermunterungsvorhaben abstehen liess. Des Pflegers Sorgfalt wurde dabei nicht durch Erkenntlichkeit ausgezeichnet, und Gervais' Behauptuug: „La mémoire et la reconnaissance qui ont rendu le chien si célèbre, sont aussi le partage des Orangs“ verlor mit jedem Tage an Glaubwürdigkeit. Aber auch die sonstigen Angaben über den Orang wollten nicht stimmen. Dass Plinius seinem „indischen Satyr“ eine gewisse Menschenähnlichkeit vindicirte, das konnte man sich schon gefallen lassen; wenn er ihn aber auch des aufrechten Ganges sich befleissigen lässt, so strafte James eine solche Zumuthung entschieden Lüge. Die Mittheilungen, welche Gassendi im „Leben des Peiresc“ den Dichter Saint-Amant über gewaltige Thiere auf Java machen lässt, „quae forent naturae homines inter et simias intermediae“, könnten allenfalls alle Vierhänder ausnahmslos für sich beanspruchen und was nun gar der bisher mit Vorliebe citirte Bontius aus eigener Anschauung beobachtet haben wollte, war hinreichend dem Orang-Mährchen die Krone aufzusetzen. Hätte unser James doch auch nur eine Spur von Neigung gezeigt, bei aufmerksamer Betrachtung, deren er sich begreiflicherweise sehr oft und sehr anhaltend zu erfreuen hatte, verwirrt zu erscheinen, das Gesicht mit den Händen zu bedecken, Thränenströme zu vergiessen und Seufzer auszustossen! Und hätten ferner die Schilderungen von Vosmaern, Jeffries, Cüvier, Smitt u. A. doch zutreffendere Bestätigung gefunden! Ich müsste dann von einem Orang erzählen können, welcher doch wenigstens zu Zeiten die Schlafmütze abgenommen und seiner Umgebung Theilnahme gezeigt, welcher doch mindestens einen Anlauf zu muntrer Laune und Drolligkeit gewagt und der seiner Sippe als specifisches Merkmal zudictirten Feinschmeckerei Ehre gemacht hätte.

Doch Nichts von Alledem liebte Freund James in dem mehr denn viermonatlichen Zeitraum seines Berliner Erdenwallens. Der anfängliche Trost, dass der Superlativ von Theilnahmlosigkeit eine Folge der Reisestrapazen und hierin begründeter körperlicher Leiden wäre und dass mit eintretendem Appetit das Thier lebendiger werden würde, musste bald aufgegeben werden, Fresslust stellte sich ein — und Alles blieb beim Alten. Und was war es, worauf James' Neigung in dieser Hinsicht sich vorzugsweise concentrirte? Ein vollendeterer Hohn auf die behauptete Vorliebe der Orangs für Leckerbissen liess sich nicht denken, denn Wasser und Brod, die kläglichste Kerkerkost, waren Alpha und Omega seiner culinarischen Wünsche. Nur mit Widerstreben bequemte er sich, dieser mehr als bescheidenen Speisekarte später noch ein wenig Obst, laue Milch und einige Scheibchen Kalbsbraten hinzuzufügen, von der reichgedeckten Tafel der Molly hätte James Nichts angerührt und nie war er dahin zu bringen, Kaffe, Thee oder Wein anzunehmen. Dabei bewies er deutlich, dass er nicht etwa aus Mangel an Appetit überhaupt die angebotenen Leckereien verschmähe, er pflegte vielmehr auf Regelmässigkeit bei seinen frugalen Mahlzeiten zu halten und weithin vernehmbares Ge-

winsel hat oft genug den Wärter davon benachrichtigt, dass Mr. Orang einen Imbiss oder einen Trunk zu haben wünschte. Das waren aber so ziemlich auch die einzigen Momente, in denen James einen Laut von sich gab. Höchstens liess er dieselben, mit geschlossenem Munde klagenden Töne dann noch hören, wenn er nach einer Promenade durch den Garten vom Arm des Wärters wieder in seine stille Klause zurückkehren sollte. Nie aber steigerten sich derartige Stimmungen oder Wunschesäusserungen zu energischen Kundgebungen; wenn ihm sein Wille nicht geschah, so ergab er sich schliesslich mit stoischem Heroismus in sein Schicksal und nie ist es ihm eingefallen, à la Molly den Trotzkopf aufzusetzen. So machte er denn auch in der Zeit, in der sein Appetit die Annahme des Wohlbefindens rechtfertigte, durch seine verzweifelte Langweiligkeit den Eindruck des Leidenden. Das Gepräge der Schwermuth, melancholischer Beschaulichkeit trug er stets zur Schau. Die dunkelen, vollendetste Seelenruhe wiederspiegelnden Augen auf die Umgebung gerichtet, die zierlich-kleinen menschenähnlichen Ohren aufmerksam gespitzt, schien er Alles um sich her zu beachten, gleichzeitig aber auch zu verachten, als wollte er das stolze Wort des Diogenes für sich reclamiren: Wenn ich nicht Orang-Utan wäre, so möchte ich Orang-Utan sein. Er hatte als Affe, und vollends als anthropomorpher Affe, vollständig seinen Beruf verfehlt, und eher steckte die Natur des Faulthiers in ihm, als die des lustigsten, durchtriebensten, verschmitztesten und gewandtesten Völkchens des Thierreiches. So ist es denn erklärlich, dass man ihm eine lange Lebensdauer nicht zutraute und dass sein Tod dennoch unerwartet eintrat, denn Besorgniss erregende Symptome waren diesem nicht voraufgegangen. Dass ein so absolut apathisches Geschöpf in der Intensität der Fresslust variirte, konnte nicht auffallen, dass es aber dem irdischen Jammerthal gleich Valet sagen würde, als es mal wieder, wie schon öfter, ein paar Tage lang jede Nahrung ablehnte, musste um so unangenehmer überraschen, als das Ableben ohne bestimmte Krankheitserscheinungen, also keineswegs lege artis erfolgte. Auch hatte weder sein dickes Bäuchlein von seinem erkecklichen Umfange verloren, noch war im Benehmen des Thieres eine Aenderung bemerkbar gewesen. Lebensmüde war der etwa zweijährige Waldmensch Borneos nach Europa gekommen, lebenssatt hatte er hier einige Monate lang die sorgsamste Pflege, die erdenklichsten Nahrungsexperimente über sich ergehen lassen und lebensüberdrüssig hatte er sich endlich die unvermeidliche wollene Decke, den einzigen Gegenstand, für den er Passion zeigte, über die Ohren gezogen — um nicht wieder aufzuwachen.

Nach dem Chimpanse und Orang-Utan bliebe uns der dritte und vielleicht wichtigste der anthropoïden Affen, der Gorilla, zu besprechen. Die Bedeutsamkeit und Seltenheit oder richtiger die bis jetzt nicht erlangte Mögichkeit, diesen gewaltigen Affen, welchen Du Chaillu zum furchtbarsten Ungeheuer gestempelt hat, lebend nach Europa zu bringen, hat in neuester Zeit Menageriebesitzer und Affentheaterdirectoren auf die ingeniöse Idee gebracht,

dem tief empfundenen Mangel auf dem Wege der Täuschung abzuhelfen und nicht nur Cynocephalus niger, auch Babuin und porcarius sind der Ehre theilhaftig geworden, als Gorilla debütiren zu müssen. Diese Täuschung ist selbst in Berlin versucht worden und wir haben den ergötzlichen Scherz erlebt, dass die vermeintlichen Gorillabesitzer sich mit Händen und Füssen gegen jede Aufklärung von competenter Seite sträubten. Aber auch C. Hagenbeck in Hamburg hält die Ansicht aufrecht, vor Jahren einen lebenden Gorilla in England gesehen zu haben, und Hagenbeck's Name bürgt dafür, dass wir es hier mit einer ehrlichen Meinung zu thun haben. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, die bisher so oft aufgestellte und so oft verneinte Frage verbürgt zu lösen: ob, resp. wo, von wem und zu welcher Zeit schon ein Mal ein lebender Gorilla in Europa gehalten worden ist.

Erklärung zu Tafel I.

Nubische Berâbra, aus Wadi-Kenûs und Dongolah, nach Photographien von James und Anderen. Um die Brod bereitenden Mädchen des Hintergrundes nicht zu undeutlich erscheinen zu lassen, musste leider die Perspective verletzt werden, was hier jedoch um so weniger zu bedeuten hat, als es ja hauptsächlich auf den Habitus der dargestellten Personen ankommt. H.

Miscellen und Bücherschau.

Woodthorpe: The Lushai Expedition. London 1873.

Their complexion comprises every shade of brown, and their features vary considerably, the generality however possessing flat retroussé noses with wide nostrils, thick lips and small almond shaped eyes. Among the Lushais though, and especially among those related to the reigning families, some of whom were very hamdsome, we met with a much more refined type, the nose being thin and aquiline with small nostrils, the lips thin and the mouth small. In all, however, the cheek-bones were ligh and prominent, the face broad and remarkable for an almost entire absence of beard or moustache. B.

Deux ans de sejour en Abyssinie (Isaac, evêque & P. Timothée). Jerusalem 1871.

Als eine armenische Auffassung der abyssinischen Verhältnisse hat das Buch sein Interesse. Ein Capitel ist den Boudas gewidmet und annehmbar, indess hätte von dieser alten und ziemlich abgedroschenen Geschichte nicht gesagt werden sollen, dass unter den bisherigen Schriftstellern on n'en trouve pas un qui en fasse mention dans aucun ouvrage (S. 136). Die Beschreibung der (nach dem Volksglauben) von Jesus selbst bestätigten Steintafel des Dekalogs

findet sich S. 141 f. Neben der orthodoxen Secte derer, qui professent en Jésus Christ deux naissances (Heuleth lideth) et le St. Esprit huile ou onction (Meinphess-Keddous kev) findet sich in Abyssinien die Secte, professant en J. C. trois naissances (Sose-Lideth) et le St. Esprit huile ou onction (Meinphess-Keddous kev), sowie die Secte der Houteth-Lidet Volte-kev (professant deux naissances, l'une du Père céleste et l'autre de la Sainte-Vierge), admettant le Fils comme onction ou huile, et par ce mot entendant, que le fils de dieu, comme dieu infiniment parfait et infiniment puissant, de l'instant qu'il a été conçu dans le sein de la Sainte-Vierge par sa propre force divine, a été aussi oint du Père céleste, sans avoir besoin de la coopération du Saint-Esprit. B.

Gubernatis: Zoological Mythology. London 1872.

Eine reichhaltige Zusammenstellung, die in der Benutzung des aus Indien, Deutschland, Scandinavien, Russland vorhandenen Materials willkommen ist, die indess in den Prinzipien ihrer Behandlung (einer ethnologischen Betrachtungsweise nach) auf dem Kopf steht, d. h. vom verkehrten Ende anfängt. The drama of mythology has its origin in the sky, und erst später, wenn „the Aryan is become indifferent to the celestial phenomena", in einer Abschwächung der alten Tradition: „he endows the animals of the earth with the same magical qualities, which he once attributed to the animals of heaven". Davon ist für den ethnologischen Beobachter das Gegentheil wahr, da die wirklichen Thiere der Erde dem Geist ursprünglich in religiöser Auffassung weit näher standen, als die dichterisch abgezogenen Phantasiebilder am Himmel. Durch die unbestimmte Verschwommenheit der letztern wird auch die Verwendung einer psychologischen Inductionsmethode bei ihnen unmöglich oder doch erschwert, so lange wir nicht die einfachen Grundelemente der Gedanken in ihren deutlichen Anknüpfungspunkten gesichtet haben. Die vergleichende Behandlung ist ausserdem, wie in so vielen ähnlichen Arbeiten, keine allgemeine, sondern auf den indo-europäischen Kreis beschränkt, innerhalb welches sie allerdings (und aus guten Gründen) ihre erste Ausbildung erhielt, aber nicht auf die Dauer eingeengt bleiben darf. B.

Boyle: To the Cape for diamond. London 1873.

That Bushmen, Corannas and other tribes of low condition used the gem mechanically from immemorial time seems to be quite ascertained. They will remember, how their fathers made peridiocal visits to the rivers of West-Griqualand, seeking diamond to bore their weighting stones. The rediscovery, however, took place in 1867. At that date a chrewed trader, named Niekirk, passing trough a country forty miles or so to the west of Hope-town, saw the children of a boer called Jacobs playing with pebbles, picked up along the banks of the neighbouring Orange. Struck with the appearance of one among their plaything, Niekirk told vrouw Jacobs that it reminded him of the white shining stones mentioned in the Bible. As he uttered the words, an ostrich-hunter named O'Reilly chanced to pass the doorway of the house. He overheard, entered, and was also impressed. Vague ideas of a diamond (which none of the three had ever seen) passed through their mind. They tried the pebble upon glass, scratching the sash all over, as I have seen it at this day. A bargain was struck. O'Reilly took the stone for sale, and each of the parties was to share. At Cape-town upon the verdict of Dr. Atherstone, Sir P. E. Wodehouse gave Lst. 500 for it. The news spread fast. B.

Jähns: Ross und Reiter. Berlin, Leipzig 1872.

Eine trefflich und fleissig gearbeitete Monographie, die nicht nur jedem Reiter und Pferdeliebhaber, sondern auch Ethnologen zu empfehlen ist. Im ersten Bande behandelt der erste Theil 5 Hauptabschnitte (die Persönlichkeit des Pferdes, die Lebensverhältnisse des Pferdes, den Erwerb von Pferden, Ross und Mensch, Sprachliche Bezüge), der zweite Theil 3 Hauptabschnitte (das Ross als Naturbild, Reitende Götter, Ross und Reiter in Cultus und Recht). Im zweiten Bande der dritte Theil: Ross und Reiter in der Geschichte der Deutschen in den Hauptabschnitten des Alterthums, Mittelalter, XVI., XVII., XVIII., XIX. Jahrhundert. Wir haben bereits früher Gelegenheit gehabt, Einiges aus dem damals noch als Manuscript bestehenden Werke mittheilen zu können. B.

Wuttke, H.: Geschichte der Schrift und des Schriftthums von den rohen Anfängen des Schreibens in der Tatuirung bis zur Legung elektromagnetischer Dräthe. I. Band: Die verschiedenen Schriftsysteme. Mit dem Separat-Titel: Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alfabetisch schreibenden Völker.

Ein umfassend angelegtes Werk, das sich schon dadurch empfiehlt.. Besonders aufmerksam sei gemacht auf den Abschnitt Vorstufen, Gegenstände als Mahner (S. 58 — 69), Hautmalerei (70 — 78), auf die Erörterung der Aetzschrift, das Manko-Verfahren und die Tatuirung (S. 73 — 140), sowie auf die übersichtliche Behandlung der chinesischen Schrift und tsinesischen Schriftthums (242 — 418), und Japan (S. 428). Obwohl manche der Ansichten nicht haltbar sein werden und das Werk ohnedem vielfach in Specialfächer übergreift, wo die Abfindung nicht immer leicht sein mag, gewährt doch die Fülle des Materials so vielfache Belehrung, dass die Fortsetzung des Werkes, worüber der Verfasser selbst Befürchtungen hegt, gewiss wünschenswerth wäre. B.

Ziegler: Irenäus, der Bischof von Lyon. Berlin 1871.

Irenäus weist die Frage nach der Thätigkeit Gottes vor der Schöpfung ebenso wie die Frage nach der Art und Weise des Hervorgehens des Sohnes aus dem Vater oder nach dem Wesen der Materie und der Möglichkeit ihrer Entstehung aus Gott, nach der Möglichkeit des Bösen in der göttlichen Weltordnung im Prinzip zurück, er erklärte schon den Versuch ihrer Lösung für Anmassung und beruhigt sich dabei, dass wenn sogar der Sohn Tag und Stunde des Gerichts nicht kenne, wir noch weit weniger ein Recht auf Lösung der letzten Probleme des Erkennens haben. Nicht eher will er den Antworten, die die Gnostiker auf solche Fragen geben zu können meinten, Glauben schenken, als bis sie auch alle Räthsel der äusseren Natur gelöst haben, bis sie in der That sagen können, wie viele Haare wir auf dem Kopf haben und wie viel Sandkörner am Ufer des Meeres liegen. B.

Raabe: Geschichten und Bilder von Nero. Utrecht 1872.

Paulus Ausdruck: „Es grüssen euch die Heiligen vom Hause des Kaisers“ könnte sich auf Poppaea Sabina (die den Kaiser zur Ermordung seiner Mutter und Gattin veranlasste) bezogen haben, wie auch Josephus von ihr sagt θεοσεβής γάρ ἦν. Bei den toxicologischen Untersuchungen (besonders S. 120 u. flg.) wird der Beihülfe Dr. Wefers Bettink's gedacht. B.

Freytag: Tiberius und Tacitus. Berlin 1870.

„Vielleicht vergehen kaum einige Decennien und man giebt einstimmig dem Kaiser Tiberius seinen ehrlichen Namen wieder, als dem würdigsten und verkanntesten Imperator, der je die Krone der Caesaren trug.“ Eusebius wiederholt die Angabe Tertullian's, dass Tiberius im Senat den Antrag gestellt habe, Christus unter die Götter aufzunehmen. Nach Orosius wurde er in Folge der Verweigerung missmuthig und mürrisch. B.

Nordhoff: California. New-York 1872.

The Temeculla-Indians are descendants of those, who formerly lived around the missions of San Luis Rey and San Dieogo. B.

Matthes: Over de Bissoes of heidensche Priesters en Priesteressen der Boeginczen. Verhandelingen der koninklijke Akademie von Wetenshappen. Amsterdam 1872.

De geesten, warmede de Bîssoe's voorgeven in betrekking te staan, zijn gewoonlijk Batara-goeroe en We-Njili-timo met hun zonen en dochteren (gelijk mede zooveel andere godentelgen). Het vertrouwen, dat zij genieten, gaat zoover, dat de priesters, die meestal voorgeven impotentes to zijn, en daarom te Makassar doer her publiek dikwerf kweeën (naar het Makass. kâwe-impotens) genoemd worden, aan de hoven ten allen tijde tot in het binnenste van de vertrekken der jonge prinsessen vrijen toegang hebben. Zum Lectisternium (auch in Polynesien bekannt) wird der Schlafplatz (Lammin-Rewata) für die Geister bereitet. B.

Aston: A Grammar of the Japanese written language. London 1872.

Japanese scholars of the Shinto-sect maintain, that the letters, which they call Shindayi or Shinji (letters of the age of the Gods) were introduced into Corea from Japan, whilst the Buddhist scholars contend that the specimens found in the latter country are of much later date, than is pretended, and were probably brought over to Japan at the time when a great part of Corea was overrun by a Japanese invading army. B.

Lloyd: The history of Sicily to the Athenian war. London 1872.

Down to the time when Thucydides wrote, the barbarian Elymi maintained their position at the western angle; Sicans adjoined them, but the mass of the population in the interior of the island, and eastward of the Sicans, was Sicel, both scarcely less decideely, than the Elymi, were barbarian in blood, but susceptible of the influence from the active Greek settlements, that had heen so long flourishing along the coasts and in some parts more closely upon their borders in the interior (Cap. 2, Buch I); das zweite Buch behandelt: Sicilian history in the epicinian poetry of Pindar. B.

Houzeau: Etudes sur les facultés mentales des animaux, comparées à celles de l'homme. Mons 1872.

Ein mit schätzenswerthem Material gefülltes Buch, ausgezeichnet zugleich durch verständige Besprechung des schwierigen Themas seitens eines durch langjährige Reise-Erfahrung mit dem praktischeu Leben vertrauten Gelehrten. B.

Baldwin: Ancient America. New-York 1872.

Assuming the facts to be as Mr. Wilson reports (1860), it follows that there was humau civilization to a certain extent in South-America at the time of the older stone age of Western Europe. The oldest Peruvian date of Montesinos is quite modern compared with this. The fact may be considered in connection with another in American Ethnology (that the most ancient fauna on this Continent, man probably included, is that of South-America). B.

Cazalis de Fondouce: L'homme dans la vallée inférieure du Gardon. Montpellier 1872.

La forme et les diverses ornamentations des poteries de la grotte Sartanette les rapprochent de celles des dolmens, de celles du cimitière de l'âge de la pierre polie de Monsheim (Hesse rhénane) et même de poteries d'une époque plus récente, comme les coupes-couvercles de Golasecca et certains vases de la sepulture d'Albano. B.

Specht, v.: Geschichte der Waffen. Bd. I und II. Cassel und Leipzig 1870—71.

In der Einleitung weist der Verfasser mit Recht darauf hin, wie eng die Geschichte der Waffen mit der allgemeinen Culturentwickelung der Völker verknüpft sei, denn dem Wilden sind die Waffen stets der erste Gegenstand der Sorge und des Schmuckes, während eine zu den Besitz höherer Güter gelangte Gesellschaft, je höher diese sind, desto höher auch die Mittel zu ihrem Schutze und zur Vertheidigung schätzen wird. Der erste Band, der in der vorgeschichtlichen Zeit die Stein-, Bronze- und Eisenzeit behandelt, bewegt sich auf einen durch schon manche Monographie bestellten Boden, obwohl auch dann die compendiöse Zusammenfassung immer ein Vorzug bleibt. Noch weniger beeinträchtigt ist der Werth des zweiten Bandes, der die Waffen der Polynesier und Amerikaner behandelnd, ohne eigentliche Vnrarbeiten von gleichem Umfange, eine neue Bahn bricht. B

Trollope: Australia and New-Zealand. Vol. I and II. London 1873.

Eine Besprechung des gegenwärtigen Zustandes dieser englischen Colonien, besonders ihrer politischen und socialen Verhältnisse nach. B.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Jahrgang 1873.

Berlin.

Wiegandt und Hempel.

1873.

Sitzung vom 11. Januar 1873.

(1) Der Vorsitzende, Herr **Bastian**, eröffnet die Sitzung mit folgender Ansprache:

Meine Herren!

Indem ich Sie heute zum ersten Male im neuen Jahre und nach dem Schlusse unserer dreijährigen Thätigkeit hier begrüsse, bedarf es keines Rückblickes auf das, was in derselben geschehen ist, da es Ihnen bereits in eingehender Weise durch unseren bisherigen Vorsitzenden dargelegt ist. Ihm vor Allem schulden wir unseren Dank für das bisherige erfolgreiche Gedeihen unserer Gesellschaft, und ich kann nur den Wunsch aussprechen, dass diese auch späterhin in gleicher Weise unter seiner Mitwirkung wachsen und blühen möge.

Unsere Gesellschaft, wie ihr Name besagt, hat drei Hauptgegenstände der Beschäftigung, die Anthropologie, die Ethnologie und die Urgeschichte.

Die letztere, als auf die prähistorischen Forschungen unserer eigenen Heimath bezüglich, liegt uns räumlich und dem Interesse nach am nächsten, und sie nimmt deshalb überall in den anthropologischen Gesellschaften einen hervorragenden Platz ein. Diesen wird sie auch immer zu bewahren haben, wie schon das Material für sie, als unter uns selbst gefunden, am reichlichsten fliessen muss, aber es wird wahrscheinlich noch einige Zeit hingehen, ehe wir bei ihr, über die einfache Ansammelung dieses Materials hinaus, uns befähigt finden werden, zu allgemeinen Folgerungen fortzugehen. Die vielen neuen Aufschlüsse, die uns in ihr nach den verschiedensten Richtungen hin unerwartete Perspektiven eröffnet haben, bringen in ihrem Reichthum selbst eine solch überwältigende Fülle völlig unvermittelter Entdeckungen mit sich, dass uns für den Augenblick noch die genügenden Orientirungspfeiler fehlen, um selbst auch nur eine erste Anordnung zu versuchen. Um die Grundlinien solcher in einem bestimmten Erforschungskreis zu ziehen, bedarf es nothwendig vorher eines wenigstens allgemeinen Ueberblickes über das Ganze, und ein solcher fehlt uns in der Urgeschichte noch, räumlich häufig sowohl, wie besonders auch zeitlich. Um nicht in den früheren Fehler der Deduktionsmethode zurückzuverfallen, um nicht mangelnde Fakta durch Hypothesen zu ergänzen und zugleich zu entstellen, werden wir aber zuwarten müssen, bis die Thatsachen in hinlänglich genügender Masse vorliegen, dass aus ihnen selbst zu organischer Verbindung eine Gesetzlichkeit hervortritt.

Auch in der Ethnologie und der mit ihr eng verbundenen Anthropologie entgeht uns noch der benöthigte Abschluss der Daten, hier aber einzig und allein in Folge der unvollkommenen Mittel sie zu beschaffen, indem sie überall offen auf der Erdoberfläche daliegen und nur der Ernte warten. Mit dieser wird allerdings nicht gezögert werden dürfen, da sie bereits vor unseren Augen zu Grunde zu gehen beginnen, und manches wichtige Stück Menschengeschichte uns gegenwärtig schon für immer verloren ist.

Unter den Continenten hat neuerdings besonders Afrika den eigentlichen Boden für wissenschaftliche Reisen gebildet, deren dieser Erdtheil allerdings auch am Meisten bedurfte, als unter den älteren der noch bei Weitem unbekannteste. In ihrer ungestörten Entwickelung, wie sie durch die Schwerzugänglichkeit des Innern begünstigt wurde, bieten die afrikanischen Stämme vorzugsweise lehrreiche und bedeutsame Beobachtungsobjekte für die Ethnologie, und wahrscheinlich wird von diesem Continente aus der wissenschaftliche Aufbau der Wissenschaft beginnen, daaus ihm zu erst grundlegende Werke, mit allen Hülfsmitteln der jetzigen Forschung ausgestattet, in Detailbehandlung an das Licht treten, wie kürzlich das bereits vorgelegte Werk unseres Mitgliedes, Dr. Fritsch, während andere bereits in unserem Kreise in Vorbereitung begriffen sind.

In Amerika hat die Colonisation und der dadurch bedingte Contakt mit den Eingebornen rascher zu ihrer Erkenntniss geführt, zugleich freilich auch ihr Verschwinden beschleunigt, so dass wir von manchen derselben nur noch im Augenblick des Absterbens einen kurzen Blick haben erhaschen können. Reicher dagegen beginnen sich erst jetzt die bereits im Boden begrabenen Schätze untergegangener Kulturen mit der genaueren Erforschung und Bearbeitung desselben uns zu eröffnen, und hier wird eine früher für uns todte Vergangenheit zu buntem Leben erweckt, aus dem wir hoffen können, noch für lange hinaus einen Unterhalt für unsere Arbeiten zu gewinnen.

Die scheinbar einfachen Verhältnisse Australiens kompliziren sich durch die Schatten, die der grosse Continent Asien auf diese oceanischen Inselgruppen hinwirft, und der weiter über sie dahinstreicht als der Amerika's, selbst wo sie diesem zu windwärts gelagert sind. Unter den Lokalverhältnissen insularer Begrenzungen markiren sich dann allerlei Eigenthümlichkeiten, bei denen neben der Natur der geographischen Provinz den fremden Einschlüssen, die über sie fortströmten, Rechnung getragen werden muss.

In Asien liegen weite und vielgestaltige Aufgaben vor, einmal die Beschäftigung mit den in entlegenen und schwerzugänglichen Berg- und Sumpfgegenden zurückgedrängten, sowie den in unwirthbaren Strichen unberührten Volksstämmen, dann aber die in den Culturvölkern gestellten Aufgaben, in welche sich die der Ethnologie mit denen der Geschichte berühren.

Asien bildet den eigentlich geschichtlichen Continent und seine geographische Gliederung hat zu der organischen Entwickelung des auch unseren eigenen Erdtheil mit einbegreifenden Geschichtsganges geführt. In vielfachen Lokalitäten markirt sich bald auf Hochplateaus, bald in Zwischenflussländern, bald an den Meeresküsten, bald um Landseen ein spezifisch markirtes Völkerleben, während zwischen durch und an den Grenzen hin die weiten Steppen sich strecken, auf denen das unruhige Element der Nomaden umhertreibt. Sie sind es, die einen stets neuen Anstoss zu weiterbildender Bewegung in Asiens Geschichte geworfen haben, sei es dass sie allmählig in die Culturstaaten infiltrirten und das alternde Blut mit frischen Mischungen durchtränkten, sei es, dass sie auf den Trümmern zerstörter Königsstädte den Thron ihrer eigenen Herrscher errichteten. Asiens Orographie und Hydrographie schreibt in ihm bestimmte Wegerichtungen vor, auf denen auch stets die Geschicke seiner Geschichte gewandert sind, während auf der unbestimmt verwischten Oberfläche Afrikas sich bald hier, bald dort Ausgangspunkte für Völkerwanderungen bilden, die dann in kurzer Zeit wieder ohne bemerkbaren Rückstand vorübergegangen und verschwunden sind. Asien ist durch ein in die Richtung des Pamir oder Belurtagh, in die Wasserscheide zwischen Amu und Tarim fallende Grenzlinie in eine östliche und westliche Geschichtshälfte getrennt, und die letztere, die auch Europas historische Ereignisse einschliesst,

erhält die sie als eigenthümlich kennzeichnende Physiognomie durch das Uebergreifen der ersteren, indem daraus eine komplizirtere Gestaltung der geschichtlichen Schauspiele folgt, weil aus unbekannten Motiven erwachsend, aus Quellen fliessend, deren Ursprung im Dunkel verschleiert blieb.

Der Gesichtskreis der griechischen Geschichtsschreiber schloss mit dem Caspischen Meere oder schon vor demselben ab; Oxus und Jaxartes schwankten als Doppelgänger in der Nähe besser bekannter Flüsse und kaum dämmerte aus dem fernen Osten eine Erinnerung an jenes Alexandreia ultima, bis wohin der macedonische Eroberer vorgedrungen war. Dichterische Sagen aus Proconnesos verhüllten die Ferne und auch die römischen Handelsbeziehungen gelangten nicht dazu die Erzählungen über Serer und Siner ihres halbmythischen Gewandes zu entkleiden. Dennoch musste, wie immer und durch die geographische Sachlage geboten, ein Hauptstrom der Einwanderung aus den mongolisch-tungusischen Sitzen gekommen sein, sei es, dass er selbst die offenen Flächen bis zur Wolga überfluthete, sei es, dass er die von Norden herabdringenden Vorlagerungen kirgisisch-kaisakischer oder scythischer Stämme weiterschob. Auch im Thianschan Nanlu hat oftmals die an Chinas Mauer wogende Brandung ihre Wellen bis an Europas Thore und durch dieselben weitergerollt. Bei dem durch enge Gebirgspässe erschwerten Eintritt fand hier leicht eine Zerreissung des Zusammenhanges Statt, so dass wir dann, von der uighurischen Verwandtschaft losgelöst, versprengte Stammeskreise der Turkomanen bis zu den Türken in Klein-Asien antreffen, und hier zugleich ein neuer Eintritt nach Europa entdeckt oder ein seit der medisch-parthischen und charsarischen Wanderungen bekannter (mitunter durch semitisches Eindrängen beschleunigter) Durchgang vom Kaukasus her erzwungen wurde.

In Folge solch engeren Horizontes, auf den im Alterthum die historische Betrachtung beschränkt war, werden gegenwärtig an die Ethnologie Anforderungen gestellt, die eigentlich über ihren Bereich hinausliegen und die sie für die Dauer ohne weitere Arbeitstheilung unmöglich wird bewältigen können, nehmlich die geschichtliche Verwerthung des von den Indologen und Sinologen in einer reichen Fülle aufgespeicherten Materials. Während der Ethnologie bei den Culturvölkern eigentlich nur die Untersuchung der anthropologischen Grundlagen zusteht, soll sie in Indien und China das ganze ungeheure Gebiet ihrer Culturgeschichte durchwandern, da die an sichere und kritische Führung gewohnte Geschichte sich nicht gerne in diese noch wenig erforschten Fremdländer wagt. Einen Reichthum neuer Belehrungen haben wir aus China in den kommenden Sitzungen zu erwarten von Hr. Baron v. Richthofen, weil gerade aus denjenigen Provinzen des Mittelreichs zurückkehrend, die am wenigsten von europäischen Reisenden betreten waren, und die doch wieder wegen ihrer westlichen Lage für uns die bedeutungsvollsten sind.

Für viele Räthsel unserer Vorgeschichte konnte deshalb hauptsächlich keine Antwort gefunden werden, weil der bewegende Anstoss nicht bis zu seinem primus motor zurückzuverfolgen war. So lange die Sehweite nur bis in die Oxus- und Jaxartesländer reichte, dort aber durch undeutliche Nebelmythen gehemmt und abgeschlossen war, tauchten stets in unvermittelten Katastrophen neue Völker vor den Blicken auf, die auf ihren Wegen nach Indien oder nach Europa begleitet werden mochten, die aber keine Rechenschaft gaben über ihre Herkunft oder doch über die Herkunft derer, die sie selbst in Bewegung gesetzt hatten.

So bilden die Seitenländer an der geschichtlichen Theilungslinie Asiens, jene Zwischengebiete und Seenregionen mit den Hochgebirgen, an denen sie lagern, eine mannigfach verschlungene Völkerkarte, die vielfachst geschürzte der Erde, ein historisch-geographisches Problem, desen methodische Lösung über alle Fragen der Eth-

nologie überraschendes Licht verbreiten und uns zugleich die Vorgeschichte unseres eigenen Erdtheils in unerwarteter Weise aufklären muss.

Mit Spannung ist deshalb die Aufmerksamkeit der Ethnologen, der Geographen und Historiker auf jenes grossartige Geschichtsdrama gerichtet, das sich in der Besetzung Transoxaniens durch die Russen, in ihrem Vordringen nach Süden und Osten, vor unseren Augen abspielt. Indem sich dort allmählig das Dunkel lichtet, werden wir auf weitreichende Wurzelverzweigungen unserer eigenen Geschichte gelangen, die über die Grenzlinie zwischen östlicher und westlicher Cultur des europäisch-asiatischen Continentes hinausragen, und deren Endpunkte deshalb unseren Historikern des Westens verborgen bleiben mussten, so lange es nicht möglich war, auch die im Osten geführten Annalen zu benutzen.

Die russischen Heereszüge führen uns in das Herz des geschichtlichen Asiens und wir werden die Märsche derselben mit um so höherem Interesse verfolgen, weil sie von einem Stabe wissenschaftlicher Forscher begleitet zu sein pflegen, die bald in kühnen Streifzügen den Colonnen voraufeilen, die Pfade weiter zu erkunden und neue Bahnen zu öffnen, die dann wieder auf den zugänglich gemachten folgen und geschäftig das bereits eroberte Terrain in sorgsamen Untersuchungen ausbeuten.

Allerdings können wir zugleich den Wunsch nicht unterdrücken, dass in der Zahl dieser muthigen und in den verschiedensten Wissenszweigen wohlgeschulten Pioniere die Ethnologie mehr noch, als bisher, ihre Vertretung finden möge, denn für sie vor Allem giebt es dort der Arbeit genug, da gerade dort, wie gesagt, die wichtigsten Probleme ethnologisch-historischer Forschung ihrer Lösung harren und dort allein gelöst werden können.

In der Hoffnung, dass uns aus diesem und den übrigen Theilen der Erde viel neues Material in dem kommenden Jahr zufliessen möge, lassen Sie uns dasselbe mit der heutigen Sitzung beginnen. —

(2) Als neue Mitglieder werden proklamirt
die Herren
Dr. Lossen.
Dr. Döring.
Dr. Ideler.
Cohn, Buchhändler.
Dr. Ponfick.
Dr. Junker.
Prof. Hosius in Münster.
Dr. Freiherr v. Richthofen.
Kuchenbuch, Kreisgerichtsrath zu Müncheberg.

(3) Dankschreiben sind eingegangen von den correspondirenden Mitgliedern Grafen Gozzadini, Freiherrn v. Düben und Mantelius.

(4) Herr **Kuhn** übergiebt der Gesellschaft einen künstlich geformten Stein, sowie nachstehenden Bericht, welche ihm durch Hrn. Bayer aus Freienwalde a. O. übermittelt worden sind, betreffend

ein Geräth aus dem Diluvium von Wrietzen.

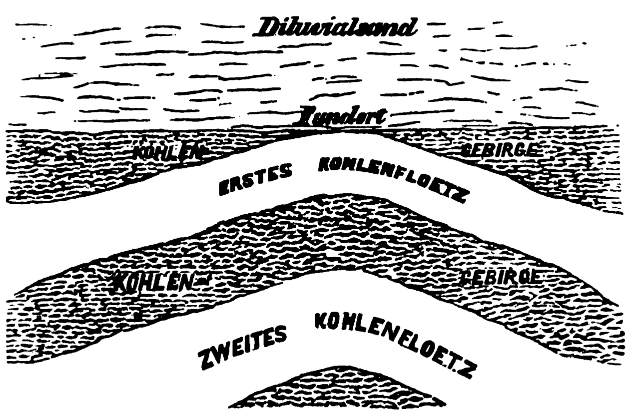
Im September 1872 wurden in der Braunkohlengrube „Moritz“ bei Wrietzen a. O. mehrere ringförmige, aus Thon bestehende Steine aufgefunden, die unverkennbar von Menschen angefertigt wurden. Auch war dies die Ansicht der betreffenden Beamten,

die sie für Spuren menschlicher Thätigkeit aus der Diluvialzeit hielten. Für diese Vermuthung sprachen folgende Umstände.

In einer, im obersten der fünf Braunkohlenflötze in einer Tiefe von 100 Fuss aufgefahrenen Strecke löste sich der Rest der stehen gebliebenen Kohle vom Hangenden ab; unmittelbar nach diesen Kohlenresten fielen die beiden vorher erwähnten ringförmigen Steine und mit ihnen Diluvialsand in die Strecke. Ob und wie viele andere, ähnliche Steine dort angehäuft waren, konnte nicht ermittelt werden, da sehr bald an dieser Stelle ein Bruch zu Tage ging, der die Arbeiter zur Flucht zwang.

Die unter der Aufsicht des Obersteigers Dammköhler (z. Z. in der Lausitz beschäftigt) vor- und nachher angefertigten Arbeiten ergaben jedoch, dass bei sonst vollkommen regelmässiger Lagerung die Braunkohle ausnahmsweise an dieser Stelle unmittelbar auf das Diluvium folgt, während fast überall in der Provinz Brandenburg das Kohlengebirge, d. h. Letten, theils mit, theils ohne Formsandstreifen die hangende Flötz-Partie bildet. Im Diluvialsand kann man genau viele Schichten von hellerer Farbe unterscheiden, die durch röthlich gefärbte Sandstreifen von einander getrennt werden. Da diese Streifen vollkommen regelmässig gelagert und nicht durchbrochen sind, so können die Steine nicht einer späteren Periode angehören, sondern sie müssen beim Beginn der Diluvialzeit dort abgelagert worden sein.

Zur Erläuterung diene nachstehende Zeichnung:



Mithin sprechen alle jene Umstände dafür, dass die ringförmigen Steine während der Bildung des Diluviums von Menschen geformt worden sind[1]). —

---

[1]) Hr. Dr. Kayser berichtet nachträglich über die Beschaffenheit des gefundenen Geräthes: „Die Untersuchung des Thongeräthes ergab, dass dasselbe aus einem eisenfreien plastischen Thone verfertigt sei. Es lässt sich bei dem mangelnden Eisengehalt nicht entscheiden, ob das Geräth gebrannt oder nur an der Luft getrocknet sei. Denn während der noch nicht gebrannte eisenhaltige Thon sich beim Brennen (durch Oxydation des Eisenhydroxyds und der Eisenoxydulsilicate) röthet, und es sich somit leicht entscheiden lässt, ob er gebrannt sei oder nicht, so verändert der eisenfreie Thon seine Farbe im Feuer nicht. Dies letztere ist der Fall bei dem Thone des untersuchten Geräthes und deshalb eben muss es unentschieden bleiben, ob derselbe gebrannt oder lufttrocken sei."

(5) Herr **Jagor** übergiebt eine Anzahl

geschlagener Steine aus Valencia zur Herstellung von Ackerbaugeräthen.

Nach seiner Mittheilung werden diese Steine (Quarzit), welche die Grösse gewöhnlicher Flintensteine besitzen, als Bestandtheile des landesüblichen Dreschapparates handwerksmässig angefertigt. Dieser in einem grossen Theil von Spanien, Nord-Afrika und der Türkei gebräuchliche Dreschapparat besteht aus einem schweren fünfeckigen Brett mit zwei gleichlangen parallelen Seiten, in dessen untere Fläche die Steine so eingekeilt werden, dass sie wie Zähne hervorragen. Durch ein Pferd über die zu entkörnenden Aehren hin und her geschleift, zerreisst es die Halme zu einer feinen, weichen Spreu, die in jenen grasarmen Ländern die Stelle des Heu's vertritt. Häcksel oder Stroh soll ohne Beigabe von Heu als Pferdefutter untauglich sein. Danach scheint der Beibehaltung eines so alterthümlichen Geräthes ein wirkliches Bedürfniss zu Grunde zu liegen.

Herr **Bastian** bemerkt, dass Abbildungen dieser früher und jetzt mehrfach verwandten Eggen sich nach Exemplaren aus Aleppo und Madeira in den ethnologischen Sammlungen in London unter den kürzlich veröffentlichten Photographien derselben fänden.

Herr **Koner**: Ein solches Geräth ist schon im Alterthum sehr bekannt gewesen unter dem Namen Teribulum. In Armenien und Cypern ist es allgemein gebräuchlich. Auf der Innsbrucker Versammlung (1869) legte Hr. Abdullah Bey aus Constantinopel solche Steine aus Bulgarien vor.

Herr **Meitzen**: Prof. Petermann hat einen solchen Schlitten; ich werde ihn bitten, dass er ihn der Versammlung zeigt.

Herr **Jagor**: Auf der Pariser Ausstellung war eine englische Maschine ausgestellt, die durch Räder und Vorrichtungen das Getreide auf dieselbe Weise zermalmte, wie es jetzt in allen Ländern, die grasarm sind, durch die Maschinen geschieht. Der Verfertiger sagte mir, dass er nach Spanien Dreschmaschinen geliefert habe, dass diese aber unverkauft geblieben seien, weil das Vieh dort das Getreide so nicht fressen kann, ohne krank zu werden. Es ist ihm nunmehr gelungen, zu bewirken, dass die Maschine das Stroh zerreisst.

Herr **Wetzstein**, der in Syrien jahrelang den Dreschschlitten zu beobachten Gelegenheit hatte, bemerkt Folgendes: Man hält dieses einfache agrarische Geräth irrigerweise für etwas sehr Primitives und wenig Praktisches. Im Gegentheil erfüllt es seine Zwecke auf's Vollständigste in einem Lande, wo der Bauer während der Erndte und noch lange nach derselben weder durch dringende Feldarbeiten, noch aus Furcht vor möglichen Regengüssen genöthigt ist, die Räumung seiner bekanntlich unbedachten Tennen zu beschleunigen. Ein zehnjähriges Kind, Knabe oder Mädchen, welches auf dem Schlitten sitzt, verrichtet fast spielend die für unsere Landleute so anstrengende Arbeit des Dreschens; den leichten Stimulus in der Hand, stachelt es dann und wann das ziehende Gespann, damit es über das Fressen das Gehen nicht vergisst, denn dem Dreschochsen darf das Maul billigerweise nicht verbunden werden. Nicht selten sitzen noch einige jüngere Geschwister stundenlang mit auf dem Schlitten, denen die völlig gefahrlose Fahrt auf der kreisrunden glatten Bahn rings um den

Die Völker Süd-Arabiens.

Vom Freiherrn v. Maltzan.

Vortrag, gehalten in der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin am 6. Juli 1872.

Es wird vielleicht einem oder dem andern unter den Anwesenden, die zugleich den Sitzungen der Geographischen Gesellschaft in Berlin beiwohnen, bekannt geworden sein, dass die geographische, linguistische und epigraphische Erforschung der Halbinsel Arabien in neuester Zeit mein Hauptstudium gebildet hat. Eine merkwürdige und betrübende Thatsache ist es, dass Arabien, dies in historischer Hinsicht so überaus interessante Land, noch zu zwei Drittheilen so zu sagen unbekannt ist; und doch in wie vieler Beziehung verdient es nicht, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Seine natürlichen Schätze, seine grossartigen erloschenen Vulkane, seine eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse, seine merkwürdige Fauna, die, wie ich Grund zu glauben habe, wenn sie einmal bekannt werden wird (ich meine natürlich die Fauna des tieferen Innern) noch manche Ueberraschung bieten dürfte, seine vielleicht noch vorhandenen Goldminen, das einstige Ophir, und seine über allen Zweifel erhabenen goldführenden Flüsschen und Bäche, deren Producte einst die Königin von Saba zu Salomon brachte, kurz die ganze Fülle seiner natürlichen Reichthümer verdienen gewiss, den Forschungstrieb der Entdeckungsreisenden zu fesseln. Ausserdem aber nimmt Arabien in der Cultur- und Religionsgeschichte eine so wichtige Rolle ein, wie ausser Griechenland und Palästina kein anderes Land des westlichen Theils der alten Welt. Hier ist die eine und jüngste der drei Religionen entstanden, welche auf West-Asien und Europa den allerwichtigsten Einfluss geübt haben, denen die Völker ihre ethischen Prinzipien, ihre Regeneration, ihren Fortschritt, die Erreichung ihres Höhepunktes verdankten, wenn auch in diesen Religionen (nachweisbar vor Allem bis jetzt in Bezug auf den Islam) schon der Keim schlummerte,

der ihren Rückschritt herbeiführte. In religions-geschichtlicher Beziehung aber ist Arabien ein Unicum. Es ist nämlich das einzige Land, wo eine Religion entstand, deren Ursprung nicht in das Dunkel der Sage gehüllt ist, sondern sich historisch scharf beleuchten lässt, was weder beim Christenthum noch Judenthum der Fall ist.

Leider aber hat diese Religion das Prinzip der Exclusivität (das ja mehr oder weniger alle Religionen haben) in einer Richtung ausgebildet, welche für die Wissenschaft die nachtheiligsten Folgen haben musste. Sie hat nämlich Arabien zu einem unnahbaren Lande gemacht. Seit Entstehung des Islams ist desshalb dieses Land eigentlich unbekannter, als es im Alterthum war. Lesen wir z. B. Ptolemäus, so sind wir erstaunt, bei ihm eine tiefere, eingehendere Kenntniss Arabiens zu finden, als wir sie aus anderen Quellen zu Anfang unsres Jahrhunderts schöpfen konnten; und noch heute sind eine Menge Orte des Innern von Arabien, welche Ptolemäus kannte, nicht wieder erforscht worden. Diese Exclusivität bewirkt, dass grosse weitschweifende Entdeckungsreisen in die Halbinsel so zu sagen eine Unmöglichkeit sind. Frei und offen kann der Europäer nur in einigen Küstendistrikten auftreten. In's Innere muss er sich unter Verkleidung einschleichen, und da ihm bei dieser Art zu reisen, früh oder spät unfehlbar die Entdeckung droht, so ist es immer nur ein beschränkter Raum, den seine Forschungen uns enthüllen können. Arabien ist gleichsam wie ein schwer verdaulicher, harter Laib Brod, von dem nur hier und da ein Stück abgebissen, der aber bis jetzt noch nicht verzehrt werden konnte. Ein solches Stück habe auch ich abzubeissen versucht und zum Theil ist es mir auch gelungen.

Der Theil von Arabien, den ich zu meiner Forschung wählte, war der südwestlichste, zugleich der südlichste der Halbinsel. Trotz der Nähe von Aden war dieser Theil auf unseren Karten tabula rasa geblieben. Ich habe auf Reisen in die Sultanate von Laheg, Bîr Ahmed und der Fodli, vor Allem aber durch mühsame und lange fortgesetzte Nachfragen und Erkundigungen bei den Eingeborenen ein grosses geographisches Material gesammelt, welches mich in den Stand setzte, zum erstenmale von diesem Lande eine Karte zu entwerfen und ein förmliches geographisches Handbuch darüber zu verfassen, welches sich eben noch im Drucke befindet. Indess das eigentlich Geographische gehört ja strenggenommen nicht hierher. Ich will mich deshalb darauf beschränken, von den Bewohnern dieses interessanten Landes zu sprechen.

Die Bewohner Arabiens werden gewöhnlich in zwei grosse Hauptgruppen getheilt, die sogenannten Ismailiter oder Adnaniten (auch Ma'aditen und Moderiten) und die Kahtaniten. Ich brauche hier den Ausdruck Ismaeliten, wie ihn die Araber brauchen, für die Völker Nord- und Central-Arabiens, diejenigen, aus denen der Islam hervorging. Uns kann dieser Name nur als historisches Symbol dienen, denn es ist von Sprenger und Anderen so ziemlich nachgewiesen, dass diese Völker nicht von Ismael stammen. Diese sogenannten Ismaeliten sind zum grössten Theil Nomaden und der Civilisation

feind gewesen. Sie waren aber die Hauptkrieger des Islam, in ihnen lag seine Kraft und Energie, seine welterobernde Macht. Sie haben die Grösse des Islam begründet, aber sie haben auch am Meisten zu dessen Rückschritt beigetragen, denn sie waren unfähig, die Civilisation homogen zu gestalten Diejenigen von ihnen, welche ansässig wurden, versanken bald in Trägheit. und geistige Versumpfung. Ganz anders ist es in dieser Beziehung mit den Süd-Arabern, die wir nach arabischem Vorgang Kahtaniten nennen wollen. In Süd-Arabien bestand schon im Alterthum eine hohe Civilisation. Kunst, Wissenschaften, Gewerbe und Handel blühten dort. Regelmässige staatliche Einrichtungen bestanden. Nomaden gab es zwar einige, aber sie spielten keine Rolle. Die Süd-Araber besassen eine Schriftsprache mit schönen, leicht lesbaren Buchstaben, sie hatten sogar die Wortabtheilung durch bestimmte Zeichen, was nur bei wenigen alten Völkern der Fall war. Sie hatten Statuen und Bildwerke in Stein und Bronze von einer gewissen künstlerischen Vollendung. Für die Süd-Araber war eigentlich die Annahme des Islam ein Rückschritt. Mit demselben nahmen sie den Fanatismus, die beschränkten Begriffe der Central-Araber an. Ihr Land wurde zum Theil auch von Central-Arabern erobert und bevölkert; die Civilisation ging merklich zurück; das Nomadenwesen fing an, sich breit zu machen; die Staaten verfielen. Heut zu Tage sind sie ganz versunken. Die Herrschaft der Central-Araber verdrängte zum grossen Theil selbst die südarabische Sprache. Die heutigen Süd-Araber stehen sogar so sehr unter dem Einfluss des centralarabischen Elements und der fanatischen Ansichten des Koran, die ja wesentlich auch centralarabisch sind, dass sie ihre eigene Abstammung verläugnen und einen lächerlichen Ruhm darin suchen, sich selbst eine centralarabische Abkunft zuzuschreiben.

Dennoch kann es dem Beobachter nicht entgehen, dass die Süd-Araber noch heute, trotz der vielen ihnen beigemischten centralarabischen Elemente ein ganz anderes Volk sind, als die Central-Araber. Sie zerfallen übrigens auch wieder in zwei wesentlich verschiedene Völker, welche zwar sprachlich und historisch Vieles gemein haben, aber ihrem Ursprung und ihrer physischen Constitution nach sich auffallend von einander unterscheiden, so dass wir kaum die Süd-Araber als Ganzes unter einer Rubrik behandeln können. Für diese Gruppen müssen wir nach arabischem Vorgang die ethnohistorischen Symbole „Sabäer und Himyariten“ gebrauchen. Ich sage Symbole, denn von den Stammbäumen müssen wir absehen.

Geographisch sind diese beiden Abtheilungen folgendermaassen gruppirt. Die Sabäer bewohnen noch jetzt wie im Alterthum den grössten Theil von Yemen, d. h. Nord- und Central-Yemen. Das Inamât von Sanâ, welches jetzt nicht mehr besteht, das aber im Mittelalter und noch im vorigen Jahrhundert blühte, war im Wesentlichen ein sabäischer Staat. Die Sabäer aber schweiften weit über Yemen hinaus. Wir sprechen hier nicht von denjenigen Sabäern, dle nach dem nördlichen Arabien, nach Mesopotamien und Nord-Afrika übersiedelten, sondern nur von den im Süden gebliebenen. Da haben

wir den grossen Stamm der Madshig, die sich im Osten des Yâfi'i Landes, im alten Sarw Madshig, dem heutigen Hochland der Awâliq bei Nissâb und Yeschbûm festsetzten und noch heute dort leben. Selbst bis nach Hadramaut drangen Sabäer vor und die Çadif, die Hadramaut waren wohl im weiteren Sinne sabäisch. Selbst die Kinda, die Eroberer und noch heute die Besitzer des Landes, die nach Einigen südarabischen, nach Anderen aber centralarabischen Ursprungs sein sollen, bieten im Wesentlichen ganz den sabäischen Typus dar. Ja sogar bei den Völkern von Mahra, Mirbat und Zafar, den sogenannten Qrauwi, die bis nach Omân reichen, finden wir diesen Typus. Viel enger begrenzt sind die heutigen Himyariten. Sie haben ihr Territorium eher beschränkt, als ausgedehnt. Das alte himyarische Reich ging weit über die Grenzen des himyarischen Stammesgebietes hinaus. Zur Zeit seines Glanzes hatte es einen grossen Theil der Sabäer unterjocht, ja es ist wahrscheinlich, dass selbst viele Sabäer sich damals Himyaren zu nennen angefangen hatten. Als das Reich verfiel, beschränkten sich die Himyaren auf ihre alten Wohnsitze, wo sie noch heute leben. Diese ziehen sich von der Meerenge Bâb el Mandeb im Westen bis zum Wâdi Maifat im Osten, also über die Grenze von Yemen hinaus. Im Süden bildet das arabische Meer (indisches Meer), im Norden der fünfzehnte Breitegrad ihre Grenze. Obgleich die Bewohner dieser Gegend sich selbst nicht mehr Himyaren nennen (ebenso wie auch die Sabäer ihren alten Namen vergessen haben), so kann doch kein Zweifel darüber herrschen, dass sie wirklich Himyaren sind. Hamdâni Ibn el Hâyik, dieser in Europa so wenig bekannte und doch so hochverdiente südarabische Geograph und Historiker giebt uns in seinem seffet gezîret el Arab die Wohnsitze und Stammesnamen der Himyaren genau unter den heutigen Benennungen und bei jedem Stamm setzt er hinzu „auch dieser ist von Himyar.“

Betrachten wir nun den physischen Unterschied zwischen den heutigen Sabäern und Himyaren. Was uns hier zuerst als sichtbares Unterscheidungsmerkmal in die Augen fällt, ist die Hautfarbe. Die Sabäer sind hellhäutig, gelblich, ganz wie die Central-Araber, mitunter sogar viel gelber in Farbe, als diese. Bei ihnen findet man z. B. selten so dunkelbraune Gesichter, wie bei den Makkanern. Die Himyaren dagegen sind sehr dunkel. Der Europäer würde sie auf den ersten Blick „schwarz“ nennen. Nennen wir doch auch die Abessinier oft „schwarz“ und dennoch sah ich unter letzteren, namentlich auch unter den Gallus, viel hellere Körper als unter den Himyaren. Einen hellhäutigen Himyaren habe ich nie gesehen. Freilich giebt es im Himyarenlande auch viele hellhäutige Menschen. Aber forschen wir nach ihrem Ursprung, so finden wir immer, dass sie von Sabäern stammen. So ist es auch mit den Sultanen von Laheg. Sie sind viel heller, als ihre Unterthanen. Aber von wem stammen sie? Von einem ehemaligen Gouverneur dem Imâme von Sanâ, also einem Sabäer, der sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unabhängig erklärte. Ebenso sind die zahlreichen Scherîfe, die,

wenn sie auch nicht Nachkommen Mohammed's sind, wie sie selbst vorgeben, doch jedenfalls aus dem Norden stammen, hier alle von einer viel helleren Hautfarbe. Die wirklichen Autochthonen dagegen sind alle sehr dunkel, fast schwarz. Es ist ein eigenthümliches Schwarz, das bei vielen Individuen nicht die rothbraunen Reflexe hat, wie die Haut der Subäthiopier, sondern mehr ein mattes, gedämpftes Schwarz, das ich der Farbe einer leichthin angerussten Glasscheibe vergleichen möchte. Bei andern finden sich jedoch diese rothbraunen Reflexe, ganz wie bei den Abessiniern und Galla. So tiefdunkel, wie die Somâli, die, obgleich keine Neger, dennoch an Schwärze den Negern gleichkommen, sind sie nicht.

Ich muss hier eine Ansicht äussern, die zwar neu ist, die aber gewiss jedem Kenner jener Völker einleuchten wird. Ich glaube nämlich, dass der Name Himyare selbst von der Hautfarbe stammt. Diesem Namen liegt die Wurzel Hamr, welche „roth sein" bedeutet, zu Grunde. Nun nennen ebensowohl die Araber, wie die Aethiopier jene dunkle Hautfarbe, die zwischen schwarz und gelblichbraun die Mitte hält „roth". Die Abessinier nennen sich selbst die „Rothen" und sind sehr beleidigt, wenn man sie als schwarz bezeichnet. Da nun die Farbe der Himyaren im Wesentlichen dieselbe ist, wie diejenige der Abessinier, da bei den Arabern ganz derselbe Sprachgebrauch herrscht, was ist wahrscheinlicher, als dass auch sie ihren Namen von ihrer Farbe ableiten?

Ich muss hier einem Einwurf, der mir oft von Arabisten gemacht worden ist, entgegentreten. Es scheint, dass mehrere arabische Historiker des Mittelalters von Vermischung der Himyaren mit Negerblut gesprochen haben und man könnte deshalb auf den Gedanken kommen, als sei die dunkle Hautfarbe der heutigen Himyaren das Resultat dieser Vermischung. Dass solche Vermischung stattfand, ist nicht zu leugnen. Aber sie kam nur in Städten vor, wo die Stammestraditionen und die Begriffe der Stammesreinheit sich von jeher ohnmächtig gezeigt haben.

Bei den Beduinen dagegen gehörte und gehört noch heute eine Vermischung mit Negerblut zu den allerseltensten Ausnahmen. Sie gilt bei ihnen geradezu für eine Schande. Nun sind aber von dem ehemals so mächtigen himyarischen Volke nur die Beduinen übrig geblieben. Die himyarischen Städter sind untergegangen, wie ja auch die meisten himyarischen Städte selbst. Zu diesem Untergang mag jene Vermischung mit Negerblut wohl beigetragen haben, denn die Mulattenrassen pflanzen sich selten fort. Die heutigen Bewohner der Städte sind fast alle Fremde, Sabäer, Central-Araber, Perser u. s. w. und gerade in den Städten findet man jetzt am wenigsten dunkelhäutige Araber.

Der Umstand, dass gerade die Bewohner des allertiefsten Südens von Arabien so sehr dunkelhäutig sind, könnte vielleicht auf den Gedanken führen, als sei hier das Klima im Spiel, als sei diese Rasse nur eben von der heisseren Sonne etwas mehr gebräunt, als Sabäer und Central-Araber. Aber,

was auch sonst der Einfluss des Klimas auf die Hautfarbe sein mag, hier wenigstens können wir ihn nicht erblicken, denn gerade ein grosser Theil des von Himyaren bewohnten Gebietes ist hohes, theils sehr hohes Bergland, wo die Winter kalt, ja eisig sind und wo auch die Sonnenhitze durch die tropischen Regen wesentlich gemässigt wird. Der Hauptstock der Himyaren, und gerade die schwärzesten unter ihnen, wohnt im Yafi'a-Lande, dem alten Sarw Himyar oder Hochland der Himyaren, dessen Gipfel an 10,000 Fuss erreichen und das so kalte Winter und kühle Sommer hat, dass die Bewohner sich in Thierfelle hüllen und dass die Produkte eines mitteleuropäischen Climas hier vorherrschen. Es ist dies die Vagina gentium des himyarischen Volkes, der Heerd und Kernpunkt, von wo aus es sich über die unterjochten Tiefländer ergossen hat. Aber ein Kern blieb immer im Hochland zurück, das reinste Blut von Himyar, die Quelle, in der sich sein Stamm erneuerte und verjüngte.

Die arabischen Historiker haben uns eine Anekdote bewahrt, welche jene meine Behauptung, als seien die Himyaren alle dunkelhäutig, fast schwarz, Lügen zu strafen scheint. Nach dem Untergang des himyarischen Reiches in Folge der Eroberung durch die Aethiopier, kam ein himyarischer Prinz an den Hof des Perserkönigs, um dessen Schutz anzuflehen. Der König wollte Anfangs nichts davon wissen. Zu einer Antwort gedrängt, fragt er den Himyaren: Warum soll ich mich Eurer annehmen? Haben wir denn irgend etwas gemein? Der Prinz antwortete: Die Hautfarbe; es ist ein Kampf der weissen gegen die schwarze Rasse. Darauf gab ihm der König Truppen, welche die Aethiopier besiegten. Dieser Prinz war also hellhäutig. Aber diese Anekdote kann nur beweisen, dass das Herrschergeschlecht sich mit sabäischem Blute vermischt hatte. Ueberhaupt scheint seit der Verlegung der Hauptstadt nach dem Norden eine starke Beimischung von sabäischem Element stattgefunden zu haben und diese war wohl auch am Verfall des Reiches schuld, denn die Sabäer waren früher degenerirt, als die Himyaren.

Was die anderen physischen Merkmale betrifft, welche Himyaren von Sabäern unterscheiden, so sind sie gleichfalls auf den ersten Blick erkennbar. Das Gesicht des Sabäers bietet ein grosses Oval, das des Himyaren ist mehr zugespitzt wie ein umgekehrter Kegeldurchschnitt. Der Sabäer ist meist gross, stark, grobknochig; der Himyare klein, zart, von ausserordentlicher Feinheit ja fast Zierlichkeit des Gliederbaues. Die Kraft des einen liegt in den Knochen und Muskeln, die des andern in den Sehnen. Der Sabäer ist massiv, fast plump und schwerfällig; der Himyare von einer Geschmeidigkeit und schlangenartigen Biegsamkeit, die mich oft in Erstaunen setzte. Füsse und Hände des Sabäers sind stark und gross, die des Himyaren fein und zierlich, fast wie Kinderhände. Die Fleischentwickelung beim Himyaren ist stets harmonisch. Man findet bei ihnen eben so wenig sehr fette, wie sehr magere Leute. Es ist zwar kein einziger Knochen an ihrem Leibe sichtbar, sondern jeder mit Fleischpolstern überkleidet, aber dennoch erblickt man nirgends eine

übermässige Fleischentwickelung. Selbst die Knaben zeigen nicht die skelethafte Magerkeit, wie sie den nordarabischen eigen ist. Auch das Greisenalter bietet noch harmonische Erscheinungen. Eigenthümlich ist die starke Entwickelung des Busens selbst bei Männern, die fast Zweifel am Geschlecht aufkommen lassen könnte.

Beim Sabäer dagegen finden wir diese Harmonie nicht. Die Jugend ist hier meist skeletthaft mager, das mittlere Alter oft gedunsen fett, die Greise wieder jämmerlich verfallen.

Wunderschön sind im Allgemeinen die Gesichtszüge der Himyaren. Die Nase ist meist leichtgebogen, der Adlerform sich annähernd, aber stets klein und überaus zierlich. Ebenso der Mund. Die Lippen sind schmal und fein. Die Augen gross, stets schwarz, von dicken Augenbrauen beschattet. Der Sabäer dagegen hat stark ausgeprägte Züge, eine kräftige, oft kühngebogene, manchmal gerade, stets sehr lange Nase, starkes Kinn, grossen Mund und Ohren.

Das Haar des Himyaren ist lang, aber sehr kraus, fast wollig, stets schwarz. Es kann nicht in langen Schmachtlocken getragen werden, wie wir sie bei den Beduinen Central-Arabiens sehen, dazu ist es viel zu kurz gekräuselt. Der Sabäer dagegen hat viel schlichteres Haar, das sich wenig von dem anderer Semiten, z. B. der Juden, unterscheidet. Bart haben alle beide sehr wenig, jedoch der Himyare noch weniger als der Sabäer. Backenbärte sind äusserst selten. Gewöhnlich wachsen nur auf Kinn und Oberlippe ein paar Hährchen. Letztere werden noch dazu abrasirt; sie sind unrein. Ausnahmsweise sah ich jedoch gerade bei den Bergvölkern von Yafi'a einen etwas stärkeren Bart, der dann en collier getragen wurde.

Trotz dieses Bartmangels bieten die Himyaren durchaus keine unmännliche Erscheinung dar. Ihr Ideal der Männlichkeit scheint jedoch mehr in der Gewandtheit, als in der rohen Kraft zu liegen. Namentlich auf dem Hegin (dem Reitkameel) nimmt sich der Himyare vortheilhaft aus. Sein Sitz auf diesem edlen Thier ist ein ganz anderer, als der der Central-Araber. Er sitzt nicht mitten auf dem natürlichen Sattel, sondern so weit nach vorn, als es möglich ist. Die Füsse stemmt er auf den Hals des Hegin. So scheint er fast zu stehen. In keiner anderen Stellung bietet sich die plastische Regelmässigkeit seines Gliederbaues vortheilhafter dar, als so hoch auf dem Reitkameel. Da er nichts trägt als ein kleines Lendentuch, so bleibt sein tiefdunkler Körper in seiner vollen Länge sichtbar. Auch sein Haupt ist meist frei und das wilde unordentliche Haar hängt in langen Wollenbüscheln auf den Nacken nieder. Ich wurde beim Anblick dieser schwarzen Ritter, die auf dem Hegin gleichsam aufrecht standen, unwillkürlich an antike Bronzestatuen griechischer Bildhauer erinnert. Sehen wir nun neben dieser schönen schwarzen arabischen Rasse noch die in Aden gleichfalls vielvertretene afrikanische, die Somâli, die zwar einen ganz anderen, aber doch auch sehr schönen Typus darbieten, so kommt es uns wirklich nicht mehr paradox vor,

wenn man die Bewohner der Tropen sagen hört, dass der schwarze Mensch der schönste unter den Sterblichen sei. — In den Kriegs- und Liebesliedern der Himyaren ist der schwarze Held im silbernen Waffenschmuck das Ideal männlicher Vollendung. In der That nimmt sich nichts besser auf dem schwarzen Körper aus als die silbernen Waffenzierrathe, die zwei Pulverhörner, die Kugelbüchse, das silberbeschlagene Bandelier, die silberne hufeisenförmige Scheide des Dolchmessers, der silberne Griff des Schwertes, womit sich die Himyaren und selbst die Aermsten zu schmücken lieben. Es ist das ihr einziger Luxus, denn ihre Kleidung beschränkt sich auf das Lendentuch, ihre Speise ist der einfache Herîs, eine Art Polenta von Durramehl, ihr Trunk Wasser oder der leichte Gischer, der Absud der Kaffeehülsen, nicht der Bohnen (nur im Bergland trinkt man wirklichen Kaffee), ihr Obdach ein altes rohes Kastell oder eine Hütte von Dompalmenstroh, ihr Lager meist die nackte Erde.

Was die Frauen bei den Himyaren betrifft, so habe ich deren zwar viel weniger gesehen, als Männer, wie es denn die orientalischen Sittenvorschriften mit sich bringen. Diejenigen, welche ich sah, boten ganz denselben Typus, wie den, welchen ich bei den Männern beschrieben. Nur waren sie noch zierlicher, aber zugleich auch rundlicher, alle ihre Knochen noch mehr mit Fleischpolstern überkleidet, jedoch niemals fett. Die Gesichter sind wirklich das Vollendetste, was man sehen kann. Sie sind so zierlich, dass man sie wohl mit Kindergesichtern vergleichen darf. Natürlich nicht in Bezug auf die pausbackige Gesichtsfülle von Kindern. Nein, die Wangen der himyarischen Weiber sind zwar stets voll, aber niemals das, was wir „dicke Backen“ nennen. Ihr Busen hat freilich etwas längliches, was unserem Geschmack nicht zusagt. Aber in den Liebesliedern der Süd-Araber finden wir oft die „Ziegenbrust“ der Frauen als eine Schönheit erwähnt. „Ihr Busen ist so fein und länglich, dass er wie ein Strom durch die Finger gleitet.“ „Meine Rechte spielt mit der Ziegenbrust des lieblichen Mädchens.“ „Ihr Busen hängt hernieder wie eine Kette goldenen Geschmeides.“ Diese und ähnliche Ausdrücke finden sich in südarabischen Volksliedern und zeigen, dass der Geschmack dieses Volkes in Bezug auf diesen Theil weiblicher Reize ein anderer ist, als der unserige.

Es ist hier wohl auch der Ort, eine eigenthümliche physiologische Erscheinung zu erwähnen, die ich bei einer ganzen Familie von ächten Himyaren beobachtete. Diese Familie ist die Herrscherdynastie des Fodli oder Ozmani-Staates. Der Name Ozmani, d. h. Ottomane, deutet nun freilich auf türkische Abkunft und in der That huldigt die Ozmani-Dynastie der bei Arabern höchst seltsamen und eigentlich ganz unarabischen Marotte, ihre Abkunft vom ottomanischen Herrscherhaus abzuleiten. Aber man braucht sie nur ananzusehen, um inne zu werden, dass dies eine ebenso grundlose, wie lächerliche Prätention ist. Denn die Mitglieder der Dynastie unterscheiden sich in nichts von ihren Unterthanen. Nur in einem Punkt, einer physiologischen

Seltsamkeit, die aber meines Wissens auch nicht vom ottomanischen Herrscherhause getheilt wird. In dieser Familie ist nämlich das sogenannte Sechsfingerthum erblich.

Die Orientalen legten von jeher dem Sechsfingerthum grosse physische Stärke bei. Schon im alten Testament kommt die Stelle vor:

„Und es war wieder ein Krieg in Gath. Und da war ein langer Mensch, der hatte sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuss, d. h. vierundzwanzig an der Zahl, und er war auch ein Sohn von Rapha. Und er sprach Israel Hohn."

Dieser Sechsfingerer war der Bruder eines Kriegers, dessen Speer „dreihundert Pfund Erz" wog. Dass er als Bruder eines solchen Kolosses noch Erwähnung verdiente, deutet darauf hin, dass man auch ihm grosse körperliche Kraft zuschrieb. Der Name Rapha drückt ohnehin etwas Riesenhaftes aus. Sein Sechsfingerthum sollte auf die Israeliten als Schreckpopanz wirken und ihn zu einem zweiten Goliath machen.

Auch in der speciell südarabischen Geschichte finden wir Aehnliches. Ein alter König führte den Beinamen „Besitzer der Finger", worunter hier nach dem arabischen Historiker eine ungewöhnliche Anzahl von Fingern verstanden werden muss. Auch ihm schreibt die Sage hünenhafte Gestalt und riesenhafte Stärke zu.

Sehen wir dagegen die Mitglieder der Ozmani-Dynastie an, so müssen wir gestehen, dass diese wenigstens durchaus nichts Riesenhaftes besitzen. Sie sind ebenso klein, zierlich, gewandt, mehr sehnig als muskulös, wie ihre Unterthanen. Aber ihr Sechsfingerthum ist unzweifelhaft. Als ich den Fodli-Sultan besuchte, zeigte er mir mit Stolz seine vierundzwanzig Glieder. Auch an seinem Bruder und seinem Sohn sah ich sie. Im Hofe lief eine kleine sechsfingerige Prinzessin umher, die sehr beglückt schien, als ich ihren Appendices besondere Aufmerksamkeit widmete. Auch die Unterthanen freuten sich, dass man dem Sechsfingerthum ihrer Fürsten Werth beizulegen schien. Ich entdeckte bald den Grund. Das Sechsfingerthum gilt nämlich bei diesem Volk für ein Zeichen von blauem Blut. In der That kann man nach ihm den näheren oder entfernteren Verwandschaftsgrad mit dem regierenden Sultan bemessen. Denn nur dieser, seine rechten Brüder, seine Söhne und seine väterlichen Oheime sind vollkommene Vierundzwanziger. Die entfernteren Prinzen huldigen dem Sechsfingerthum nicht ausschliesslich. Von diesen haben die meisten nur an einer Hand sechs Finger und an einem Fuss sechs Zehen, stets an dem der sechsfingerigen Hand entgegengesetzten Fuss. Diese unvollkommenen Vierundzwanziger habe ich übrigens nicht gesehen und kann nur vom Hörensagen glaubwürdiger Araber von ihnen berichten. Die Physiologen mögen urtheilen, in wiefern so etwas möglich ist. Den Fürsten dagegen und seine nähere Sippschaft habe ich selbst beobachtet. Ueber ihr Sechsfingerthum kann kein Zweifel herrschen. Dagegen giebt es einen entfernteren Zweig der fürstlichen Familie, bei dessen Mitgliedern das

Sechsfingerthum gar nicht mehr vorkommt und der deshalb entsprechend gering geschätzt wird. Dieser Zweig hat jedoch einen anderen, mystischen Vorzug. In ihm ist das Feuerrichterthum erblich. Die Süd-Araber haben nämlich das Gottesgericht mit der Feuerprobe, indem ein nicht überwiesener Mörder durch Auflegen eines glühenden Stahls auf die Zunge ermittelt wird. Hält er dies nicht aus ohne Schmerz zu verrathen, so ist seine Schuld erwiesen. In ganz Süd-Arabien sind aber nur zwei Personen, welche die Eigenschaft haben, die Feuerprobe wirksam anwenden zu können. Eine davon ist das jedesmalige Haupt jenes fünffingerigen Seitenzweiges der sechsfingerigen Ozmani-Dynastie, das also im Aberglauben einen Ersatz für den mangelnden physischen Vorzug des Sechsfingerthums findet. Auch diesen Fürsten, den Feuerrichter von Ma'r in Abian, kenne ich persönlich, und sein Fünffingerthum ist ebensowenig zweifelhaft, wie das Sechsfingerthum des herrschenden Zweiges.

Ich habe mich begnügt, hier Facta zu constatiren und mich jeder Erklärung enthalten. Denjenigen, die eine Erklärung der Erblichkeit dieser Erscheinung versuchen wollten, will ich jedoch einen Wink geben. Die Ehen pflegen in der nächsten Verwandtschaft des Sultans immer mit rechten Cousinen geschlossen zu werden, die selbst Sechsfingerinnen sind. Dadurch dürfte sich das Sechsfingerthum der Kinder erklären. Die entfernteren Prinzen finden aber selten sechsfingerige Gattinnen, da es solcher Mädchen eben immer nur sehr wenige giebt. Daher schwächt sich dann das Sechsfingerthum allmählig ab und verliert sich in den ganz entfernten Verwandtschaftsgraden zuletzt gänzlich. Liesse sich diese Erscheinung nicht vielleicht mit dem in Europa so häufigen erblichen Kropf vergleichen? Haben beide Aeltern einen Kropf, so sind die Kinder meist auch damit behaftet. Hat nur der Vater oder nur die Mutter denselben, so kommen Kinder mit Kropf neben solchen ohne Kropf vor. Kommt dann später kein mit einem Kropf behaftetes Mitglied durch Heirath mehr in die Familie, so wird sich der Kropf schliesslich auch wohl ganz verlieren.

Es ist freilich eine Beleidigung für die Fodli-Dynastie ihr Sechsfingerthum mit einer so hässlichen Abnormität, wie dem Kropf, zu vergleichen. Indess erzählt man nicht auch von den Bewohnern des Pintschgaues [1]), dass sie den Kropf für einen Vorzug halten und die Kropflosen als mit einem „ledigen Hals" behaftet entsprechend verachten? Dass übrigens nicht alle Mitglieder der Ozmani-Dynastie das Sechsfingerthum für einen Vorzug ansehen, beweist das Vorgehen eines Prinzen derselben, der während meiner Anwesenheit in Aden dorthin kam. Er war ein vollkommener Vierundzwanziger, ein rechter Bruder des Sultans, durch seine Tapferkeit berühmt, Sidi Hassan sein Name. Dieser Prinz war zu der Ueberzeugung gekommen, dass der sechste Finger ein nutzloses und unschönes Glied sei und liess sich in Aden an Händen und Füssen amputiren, so dass er aus einem Vierundzwanziger ein gewöhnlicher Zwanziger wurde. Auch diesen Prinzen habe ich gesehen. In

[1]) Pintschgau zwischen Gastein und Tirol, nicht Vintschgau in Südtirol.

Bezug auf die Nutzlosigkeit des sechsten Fingers hatte der Prinz nicht so Unrecht. Denn in der That ist dieses Glied nur eine abortive Wiederholung des kleinen Fingers, kaum halb so lang als dieser und trägt gar nichts zum Greifvermögen der Hand bei.

Ich sagte vorhin, dass die Orientalen mit dem Sechsfingerthum den Begriff des Reckenhaften und Riesigen verbinden. Die Süd-Araber müssen nun freilich gestehen, dass dies sich bei der Fodli-Dynastie wenigstens nicht im äusseren Menschen findet. Aber sie sagen: das Hünenhafte liegt doch in ihnen, gleichsam in ihrem Innern. Wenn auch nicht körperlich, so macht es sich in der ausserordentlichen Energie, Tapferkeit und dem Herrschertalent dieses Geschlechts geltend. Der Vater des jetzigen Sultans war ein so eifriger Krieger, dass er, als er schon vor Alter nicht mehr gehen konnte, sich aufs Kameel tragen und da festbinden liess und so alle Schlachten mitmachte, stets der erste in den Reihen der Kämpfenden. Alle Mitglieder dieser Dynastie sind durch ihre männlichen und heldenhaften Eigenschaften berühmt. Nun schreiben die Süd-Araber diese ungewöhnliche Energie einem Ueberfluss der Naturkräfte zu. Einen Ausdruck dieses Ueberflusses erblicken sie in den überzähligen Gliedmaassen.

Endlich erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die heutigen Völkereintheilungen in Süd-Arabien und ihre Namen. Die Namen Himyaren und Sabäer sind jetzt bei diesen Völkern nur noch dem Gelehrten bekannt. Im Volksmund sind dagegen an der Stelle dieser Stammesgruppen-Namen religiöse Unterscheidungs-Bezeichnungen getreten. Es ist nämlich merkwürdig zu beobachten, dass die Nachkommen der Himyaren, also die Bewohner des tiefsten Südens und Südwestens von Arabien ausnahmslos orthodoxe Sunniten und zwar von der Secte der Schâfe'i sind. Bei den Nachkommen der Sabäer dagegen, d. h. in Central- und Nord-Yemen, herrscht die Secte der Zâidi vor. Diese führt ihren Namen von Zâid, einem der 12 Imâme und Nachkommen Ali's, des Schwiegersohns des Propheten. Die Zâidi sind eigentlich Schiiten, aber nicht so schroffe Schiiten, wie die Perser. Letztere verwerfen bekanntlich die drei ersten Chalifen, Abubekr, Omar und Othman gänzlich und beginnen die Reihe der Imâme mit Ali, um sie in dessen Nachkommenschaft fortzuführen. Zâid dagegen, der Stifter der Zâidi und selbst ein Imâm, hatte sich in seinen letzten Lebensjahren dazu verstanden, die beiden ersten Chalifen anzuerkennen, wenn auch nicht als Imâme, so doch als berufene Führer der Gläubigen. So verwarfen denn seine Nachfolger nur den dritten Chalifen, Othman, gänzlich, aber das genügt, um sie von den Sunniten durch eine unübersteigliche Kluft zu trennen. So wenigstens denken die Sunniten. Die Zâidi selbst sind toleranter, hegen weniger Religionshass und zwingen keine Sunniten, zu ihnen überzutreten. Sie nennen sich selbst die fünfte orthodoxe Sekte; da es aber nur vier im Sunnismus giebt, so ist dieser Name nach Ansicht der Sunniten eine Selbstverdammung. Nicht alle ehemaligen Sabäer sind Zâidi, aber gerade die mächtigsten unter ihnen gehören zu dieser Secte. So war im Mittelalter das Imâmat von Sanâ der Kernpunkt der

Macht von Zâidi. Seit es gefallen ist, haben zwei grosse kriegerische Stämme, die Dhû Mohammed und Dhû Hosain, einen Theil dieser Macht an sich gerissen. Diese Stämme bildeten früher die Söldlingsarmeen der Imâme. Jetzt führen sie auf eigene Rechnung Krieg und haben schon einen grossen Theil von Yemen erobert. Ihre Heimath ist im Norden von Sanâ, ihre Eroberungen reichen aber beinahe bis nach Laheg, acht Stunden von Aden. Sie beobachten dabei dreierlei Weisen, sich die Stämme unterzuordnen. Die Sunniten unterwerfen sie despotisch als ihre steuerpflichtigen Raye (Unterthanen), ohne sie jedoch in ihrer Religion zu bedrücken. In den gemischten Völkerschaften übergeben sie gewöhnlich die Macht einem Statthalter ihres Glaubens, der gegen Entrichtung eines Tributs nach Belieben schalten und walten kann. Die reinen Zâidi-Stämme dagegen unterwerfen sie nur nominell und zwingen sie zu keinerlei Lasten. Die Völker geben diesen Stämmen gewöhnlich keinen anderen Namen als den ihrer Secte. Es heisst „die Zâidi kommen, die Zâidi haben die Stadt erobert, das Gebiet der Zâidi" und dies bedeutet, das Gebiet der Dhû Mohammed und Dhû Hosain.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Völkerschaften Süd-Arabiens im Osten von Yemen. Hier herrschen nicht mehr jene religiösen Unterscheidungsnamen, denn alle Völker sind orthodoxe Schâfe'i. Bis zum W. Maifat, d. h. etwa dem 48. Gr. östl. L. v. Gr., reichen noch Stämme himyarischen Blutes, die obengenannten Yâfi'i-Stämme, die Audeli und ein Theil der Aulagi, nämlich der am Meere in der Ebene Monga wohnende Qumusch-Stamm. Die Dhiêîbi sind wahrscheinlich auch Himyaren. Die nördlichen Aulagi bei Yeschbûm und Niçâb und ein Theil der Wâhidi dagegen sind Madshig und unterscheiden sich in Farbe und Typus wenig von den Sabäern, auffallend aber von den Himyaren. Weiter östlich im Bilâd beni Isâ, Bilâd el Hagar und im eigentlichen Hadramaut sind die herrschenden Stämme vom Geschlecht der Kinda, einer Gruppe, die zwei Jahrhunderte vor Mohammed aus Central-Arabien auswanderte, Hadramaut eroberte und die hier früher ansässigen Çadif und Hadramaut zu Unterthanen machte. Die Çadif und Hadramaut haben sich den Kinda zum grössten Theil jetzt assimilirt. Daher kommt es auch, dass man in Hadramaut reineres Arabisch spricht, als in Süd-Yemen, wo sich noch viele Reminiscenzen der alten süd-arabischen Sprache im Volksdialękt vorfinden. Nicht so in Hadramaut. Hier spricht man ein sehr alterthümliches, aber sehr reines Central-Arabisch, was jedoch nicht hindert, dass sich einzelne Idiotismen, namentlich in den Eigennamen, erhalten haben.

Gehen wir noch weiter östlich, so finden wir den grossen District von Scheher, in dessen östlichem Theil, am Ras Fartak die interessanten Völker von Mahra wohnen, die ihre eigene südarabische Sprache bewahrt haben, wenn auch weniger rein und mehrfacher mit Arabismen gemischt, als ihre östlichen Nachbaren, die Hakili oder Ehkili auch Qrauwi genannt. Hier unterscheiden wir vier Gruppen, die Stämme von West-Mahra, d. h. Say Hut und Qeschîn, zu denen auch Soqotra politisch gehört, die von Ost-Mahra,

d. h. Hassûel und dem Ras Fartak, die von Zafar, Bander Risût, Kinkeri und die von Mirbat, d. h. die reinsten Hakili-Stämme. West-Mahra steht unter einem Sultan, der in Qeschîn residirt und dem die Insel Soqotra gehört. Hier ist die Sprache am Meisten mit Arabismen gemischt. Ost-Mahra besteht aus lauter unabhängigen Ortschaften und Stämmen. In Haçuîl ist der Mahra-Dialekt am Reinsten. Im ganzen Mahra-Lande finden sich jedoch auch viele rein arabische Dörfer, so dass die Bewohner auch der andern stets arabisch können müssen, und dies mag bewirkt haben, dass mit der Zeit der Mahra-Dialekt sich so sehr arabisirt hat, dass nun fast die Hälfte des Wortschatzes arabisch ist. Nur die Grammatik ist eigenartig geblieben und zeigt manche Aehnlichkeit sowohl mit dem Aethiopischen als mit dem Himyarischen der Inschriften. Die dritte Gruppe, die von Zafar, bietet eigenthümliche Stammes-Verhältnisse. Sie steht nämlich schon seit dem frühen Mittelalter unter den Sultanen von Hadramaut, die in Terîm ihren Sitz haben. Diese Sultane sind von der Dynastie der Ketîri, ursprünglich vom Stamme des Madshig, aber von den Kinda adoptirt, welche sie schon seit dem elften Jahrhundert und noch heute beherrschen. An der Küste von Zafar wohnen deshalb viele Hadramauter, die reines Kinda-Arabisch reden. Die Eingebornen nennen sie Ketîri nach der herrschenden Dynastie und dieser Name hat den Engländer Carter zu dem Irrthum geführt, als hiessen die Völker von Zafar selbst Ketîri. Die Eingebornen von Zafar sind vielmehr nur die Râye Unterthanen der Ketîri-Dynastie und der Kinda-Hadramauter. Sie selbst sprechen Hakili, aber sie nennen ihr Volk nicht so, da der Name Hakili nur freien Männern beigelegt wird.

Die vierte Gruppe ist das unabhängige Hakili-Land, dessen grösster Ort Mirbat ist. Die Bewohner der Küstenorte heissen hier auch Qarawi vulgo Qrauwi ausgesprochen. Es wäre jedoch unrichtig, diesen Namen auf das Land auszudehnen und von einem District Qâra oder Qarâ zu reden. Der Name Qarâwi bedeutet nämlich nichts als einen, „der lesen kann". Solche Kenntniss, die man in Süd-Arabien nur bei unkriegerischen Stadt- und Dorfbewohnern findet, wird von den Beduinen gering geachtet, gleichsam wie der Name „Federfuchser" im Mittelalter bei Rittern und später noch bei ungebildeten Militairs. Den Beduinen des Innern, den wahren Hakili, ist deshalb Qrauwi ein Schimpfwort. Die Küstenbewohner aber setzten eine Art Stolz darein, da das „Lesenkönnen" bei ihnen geschätzt wird und nennen sich deshalb selbst gern Qrauwi. Die Fürsten der Qrauwi sind jedoch meist Hakili, d h. freie und oft auch sehr ungebildete Beduinen. In diesem ganzen District herrscht der Hakili-Dialect, der sich hier am auffallendsten vom Arabischen unterscheidet, der letzte compacte Rest der alten südarabischen Sprache.

Was die Physiognomie und den Typus der Mahra und Hakili-Völker betrifft, so habe ich schon oben gesagt, dass sie sich mehr dem Sabäer als dem Himyaren nähern. Ihre Hautfarbe ist viel heller als die der letzteren,

geblichbräunlich, das was die Araber asmar nennen, ihre Gestalten sind gross, schön gebaut, aber nicht fein und zierlich wie die der Himyaren, ihre Physiognomien ächt semitisch, doch mehr dem centralarabischen Typus sich nähernd, ihr Haar, obwohl kraus, ist doch viel schlichter als das des Himyaren, auch sah ich bei ihnen viel vollere Bärte, als bei jenen.

Hochgeehrte Versammlung! Ich fürchte, ich habe Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen und ich bin mir leider bewusst, dass ich mich nicht genug auf das Physische beschränkt habe, wie es hier wohl erwartet werden sollte. Ich will zum Schluss nur den Wunsch aussprechen, dass Arabien auch die Aufmerksamkeit der Physiologen und Naturforscher fesseln möge. Bis jetzt sind es fast nur Orientalisten gewesen, welche sich für jenes Land interessirten, und seit Forskål, Ehrenberg und Botta sind keine Naturforscher mehr in dasselbe eingedrungen. Möge dem nicht immer so sein. Arabien verdient gewiss auch in dieser Hinsicht das Auge des Forschers und Entdeckungsreisenden zu fesseln.

Fränkische Thier- und Pflanzennamen aus dem XI. Jahrhundert.

Von E. Friedel.

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte suchen jetzt auch den reichen Namensschatz zu verwerthen, welchen uns in Betreff naturkundlicher Gegenstände die Altvordern hinterlassen haben. Unter dem Titel „Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft" veröffentlicht der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte Dr. W. Stricker in den Jahrgängen der Zeitschrift „Zoologischer Garten" vom Septemberheft 1865 ab andauernd unter Anlehnung an das Grimm'sche Wörterbuch hierher Einschlagendes, während Dr. Eduard v. Martens in demselben Journal seit dem Februar 1869 unter der Ueberschrift „Ueber Thiernamen" auf noch breiterer linguistischer Basis Gleiches verfolgt. Aehnliche historisch-linguistische Skizzen enthalten Victor Hehn's „Kulturpflanzen und Hausthiere" (Berlin, 1870). — Besonderes Aufsehen hat der jüngste geistreiche Versuch Oscar Fraas' erregt (Beiträge zur Kulturgeschichte, aus schwäbischen Höhlen entnommen. Archiv für Anthropologie. Bd. V. S. 173 folg.), die ausgestorbene oder nach Norden verdrängte Diluvialfauna als noch in Sprache und Sage unseres Volkes und seiner Stammverwandten lebend zu deuten und nachzuweisen.

Kommt es hiernach darauf an alle Körnlein aus den entlegensten Scheuern sorgfältig zusammen zu lesen, so werden auch die nachfolgenden nicht ganz nutzlos sein, welche einem in weiteren Kreisen nicht bekannt gewordenen Schriftchen entnommen sind, dessen Verfasser ohnehin unserer anthropologischen Gesellschaft fernab liegende Zwecke damit verfolgte.

Aemilius Elias Steinmeyer: De glossis Vergilianis. Diss. inaug. phil. Berol. 1869 enthält folgendes interessante, wenn auch in barbarischem Mönchs-Latein und -Deutsch verfasste Glossarium aus dem Codex latinus Parisiensis, jetzt Nr. 9344, früher bezeichnet „supplément latin 683" p. 45. Glossae, quae in folio 42 continentur:

1. hibex — steinbuc.
2. Rinocerus — vrhunt.
3. Ardea — heipo.
4. Papilio — Pifultra.
5. Palumbus — holeduba.
6. Perdix — Rephount.
7. Graculus — hruok.
8. Lepus — Haso.
9. Castor — biuer, Vivor.
10. Lustrus — otter.
11. Capreolus — Rech.
12. Verris — Ber.
13. Caper, capra — buc.
14. Ibix — Steinboc.
15. Rinocerotes — unicornis.
16. Onager — Scelo.
17. Alx — Elo.
18. Griphes — Griph.
19. Linx — Luhs.
20. Simia — aphin.
21. Cenophalus — hunthobido.
22. Iricius — Igil.
23. Mustela — Wisela.
24. Sorix — Mus.
25. Grillio — Heimelo.
26. Scarabaeus — wibil.
27. Talpa — mulwerp.
28. Vultur — Giro.
29. Merops, Loaficus — Gruonspeht.
30. Cuculus, Psitacus — Gok.
31. Cornicula — Crecula.
32. Pica — Algastra.
33. Cignus — Eleinz.
34. Grus — Crano.
35. Hupopa — Wideopa.
36. Ciconia — Strok.
37. hirundo — Sualauua.
38. Turtur — turtulduba.
39. Caradion — Laudula.
40. Lucinula — natgala.
41. Mergus — duchere.
42. Pavo — Po.
43. Phicedula — Sneppa.
44. Bubo — huc.
45. Lucifuga — huchela.
46. Onocrotalus — Wazzerhunt.
47. Necticorax — natram.
48. Passerarius — wigo.
49. Frodium — donictin.
50. Capis — Falco.
51. Accipiter — hauok.
52. Vespertilio — Flethermus.
53. Merula — ansia.
54. Betriscus — uurendo.
55. Coturnix — Watala.
56. Ortigo — meisa.
57. Olor — Eleuiz.
58. Parix — meisa.
59. Fucus — drano.
60. Vespa — wespa.
61. Crabro — horneiza.
62. Turdus — Stara.
63. Gripes — Gripho.
64. Pullus — hunt.

Nomina Herbarum:

65. Plantago — Wegebreda.
66. Nasturcium — Crasso.
67. Cucurbita — Curcuuiz.
68. Marrubium — Andron.
69. Absindium — wermoda.
70. Urtia — nezila.
71. Robor et quercus — eich.
72. Fraxinus — asc.
73. Alnus — erla.
74. Salix — wida.
75. Populus — belzboum.
76. Abies — Danna.
77. Viscus — Mistil.
78. Carpenus — Hagan.
79. Tremulus — Haspa.
80. Dumus — Dorn.
81. Sentes — Ahorna.
82. Ornus — Hor.
83. Pitea — foraha.
84. Ulmus — melin.
85. Cerasus — kirsboum.
86. Tramasca — mazaldra.
87. Sambucus — holender.
88. Fusarius — Spiniliboum.
89. Sanguinarius — hartrugalin.
90. Persicus — Persihcboum.
91. Iuglandis — Nuzboum.
92. Platanus — aorn.
93. Corilus — hasal.
94. Paliurus — hagan.
95. Vepres — Bremon.
96. Malus — Afaldra.
97. Pirus — bireboum.

Der Dialekt ist Fränkisch und stammt das Glossar aus dem Anfang des XI. Jahrhunderts (p. 27).

Die vielen Verstösse gegen die Rechtschreibung mögen sich daher schreiben, dass der Verfasser entweder unachtsam kopirte oder nach dem Gehör niederschrieb; z. B. ist 62 Turdus für Sturnus, Staar verschrieben, 36 Strok für Stork. — Rhinoceros, 2, mit vrhunt übersetzt, ist sicherlich verschrieben für ainhurno, einhurne, wie das Nashorn im Ahd. gewöhnlich heisst (Fraas S. 199) und wofür auch Nr. 15 deutlich spricht. Nach Fraas lebt im Einhorn die Erinnerung an das alte nordische Rhinoceros tichorhinus, den treuen Begleiter des Mammuths fort. Auch die Klauen des Greifen oder des Vogels Rock, die in Sagen und Mährchen vorkommen, sind nichts als die Hörner dieses mit dem vorgeschichtlichen Menschen zusammenlebenden Dickhäuters, die man im Erdboden lose fand und phantastisch deutete.

Wichtig ist, dass neben dem Elch (Elo), 17, der Schelch (Scelo) als besonderes, jedenfalls noch lebendes und wohl bekanntes Thier erwähnt wird. Stricker (Zool. Garten, 1868, S. 63) bemerkt: „Länger haben sich bei uns erhalten der gewaltige Riesenhirsch, der „grimme Schelch“ des Nibelungen-Liedes, der in Deutschland sicher bis in das 10. Jahrhundert existirt hat, und das ebenda genannte Elch (Elen, Elah). Beide sind oft verwechselt worden. So heisst es in einer Urkunde von Otto I. aus dem Jahre 943: Nemo sine venia Balderici . . . . . in pago forestensi Trentano (Drenthe) cervos, uros, capreas, apros, bestias insuper, quae teutonica lingua Elo aut Schelo appellantur, venari praesumat. Dieselben Worte kommen auch in auf dieselbe Ge-

gend bezüglichen Urkunden Heinrichs VI. und Conrads II. vor." — Hier muss es offenbar Heinrich II. (1002 — 1024) heissen, auf den Conrad II. (1024 — 1039) folgte. Unsere Urkunde würde den Nachweis für die Existenz des Schelchs im Gebiet des fränkischen Dialekts für den Anfang des XI. Jahrhunderts bringen. Verlegt man die älteste Redaktion des Nibelungenliedes, Lachmann's Handschrift A und B um 1210 und C um 1225, so erweitert sich das Gedächtniss des Schelchs bis in das 13. Jahrhundert. Dafür, das damals die Kenntniss des Schelchs noch besonders rege, nicht etwa bereits halb mythisch war, würde auch der Umstand sprechen, dass die berühmte Strophe (Lachmann: Der Nibelunge Noth. Str. 880):

Dar nâch sluoc er schiere einen wisent und einen elch,
starker ûre viere, und einen grimmen schelch;
sîn ros truoc in sô balde, daz ihm niht entran.
hirze oder hinde kund im wênic enkân.

nach Lachmann's Ansicht nicht zu den 20 echten, alten, zum Theil noch dem 12. Jahrhundert angehörigen epischen Nibelungen-Liedern, sondern nur zu den Einschiebseln des 13. Jahrhunderts gerechnet werden kann.

Wie man übrigens aus dieser Strophe die Identität des Elchs und Schelchs hat entnehmen wollen, die beide neben dem Hirsch ersichtlich gesondert erwähnt werden, ist schwer begreiflich. Selbst der Umstand, dass ein vollständiges Gerippe (dasselbe vereinigt die Charaktere des Hirsches mit Geweihen, die dem Elen näher stehen, aber eine starke Stange vor der Palme haben, von welcher eine Augenzinke nach vorn und oben geht) bisher in Deutschland noch nicht gefunden zu sein scheint, kann als ein ernstliches Gegenargument nicht gelten, wenn man erwägt, dass Rennthier-Skelete in Deutschland auch erst vor Kurzem und nachdem sich die Aufmerksamkeit vieler Forscher denselben zuwendete, seitdem aber gar nicht so selten entdeckt worden sind. Der Ausdruck der Glosse Onager, gewöhnlich asinus ferinus silvaticus, der wilde Waldesel, bei früheren Scribenten genannt, soll nur die ungefähre, den gewöhnlichen Edelhirsch übertreffende Grösse des Thieres bezeichnen. Möglichenfalls sind bei Paulus Diaconus 4, 11: tunc primum [ca. im Jahre 600 unter König Agilulf] caballi silvatici et bubali in Italiam delati Italiae populis miracula fuerunt — unter den Waldpferden Schelche zu verstehen; wenigstens konnten die den Italiern seit Caesar her wohlbekannten Elche (Alces), an welche man etwa zunächst zu denken geneigt sein möchte, nicht als miracula vorgeführt werden.

Mit dem Onager wurden die Deutschen hauptsächlich im 10. Jahrhundert durch den Gesandtschaftsbericht des Liudprand aus Constantinopel bekannt. Cap. 37 sagt Nicephorus zu dem Verfasser (am 25. Juli 968): „Ich werde Dich in unser Perivolium führen, und es wird Dich Wunder nehmen, den Umfang desselben und die Onager, d. h. die Waldesel zu sehen". — Wie nun der Schelch im Nibelungen Liede der „grimme" genannt

wird, so vergleichen lateinisch schreibende deutsche Autoren des Mittelalters ihn nicht minder wegen seiner unzähmbaren Wildheit mit dem Onager und übersetzen das deutsche Schelch direkt mit Onager. Solchergestalt möchte auf den unbändigen Schelch deuten die Stelle in Helmold's um 1172 verfasster Slaven-Chronik I. 67: „Viel Mühe gab er [Vicelin] sich, die aufsässigen Holzaten zu bezwingen, denn dies Volk, frei und unbezähmbar, wild und unbezwungen, wehrte sich, das Joch des Friedens zu tragen. Vicit eos altior sensus viri, et philosophatus est in eis. Multis enim praecantationibus allexit eos, quousque duceret sub lorum, illos inquam onagros indomitos".

Die Italiener haben übrigens, wie schliesslich noch bemerkt werden mag, die Vergleichung der Deutschen, die ihnen immer etwas primitiv und wild erscheinen, mit den Waldeseln in ihrer Sprache bis heut beibehalten. Eine gewisse klassische Berühmtheit hat z. B. die wenig feine Antwort erhalten, welche der gute Seume auf seinem „Spaziergang nach Syracus" erhielt, als er in Venedig den Polizeimann Deutsch anredete: „Non sono asino ferino, per ruggire tedesco" („Ich bin kein Waldesel, dass ich Deutsch grunze")!

Bemerkenswerth ist die Wiedergabe von Verris, 12, mit Ber (Italienisch Verro, Französisch Verrat, Englisch Boar), also demselben Worte, welches Ursus bedeutet. Fraas, S. 189, bemerkt: „Ber, bêr, per, pêr im VIII. und als Plural peri, pêri bei dem Mönch Priscianus im IX. Jahrhundert, wird stets mit aper übersetzt." — Mein Beispiel würde diesen merkwürdigen Sprachgebrauch bis ins 11. Jahrhundert erweitern. Gleichwohl findet sich in Sanct Gallen (Hattemer, Denkmale des Mittelalters, Sanct Gallens altdeutsche Sprachschätze. Bd. III. S. 577), also im 10. Jahrhundert, folgendes Verslein:

Der heber gât inlîtun
er trégit sper insîtun
Sîn báld éllin
ne lâzet ín véllin.
Imo sint fûoze
fûodor mâze,
imo sint búrste
ébenhó fórste
únde zéne sîne
zvvélif élnîge.

Ein Verslein auch insofern anthropologisch interessant, als es zeigt, dass „die gewaltigen Jäger vor dem Herrn" auch bereits in jener Vorzeit mit dem Freiherrn von Münchhausen Geistesverwandtschaft zeigten. — Das Nibelungen Lied (Lachmann, Str. 881) nennt einfach den „eber".

Der hunthobido, Hundsaffe (21), wird der Pavian, Cynocephalus (corrumpirt Cenophalus) sein, der mit der Meerkatze (Cercópithecus) früh

nach Deutschland gekommen zu sein scheint. Wenigstens deutet in Ruodlieb, Fragm. III, 131 u. ff.:

Simia nare brevi, nate nuda murcaque cauda,
Voceque milvina, cute crisa catta marinadel.

Der erste Vers auf einen schmalnasigen Affen mit Gesässschwielen, der zweite Vers wohl auf Cercopithecus aethiops L., welche häufig über Aegypten nach Europa gelangt sein mag. Unter den Geschenken des Harun al Raschid an Karl den Grossen heisst es beim Mönch von St. Gallen, II. 9: „Die Perser brachten dem Kaiser einen Elephanten und Affen." —

Weniger bekannt erscheint im frühen deutschen Mittelalter der Papagei (eig. Papel-Geyer), hier (30) Psittacus mit Cuculus zusammengestellt, dessen Verdeutschung Gok, der Schimpfname Gauch ist, wie der Vogel noch heut in Süddeutschland „Waldlump" heisst, weil er seine Eier in fremde Nester legt und als Junges gern die rechtmässigen Kinder des brütenden Vogels aus dem Nest schmeisst. Gok, Gauch heisst er vielleicht auch deshalb, weil er nach sehr alter Sage ein verwunschener Bäcker oder Müllerknecht ist, der armen Leuten von ihrem Teig gestohlen und darum fahles, mehlbestäubtes Gefieder trägt. In christlicher Legendenform vgl. eine Replik bei Simrock, Deutsche Myth. 3. Aufl. S. 23.

Merkwürdig ist die Erwähnung des Caradion, 39: „Ein vogil heizit Caradrius. in dem buoche deuteronomio da ist gescriben daz man ihn ezzen nescule. Dannen zelet physiologus und chût daz er aller wiz si. Ein mist der von ihm fährt, der ist ze den tunchelen Ougen vile gûet. Mit diesem vogile mag man bechennen ob der sieche mann irsterben oder genesen scol. Ob er sterben scol, so cheret der charadrius von ihme. Ob er aber genesen scol, so cheret sich der vogil zuo dem manne und tuot sinen snabel uber des mannes munt und nimit des mannes unchraft an sich; sa fert er ûf zuo der sunnen unte liuterit sich da: So ist der Mann genesen." Physiologus, ein Weisthum von Thieren und von Vögeln, mitgetheilt von Wackernagel, Altd. Lesebuch, I, S. 166. Victor Scheffel, aus dessen reichem Anmerkungsschatz zu seinem Ekkehard wir diese und andere Notizen entnehmen, fügt hinzu: „Es ist nicht bekannt, was für naturgeschichtliche Thatsachen zu dieser tiefsinnig schönen Sage Veranlassung gaben. In St. Gallen wurde sie von Verschiedenen verschieden erfasst, denn während sich unter den Thiernamen, die dem Wörterbuch des heiligen Gallus vorausgesetzt sind, die bedeutsame Glosse: Chara — ra — drion: et ipsam non habemus, sed tamen dicitur et ipsam volare per medias noctes in sublimitate coeli, begnügen sich spätere Handschriften damit, das Wort caradrius geradezu mit lericha, Lerche, zu übersetzen, was auf ein Verschwinden der früher bekannten Sage zu deuten scheint."

So in unserem Manuscript wo laudula deutlich auf alauda, Lerche, hinweist.

55. Coturnix — Watala. — Scheffel S. 494 bemerkt: „Der Wachtelruf scheint in den Ohren mittelalterlicher Waidmänner etwas anders geklungen zu haben, als heutzutage, denn das Wort quakkara, womit der Mönch von St. Gallen (. . . . quakaras etiam et alia volatilia . . ., Gesta Karoli I. 19[1]) bei Pertz II. 739) anstatt des classischen coturnix die Wachtel selbst bezeichnet, soll offenbar den Eindruck des Wachtelschlages wiedergeben. In Glossen sanctgall. Handschriften wird indess die Wachtel auch quasquila und quatala benannt." — Uebrigens klingt der Wachtelruf auch modernen Ohren sehr verschieden. Den Faulen sagt er: Bück den Rück! den Lateinern: Dic cur hic? den Schnupfern: Schnupftaback! oder: Pack Taback! den Katholiken: Maria bitt für uns! u. s. f.; wie es überhaupt der Mühe lohnte, ethnographisch die Deutung der Thierstimmen einmal zusammenzustellen.

62. Turdus — Stara. — Staare und andere gelehrte einheimische Vögel mussten damals den Vornehmen die Papageien ersetzen. „Im Fragment VIII des lateinischen Gedichtes Ruodlieb [siehe zuvor bei 21] wird sehr idyllisch erzählt von solch wundersam zahmen Staaren, die es verstehen, ihr Futter selbst zu verlangen und gelehrt sind:

Nostratim fari „Pater" et „noster" recitare
Usque „qui es in coelis" lis, lis, lis triplicatis.

(s. Grimm und Schmeller, latein. Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts pag. 174 und 212, Scheffel S. 474.)

In unserer rationalistischen Zeit lernt die Sprehe wohl selten beten, dagegen desto mehr fluchen und schimpfen. Auch hierin hat die Sitte ihre ethnologischen Launen.

---

[1]) Nach meinem Exemplar I. 20.

Zur Culturgeschichte[1]).

Von Felix Liebrecht.

In den Göttinger Gelehrten Anzeigen, 1872, Stück 33, habe ich das Original des rubricirten Werkes besprochen und auf den hohen Werth desselben in soweit hingewiesen, als der dortige beschränkte Raum es gestattete; es ist mir daher ganz willkommen, zu einem eingehenderen Referat an dieser Stelle aufgefordert worden zu sein, wobei sich namentlich Gelegenheit bieten wird, auf manche Punkte einzugehen, die früher aus angeführtem Grunde nur angedeutet, grösstentheils aber ganz übergangen sind. Polemik, wenn sich wirklich bei einzelnen Punkten dazu Veranlassung geboten haben sollte, habe ich bei Seite liegen lassen, um so eher, als ich mit der Grundanschauung des Verfassers von dem ursprünglichen Stadium der Wildheit und der fortschreitenden geistigen wie materiellen Entwickelung des Menschengeschlechtes vollkommen übereinstimme, welche letztere zwar locale und zeitweilige Rückschritte nicht ausschliesst, aber durch die Ausnahme eben nur die Regel bestätigt. Freilich, wer in Folge von mancherlei Triebfedern an vorgefassten Meinungen festhält oder festzuhalten vorgiebt (und dazu gehört eine zahlreiche und einflussreiche Klasse), wird sich durch keine noch so schlagende Gegenbeweise von denselben abbringen lassen, zumal wenn uralte, sogenannte „vested rights" dabei gefährdet erscheinen[2]); doch will ich auf diese Controverse nicht weiter eingehen und mich vielmehr dem eigentlich vorliegenden Gegenstande zuwenden.

Das erste Kapitel behandelt die Culturwissenschaft im Allgemeinen und hier ist es zuvörderst ausgesprochen, dass einerseits die Aehnlichkeit und Consequenz in dem Charakter und den Gewohnheiten der Menschheit sich auf die Aehnlichkeit in der menschlichen Natur und in den Lebensverhältnissen im grossen Ganzen zurückführen und sich besonders durch Vergleichung solcher Rassen studiren lässt, die nahezu auf derselben Culturstufe stehen, so dass Bewohner der alten schweizer Pfahlbauten neben die mittelalterlichen Azteken, und die Odschibwäer Nord-Amerikas neben die afrikanischen Zulus gestellt werden dürfen; während man andererseits die verschie-

[1]) Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwickelung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Von Edward B. Tylor, Verf. von Researches into the Early History of Mankind etc. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1872. Erster Band XII und 495 Seiten; zweiter Band 492 Seiten Gross-Octav.

[2]) Eine sehr beachtenswerthe Erörterung dieses vielgebrauchten und gemissbrauchten Ausdruckes findet sich in Remarks on the Use and Abuse of Political Terms. By G. C. Lewis (dem späteren Minister). London 1832. p. 24 ff., bes. aber p. 238 f.

denen Grade der Cultur als Entwickelungsstufen betrachten kann, deren jede das Ergebniss einer vorhergehenden Geschichte ist, wie sie wiederum ihren Theil zur Gestaltung der Geschichte der Zukunft beiträgt. Der Erforschung dieser beiden grossen Principien auf verschiedenen Gebieten der Ethnographie mit besonderer Berücksichtigung der Civilisation der Naturvölker im Vergleich mit dér höherer Nationen ist also dieses Werk gewidmet, wobei das Leibnitzsche Axiom festgehalten wird, dass die Natur nie sprungweise verfährt und nichts ohne hinreichenden Grund geschieht. Einer der ersten Schritte zum Studium der Culturgeschichte besteht aber darin, die Gesammtaufgabe in Einzelfragen zu zerlegen und diese in ihre besonderen Gruppen zu vertheilen, wie wenn man z. B. Waffen untersucht und sie in Klassen, als Speer, Keule, Schleuder u. s. w. bringt, und es ist die Aufgabe des Ethnographen, solche Einzelheiten in der Weise zu classificiren, dass er daraus ihre Vertheilung in der Geographie und Geschichte und die Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen, erkennen kann. Die Bedeutung dieser Aufgabe erhellt sehr gut, wenn man diese Einzelheiten der Cultur mit den Species der Thiere und Pflanzen vergleicht, wie sie der Naturforscher studirt. Hat man aber gezeigt, dass die einzelnen Erscheinungen der Cultur sich in eine grosse Anzahl ethnographischer Gruppen zerlegen lassen, wie Künste, Glauben, Sitten und dergleichen, so entsteht zunächst die Frage, wie die in diese Gruppen vertheilten Thatsachen sich aus einander entwickelt haben mögen. Unter den Naturforschern ist es eine offene Frage, ob die Theorie einer Entwickelung von Art zu Art wirklich stattgefundene Uebergänge verzeichnet oder ob sie nur ein ideales Schema ist, welches zur Classification von Arten, die wirklich von einander unabhängig entstanden, dienen kann. Aber unter den Ethnographen giebt es keine solche Frage, ob es möglich ist, dass sich Arten von Geräthen oder Gewohnheiten oder religiöse Vorstellungen aus einander entwickelt haben; denn in der Cultur sind wir mit der Entwickelung vollkommen vertraut. Zu den Zeugnissen, mit deren Hilfe wir den Weg, welchen die Civilisation der Erde eingeschlagen, verfolgen können, gehört auch jene Gruppe von Erscheinungen, für die der Verfasser den Ausdruck „Ueberlebsel“ (survivals) eingeführt hat. Er versteht darunter allerlei Vorgänge, Sitten, Anschauungen und so fort, welche durch die Macht der Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimath hatten, verschieden ist; und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Culturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat; so ist das Gottesurteil mit Schlüssel und Bibel ein Ueberlebsel, ebenso das Johannisfeuer, das Allerseelenmahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen u. s. w. So auch sieht man die ernsthafte Beschäftigung des Alterthums zum Spiel der späteren Generationen und seine Religion zum Ammenmärchen herabsinken oder auch die Gebräuche der alten Welt sich den Formen der neuen anpassen und auf Gutes und Böses mächtigen Einfluss üben. Bisweilen brechen alte

Gedanken und Gewohnheiten von Neuem hervor zum Erstaunen einer Welt, welche sie für längst gestorben oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch kürzlich in so merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritismus vorgekommen ist, ein Vorfall, der vom Standpunkt des Ethnographen höchst lehrreich erscheint. Das Studium der Gesetze des Ueberlebens hat in der That keine geringe praktische Bedeutung; denn alles was wir als Aberglauben zu bezeichnen pflegen, gehört in dies Gebiet und liegt so den Angriffen seines tödtlichsten Feindes, einer vernunftmässigen Erklärung, offen. Diese Bedeutung rechtfertigt es, dass Tylor diese Erscheinungen einer so eingehenden Prüfung unterworfen auf der Grundlage von allerlei Spielen, Volksredensarten, Gebräuchen, Aberglauben und dergleichen, was die Art und Weise ihrer Wirksamkeit anschaulich zu machen geeignet ist; denn Fortschritt, Verfall, Ueberleben, Wiederaufleben, Umgestaltung, alles dies sind Formen des Zusammenhanges, welcher das bunte Netzwerk der Civilisation an einanderknüpft und den der Verfasser innerhalb des gesteckten Kreises darzulegen bestrebt ist.

Das zweite Kapitel handelt von der Entwickelung der Cultur, worin der Verfasser den Versuch gemacht hat, einen theoretischen Gang der Civilisation in der Menschheit zu entwerfen, wie er sich nach den vorliegenden Zeugnissen im Ganzen gestaltet zu haben scheint. Indem wir die verschiedenen Civilisationsstufen der historisch bekannten Völker vergleichen und archäologische Schlüsse aus den Ueberresten vorhistorischer Stämme zu Hilfe nehmen, scheint es möglich, sich ein freilich ziemlich skizzenhaftes Bild von dem früheren Zustande der Menschen im Allgemeinen zu entwerfen, welcher von unserem Standpunkte aus als ein Urzustand zu betrachten ist, welcherlei Zustände ihm auch immerhin in Wirklichkeit vorhergegangen sein mögen. Dieser hypothetische Urzustand entspricht in beträchtlichem Grade dem der wilden Stämme der Neuzeit, welche Ueberreste eines Urzustandes der gesammten Menschheit zu sein scheinen. Wenn diese Hypothese richtig ist, dann ist trotz des beständigen Eingreifens von Degeneration die Hauptrichtung der Cultur von den ersten bis zu den modernen Zeiten hinauf von der Wildheit zur Civilisation gegangen. Auf das Problem dieser Verwandtschaft des wilden Lebens mit civilisirtem Leben haben fast sämmtliche Thatsachen, welche in den folgenden Kapiteln besprochen sind, direkten Bezug; zugleich stellt sich auch das Ergebniss heraus, dass wenn auch viele wilde Stämme ein Leben führen, um welches manche weniger rohe Völker sie beneiden könnten, ja, selbst der Auswurf höherer Nationen, gleichwohl kein Moralist zu behaupten wagen wird, dass irgend ein bekannter wilder Stamm nicht durch eine verständige Civilisation verbessert werden könne und dass im Ganzen der civilisirte Mensch nicht nur klüger und fähiger als der Wilde geworden ist, sondern auch besser und glücklicher und dass die Barbaren in der Mitte zwischen beiden stehen. Von der Entartungstheorie sprechend, welche sich praktisch in zwei Annahmen auflöst, erstlich, dass die Geschichte

der Cultur mit dem Erscheinen einer halbcivilisirten Menschenmasse auf Erden begann; und zweitens, dass die Cultur von dieser Stufe auf zwei Wegen fortgeschritten ist, rückwärts zur Entstehung wilder und vorwärts zur Entstehung civilisirter Menschen, so bemerkt der Verfasser vollkommen richtig, dass die Gründe, auf welche sich diese Theorie stützt, im Allgemeinen mehr theologische als ethnologische sind, dass es aber nicht zu rechtfertigen sei, wenn Forscher, welche in der Astronomie und Geologie gesehen haben, zu welch' unglücklichen Resultaten die Versuche, Wissenschaft auf Religion zu gründen, geführt, einen ähnlichen Versuch in der Ethnologie unterstützen wollten. Wie die Sache jetzt steht, kann man behaupten, dass wenn in einer Rasse gewisse Zweige die übrigen bedeutend an Cultur übertreffen, dies häufiger als ein Ergebniss der Hebung, denn als ein Ergebniss des Verfalles zu betrachten ist. Aber diese Hebung kommt mehr durch fremden als durch inneren Einfluss zu Stande; Civilisation ist ein Gewächs, welches häufiger fortgepflanzt wird, als neu sich entwickelt; und noch ein anderer wichtiger Punkt, die Thatsache nämlich, dass während so vieler tausend Jahre bewusster Existenz weder der arische noch der semitische Stamm irgend welche direkte wilde Ausläufer ausgeschickt hat, welche sich durch das die Zeit überdauernde Zeugniss der Sprache nachweisen liessen, spricht ziemlich stark gegen die Wahrscheinlichkeit, dass je von einer hohen Civilisationsstufe ein Rückschritt bis zum Zustande der Wildheit stattgefunden hat, so wie auch in allen verschiedenen Abschnitten der vorhistorischen Archäologie die Stärke und Uebereinstimmung ihrer Zeugnisse uns durchaus zur Annahme einer Entwickelung der Cultur nöthigt.

Drittes und viertes Kapitel. Ueberlebsel in der Cultur. Wenn im Laufe der Zeit der Zustand eines Volkes eine allgemeine Umgestaltung erfahren hat, so findet sich trotzdem gewöhnlich Vieles, das offenbar seinen Ursprung nicht in den neuen Verhältnissen hat, sondern einfach von früher her in dieselben übergegangen ist, und desshalb müssen wir Sammlungen solcher Thatsachen als Fundgruben für historische Kenntnisse veranstalten. Dazu gehören nicht bloss abergläubische Meinungen, sondern auch Kinderspiele, so wie Hasardspiele, die häufig mit Wahrsagekünsten übereinstimmen und gleichfalls aus der ernsten Praxis zu einem belustigenden Ueberlebsel zusammengeschrumpft sind. Auch alte Sprüchwörter haben ein besonderes Interesse als Ueberlebungsfälle, selbst wenn die wirkliche Bedeutung dieser Sätze längst aus dem Gedächtniss der Menschen entschwunden ist und sie zu offenbarem Unsinn geworden sind oder eine andere moderne Bedeutung sich oberflächlich darüber gedeckt hat. Ferner muss man bisweilen in Ueberresten alter Magie und Religion nach einem tieferen Sinn conventioneller Redensarten suchen als dieselben ihn jetzt an ihrer Stirn tragen oder nach einer wirklichen Bedeutung dessen was jetzt als Widersinn auftritt, so dass also der Schluss berechtigt zu sein scheint, dass die Volksweissheit ihrer Quelle überall da am nächsten ist, wo sie die höchste Stelle und Be-

deutung hat, und wenn z. B. irgend ein alter Reim oder Spruch an einem Orte einen feierlichen Sinn in der Philosophie oder Religion besitzt, während er an einem anderen Orte der Kinderstube angehört, so ist Grund vorhanden, die ernstere Version als die ursprünglichere zu betrachten und die scherzhafte als das dahin schwindende Ueberlebsel. Neben den Sprichwörtern treten die Räthsel auf und beide ziehen eine Zeitlang neben einander her, obgleich schliesslich nach verschiedenen Seiten. Das ganze vierte Kapitel ist der Magie und einigen damit näher oder ferner verknüpften Künsten gewidmet, so dass dabei auch der neuere Spiritismus mit Geisterklopfen, Psychographie u. s. w. zur Sprache kommt. In Bezug auf die Stellung der Zauberei in der Geschichte bemerkt der Verfasser, dass sie in ihren Hauptgrundzügen den niedrigsten Stufen der Civilisation angehört, die wir kennen, und die niederen Rassen, welche noch keinen erheblichen Antheil an der Bildung der Welt besitzen, erhalten sie noch in Kraft. Von dieser Stufe lässt sie sich auch aufwärts verfolgen; manche Punkte der Zauberkunst der Wilden behaupten ohne wesentliche Veränderung ihren Platz und viele neue Verfahrungsweisen haben sich im Laufe der Zeit entwickelt, während sich beide mehr oder minder bis auf die modernen civilisirten Nationen fortgepflanzt haben. Aber seit der Zeit, wo fortschreitende Rassen gelernt haben, ihre Anschauungen immer strengeren Prüfungen zu unterwerfen, ist die Geheimkunst in die Lage eines Ueberlebsels gerathen und in diesem Zustande finden wir sie meist bei uns. Der Hauptschlüssel zum Verständniss derselben besteht darin, dass wir sie als beruhend auf der Ideenassociation betrachten, einer Fähigkeit, welche die Grundlage für die menschliche Vernunft, aber auch in nicht geringem Grade für die menschliche Unvernunft, bildet. Der Mensch, der auf einer noch unentwickelten geistigen Stufe gelernt hat, in Gedanken diejenigen Dinge zu verbinden, von denen ihm die Erfahrung gezeigt hat, dass sie wirklich in Zusammenhang stehen, ist weiter gegangen und hat, irrthümlich diese Verrichtung umkehrend, den Schluss gezogen, dass eine Verbindung in Gedanken nothwendig einen ähnlichen Zusammenhang in der Wirklichkeit bedinge. So hat er denn versucht, mit Hilfe von Vorgängen, von denen wir jetzt einsehen, dass sie nur eine ideelle Bedeutung haben, Ereignisse zu entdecken, vorauszusagen und hervorzurufen. Durch eine zahllose Menge von Beispielen aus dem wilden, barbarischen und civilisirten Leben sind wir in den Stand gesetzt, magische Künste, welche daraus entstanden, dass man einen ideellen Zusammenhang für einen reellen hielt, aus der niederen Cultur, der sie entstammen, bis hinauf in die höhere Cultur, in der wir sie finden, zu verfolgen. — Aus den in diesem Abschnitte von den „Ueberlebseln“ behandelten Punkten hebe ich folgende hervor, um daran eine und die andere Bemerkung zu knüpfen. So erwähnt der Verfasser (S. 84), dass die Maxime von dem „Haar des Hundes, der dich gebissen“ (a hair of the dog that bit you) ursprünglich weder eine Metapher noch ein Scherz war, sondern ein thatsächliches Recept zur Heilung des Hundebisses, eines

von den zahlreichen Beispielen aus der alten homöopathischen Lehre, dass das was schadet auch heilt; es wird erwähnt in der Edda (Havamál 138): „Hundehaar heilt Hundebiss". Im Tuti Namch (Uebers. von Rosen 1, 133) heisst es: „Diese Wunde ist unheilbar, wofern man sie nicht mit einem Pflaster von dem Blute desselben Affen, der sie gebissen hat, belegt." Hierher gehört auch die antike Vorstellung, wonach eine Wunde nur durch den Rost des sie verursachenden Instrumentes geheilt werden könne, wie es von Telephos und Iphikles, dem Sohne des Thestios berichtet wird. Auch dies findet sich im Norden wieder, da wer mit Hrólf Kraki's Schwert Sköfnung verwundet wurde, nur durch einen zu dem Schwerte gehörigen Stein Heilung erlangen konnte. Uhland's Schriften zur Dichtung und Sage 8, 92. Hierher gehört auch die von Tylor weiterhin (S. 118) erwähnte sympathetische Cur, wonach wer sich geschnitten hat, das Messer mit Fett einreiben muss, und wenn dies trocken ist, „wird das Wehe heil sein." Hierzu stimmt ein Aberglaube, bei Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volkes, 2. A., Innsbruck 1871, no. 222: „Wenn man sich mit einem Messer oder mit einer Sense beschädigt hat, soll man nicht nur die Wunde, sondern auch das Werkzeug, mit dem der Schaden verursacht wurde, fleissig verbinden. Dadurch wird die Wunde so geheilt, dass nicht einmal eine Narbe übrig bleibt." — In Betreff der beiden von Tylor (S. 86 ff.) angeführten jüdischen Osterlieder („Ein Zicklein, ein Zicklein" und „Wer kennt Ein") und ihrer weiten Verbreitung s. Benfey's Or. und Occ. 2, 558 f.; ersteres findet sich auch in Griechenland, s. Passow *Τραγούδια Ῥωμαϊκά* no. 273 bis 276; ferner als Märchen im Florentinischen, s. Imbriani, La Novellaja Fiorentina, Napoli 1871, no. IV und VII; in derselben Gestalt ist es auch in Afrika weitverbreitet, s. Bleek, Reinhart Fuchs in Afrika, Weimar 1870, no. 17 und 42, sowie die Vorrede S. XXV. — Ein Räthsel der südafrikanischen Zulus (Tylor, S. 91) bezieht sich aufs Feuer und beginnt mit den Worten: „Errathet einen Mann, welchen die Menschen nicht gern lachen sehen, weil man weiss, dass sein Gelächter ein sehr grosses Uebel ist, welchem Jammer folgt und ein Ende der Freude u. s. w." Der hier vorkommende Ausdruck „lachen" vom Knistern des Feuers gebraucht, dünkt mir deswegen bemerkenswerth, weil er sich bei den alten Griechen ganz ebenso wiederfindet, wo er Anlass gab zu den Redensarten „Hephästos lacht" oder „Hestia lacht", s. Aristot. Meteorol. 2, 9, wo es vom Entstehen des Donners so heisst: „*γίνεται δ' ἡ πληγὴ τὸν αὐτὸν τρόπον (ὡς παρεικάσαι μείζονι μικρὸν πάθος) τῷ ἐν τῷ φλογὶ γινομένῳ ψόφῳ, ὃν καλοῦσιν οἱ μὲν Ἥφαιστον γελᾶν, οἱ δὲ τὴν Ἑστίαν.*" — Gelegentlich der (Tylor, S. 110) aus Heine's Lorelei angeführten Strophe, will ich daran erinnern, dass der moderne Ursprung dieser so bekannt gewordenen Sagengestalt ausser allem Zweifel gesetzt ist, s. Gosche's Archiv der Literaturgeschichte 1, 552. — An einer anderen Stelle (S. 116) bespricht Tylor den Gedanken, zwei Gegenstände mit einer Schnur zu verbinden und dann anzunehmen, dass diese Vereinigung einen Zusammenhang herstelle oder einen gegenseitigen Einfluss herbeiführe, welcher Gedanke in verschiedener

Weise in der Welt verarbeitet worden ist, und weist darauf hin, dass die griechische Geschichte eine ähnliche Vorstellung zeige, wie wenn die Bürger von Ephesos ein Seil sieben Stadien lang von ihrer Mauer bis zum Tempel der Artemis führten, um sich dadurch unter ihren Schutz gegen den Angriff des Kroesos zu begeben. Der dabei zunächstliegende Gedanke war aber der, dass durch dieses Verfahren die Einwohner von Ephesos ihre Stadt der Göttin als Weihgeschenk übergaben (ἀνέθεσαν τὴν πόλιν τῇ Ἀρτέμιδι. Herod. 1, 26), und ähnliche Beispiele finden sich vielfach wieder, auch noch in spätester Zeit, denn so nämlich sind die rund um viele Kirchen gelegten Ketten zu deuten, nicht aber, wie mir scheint, als zu symbolischer Umhegung und Sicherung, s. Simrock, Mythol. 492 (3. A.). Die Richtigkeit jener ersteren Erklärung erhellt deutlich aus bretonischen Liedern, s. z. B. F. M. Luzel, Gwerziou Breiz-Izel. Lorient 1868, p. 123, wo der nach St. Jakob in der Türkei (?) pilgernde Dom Jean Derrien einem Türken begegnet und von demselben am Leben bedroht, also zu dem Heiligen ruft:

„Monsieur saint Jacques le bienheureux,
Je voulais aller à votre maison:
Je vous ferai un présent
Qui sera beau le jour de votre pardon.
Je vous donnerai une ceinture de cire,
Qui fera le tour de toute votre terre;
Le tour de votre maison et du cimetière,
Et de toute votre terre bénite;
Qui fera une ou deux fois le tour de votre maison,
Et viendra se nouer au crucifix.“

S. auch ebendas. p. 129. Da dieser ganze Gebrauch auf die Heidenzeit zurückweist, wie sich auch schon rund um den Tempel zu Upsala eine goldene Kette befand, so wird demselben wohl die Absicht zu Grunde gelegen haben, die ursprüngliche Weihung und Uebergabe von Tempel und Tempelgebiet an die Gottheit durch Anknüpfung der um dieselbe gelegten Schnur oder Kette an deren Bildsäule auszudrücken, weshalb sich auch in dem angeführten bretonischen Liede das Ende des gelobten Wachsgürtels an das Crucifix knüpfen soll. Dass letzterer Umstand dann später, als die anfängliche Bedeutung des Gebrauches in Vergessenheit gerieth, gar nicht mehr zur Ausführung kam, ist leicht begreiflich. Uebrigens mag die Sitte des Hegens durch Seidenfäden, Schnüre u. s. w. häufig mit der eben besprochenen zusammengefallen sein. — Im Gegensatz zu dem Grafen de Maistre, der da behauptet hatte, dass die Astronomie sich ohne Zweifel auf Wahrheiten ersten Ranges stütze (Tylor, S. 128), und seltsamen Käuzen ähnlicher Art ist es erfreulich, schon bei den Alten eine so verständige Widerlegung jener Ansicht zu finden, wie sie Favorinus (Gell. 14, 1) gegeben und die man mit wahrem Vergnügen liest. — Das in den früheren Jahrhunderten und auch bis in die neueste Zeit noch so vielfach gebrauchte Mittel, Hexen und feindselige

Geister allerlei Art durch Anwendung von Eisen und eisernem Geräth abzuwehren, erklärt Tylor (S. 140) sehr sinnreich durch den Umstand, dass diese Geister, wie es scheint, wesentlich Geschöpfe der Steinzeit sind und das neue Metall ihnen verhasst und gefährlich ist. In meiner Ausgabe des Gervasius von Tilbury, Hannover 1856, S. 98ff., habe ich vielfache, aber leicht noch zu vermehrende Nachweise über die Ausdehnung dieses Glaubens gegeben, der sich dann später auch auf andere Metalle übertrug.

Fünftes Kapitel. Gefühlssprache und nachahmende Sprache. Hier handelt es sich von der Frage, ob die Sprache während des wilden Zustandes der Menschheit entstand, und das Ergebniss der Forschung ist, dass dies nach allen Beobachtungen der Fall gewesen sein kann. Uebrigens zeigt die Sprache, welche bei den rohen Völkern als Kunst bereits in vollster Kraft auftritt, schon hier die Anwendung von so unbeholfenen Hilfsmitteln, wie expressive Laute und malerische Metaphern, um so complicirte und abstruse Gedanken wiederzugeben, wie sie eben in dem Geiste des Wilden entstehen können. Wenn man bedenkt, wie sehr die Entwickelung des Wissens von der Vollkommenheit und Exaktheit der Mittel abhängt, dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, so erscheint es in der That nicht von geringer Bedeutung, dass die Sprache der Civilisirten nichts weiter als die Sprache der Wilden ist, freilich in ihrem inneren Bau mehr oder weniger vervollkommnet, in ihrem Wortschatze um ein Bedeutendes vermehrt und in der Definition der einzelnen Wörter zu grösserer Präcision ausgearbeitet. Was die Entwickelung der Sprache von den wilden zu den cultivirteren Stufen betrifft, so bezieht sich dieselbe mehr auf Einzelheiten, kaum auf das Prinzip. Der Verfasser beschäftigt sich bei der vorliegenden Untersuchung vorzugsweise mit den Interjections- und nachahmenden Lauten nebst den von ihnen abgeleiteten Wörtern, sowie einigen anderen Theilen von mehr oder minder verwandtem Charakter, wobei er namentlich neue Zeugnisse beizubringen bemüht ist, die er den Sprachen der wilden und barbarischen Rassen entnimmt. Dadurch wird es ermöglicht, ein Verfahren anzuwenden, welches zum grossen Theil die Hauptquelle der Unsicherheit und des Irrthums in solchen Untersuchungen vermeidet, die Gewohnheit nämlich mit der sich selbst überlassenen und oft zu lebhaften Phantasie eines Linguisten Wörter auf der Stelle etymologisch aus expressiven Lauten herleiten zu wollen; indem man einfach das zu beobachtende Feld der Sprache erweitert, bringt man den Bereich der Einbildungskraft in engere Grenzen. Wenn mehrere Sprachen, welche nicht genau zu derselben Familie gerechnet werden können, darin übereinstimmen, dass sie einen gewissen Begriff durch einen besonderen Laut ausdrücken, welchen man billig als interjectionell oder imitativ betrachten kann, so wird ihre Uebereinstimmung die Richtigkeit der Annahme bestätigen. Als Ergebniss dieser ganzen Untersuchung ergiebt sich dann, dass innerhalb der Grenzen der genauesten und besonnensten Beweisführung sich zeigen lässt, dass die Theorie von der Entstehung der Sprache aus natürlich und direkt expres-

siven Lauten einen beträchtlichen Theil der bestehenden copia verborum erklären kann, während sie die Vermuthung erweckt, dass sie noch weit mehr erklären würde, wenn wir die Geschichte der Wörter weiter verfolgen könnten.

Siebentes Kapitel. Die Zählkunst. Mill nimmt in seinem „System of Logic“ Gelegenheit, die Grundlagen der Zählkunst zu prüfen und findet gegen Whewell keine „nothwendigen“, sondern lediglich erfahrungsmässige Wahrheiten. Mill's Argumente sind dem geistigen Zustande von Menschen entnommen, bei denen eine hoch entwickelte Arithmetik besteht. Jedoch lässt dieser Gegenstand sich auch mit Erfolg vom Standpunkte des Ethnographen aus behandeln, und eine Prüfung der bei den niederen Rassen üblichen Zählmethoden bestätigt nicht nur vollständig Mill's Ansicht, sondern setzt uns auch in den Stand, die Zählkunst bis zu ihrer Quelle zu verfolgen und zu ermitteln, wie sie sich schrittweise bei einzelnen Rassen der Erde und wahrscheinlich bei der ganzen Menschheit entwickelt hat. Man ersieht aus allem, dass in gleicher Weise bei wilden und civilisirten Rassen das Gerüst der Zählkunst im Allgemeinen als ein bleibendes Denkmal einer uralten Cultur dasteht. Dieses Gerüst, das Universalschema des Rechnens nach Fünfen, Zehnen und Zwanzigen, zeigt, dass unserer ganzen arithmetischen Wissenschaft das Verfahren der Kinder und der Wilden, an Fingern und Zehen zu zählen, zu Grunde liegt. Es ist dies einer der nicht ganz ungewöhnlichen Fälle, dass eine hohe Civilisation deutliche Spuren ihres untergeordneten Ursprungs im einstmaligen barbarischen Leben zeigt.

Achtes bis zehntes Kapitel. Mythologie. Es giebt vielleicht keinen Gegenstand, an dem man die Vorgänge der Einbildung besser studiren könnte, als an den deutlich hervortretenden Vorfällen der mythischen Erzählungen, welche sich ja über alle bekannten Perioden der Civilisation und alle physisch so mannigfaltig gebildeten Stämme der Menschheit erstrecken. Hier steht Maui, der neuseeländische Sonnengott, der mit seiner Zauberangel die Insel vom Meeresboden emporfischt, neben dem indischen Wischnu, der in seinem Avatar des Ebers in die Tiefe des Oceans hinabtaucht um auf seinen riesenhaften Hauern die Erde heraufzuheben; hier thront Bajame, der Schöpfer, dessen Stimme der rohe Australier in dem Rollen des Donners hört, an der Seite des olympischen Zeus. Diese Verwendung der Mythologie zur Aufdeckung der Geschichte und der Gesetze des Geistes ist jedoch ein Zweig der Wissenschaft, den man kaum vor diesem Jahrhundert gekannt, und bei dieser Gelegenheit wirft der Verfasser einen Blick auf die Ansichten älterer Mythologen, um zu zeigen, welche Veränderungen dies Studium durchgemacht hat, bis es endlich in ein Stadium gelangt ist, wo es einen wissenschaftlichen Werth besitzt. Uebrigens handelt es sich in diesem Abschnitte für den Verfasser nicht um eine allgemeine Discussion der gesammten Mythologie der Welt; denn es werden zahlreiche wichtige Kapitel, deren Besprechung man von einer umfassenden Darstellung des Gegenstandes erwarten dürfte, unberührt gelassen. Die gewählten Kapitel sind meistens der Art, dass sie durch

die Schärfe ihrer Beweiskraft geeignet sind, eine gesunde Basis für die Behandlung der Mythologie zur Lösung des allgemeinen Problems der Entwickelung der Civilisation abzugeben. Die aufgestellte allgemeine Behauptung lautet, dass Mythen zuerst in dem uranfänglich bei dem ganzen Menschengeschlechte herrschenden wilden Zustande aufgetreten sind, dass sie bei den jetzigen rohen Stämmen, die sich am wenigsten von diesen primitiven Verhältnissen entfernt haben, verhältnissmässig unverändert geblieben sind, während höhere und spätere Civilisationsstufen sie, zum Theil durch Erhaltung ihrer wesentlichen Prinzipien, zum Theil durch Weiterführung ihrer vererbten Resultate in der Gestalt von Ahnenüberlieferung, nicht nur geduldet, sondern in Ehren gehalten haben. Von Max Müller weicht Tylor darin ab, dass er annimmt, die Mythologie der niederen Rassen beruhe hauptsächlich auf einer Basis realer und sinnlicher Analogie und dass die wichtige Erweiterung von Wortmetaphern zu Mythen weiter fortgeschrittenen Perioden der Civilisation angehört. Kurzum, der Verfasser hält die materielle Sage für die primäre, die verbale Sage für die secundäre Bildung. Jedenfalls sind die Lehren einer aus der Kinderzeit des Menschengeschlechtes stammenden Anschauung, die der ganzen Natur Leben zuschrieb, und die in jenen frühesten Zeiten mächtige Tyrannei der Sprache über den menschlichen Geist zwei grosse, ja vielleicht die beiden grössten Mittel zur Entwickelung der Mythologie gewesen. Aber auch andere Ursachen waren dabei im Spiele, die im Zusammenhang mit speziellen Sagengruppen weiterhin besprochen werden, und eine vollständige Aufzählung derselben würde, wenn eine solche möglich wäre, noch viele andere geistige Thätigkeiten umfassen. Man muss sich jedoch vollständig darüber klar werden, dass eine solche Untersuchung der Prozesse der Mythenbildung eine lebhafte Vorstellung von dem Zustande des menschlichen Geistes in der mythologischen Periode voraussetzt. Als die Russen in Sibirien den Gesprächen der rohen Kirgisen lauschten, standen sie staunend über den rastlosen Strom der poetischen Improvisation der Barbaren und riefen aus: „Alles, was diese Leute sehen, erweckt in ihnen Phantasien!“ Diese Anwendung einer bildlichen Ausdrucksweise unter rohen Völkern, sowie andererseits die weitgehende Analogie zwischen dem Leben der Natur und dem Leben der Menschen darf indess nicht zu vorschnellen Schlussfolgerungen veranlassen, welche nach blosser Aehnlichkeit Episoden der Sage aus Episoden in der Natur ableiten; denn wenn man für die Mythen von Sonne und Himmel und Dämmerung kein anderes schlagendes Kriterium hat, als dieses, so kann man sie überall, wo man sie sucht, auffinden. Wollte ein derartiger fanatischer Theoretiker z. B. aus der englischen Kinderstube das „Lied vom Sixpence“ als sein Eigenthum in Anspruch nehmen, so könnte er seine Forderung leicht begründen. Oder wenn man mit einiger Sorgfalt historische Charaktere auswählt, so ist es leicht, die in dem Leben derselben verkörperten Sonnenepisoden nachzuweisen. Da sehen wir, wie Cortez in Mexico landet und den Azteken als der Sonnenpriester Quetzalcoatl selbst erscheint, der aus

dem Osten zurückkehrt, um sein Reich des Lichtes und des Ruhmes zu erneuern; wir sehen ihn das Weib seiner Jugend verlassen, wie die Sonne die Dämmerung verlässt, um im späteren Leben Marina wieder um einer neuen Braut willen im Stich zu lassen; wir folgen seinem sonnengleich glänzenden Siegeslauf, unterbrochen durch einzelne Stürme, der endlich in einem von Kummer und Ungnade umwölkten Tode ausgeht. Wenn man in dieser Weise Heldensagen auf Naturmythen zurückzuführen sucht, so darf man sich nur äusserst vorsichtig auf zufällige Analogien berufen und jedenfalls erheischt es zwingenderer Beweise als eine ungefähre Aehnlichkeit zwischen dem menschlichen und dem kosmischen Leben. Solche Beweise bietet nun vor allen Dingen eine ganze Schaar von Mythen, an deren offen darliegender Bedeutung nur muthwillige Ungläubigkeit zweifeln kann; so wenig verhüllen sie in Namen und Sinn die vertrauten Bilder der Natur, die sie als Scenen eines persönlichen Lebens vorstellen; so z. B. waren sich die Griechen noch der Bedeutung des Argos Panoptes, des hundertäugigen, Alles sehenden Wächters der Io, der von Hermes erschlagen und in einen Pfau verwandelt wurde, bewusst; denn Macrobius erkennt in ihm den sternenäugigen Himmel selbst; gerade wie der arische Indra, der Himmel, der Tausendäugige (sahasrakscha, sahasranayana) heisst. In neuer Zeit treffen wir diesen Gedanken als Ueberlebsel oder als Wiederauflebsel in einem seltsamen Gebiet der Sprache: wer den Ausdruck a r g o als ein Wort für „Himmel“ in die lingua furbesca oder den Räuberjargon Italiens gebracht hat, muss dabei an den Sternenhimmel gedacht haben, der ihn wie Argus mit seinen tausend Augen bewachte. Im weiteren Verlauf spricht der Verfasser von den Vorstellungen der rohen Völker über Sonnen- und Mondfinsternisse und führt bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung an, welche Samuel Davis vor achtzig Jahren in den Asiatic Researches gemacht hat und die noch reiches Interesse bietet: „Es ist nach dem Gesagten klar, dass die Pundits, unterwiesen in dem jyotischen Schaster, richtigere Vorstellungen von der Form der Erde und der Oekonomie des Weltalls haben, als man im Allgemeinen den Hindus zuschreibt, und dass sie den lächerlichen Glauben der gewöhnlichen Brahmanen zurückweisen müssen, wonach die Finsternisse durch Eingreifen des Ungeheuers Rahu verursacht werden. Aber da dieser Glaube sich auf ausdrückliche positive Erklärungen stützt, die in den Vedas und Puranas enthalten sind, an deren göttlicher Autorität kein frommer Hindu zweifeln darf, so haben die Astronomen manche von solchen Stellen in diesen Schriften, die mit den Prinzipien ihrer Wissenschaft in Widerspruch stehen, vorsichtig erklärt; und wo eine Vereinigung unmöglich war, haben sie sich, so gut sie konnten, für Behauptungen, die in der Wissenschaft nothwendig begründet waren, mit der Bemerkung vertheidigt, dass gewisse Dinge, wie sie in anderen Schastern angegeben, früher so gewesen und auch jetzt noch so sein könnten, aber für astronomische Zwecke müsse man astronomischen Regeln folgen.“ Tylor bemerkt hierzu, dass sich nicht leicht an einem schlagenderen Beispiele zeigen lasse,

welche Folgen es hat, wenn man die Wissenschaft mit dem Mantel der Religion umhüllt und zugiebt, dass Priester und Schriftgelehrte die Wissenschaft des Kindesalters der Menschheit in das heilige Dogma eines späteren verwandeln. Was die Entwickelung des Naturmythus zur Heldensage betrifft, so scheint sie nach Tylor's Ansicht bei den vielen Stämmen der Südseeinseln und Nord-Amerikas ganz ähnlich wie bei den Ahnen der klassischen Nationen des alten Europas stattgefunden zu haben. Wir dürfen in den Heroencyklen keine genaue Regelmässigkeit und strenge Folge der Episoden erwarten, sondern müssen aus den charakteristischen Eigenschaften der Episoden auf die Vorstellungen schliessen, welche zu denselben Anlass gegeben haben, und dies zeigt der Verfasser an zwei Beispielen, dem neuseeländischen Mauimythus und der Sage vom rothen Schwan bei den nordamerikanischen Algonkins, welche zugleich eine Idee geben von der Mannichfaltigkeit in der Behandlung der verschiedenen Phasen des Sonnenmythus. Am Schlusse des neunten Kapitels, welches die Entstehung der Naturmythen behandelt, bemerkt der Verfasser, dass dabei seine Absicht gewesen, ohne auf die systematische Erörterung der Ansichten der neueren Mythologen einzugehen, vornehmlich die Naturmythologie der niederen Rassen in ein helles Licht zu setzen, damit die klaren und frischen mythischen Anschauungen derselben als Grundlage für das Studium der Naturmythen der ganzen Erde dienen könnten. Die hier vorgebrachten Zeugnisse und Deutungen scheinen, so unvollkommen sie sind, entschieden die Ansicht zu stützen, dass die Sagen, welche das Leben der Natur in persönlichem Leben schildern, sich historisch entwickelt haben. Der Geisteszustand, dem solche phantasiereiche Fictionen angehören, findet sich in voller Blüthe bei den Wilden, seine Ausbildung und Vererbung erstreckt sich bis in die höhere Cultur barbarischer und halbcivilisirter Nationen hinein und in der civilisirten Welt endlich werden seine Effecte allmählich immer mehr und mehr aus wirklichem Glauben zu phantasiereicher, künstlicher und sogar affektirter Poesie. In dem folgenden Kapitel behandelt der Verfasser verschiedene andere Mythengattungen, nämlich philosophische oder explanatorische Mythen, auf missverstandenen, übertriebenen oder verdrehten Beschreibungen wirklicher Dinge beruhende Mythen, Mythen, welche gefolgerte Ereignisse sagenhaften oder historischen Personen zuschreiben, pragmatische Mythen, welche durch concrete Darstellung von Metaphern und Ideen entstehen, endlich zum Zwecke der moralischen, socialen und politischen Belehrung gebildete oder zugestutzte Mythen, auf die wir hier jedoch nicht des Näheren eingehen, dagegen als Ergebniss der ganzen Untersuchung über die Mythologie hervorheben wollen, dass die Betrachtung der dabei zur Rede kommenden verwickelten und weitläufigen Prozesse immer mehr zwei Prinzipien der mythologischen Wissenschaft zur Erkenntniss gebracht hat. Das erste ist, dass die Sage, bei gehöriger Classification, eine Regelmässigkeit der Entwickelung offenbart, die bei Annahme einer motivlos handelnden Phantasie gänzlich unerklärlich ist und die man nur bestimmten Bildungs-

gesetzen zuschreiben kann, nach denen jede Erzählung, sei sie alt oder neu, aus einem ganz bestimmten Ursprunge und einem hinreichenden Grunde entstanden ist. Diese Entwickelung ist in der That so gleichmässig, dass man die Sage als ein organisches Erzeugniss der gesammten Menschheit behandeln kann, in welchem individuelle, nationale, ja selbst Rassenunterschiede den allgemeinen Eigenschaften des menschlichen Geistes gegenüber eine untergeordnete Stellung einnehmen. Das zweite Prinzip ist das Verhältniss der Sage zur Geschichte. Die Sage ist die Geschichte ihrer Verfasser, nicht die ihres Gegenstandes; sie schildert uns das Leben nicht von übermenschlichen Heroen, sondern von poetischen Nationen. — Ehe ich zu dem folgenden Abschnitt übergehe, will ich erst noch Folgendes bemerken. Wir haben oben (S. 85) gesehen, wie der Verfasser den neuseeländischen Sonnengott Maui, der mit seiner Zauberangel die Insel vom Meeresboden emporfischt, neben den indischen Wischnu stellt. Ein anderer neuseeländischer Mythus findet ein genaues Analogon in dem nordischen Gott Thor, der die Weltschlange angelt, und es ist nicht ohne Interesse, dies zu beachten. Jener Mythus erzählt nämlich, „dass als Kupe an der Ostküste Castle-Point, das er Wheke-Muturangi nannte, erreichte, ein grosser Tintenfisch dadurch aufgescheucht wurde und aus einer Höhle dieses Vorgebirges in der Richtung gegen Raukawa oder Cookstrasse floh; Kupe folgte, ruderte zur Mittelinsel in die Awaitistrasse, spürte eine heftige Strömung vom Lande her und nannte die Einfahrt Kura-te-ou. Hier hatte der Fisch sich verborgen und griff mit seinen Armen, die mit Saugern besetzt waren, nach dem Kahn, um ihn herabzuziehen; Kupe sah es und warf eine leere riesige Wassercalabasse aus dem Kahn. Der Fisch, welcher den Kahn zu fassen glaubte, erhob sich, um ihn niederzudrücken mit vollem Körper, wurde von Kupe's Axt getroffen und in zwei Hälften zerhauen.“ Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer u. s. w. S. 24. Hier entspricht die Wassercalabasse dem von Thor als Köder gebrauchten Stierhaupt, die Axt dem Hammer Thors, das Zerhauen des Tintenfisches in zwei Hälften den Worten in Gylfag, 48: „Die Leute sagen: Thor habe der Midgardschlange das Haupt abgeschlagen,“ und endlich der Kupe begleitende Reti (Schirren, S. 113) dem Hymir. Die neuseeländischen Mythen zeigen also verwandte Vorstellungen in Indien wie im alten Norden. — Von den Mondmythen sprechend, macht der Verfasser (S. 348 ff.) auf die Verwandtschaft einer südafrikanischen und einer auf den Fidschiinseln vorhandenen aufmerksam. In letzterer treten der Mond und die Ratte, in ersterer der Mond und der Hase auf. Bemerkenswerth ist auch diese Zusammenstellung des Mondes und seiner Flecken mit dem Hasen, da sie ebenso in mongolischen und indischen Vorstellungen wiederkehrt, s. Grimm, Mythol. 679; Benfey, Pantschat, 1, 348, 2, 549; ebenso in Japan, s. Mitford, Old Japan, 1, 257 und in Siam, s. Bastian, Völker Ost-Asiens, 3, 242. — An einer anderen Stelle (S. 390) bemerkt der Verfasser, dass zu den verschiedenen Dingen,

welche Neugierde erregen und zu ihrer Befriedigung durch explanatorische Mythen geführt haben, auch die Ortsnamen gehören. Diese werden in barbarischen Zeiten, wenn dem Volksohr ihre ursprüngliche Bedeutung entschwunden ist, ein passender Gegenstand für den Mythenmacher, den er nach seiner eigenen Weise erklären kann. Der Verfasser führt dann einige Beispiele von solchen fast durchgängig unrichtigen Erklärungen an. Hierbei ist jedoch nicht zu übersehen, dass dergleichen Etymologien, wenngleich ohne allen Werth für den nächstliegenden Zweck, gleichwohl in anderer Beziehung wichtig sein können, da sie oft Umstände erwähnen, die zur Bestätigung von anderwärts her bekannten Thatsachen dienen, denn auch hier „knüpft der Mensch gern an Bekanntes an," wie W. v. Humboldt bei anderer Gelegenheit bemerkt. In Bezug auf die von Tylor selbst in der Anmerkung erwähnte Etymologie von Dahome habe ich dies in den Gött. Gelehrten Anz. 1872, S. 1290 ff. nachgewiesen. Ein anderes Beispiel ist die falsche Ableitung des Namens der Stadt Malmö (in Schweden), welche denselben von einem einst dort zermahlenen Mädchen erhalten haben soll; s. meinen Aufsatz „Eine alte Todesstrafe" in Benfey's Or. und Occ., 2, 272. In beiden Fällen werden durch die Volksetymologie uralte und weitverbreitete Sitten bestätigt, so dass also auch hier, wie so oft, das Unrichtige ein Substrat oder Beimischung vom Richtigen enthält. Bei dieser Gelegenheit, wo es sich von Städten handelt, kann ich nicht umhin, eine Sage zu erwähnen, die sich auf Neapel, obgleich nicht auf den Namen der Stadt, bezieht und wiederum zeigt, wie Sagen, die allem Anschein nach ohne jeglichen Anhalt sind, gleichwol auf einem Grunde von Wahrheit beruhen oder doch beruhen können; ich meine nämlich die Sage, wonach Neapel auf ein Ei gestellt oder gegründet sein soll. Der ursprüngliche, später natürlich ganz vergessene Sinn derselben kann kein anderer sein, als dass bei Gründung der Stadt ein Ei in die Grundmauern oder den mundus gelegt wurde, indem es ganz natürlich scheint, wenn man bei Gründung von Bauwerken statt der ursprünglichen Menschenopfer später stellvertretend auch Eier verwandte; s. meine Aufsätze „Zur Virgiliussage" in Pfeiffer's Germania, 10, 406 ff., bes. S. 408 f. und „Argei und October equus" im Philologus, 23, 679 ff., nebst den Nachträgen 24, 179. 26, 727 ff. Von mehrfachen weiteren Nachweisen, die ich gelegentlich an anderer Stelle beibringen werde, hebe ich als zunächst hierher gehörend nur folgende aus Rochholtz, Glauben und Brauch u. s. w. 2, 168 f. hervor. „Noch vor Kurzem wurde in den Dörfern des Frickthales (im Aargau) am Ostertage, nachdem das Weihwasser für das neue Kirchenjahr frisch eingesegnet war, durch den Sigrist die Schwelle der Häuser mit diesem sogenannten Ostertauf bespritzt; wofür der Kirchendiener von jeder Haushaltung einen Laib Brot und zwei Eier zu erhalten hatte; jetzt geschieht dies nur noch privatim. Diese dem Sigrist gezinsten Ostereier sind an die Stelle jener Opfereier getreten, die man ursprünglich in den Neubau selbst vergrub, um dessen Dauer dadurch zu sichern. Noch kommt es vor, dass man in ein vom Strom bedrohtes Ufer

Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn brach, fand sich ein eingemauertes Ei; beim Abbrechen eines Waldhauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteines Eierschalen. Wöste in Wolf's Zeitschr. für Myth. 3, 51.“ Aus all dem hier angeführten erhellt also, wie die Sage von Neapels Gründung auf ein Ei entstanden ist oder vielmehr, wie das in dem Castel dell' Uovo aufgehängte Ei Anlass gegeben hat, dass ein uralter Gebrauch in Form einer Sage in Neapel wieder aufgelebt oder dorthin von der Fremde übertragen worden ist; dann aber auch wie die scheinbar unsinnige Sage auf einem Grunde von Wahrheit beruht.

Elftes bis siebzehntes Kapitel. Animismus. In diesem umfangreichen Abschnitt, der fast die Hälfte des ganzen Werkes einnimmt, untersucht der Verfasser die der menschlichen Natur tief eingewurzelte Lehre von den geistigen Wesen, welche die Grundidee des Spiritualismus gegenüber der materialistischen Philosophie darstellt. Animismus ist, wie Tylor bemerkt, kein neuer, obwohl jetzt nur noch selten vorkommender Ausdruck und er gebraucht ihn in dem Sinne von Spiritualismus, in so weit dieser die allgemeine Lehre von geistigen Wesen bezeichnet, um ihn so von dem engern Begriff des modernen Spiritismus zu unterscheiden, da letzterer jetzt gewöhnlich in England mit dem Ausdruck Spiritualism bezeichnet wird. Zuvörderst nun untersucht der Verfasser (in dem elften Kapitel) die Lehre von den menschlichen und anderen Seelen und geht dabei von einem zweifachen biologischen Problem aus, welches auf denkende Geschöpfe, selbst auf einer noch niedrigen Culturstufe, einen tiefen Eindruck gemacht haben muss. Erstens, was macht den Unterschied zwischen einem lebenden Körper und einem todten? was ist die Ursache von Wachen, Schlaf, Verzückung, Krankheit, Tod? Zweitens, was sind jene menschlichen Gestalten, die uns in Träumen und Visionen erscheinen? Der philosophirende Wilde, der diese beiden Gruppen von Erscheinungen sah, hat praktisch die eine zur Erklärung der andern benutzt, indem er beide in einen Begriff vereinigte, den man Erscheinungsseele oder Geistseele (apparitional-soul or ghost-soul) nennen kann. Der Begriff einer persönlichen Seele oder eines persönlichen Geistes bei den niederen Rassen lässt sich folgendermassen definiren: Es ist ein dünnes, körperloses, menschliches Bild, seiner Natur nach eine Art Dampf, Häutchen oder Schatten, die Ursache des Lebens und Denkens in dem Individuum, das es bewohnt; es besitzt unabhängig das persönliche Bewusstsein und den Willen seines körperlichen früheren oder jetzigen Besitzers; es vermag den Körper weit hinter sich zu lassen, um schnell von Ort zu eilen; es ist meistens ungreifbar und unsichtbar, doch offenbart es auch physische Kraft und erscheint besonders den Menschen im wachenden oder schlafenden Zustande als ein von dem Leibe, dem es ähnlich ist, getrenntes Phantasma; endlich kann es in den Körper anderer Menschen, Thiere und selbst Dinge eindringen, sie in Besitz nehmen und beeinflussen. Obgleich diese Definition keine ganz

ausnahmslose Anwendung zulässt, so besitzt sie hinreichende Allgemeinheit, um als Norm dienen zu können, die sich durch mehr oder minder bedeutendes Abweichen bei einzelnen Völkern modificirt. Was nun hierbei am seltsamsten erscheint ist nicht die Idee der Thier- und Pflanzenseelen, denn diese ist mit unseren gewöhnlichen Vorstellungen nicht so unvereinbar, dass wir sie nicht begreifen könnten. Aber die Seelentheorie geht in der niederen Cultur viel weiter, da sie auch Stöcken, Steinen, Waffen, Böten, Nahrungsmitteln, Kleidern, Schmucksachen und anderen Gegenständen, die für uns nicht nur seelenlos, sondern leblos sind, trennbare und den Leib überlebende Seelen oder Geister beilegt. Der Verfasser geht ausführlich auf diese Vorstellung von Gegenstandsgeistern oder -seelen ausführlich ein und kommt dabei schliesslich auf die εἴδωλα des Demokrit, welche seiner Ansicht nach nichts als eine Aneignung der volksthümlichen Ansicht von den Gegenstandsseelen waren, indem nämlich der griechische Philosoph, welcher nach der Lösung seines grossen Problems über die Natur des Denkens suchte, dieselbe darin fand, dass er einfach eine aus dem primitiven Animismus der wilden Rassen überlebende Lehre in seine Metaphysik herübernahm. Lucrez greift sogar zu der Theorie der häutchenartigen Gegenstandsbilder der Gegenstände (simulacra, membranae), um sowohl die Traumerscheinungen als auch die Bilder, die wir beim Denken wahrnehmen, zu erklären. Ein so ununterbrochener Zusammenhang besteht in der philosophischen Speculation von den Anschauungen der Wilden bis zum civilisirten Denken! soviel verdankt die civilisirte Philosophie dem primitiven Animismus! — In den zwei folgenden (zwölften und dreizehnten) Kapiteln untersucht der Verfasser den Glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, einen Glauben, der in zwei engverbundene, vielfach in einander übergreifende Lehren zerfällt; beide über die ganze Erde verbreitet, beide bis auf die Zeiten einer längst verschollenen Vorwelt zurückgehend, beide in den untersten Schichten menschlichen Daseins wurzelnd, haben diese Lehren in der modernen Welt erstaunliche Umwandelungen erfahren. Die eine derselben, die Lehre von der Seelenwanderung, hat sich über die ungeheueren religiösen Gemeinschaften Asiens verbreitet, die, grossartig in ihrer Geschichte, noch gegenwärtig an Zahl überwiegend, doch zum Stillstand gelangt sind und in ihrer Entwickelung nicht weiter fortzuschreiten scheinen. Weit verschieden davon hat sich die Geschichte der anderen Lehre ausgebildet, die Lehre von der unabhängigen Fortdauer der persönlichen Seele in einem zukünftigen Leben nach dem Tode des Leibes. Vielfach sich umgestaltend im Lauf der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechtes, hat dieser Glaube mannigfache Veränderungen und Erweiterungen durchzumachen gehabt und kann von seinen ersten rohen Anfängen bei den wilden Rassen bis zu seiner Aufnahme unter die Grundlehren des Christenthums verfolgt werden. Hier bildet derselbe zugleich einen Antrieb zum Guten, eine tröstende Hoffnung in der Todesstunde wie in den Leiden des Lebens, eine Antwort auf die verworrene Frage der Vertheilung

von Glück und Elend in diesem irdischen Dasein durch die Erwartung der Verbesserung und Vergeltung in einer anderen Welt. — Demnächst zeigt der Verfasser (im vierzehnten Kapitel) wie die ursprüngliche Meinung über die Natur und Beschaffenheit der menschlichen Seele sich zu der über alle anderen Klassen geistiger Wesen, wie Dämonen, Gottheiten u. s. w. erweiterte, indem nämlich die Seelen den ursprünglichen Begriff der ganzen Reihe darstellen. Es scheint, als ob die Vorstellung, einmal von den Menschen ergriffen, als Typus oder Vorbild gedient und er danach nicht nur seine Ideen von anderen Seelen niedrigeren Grades, sondern auch von geistigen Wesen im Allgemeinen gestaltet hat, von dem winzigen Elfen, der sich im Grase tummelt, bis hinauf zum grossen Geiste, dem himmlischen Schöpfer und Lenker der Welt. Späterhin wird dann unter Anderem der Fetischismus besonders eingehend besprochen, dessen Einfluss so überwältigend ist, dass der Europäer, der nach Afrika kommt, im Stande ist, den Fetischglauben von dem Neger anzunehmen und selbst, wie man zu sagen pflegt, „schwarz zu werden". So kann noch jetzt mancher Reisende, wenn er einen weissen Gefährten im Schlaf beobachtet, irgend eine Klaue, einen Knochen oder ähnlichen Zauberkram zu sehen bekommen, den er sich heimlich um den Hals gebunden hat, so wie andererseits das Studium der Beerdigungsgebräuche der Menschen, besonders der Sitte, die Ueberreste der Todten als die Behälter übermenschlicher Kräfte aufzubewahren und sogar den ganzen Körper als Mumie zu conserviren, wie es in Peru und Aegypten geschah, die Vorstellung von solchen menschlichen Ueberresten, die zu Fetischen und von den Seelen, die früher zu ihnen gehörten, bewohnt oder als Medien benutzt werden, klar macht und eine rationelle Erklärung von vielen sonst dunkelen Fällen der Reliquienverehrung zu geben vermag. — In dem noch übrigen Theile des in Rede stehenden Abschnittes über den Animismus giebt dann der Verfasser eine ausführliche Darlegung der Natur der Myriaden Seelen, Elfen, Kobolde und Genien mit ihren vielfachen Geschäften in dem Leben des Menschen und der Welt bis hinauf zu den wenigen mächtigen Gottheiten, welche die ganze Geisterhierarchie beherrschen. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen scheinen die allgemeinen Prinzipien dieser Untersuchung dem Forscher doch verhältnissmässig leicht zugänglich, wenn er die beiden Schlüssel benutzt, die ihm durch das bisher Angeführte in die Hand gegeben werden; nämlich erstens, dass der Mensch die geistigen Wesen nach seiner anfänglichen Vorstellung von seiner eigenen menschlichen Seele gebildet hat, und zweitens, dass ihr Zweck darin zu suchen ist, die Natur auf Grund der ursprünglichsten kinderhaften Anschauung als eine in Wahrheit durch und durch „belebte Natur" hinzustellen. Hinsichtlich der Thierverehrung, die Tylor weiterhin bespricht, bemerkt er, dass die drei Motive derselben, nämlich direkte Verehrung des Thieres an sich, indirekte Verehrung desselben als eines Fetisch, durch den eine Gottheit wirksam ist, und Verehrung desselben als eines Totem oder Repräsentanten eines Stammvorfahren, dass also

diese drei Motive ohne Zweifel in nicht geringem Grade eine ausreichende Erklärung für die Erscheinungen der Zoolatrie bei den niederen Rassen bieten, obwohl man die Wirkung der Mythe und Symbolik, wie auch sonst oft, gleichfalls nicht unbeachtet lassen darf. Gelegentlich der Besprechung der Speciesgottheiten (d. h. der Urbilder aller Species, 2, 244) macht der Verfasser auf den Umstand aufmerksam, dass schon der Jesuit Acosta († 1600) von den himmlischen Archetypen der Peruaner sprechend, bemerkt, dass letztere in gewisser Weise der platonischen Ideenlehre sich zugeneigt zu haben scheinen. Diese interessante Aehnlichkeit zwischen jenen rohen Vorstellungen und denen einer civilisirten Weltanschauung wurde in dem vergangenen Jahrhundert von De Brosses aufs neue hervorgehoben, indem er die Archetypen der Species bei den rothen Indianern mit der platonischen Lehre verglich. Wiederum also finden wir, wie sich Ideen von Wilden oder Halbwilden mit denen griechischer Philosophen begegnen oder sogar zu ihnen Veranlassung gegeben haben. — Im Folgenden geht Tylor zu den höheren und höchsten Gottheiten des Polytheismus über. Die Ansicht, dass die Vorstellung von der menschlichen Seele der wahre Quell und Ursprung (fons et origo) der Ideen von Geist und Gottheit im Allgemeinen sei, ist bereits hervorgehoben. Betrachtet man daneben noch die Natur der grossen Nationalgötter, in welche die umfassendsten Thätigkeiten des Universums eingekleidet sind, so zeigt sich der gleiche Ursprung auch bei diesen. Man wird übrigens bemerken, dass zwar nicht alle, aber doch die hauptsächlichsten derselben einer ausdrücklichen Naturverehrung angehören. Es sind Himmel und Erde, Regen und Donner, Wasser und Meer, Feuer, Sonne und Mond, die entweder als solche direkt angebetet oder doch durch ihre besonderen Gottheiten belebt gedacht wurden oder endlich, diese Gottheiten wurden davon vollständig getrennt und in anthropomorphischer Gestalt verehrt — eine Gruppe von Vorstellungen, die ganz sicher nur auf den Prinzipien des rohen Fetischismus beruhen. Ausser diesen grossen Fetischgottheiten erkennt aber der Polytheismus auch noch eine andere Klasse von grossen Gottheiten an, deren Bedeutung nicht auf ihrer sichtbaren Gegenwart, sondern auf der Ausführung gewisser wichtiger Thätigkeiten im Lauf der Natur und im Leben der Menschen beruht. Ein Beispiel, auf wie verschiedene Ideen die Menschen verfallen, um eine Gottheit aufzustellen, zeigt der Verfasser an den zahlreichen Gestalten, in denen die über die Geburt waltende Gottheit auftritt. Im weiteren bespricht er dann auch den Dualismus und Monotheismus, wie sie namentlich bei den niederen Rassen als Vervollkommnung der Vielgötterei in die Erscheinung getreten sind. Am Schlusse dieses Abschnittes erklärt Tylor noch, warum er die einseitig ethnographische Behandlung des Animismus festgehalten und dem Standpunkt der Dogmatik, des Gefühls und der Ethik fern geblieben ist; er habe den Gegenstand absichtlich ganz objektiv behandelt, ohne rechts oder links von demselben abzuweichen; seine Aufgabe war, nicht die Religion in allen ihren Beziehungen zu besprechen, sondern in

gedrungenen Zügen ein Bild der grossen Lehre des Animismus zu entwerfen, wie sich dieselbe in ihren, nach seinem Dafürhalten ältesten Formen bei den niederen Rassen der Menschheit darstellt und wie sie sich in dem Entwickelungsgange des religiösen Bewusstseins von einer Stufe zur anderen fortgepflanzt hat. Mit der Ethik aber hat der Animismus jener Rassen fast gar nichts zu schaffen. — Dem hiermit beendeten Abschnitte habe ich mehrfache Bemerkungen beizufügen. So weist der Verfasser darauf hin (S. 424), dass die Caraiben besonders das Herz für den Sitz der zu einem künftigen Leben bestimmten Hauptseele des Menschen hielten und das eine Wort iouanni für Leben, Seele und Herz gebrauchten. Die Tonganesen nehmen an, dass die Seele in der ganzen Ausdehnung des Körpers, aber vornehmlich im Herzen sei. So sagen die Basutos von einem Todten, sein Herz sei ausgesogen, und von einem Genesenden sagen sie, sein Herz komme zurück. Dies steht im Einklange mit der Ansicht der alten Welt, wonach das Herz die Haupttriebfeder in Leben, Gedanken und Leidenschaften ist. Den gebildeten modernen Menschen scheint vielleicht die Vorstellung der Macusi-Indianer in Guiana abgeschmackt, dass, obgleich der Leib zerfällt, „der Mensch in unseren Augen nicht stirbt", sondern umherwandelt. Und doch ist die Verknüpfung des persönlichen Lebens mit der Pupille des Auges der europäischen Volksvorstellung wohlbekannt, welche gar nicht so unvernünftig in dem Verschwinden des Bildes oder des Püppchens aus dem matten Auge des Kranken ein Zeichen der Behexung oder des nahenden Todes erkennt. Dem hier Mitgetheilten zufolge war also in der Meinung verschiedener Völker der Sitz des Lebens im Herzen oder im Auge, und deshalb erklärt es sich, warum man in Polynesien besonders das (linke) Auge mit so grosser Gier verschlang; ass man nämlich den Sitz der Seele so ass man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften, daher man selbst an Klugheit und Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existiren. Waitz - Gerland 6, 162; vgl. 158. 159. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung auch eine Stelle in dem mittelhochdeutschen Gedichte „Ecken Ausfahrt" (Str. 197 — 8, Ausg. von Lassberg), wo Dietrich von Bern, nachdem er den Riesen Ecke erschlagen, mit dessen Bruder Vasolt nicht kämpfen will, weil er meint, Ecke's Herz sei in ihn gefahren und er habe nun zwei Gegner zu bestehen. Vasolt aber entgegnet, auch Dietrich habe seines Bruders Dieter Herz in sich, das in ihn gefahren sei, nachdem Dieter von Wittich in der Schlacht bei Raben getödtet worden. Hier hallen also uralte Vorstellungen nach, nicht nur die vom Herzen als Sitz der Seele, sondern auch von der zweifachen Seele, die einen und denselben Körper bewohnen können, worüber weiter unten. Bei anderen Völkern scheint man die Leber als Sitz der Seele betrachtet zu haben, wie bei den Griechen und Römern, wo sie noch später als der Ort der Empfindungen und Leidenschaften galt; ja ἧπαρ steht noch geradezu für Herz. So erklärt es sich denn auch, warum der Grönländer, wenn er sich vor der Rache des Ermordeten schützen will, ein Stück von seiner Leber

verschluckt. Rink, Supplement S. 87. Er verzehrt damit zugleich seine Seele. — Das von Tylor (S. 445) nach Calmet erwähnte gespenstige Skelett in Ketten, das in dem Hause zu Bologna spukte und den Weg zum Garten wies, wo das wirkliche Skelett in Ketten, zu dem es gehörte, begraben lag, dann aber nicht wiederkam, als dieses gebührend bestattet war, diese Gespenstergeschichte also ist nichts als eine neue Auflage der alten wohlbekannten aus Plin. Ep. 7, 27. — An einer anderen Stelle (S. 450) bemerkt Tylor, dass die Lehre von der ätherischen Natur der Seele auch in neuere Speculationen übergegangen ist und das Volk in Europa noch daran festhält. Wie Wuttke sagt, sind die Seelen der Todten nicht körperlos; der Begriff rein körperloser Geister ist ganz unvolksthümlich. Die Geister haben nur eine andere Leiblichkeit als die menschliche (aber keine feste); sie essen, trinken, schlafen, haben oft auch Ehe und Kinder, können allenfalls verwundet, ja getödtet werden. Diese Vorstellung von einem zweiten Tode der Seelen Gestorbener findet sich auch bei den Grönländern, Guineanegern und Fidschiinsulanern wieder, s. 2, 22, wo Tylor dieselbe weiter bespricht. Man begegnet derselben aber auch an anderen Orten. Nach Schiefner's Heldensagen der Minussin'schen Tartaren (Petersburg 1859) können die grausenhaften Bewohner der Unterwelt getödtet werden und die Geister der ihre Feindschaft fortsetzenden Helden dort nochmals ihren Tod finden. So auch wird das Gespenst eines gewissen Skeljungr von einem Manne, Namens Grimr, besiegt und verbrannt, s. Maurer, Isländ. Sagen, S. 67 ff. Auch Tödtung sonstiger Gespenster kommt oft vor und zwar schon bei den Alten; so erschiesst bei Konon 36. ein Heraklide das Gespenst Karnos; in dem neugriechischen Liede bei Passow no. 514 wird ein Gespenst (στοιχειό) im Kampf von dem tapferen Gianis getödtet. Auch nach grönländischem Glauben können die Angiak genannten Gespenster (die aus heimlich geborenen oder ermordeten Kindern entstehen) getödtet werden. Rink, Supplem. S. 203. Auf die Kämpfe Sterblicher mit Geistern oder dieser untereinander, die man sehr oft bei fast allen Völkern erwähnt findet, will ich hier nicht weiter eingehen, weil dabei nur an Verwundung, nicht an Tödtung gedacht zu werden braucht; wenn endlich Odysseus bei Homer den Geistern mit gezücktem Schwerte wehrt und bei Virgil Aeneas ebenso der Sibylle in die Unterwelt nachfolgt, so bleibt gleichfalls ungewiss, was die geschwungene Waffe androhen soll. — Ich komme nun zu dem zweiten Bande, woselbst S. 8 ff. von dem Glauben an die Seelenwanderung die Rede ist. Dort findet sich nicht erwähnt, dass, was arische Völker betrifft, derselbe auch im alten Norden vorhanden war, wie aus der zweimaligen Wiedergeburt Helgi's und Svava's, sowie aus der Bemerkung am Schluss von Helgakvidha III. hervorgeht, wo es ganz allgemein heisst: „Es war Glauben im Alterthum, dass Helden wiedergeboren würden; aber das heisst nun alter Weiber Wahn.“ Der Uebergang der Menschenseelen in Thiere findet sich unter jenen Völkern, abgesehen von den Indiern, auch sonst noch vielfach, namentlich in Vögel; s. meine Anm.

zu Gervasius von Tilbury S. 115. Die Fylgjen, Schutzgeister in Deutschland wie im Norden, erschienen theils in Menschen-, theils in Thiergestalt und zwar in Gestalt desjenigen Thieres, dessen Gemüthsart dem Charakter des Menschen am ähnlichsten ist (was an die Lehre Manu's erinnert; in welcher Sinnesart immer ein Mensch eine Handlung vollbringt, er muss die Früchte in einem Körper ernten, der mit einer entsprechenden Eigenschaft begabt ist. Tylor 2, 9). Die Fylgjen kamen nach der gewöhnlichen Vorstellung zugleich mit der Geburt des Menschen in die Welt, Grimm, Myth. 829 ff. Simrock, Myth. (3. A.) 347. 499. Mannhardt, German. Mythen, 306 ff. 572 ff. Ursprünglich aber stellte man sich wahrscheinlich die schützenden Ahnengeister gleichfalls häufig in Thiergestalt vor; so treten die Laren als Hunde auf; s. meinen Aufsatz „Zur Sage von Romulus und den Welfen," in Pfeiffer's German. 11, 166 ff., bes. 170. Solche Schutzgeister erscheinen auch bei nicht-arischen Völkern in Thiergestalt; so z. B. bedeutet der nordamerikanische Totem auch einen Schutzgeist. J. G. Müller, Amerik. Urrel. 71 f. Genauer noch entsprechen den Fylgjen die in Thiergestalt erscheinenden Oromatuas der Tahitier; s. meine Bemerkung G. G. A., 1872, S. 1544. Dass endlich nach arischem Volksglauben Menschenseelen in Pflanzen übergehen, erhellt aus der Abhandlung Koberstein's „Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung vom Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt" in Hoffmann's und Schade's Weimarschem Jahrbuch 1, 73 ff., dazu Nachtrag ebendas. 479 ff., sowie in Herrig's Archiv u. s. w. 17, 441., Sitzungsbericht der Wiener Akad., 1856, XX, S. 94. — Weiterhin bemerkt Tylor (2, 24): „Aus den zahllosen Berichten von Reisenden, Missionären, Geschichtsschreibern, Theologen, Spiritisten ergiebt sich als allgemein anerkannt die Meinung, die ebenso ausgedehnt in ihrer Verbreitung wie in ihrer Idee natürlich ist, dass die beiden Haupttummelplätze der abgeschiedenen Seelen die Begräbnissstelle des Leibes und die Aufenthaltsorte während des irdischen Lebens sind." Diese Aufenthaltsorte waren aber ohne Zweifel in der ältesten Zeit Bäume und Gebüsche, auf und in denen auch jetzt noch mehr oder minder rohe Naturvölker ihre Wohnsitze haben, wie in Afrika, Süd-Amerika, Neu-Holland u. s. w., in welchem letztern ausser den Bäumen ein paar in einander geflochtene Gesträuche häufig das einzige Obdach der Eingeborenen bilden. Gleiches berichtet man auch von den Miao-tse, den merkwürdigen, theilweise fast noch wilden Ureinwohnern einiger Südprovinzen China's, von denen mehrere Stämme gleichfalls noch auf Bäumen wohnen (Vivien de St. Martin, Année Géographique, 1, 302 f.). Auch die Mosynöker in Pontus wohnten theilweise auf Bäumen, Strabo p. 549. Eine Reminiscenz dieser Sitte bietet ferner der Räuber Nachtigall, der sein Nest auf zwölf Eichen gebaut hatte. Dietrich, Russ. Mährchen, S. 64. Demgemäss erklärt sich sehr leicht die alte und weitverbreitete Sitte, die Leichen der Abgeschiedenen zwischen den Zweigen der Bäume, ihrer früheren Wohnplätze, aufzuhängen; so z. B. thaten die Kolcher. Apoll. Rhod. 3, 200 ff.; Ael. V. H. 4 1; so

thun dies noch einige Stämme der Tataren, s. z. B. Schiefner, Heldensagen u. s. w., S. 207, V. 183 f.; vgl. Radloff, Proben der Volkslitterat. der türk. Stämme Süd-Sibiriens. Petersburg 1866, I, 390, V. 78 ff. in einem Märchen der Schor; Radloff bemerkte mir schriftlich dazu: „Was das Aufbewahren der Todten auf Bäumen betrifft, so scheint dies in der That früher allgemein in Sibirien in Gebrauch gewesen zu sein. Bei den Sojonen geschieht es noch jetzt; wenn ich nicht irre, war dies auch bei den Koibalen in Gebrauch (ich glaube Pallas erzählt es) und ebenso bei den Teleuten." Eine ganz gleiche Sitte findet sich auch in Abchasien, Bastian, Rechtsverhältnisse u. s. w. S. 296, Anm. 2 und ebenso auf der Vancouverinsel: „Among some tribes it is the practice to place their dead in boxes upon the branches of trees." Travels in British Columbia etc. By Captain C. E. Barrett-Lennard. London 1862. In der walachischen Version des Märchens von Sneewittchen (Schott no. 5) wird diese auf ihrer Bahre von Zweigen und Blumen zwischen zwei Bäumen in die Höhe gezogen und dort schwebend gelassen; in der albanesischen desselben Mährchens (Hahn 2, 141) wird Sneewittchens Sarg an silbernen Ketten an einen Baum gehängt. Aus dieser uralten Sitte des Wohnens und Begrabens auf Bäumen erklärt sich denn auch sehr leicht, dass wenn Tylor, wie oben angeführt, bemerkt, einer der beiden Haupttummelplätze abgeschiedener Seelen seien die ehemaligen Aufenthaltsorte während des irdischen Lebens, diese Seelen ganz besonders sich auf Bäumen und Büschen aufhalten müssen. Und allerdings finden wir sie daselbst weit und breit, wie ich in den Gött. Gel. Anz. 1864, S. 1424 ff. gezeigt; s. auch Heid. Jahrb. 1866, S. 867 f., 1868, S. 93 f. Ebenso heisst es bei Waitz-Gerland 6, 809, man glaube im Westen von Neu-Holland, dass die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen. Bedenkt man nun, wie wir früher gesehen, dass die Seelen der Hingeschiedenen in den verschiedenen Mythologien zu höheren Wesen mancherlei Art werden, so scheint es nach dem oben Mitgetheilten ganz natürlich, mehrere Gattungen derselben auf Bäumen wohnend zu finden, z. B. die indischen Apsarasen auf dort hängenden goldenen und silbernen Schaukeln (Kuhn's Zeitschr. 13, 119, 126), was an die obenerwähnte mit silbernen Katten an einem Baume hängende todte Sneewitchen erinnert. Weiter jedoch können wir hier auf diesen Gegenstand nicht eingehen; es genügt, Tylor's Bemerkung bestätigt und weiter entwickelt, zugleich aber auch gesehen zu haben, dass der von Geiger aprioristisch ausgesprochene Gedanke sich auch erfahrungsmässig als ganz richtig erweist, nämlich „der Mensch habe ursprünglich auf Bäumen gelebt." — Weiterhin (2, 99) erwähnt Tylor nach Spiegel's Avesta die Frage Zarathustra's, wo die Seele eines Bösen hingehe, wenn er stirbt, und es wird ihm gesagt, wie sie in der Nähe des Hauptes umherirrt und das Gebet Ke maúm spricht. Dass dies nur die Seelen der Bösen thun ist gewiss erst spätere Einschränkung. Die ältere Vorstellung wird sämmtliche Seelen umfasst haben, weil wie nach einigen Vorstellungen das Herz, so nach andern der Kopf

als Sitz derselben im lebenden Körper gelten mochte und sie demgemäss nach dem Tode in der Nähe desselben umherirrte. Ueber die Bedeutung des Kopfes als Repräsentant des ganzen Leibes, s. meine bereits angeführten Abhandlungen im Philologus 21, 688 ff. (wo Toli statt Tali zu lesen), 23, 688, Anm. 1, sowie Chwolsohn, Die Ssabier und der Ssabismus, Petersburg 1856, II, 142 — 155. — An einer anderen Stelle (2, 195 f.) spricht Tylor von dem weitverbreiteten Glauben, dass böse Dämonen besonders im Dunkeln schwärmen und durch Feuer verscheucht werden, daher auch einige Stämme der malayischen Halbinsel, so wie heut zu Tage noch die Skandinavier und die Bewohner der Hebriden Wöchnerinnen durch Anzündung von Feuern vor solchen Geistern zu schützen suchen und auch in Deutschland allgemein in der Wochenstube bis zur Taufe ein Licht brennen muss. Wuttke, §. 583 (2. A.). Dies also auch wohl, wie mir scheint, der Grund, warum gleiches bei römischen Wöchnerinnen beobachtet wurde, woher die Göttin Candelifera ihren Namen erhielt. Diese Uebereinstimmung einer klassischen Sitte mit einer auch sonst und sogar unter wilden Völkern vorkommenden giebt mir Gelegenheit, noch einige andere dieser Art und Aehnliches anzuführen und so durch neue Beispiele die Richtigkeit zu bestätigen von Tylor's Bemerkung in seinem früheren Werke „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit“. Deutsche Uebersetzung S. 175: „Der blosse Gang der Zeit bewirkt so wenig Unterschied in dergleichen Dingen (alten Sitten und Gebräuchen) dass ein Missionär der Jetztzeit bei einem wilden Volke sie besser verstehen lernen kann, als die Römer, die sie vor zweitausend Jahren ausübten“. Tylor hat dort (s. auch S. 163, 169) auf merkwürdige Züge hingewiesen, die sich unter den Regeln finden, die der römische Flamen Dialis beobachten musste und welche an abergläubische Vorstellungen der Wilden gemahnen. Ich selbst nenne hier zuvörderst den eigenthümlichen Gebrauch, wonach bei römischen Begräbnissen der Leiche ein Archimimus voranging und den Verstorbenen in Worten und Geberden nachahmte; er repräsentirte eben diesen selbst. Wahrscheinlich sollte er ursprünglich seine Seele vorstellen, wie denn auch nach dem Glauben der Huronen die Seele des Todten in ihrer menschlichen Gestalt vor dem Leichnam hergeht, wenn sie denselben nach dem Begräbnissort bringen, und dort bis zum grossen Todtenmahle verweilt. Tylor 2, 30. — Nach Lucian, Char. 22, grub man Canäle in die Gräber bis zu den Todten hinunter und goss Wein und Meth hinein (*οἱ δὲ καὶ πυρὰν νήσαντες πρὸ τῶν χωμάτων, καὶ βόθρον τινὰ ὀρύξαντες, καίουσί τε ταυτὶ τὰ πολυτελῆ δεῖπνα, καὶ εἰς τὰ ὀρύγματα οἶνον καὶ μελίκρατον, ὡς γοῦν εἰκάσαι, ἐγχέουσι*). Ebenso soll es in Congo Sitte sein, in das Grab einen Canal bis zum Kopfe oder Munde des Leichnams zu machen, um dadurch allmonatlich die Gaben an Speise und Trank hinabzusenden. Tylor 2, 30. So stellen auch in Japan die Ueberlebenden ihre Gaben an ungekochtem Reis und Wasser in eine Höhlung des Grabsteines. Tylor 2, 41. Auch in der Normandie giesst man noch jetzt am Abend vor Allerheiligen Weihwasser oder Milch in die Höh-

lung des Leichensteines verstorbener Eltern. De la Villemarqué, Barzaz-Breiz 2, 449 (4 .éd.). — Der Ort, wo der Blitz eingeschlagen, wurde bei den Römern ummauert (bidental) und durfte nicht mehr betreten werden. Ebenso bei den alten Peruanern. Bastian, Rechtsverhältnisse, S. 319. J. G. Müller, Geschichte der amerik. Urrel., S. 390. — Der Riese Herilus, der Sohn der Feronia, hatte von ihr drei Seelen erhalten (Aen. 3, 563 ff.) und auch manche Grönländer schrieben dem Menschen zwei Seelen zu. Tylor 1, 425. Ebenso bei den Bewohnern von Hawaii und den Fidschiinseln. Waitz-Gerland 6, 312. — In Guinea vermeinen die Neger durch das Eintreiben hölzerner Pflöcke in den Boden zugleich mit diesen die Krankheiten zu begraben, Tylor 2, 134, was mit dem römischen Dictator clavi figendi causa zusammenhängt, der gleichfalls durch einen eingeschlagenen Nagel der Pest Einhalt thun sollte; A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 141 zu no. 148. — Die italischen feldhütenden Priaposhermen waren bekanntlich meist mit Mennig roth angestrichen. Offenbar stimmt dies mit einer hinduischen Sitte überein, in Folge deren man in allen Theilen Süd-Indiens häufig vier bis fünf Steine auf den Feldern in einer Reihe aufgestellt und mit rother Farbe bestrichen sehen kann, die man als Hüter des Feldes betrachtet und die fünf Pandus nennt, welcher hinduische Name wahrscheinlich ältere eingeborene Bezeichnungen verdrängt hat. Tylor 2, 164. Dass letzterer in diesen Pandus nicht die Priapusstatuen erkannt hat, mit denen sie doch so auffallend übereinstimmen, müsste Wunder nehmen, wenn sich dies nicht durch jene squeamishness der meisten englischen Gelehrten erklärte, welche sie die wichtigsten Dinge mit Stillschweigen übergehen lässt und von welcher Tylor auch sein Theil zu haben scheint. — Welche dringende Pflicht das Begraben der Todten den Alten erschien ist bekannt und wie nach ihrem Glauben die Schatten der Unbegrabenen wehklagend am Ufer des Acheron umherirrten, woher auch der Gebrauch der Kenotaphe. Ein Australier oder ein Karen (in Birma) vermag sehr wohl die ganze Bedeutung jener verhängnissvollen Anklage gegen die athenischen Befehlshaber zu verstehen, dass sie die Leichen ihrer Todten in der Seeschlacht bei den Arginusen in Stich gelassen hätten. Tylor 2, 28. Hiermit stimmt auch genau, was aus dem Samoaarchipel berichtet wird. Nur den Todten wird das Glück des Paradieses zu Theil, welche begraben sind; unbeerdigte Todte irren umher und man hört sie Nachts im kläglichen Tone wimmern: „Hu, wie kalt, wie kalt!“ Weil sie nun aber, wenn sie nicht begraben werden, zurückkommen und die lebenden Angehörigen strafen, so thuen diese alles Mögliche, um sich davor zu bewahren. Ist also einer im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwandten und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus und nach dem Anruf an die Götter: „Ihr Götter seid gnädig! gebt uns die Seele dieses jungen Mannes!“ warten sie ab, ob nicht irgend ein Thier auf ihr Tuch kriecht. Kommt dann nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder etwas der Art, so ist dies die Seele des „jungen Mannes“ und das Thier wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben. Waitz-Gerland 6, 304. — Nach Plut.

Quaest. Rom. 5 durfte der für todt Gehaltene, wenn er in seine Heimath zurückkehrte, nicht durch die Thüre in sein Haus eingehen, sondern musste durch das Dach hinuntergelassen werden. Plutarch vergleicht damit den griechischen Gebrauch, dass der ὑστερόποτμος so lange für unrein gehalten wurde, bis er eine symbolische Wiedergeburt durchgemacht hatte. Dergleichen Wiedergeburten kommen auch sonst vor und zwar noch in der Gegenwart, wie ich zu Gervasius von Tilbury S. 170 f. und in Pfeiffer's German. 16, 226 nachgewiesen. Weitere Angaben, namentlich für Indien, finden sich bei Inman, Ancient Faiths 1, 415 (London 1872. 2. ed.), wo auch angeführt ist (vgl. 1, 114 no. 9), dass gewisse Felsenspalten, durch die das Volk wie in Indien so auch in Yorkshire zum Zweck symbolischer Wiedergeburt sich durchzudrängen pflegte, von den christlichen Priestern cunni diaboli genannt wurden. Wie der oben angeführte griechische Gebrauch lässt auch der römische sich auf eine solche Neugeburt zurückführen, wobei man die Dachöffnung (ursprünglich das Rauchloch in den ältesten Hütten) als cunnus betrachtete, durch welche der ὑστερόποτμος aus der Welt der Todten in die der Lebenden wieder zurückgeboren wurde, wie auch der grönländische Angakok bei seinem Geistesflug durch die Dachöffnung davonfliegt und wiederkehrt, Rink, Supplem. S. 203, und der Indianerhäuptling in British-Columbia, wenn er nach dem Fasten aus der Verzückung (in die Geisterwelt) zu den Seinen zurückkommt, durch das Dach in seine Hütte steigt, Bastian, Rechtsverhältnisse S. 10. Dabei ist auch möglich, dass in jener ältesten Zeit bei den Römern die Leiche nicht durch die Thür, sondern durch die Dachöffnung hinausgeschafft wurde und die Rückkehr eines ὑστερόποτμος durch dasselbe um so angemessener schien. Jene Weise die Leiche aus dem Hause zu bringen ist um so wahrscheinlicher, wenn man sich die Seele, wie jetzt noch bei den Chinesen und den nordamerikanischen Indianern (Tylor 1, 447), als durch das Dach entflogen dachte und man ihr nun auf demselben Wege den todten Leib nachsandte. In der That findet man auch, dass die Hottentotten den Todten aus der Hütte durch eine Oeffnung entfernen, die sie zu dem Zwecke brechen, um ihn zu verhindern, den Rückweg zu finden; die Siamesen machen in derselben Absicht eine Oeffnung in die Wand des Hauses um den Sarg hindurch zu schaffen. Tylor 2, 26. Die Grönländer schaffen den Leichnam durchs Fenster hinaus. Rink, Supplem. S. 97. Ein Grund wird hierbei nicht angegeben und mag derselbe überhaupt wohl oft gewechselt haben oder ganz vergessen worden sein. Das dies durch das Fenster geschah, erklärt sich vielleicht durch die in Deutschland allgemein herrschende Sitte, die Fenster in der Stube des Gestorbenen sofort zu öffnen, damit die Seele hinausfliegen könne. Wuttke §. 725. Ich schliesse das hier gelegentlich des in Rede stehenden römischen Gebrauches Mitgetheilte, indem ich das noch jetzige genau damit übereinstimmende Bestehen desselben in Persien nachweise. „Jemand, der von einer grossen Reise heimwärts kehrt und für todt gesagt wird (wie mir es zufällig selber erging, als ich von Schiraz

nach Teheran zurückkehrte, nachdem man meinen Tod ausgesprengt hatte) darf bei Leibe nicht durch die Hausthür den Weg in das Innere der Wohnung nehmen, sondern muss über das Dach klettern". Brugsch, Aus dem Orient. Berlin 1864. 2, 110. — „Augurium . . . aquae intercessu dirumpitur" bemerkt Serv. Aen. 9, 24, dessen weitere Ausführung nachzulesen. Ueber die trennende und hindernde Kraft des Wassers habe ich gesprochen zu Gervasius von Tilbury S. 65, Anm.; vgl. Gött. Gel. Anz. 1872, S. 955. Auch nach Grönländischem Glauben können Gespenster einen Fluss nicht überschreiten (Rink, Supplem. S. 91), welche Vorstellung auch bei den Karens in Birma herrscht. Tylor 1, 435. — Hiermit beende ich für dieses Mal meine Vergleichungen altklassischer Sitten und Vorstellungen mit solchen, die auch sonst noch, namentlich unter Naturvölkern, vorkommen; man wird wahrgenommen haben, dass die Symbolik nur selten sichtbar wird, jedenfalls ursprünglich alles im eigentlichen Sinn zu verstehen ist, und deshalb bin ich der Meinung (um auch dies noch zu erwähnen), dass in ältester Zeit bei gewissen Festen zu Ehren des Gottes der Befruchtung (Faunus, Lupercus, Inuus) sich wirklich italische Frauen von einem Bocke fleischlich bespringen liessen (Italidas matres sacer hircus inito. Ov. Fast. 2, 427 ff.), ein Gebrauch, der ja auch sonst bezeugt ist, wie hinsichtlich des Bockes Mendes durch Pindar bei Strabo p. 802 (*Μένδητα παρὰ κρημνὸν θαλάσσας — ἔσχατον Νείλου κέρας, αἰγιβάται — ὅθι τράγοι γυναιξὶ μίσγονται*); cf. Herod. 2, 46 und Jablonsky, Pantheon Aeg. 1, 279. Dieser altitalische und ägyptische Gebrauch fand sein Widerspiel bei den jetzt nun ausgestorbenen nordamerikanischen Mandanen, wo gelegentlich einer religiösen Feier, durch welche die Fruchtbarkeit der Büffel befördert werden sollte, ein Mann nebst mehreren anderen, die als Büffel verkleidet waren, den sogenannten Büffeltanz aufführte und dabei die letzteren vermittels eines künstlichen Phallos von kolossalen Dimensionen besprang, indem er ihn von hinten unter die Büffelhäute schob, in die sie gehüllt waren, wobei ihr Körper unter fortwährendem Tanzen eine horizontale Stellung annahm. Catlin, O-Kee-Pa. A religious Ceremony and other Customs of the Mandans. London 1867 (auf einem folium reservatum zu p. 22 besonders gedruckt für „scientific men, who study not the proprieties of man, but Man", während das Werk selbst für „general reading" bestimmt ist). Leicht möglich, das ursprünglich der Coitus mit den Tänzern oder noch früher mit den Thieren wirklich ausgeführt wurde; denn unnatürliche Laster waren im alten Amerika und so auch unter den Rothhäuten ganz gewöhnlich; s. J. G. Müller, Gesch. der amerik. Urrelig. im Register s. v. Unnatürliche Laster.

Achtzehntes Kapitel. Riten und Ceremonien. An die Betrachtung der Religion knüpft sich von selbst der Versuch, die Entwickelung gewisser hervorragender Gebräuche zu verfolgen, welche für die innersten Mächte der Religion, deren äusserer Ausdruck und praktisches Ergebniss sie sind, sich höchst lehrreich erweisen. Sie zerfallen theoretisch in zwei Grup-

pen, obgleich dieselben in der Praxis in einander übergehen. Einestheils sind es expressive und symbolische Verrichtangen, der dramatische Ausdruck einer religiösen Idee, die Geberdensprache der Theologie. Zum andern Theil sind es Mittel des Verkehrs mit geistigen Wesen und des Einflusses auf dieselben und haben als solche einen ebenso direkt praktischen Endzweck wie irgend ein chemischer und mechanischer Prozess; denn Lehre und Verehrung verhalten sich wie Theorie und Praxis. Das Studium der Ceremonien hat innerhalb der Wissenschaft der Religion seine starken und schwachen Seiten. Auf der einen Seite ist es im Allgemeinen leichter, genaue Berichte über Ceremonien von Augenzeugen zu erhalten, als auch nur annähernd gleich glaubwürdige und deutliche Darstellungen der Lehre selbst zu gewinnen; so dass ein grosser Theil unserer Kenntniss von den Religionen wilder und barbarischer Völker in der Bekanntschaft mit ihren Ceremonien besteht. Ebenso wahr ist es, dass gewisse religiöse Ceremonien eine erstaunliche Zähigkeit besitzen, indem sie dieselbe Form und Bedeutung durch lange Zeiten hindurch festhalten und weit über das Gebiet der historischen Ueberlieferung hinausreichen. Andererseits aber lässt sich die eigentliche Bedeutung derselben nicht sogleich durch den blossen Anblick derselben entscheiden. Die Hindernisse indessen, welche sich ihrer Erforschung bei einer einzelnen Religion in den Weg stellen, vermindern sich beträchtlich bei einem umfassenderen vergleichenden Studium derselben. Der Ethnograph, der Beispiele für eine Ceremonie von verschiedenen Stufen der Cultur zusammenstellt, kann oft eine rationellere Erklärung derselben geben, als der Priester, dem irgend eine besondere Bedeutung, die vielleicht der ursprünglichen sehr unähnlich ist, zu einem Gegenstande des orthodoxen Glaubens geworden ist. Als Beitrag für eine Theorie der Religion, mit besonderer Rücksicht auf ihre niederen Phasen, welche die eigentliche Erklärung für die höheren enthalten, hat der Verfasser in diesem Abschnitt eine Gruppe von heiligen Gebräuchen der ethnographischen Betrachtung unterworfen, deren jeder in seiner Weise eine reiche Belehrung darbietet. Alle haben schon in der wilden Cultur eine uralte Stellung und eine rudimentäre Bedeutung, alle gehören barbarischen Zeiten an, alle finden sich auch innerhalb des modernen Christenthums wieder. Dies sind die Riten des Gebets, des Opfers, des Fastens und anderer Art künstlicher Ekstase, der Orientation und der Reinigung. — Aus dem in Rede stehenden Abschnitt hebe ich als besonders ausdrucksvoll nur den Schluss eines Gebets der birmanischen Karens an die Erdgöttin hervor, welcher so lautet (2, 370): „Lass unsere Heerden so zahlreich werden, dass wir sie nicht mehr beherbergen können, gib uns einen so reichen Kindersegen, dass die Sorge um ihn den Eltern zu schaffen macht, wie man an ihren verbrannten Händen sehen wird; lass unseren Kopf beständig gegen eherne Töpfe stossen, die in zahlloser Menge von der Decke herabhangen; lass die Ratten ihre Nester aus den Abfällen von Scharlachtuch und Seide bauen; lass alle Aasvögel des Landes auf den Bäumen unseres Dorfes versammelt

sein, wegen des Viehes, das dort jeden Tag geschlachtet wird. Wir wissen nicht, was gut ist und um was wir bitten sollen. Du weisst, was gut ist für uns. Gieb es uns!“ Beachtenswerth ist hierbei namentlich die Erkenntniss der Unwissenheit dessen, was dem Betenden gut ist und dass er desshalb die Gottheit anfleht, nach ihrem besseren Wissen für sein Wohl zu sorgen, worin der Karen sich also mit Sokrates begegnet, dessen einfaches Gebet, wie Tylor weiterhin bemerkt, im Christenthum von den ältesten Zeiten an ein lautes Echo fand. Diese ganz richtige Erkenntniss lässt freilich, wie mir scheint, das Gebet überhaupt als etwas ganz unnützes erscheinen, so weit es nämlich den Betenden selbst betrifft und nicht etwa Lobpreisungen der Götter enthält; und so urtheilte auch schon Pythagoras. „*Οὐκ ἐᾷ εὔχεσθαι ὑπὲρ ἑαυτῶν, διὰ τὸ μὴ εἰδέναι τὸ συμφέρον*“. Diog. Laert. VIII. §. 9. — Weiterhin endlich führt Tylor (2, 405) an, wenn in Peru ein Inka oder ein anderer grosser Herr krank wurde, so pflegte er der Gottheit einen seiner Söhne zu opfern, wobei er sie anflehte, das Opfer an seiner Stelle anzunehmen. Hierzu bemerke ich, dass auch in der Urzeit des skandinavisehen Nordens ein gleicher Brauch vorkam; denn der König Ôn der Alte brachte hintereinander dem Odin neun Söhne für sein langes Leben dar. Yngl. saga cap. 29. Und auch die Gemahlin des Xerxes, Amestris, soll, als sie alt wurde, in gleicher Absicht dem Gotte der Unterwelt vierzehn vornehme Knaben durch Vergraben geopfert haben. Herod. 7, 114.

Das neunzehnte und letzte Kapitel enthält Betrachtungen über die praktischen Ergebnisse des Studiums der Culturwissenschaft durch Beförderung des Fortschrittes.

Hiermit hätte ich einen möglichst genauen, wenn auch nur gedrungenen Ueberblick über das vorliegende Werk gegeben, dessen Hauptzweck es ist, des Verfassers frühere „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit“ fortführend, ein Bild der Urzustände und deren fortwährender Entwickelung darzubieten, somit also den ermuthigenden Beweis, dass letzterer trotz mancher Rückschritte gleichwohl in stetem Fortschritte begriffen ist In dem Obigen habe ich aber nur den zu Grunde liegenden Ideengang des Verfassers verfolgt, ohne auf die Beweise einzugehen, die er für jede seiner Ansichten beigebracht hat und die sich fast sämmtlich auf die Geschichte der ungebildeten Völker beziehen, aber auch, wo nöthig, anderes herbeiziehen und von der umfassenden Gelehrsamkeit Tylor's ein erneutes Zeugniss ablegen. Sie nehmen fast die Hälfte des Werkes ein und vereinen die nicht immer zusammenfallenden Eigenschaften der Sachgehörigkeit und des anziehenden Inhaltes. Ganz besonders hervorzuheben ist aber auch noch eine dritte sehr anerkennenswerthe Eigenschaft, nämlich die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Angaben, wenigstens so weit ich im Stande war und Veranlassung hatte, dieselben zu verificiren. Freilich ist es fast selbstverständlich, dass bei einer so ungeheueren Zahl angeführter Data sich auch einige weniger richtige einschleichen müssen; und so will ich deren zwei anführen, die mir

aufgefallen sind; nämlich Bd. I. S. 368 wird als Verfasser des Gedichtes „Herzog Ernst“ Heinrich v. Veldek genannt, der es jedoch nicht ist, obwohl er früher dafür galt; s. die Ausgabe von Bartsch, Wien 1869, bes. S. LIV. Dies ist jedoch ein unbedeutendes Versehen; eingehendere Rectificirung jedoch verdient ein anderes Citat Tylor's. Bd. II. S. 17, Anm. erwähnt er nämlich „die Anschauung der Nachfolger des Gnostikers Basilides von Menschen, deren geistige Anlage von Wölfen, Affen, Löwen oder Bären stammt und deren Seelen daher die Eigenschaften dieser Thiere besitzen und ihre Handlungsweise nachahmen. Clem. Alex. Stromat. II. c. 20.“ (Compare the notion attributed to the followers of Basilides the Gnostic, of men whose nature is generated by spirits as of wolf, ape, lion or bear, wherefore their souls bear the properties of these, and imitate their deeds). Die Stelle des griechischen Originals sagt jedoch etwas anderes; sie lautet so: „*οἱ δ' ἀμφὶ τὸν Βασιλείδην προσαρτήματα τὰ πάθη καλεῖν εἰώθασιν· πνεύματά τινα ταῦτα κατ' οὐσίαν ὑπάρχειν προσηρτημένα τῇ λογικῇ ψυχῇ κατά τινα τάραχον καὶ σύγχυσιν ἀρχικήν· ἄλλας τε αὖ πνευμάτων νόθους καὶ ἑτερογενεῖς φύσεις προσεπιφύεσθαι ταύταις, οἷον λύκου, πιθήκου, λέοντος, τράγου. ὧν τὰ ἰδιώματα, περὶ τὴν ψυχὴν φανταζόμενα, τάς ἐπιθυμίας τῆς ψυχῆς τοῖς ζώοις ἐμφερῶς ἐξομοιοῦν λέγουσι· ὧν γὰρ ἰδιώματα φέρουσι, τούτων τὰ ἔργα μιμοῦνται.*“ Hier ist von einer Zeugung nicht die Rede; die *πνεύματα* sind eben die *πάθη* und bald nachher heisst es, dass dergleichen Menschen auch die Eigenschaften (*ἰδιώματα*) von Pflanzen und Steinen besitzen und demgemäss handeln. Obschon also hin und wieder dergleichen Ungenauigkeiten bei Tylor vorkommen, so ist ihre Zahl doch verschwindend gering; zahlreicher hingegen sind die Mängel der Uebersetzung, die sich zuweilen sogar hinderlich erweisen. Jedenfalls aber ist die Gesammtheit des vorliegenden Werkes trotz aller Einwendungen, die gegen Einzelnes erhoben werden können und auch erhoben worden sind, in jeder Beziehung preiswürdig und gewährt in allem Falle zu weiteren Forschungen die verschiedenartigsten Anhaltspunkte.

Brief Dr. Reichenow's an Prof. Bastian.

Accra, den 6. October 1872.

Obwohl ich nicht hoffen darf, von der vielbereisten Goldküste wesentlich Neues zu berichten, schicke ich Ihnen doch einige Notizen, um zu beweisen, dass ich über das unendlich reiche zoologische Material, was sich hier bietet, die Ethnologie nicht unberücksichtigt lasse.

In Accra bot sich mir Gelegenheit, dem Yamsfest (Hõmowo) der Gã-Neger beizuwohnen, welches unserem Erndtefeste gleich nach jeder Yamsernte stattfindet! Da die bezüglichen Belustigungen im höchsten Grade gegen die Sittlichkeit verstossen, so möchte vielleicht noch wenig darüber berichtet sein; ich will mit Hintenansetzung jeglicher Rücksichten, wie es die Wissenschaft fordert, das Gesehene mittheilen: Mehrere Tage vor dem für das Fest bestimmten Termine zeigten Vorbereitungen aller Art die bevorstehende Feier an. Auf allen Strassen sah man den ganzen Tag Carawanen der Landbewohner, aus der Umgegend von Accra, heranziehen, beladen mit Schlafmatten, Kochtöpfen, Vieh (Ziegen und Schaafen), Stühlen und anderem Hausgeräth und was sie sonst zur bequemen Einrichtung während der Feiertage brauchten; die Männer vor Allem mit Donnerbüchsen versehen, denn Knallen ist ja eine der höchsten Vergnügungen des Negers. In der Stadt sah man die Leute beschäftigt, Knarren, Klappern, Trommeln und andere Lärminstrumente, für welche unsere Sprache keine Namen hat, deren Klang auch von sehr zweifelhaften musikalischen Effecte ist, anzufertigen. Kleine Zusammenrottungen, Tanz, Lärmen, Schiessen vermehrten die Aufregung und bereiteten für den Haupttag vor, welcher mit dem 17. August anbrach. Ich hatte mich in das Haus eines vornehmen Negers begeben, von dessen Balcon aus ich den Festplatz übersehen konnte. Gegen vier Uhr Nachmittags begann der Scandal, ein Scandal im wahrsten Sinne des Wortes. Banden von Männern und Knaben zogen mit Geschrei herbei, an Stangen aus Holz nachgebildete männliche Geschlechtstheile tragend oder ganze männliche Figuren, von verschiedener Grösse, Bemalung und Verzierung, mit Leinen die Glieder bewegend. Hiermit liefen sie nun zu den Mädchen und Weibern heran, die sich in Schaaren als Zuschauer auf dem Platze versammelt hatten und, wie ich zur Schande dieser besseren Negerhälften berichten muss, die Gemeinheiten der Banden mit grossem Beifall aufnahmen. Immer neue Schaaren von Negern zogen herbei, viele bemalt, das Gesicht weiss beschmiert, andere verkleidet, der eine als Fischer mit Netzen, ein anderer als Jäger, wieder andere in alten Seemanns Oberröcken und Caputzen, ein Kerl hatte sogar einen alten europäischen Winterüberzieher ohne Futter, den mein freundlicher Wirth

hier, Herr Hermes, als sein früheres Eigenthum erkannte, angezogen. Jetzt erschien, von einer heulenden Schaar umringt, ein Neger mit einer weiblichen Figur auf dem Kopfe, einer alten hölzernen Schiffsfigur, wie sie in der Regel am Bug der Schiffe angebracht sind. Um diese Figur schaarte sich Alles, und während Einige mit Palmwedeln die Figur befächelten, andere ihre Stangen gegen sie schwenkten, setzte sich die ganze Rotte in Trab, in gleichmässigem Tacte ein Wort schreiend, das ich leider nicht wiedergeben kann und dessen wahre Bedeutung ich auch nicht erfahren konnte; indessen steht fest, dass dasselbe eine arge Gemeinheit ausdrückt. So lief die Bande durch verschiedene Strassen und kehrte dann zum Platze zurück, den sie, umstanden von Hunderten von Zuschauern, umkreisten. Schliesslich wurde eine Schaar Mädchen, Weiber und Aeltere in einen Haufen zusammengedrängt und um sie herum setzte sich die Rotte in Trab, aussen wieder von dicht gedrängter Menge umgeben. Dies ganze ungeheure, Kopf an Kopf gedrängte Knäuel der Zuschauer brach immer in Geheul und Händeklatschen aus, wenn die aufführende Schaar mit Tanz und Schreien einen Augenblick inne hielt, um Luft zu schöpfen und dann um so toller los zu tollen. Auch Mädchen mit Puppen an langen Stöcken mischten sich unter die Tanzenden, und zuletzt fing der ganze Platz, ein Jeder an seiner Stelle, an, zu hüpfen, mit den Armen in der Luft umher zu schlagen und zu schreien — eine wahre Tollhausgesellschaft. Sehr jämmerlich war es mit anzusehen, wie die Weiber, ihre Säuglinge nach Landessitte auf dem Hinterdeck, mit einem Tuch an den Rücken geschlungen tragend, unter der Menge umhersprangen, wobei die armen Kleinen in der erbärmlichsten Weise hin und her geschleudert wurden. — Als der Lärm seinen Höhepunkt erreicht hatte, erschien unter zwei grossen rothen Schirmen Se. Majestät der Herrscher von Accra, in einem prächtigen Mantel gehüllt, mit einem spitzen Hut aus Antilopenfell und einer Feder auf demselben, begleitet von Leuten mit Donnerbüchsen. Ihm folgten die Vornehmen und Aeltesten, jeder zum Zeichen seiner Würde unter einem Schirm, aber gewöhnlichem europäischem Regenschirm von grünem, braunem oder schwarzem Baumwollenzeuge. Allen wurden Stühle nachgetragen. Leute vorauf mit Trommeln und Kuhhörnern kündeten das Nahen des Monarchen. Nach allen Seiten grüssend schritt Se. Majestät mit den Vornehmen durch die ehrfurchtsvoll Platz machende Menge zu der tanzenden Schaar und nahm unter Beifallruf und Klatschen seiner Unterthanen an der Spitze derselben den Tanz wieder auf. Nach einigen Rundtänzen entfernte sich der König in gleich würdiger Weise als er gekommen, die Menge brach nochmals in Geheul und Händeklatschen aus und das Fest war vorüber. Gewöhnlich folgt dem Tanz ein Schiessen, was indessen diesmal unterblieb, da ein grossartiges in Jamestown nächster Tage stattfinden sollte. Bei solchen Schiessen führen die Männer Kriegstänze auf. — Das Wort homôwo ist von den Missionären als Ausschreien oder Preisen des Hungers übersetzt; mir scheint das Fest indessen noch einen anderen Charakter zu haben, worüber ich mich jedoch

hier nicht weiter auslassen will. — Die Aquapim, welche ich in Aburi kennen gelernt, scheinen das Yamsfest nicht mit solchem Spectakel, sondern nur mit Musik und Tanz, wobei es natürlich auch nicht an Lärm fehlt, zu begehen. — Mehrfach sah ich in Accra Trinkgelage mit Musik und Tanz, welche, wie ich erfuhr, als Todtenfeier zu Ehren eines Verstorbenen von der betreffenden Familie gegeben wurden. Jedesmal tanzten mehrere Frauen in dem Kreise der anwesenden Gäste und zwar in höchst eigenthümlicher, schwer verständlicher Weise: In gebückter Stellung, Tücher in den Händen gegen den Boden schwenkend, drehten sie sich in dem Kreise der Zuschauer umher, mit den Füssen verschiedene Stellungen ausführend. Dazu hatten sie höchst ernsthafte Mienen aufgesetzt, während die Zuschauer lärmten, klatschten und lachten, und eine Capelle, aus Trommeln und Klappern zusammengesetzt, eine wahrhaft betäubende Musik, wenn ich so sagen darf, zu Stande brachte. Natürlich wird bei dieser Feier schmählig Schnaps vertilgt und jedem sich einfindenden Zuschauer steht ein Glas zu Gebot und nur mit genauer Noth entging ich durch schleunigen Rückzug dem kratzenden Trank. Je nach dem Stand des Verstorbenen müssen, wie ich erfuhr, mehrere solcher Todtenfeiern gehalten werden und nicht selten soll es vorkommen, dass die Familie hierdurch vollständig ruinirt wird.

Zu den vielen Festen kommt in Aquapim noch ein sich regelmässig monatlich wiederholendes, was beim Mondeswechsel mit Musik und Tanz begangen und Adeito genannt wird. Bei solcher Gelegenheit sah ich auch mehrfach die Fetischpriester tanzen. Letztere tragen als Zeichen ihrer Würde einen spitzen Hut aus Rindfell, auf welchem ein Stück Haut einer kleinen Antilopenart (die Species konnte ich bisher nicht bestimmen) eingenäht ist. Dies Antilopenfell steht nur dem Könige und den Fetischpriestern zu, kein Anderer darf es tragen.

Hier in Accra wie in Aquapim herrscht die Sitte des Todtentragens, um bei verübtem Morde den Schuldigen zu entdecken. Die Leiche wird von einem Verwandten auf den Nacken geladen und durch den Ort getragen; wobei der Träger unstätt hin und her eilt, da er, wie das Volk annimmt, von dem Todten gestossen wird. So kommt der Gestossene schliesslich in das Haus des Mörders, der in der Regel vorher von den Fetischpriestern ausgekundschaftet ist oder doch in starken Verdacht steht. Oft aber werden auch Unschuldige betroffen. Es ist dann das Ganze nur darauf berechnet, eine Familie, die sich missliebig gemacht hat, zu Grunde zu richten. Der Besitzer des Hauses nämlich, in das der Todte den Träger stösst, wird als der Mörder angesehen und muss sich tödten. Nur der Fetischpriester kann diese Strafe aufheben, und das geschieht in der Regel im letzterwähnten Falle, wo die Sache eine Intrigue der Priester ist. Es werden dann so viele Palavers über den Fall gehalten, dass die betreffende Familie, welche natürlich das bei den Berathungen nicht in geringer Menge genossene Fleisch, vor allem den Rum, bezahlen muss, ruinirt wird und in Sclaverei fällt.

Ihre Fetische fertigen die Gã und Aquapim in der Regel aus der lehmigen Erde an (hölzerne kommen auch vor, doch sah ich niemals solche), und zwar sieht man dieselben meistens zu Pärchen, ein Männlein und ein Fräulein, wobei auf die Unterschiede der Geschlechter besondere Rücksicht genommen ist, an Termitenhügeln aufgestellt.

Höchst interessant war mir, in Aquapim ein Spiel kennen zu lernen, welches mit unserer Klipp Klapp Mühle auf dem Damenbrett die grösste Aehnlichkeit hat, ja im Wesentlichen vollständig übereinstimmt. Meine Erkundigungen ergaben, dass dieses Spiel nicht, wie ich zuerst vermuthet, von den Weissen eingeführt, sondern den Negern eigenthümlich sei. Ein Missionar hier sagte mir, dass er dasselbe auch mehrfach gesehen (Aguin ist es von den Aquapim genannt) aber nicht daraus habe klug werden können. Da ich in allen derartigen Spielen bewandert, so fand ich nach einigem Zuschauen schnell die Grundzüge heraus und weiteres Befragen bestätigte das Beobachtete: Es wird dieselbe Figur, welche wir auch haben, nämlich drei in einander liegende Rechtecke, die je durch acht Punkte markirt sind, auf den Boden gezeichnet, d. h. die Punkte durch Löcher angegeben. Jeder der beiden Spieler hat zehn Stäbchen, an Stelle unserer Klötze, und diese wurden abwechselnd in die Löcher gesteckt, wie wir die Klötze setzen, und zwar zur Unterscheidung der beiden Parteien schräg, gegen den bezüglichen Besitzer geneigt. Hat ein Spieler drei Stäbchen in eine Reihe gebracht, so kann er, wie bei unserem Spiel nach Erlangung einer Mühle, dem Andern ein Stäbchen nehmen u. s. w. Die Einzelheiten und kleine Abweichungen (ich habe das Spiel genau studirt) kann ich hier als überflüssig übergehen.

Das ist das Wesentlichste dessen, was ich während des kurzen Aufenthaltes, der eigentlich nur der Einbürgerung in afrikanische Verhätnisse gewidmet war, beobachten konnte. Mitte dieses Monats gedenken wir nach Cameron zu gehen. Gesammelt haben wir auch einige Sachen, die von Interesse sein dürften, und welche Ihnen mit dem Bremer Schiff Emma (Herrn Victor gehörig) vielleicht im December dieses Jahres zugehen werden. Man muss übrigens mit derartigen Gegenständen hier an der Goldküste sehr vorsichtig verfahren, dass man nicht in Europa Verfertigtes als Negerproduct ansieht. Die Messer, Beile, überhaupt das meiste Geräth, was die Neger hier führen, ist europäischen Ursprungs, nach afrikanischem Geschmack in England gefertigt.

Ich muss noch einer meteorologischen Beobachtung Erwähnung thun, über die ich gern das Urtheil Sachverständiger hörte. Hier an der Küste, sowie in den Bergen von Aquapim (wir waren in Aburi nach Barometerbestimmung circa 1200 Fuss hoch) bemerkte ich ganz regelmässige Schwankungen des Barometers. Es steigt dasselbe nämlich des Morgens bis gegen 9 Uhr ungefähr, dann fällt es bis 5 Uhr Nachmittags, um dann wieder zuzunehmen. Ebenso muss es noch in der Nacht zweimal umsetzen, denn ich beobachtete des Abends spät einen höheren Stand als des Morgens, woraus folgt, dass

nochmal ein Sinken stattgefunden. Es setzt das Barometer demnach innerhalb 24 Stunden viermal um. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich die nächtlichen Umsatzzeiten nicht beobachtet, doch hat mehr als einmal die starke Ermüdung der Tagesjagd den guten Vorsatz nicht zur Ausführung kommen lassen; ich will den Fehler indessen noch nachholen. Diese regelmässigen täglichen Schwankungen betragen in der Regel 2 Mm. An der Küste war ich anfangs geneigt, das Sinken und Steigen mit dem Einsetzen und Nachlassen des Seewindes zusammenzubringen (bei Tage haben wir hier in Accra Seewind, des Nachts und am frühen Morgen Landwind in der Regel), doch haben weitere Beobachtungen der Windrichtung mich von dem Irrigen dieser Ansicht überzeugt; die Schwankungen stehen mit dem Winde in keinen Zusammenhang.

Herrn Dr. Ascherson kann ich leider keine gute Nachricht schicken. Wir sind hier in die Regenzeit hineingekommen und von den gesammelten Pflanzen ist mir Alles bis auf zwei Farren verfault. Die folgende Jahreszeit wird, denke ich, für diese Zwecke günstiger sein.

Einige Worte zur Abwehr.

Von Gustav Fritsch.

Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen (Stück 12) vom 19. März 1873 enthalten eine Kritik meiner Publication: Die Eingebornen Süd-Afrikas, welche sich im Allgemeinen sehr anerkennend und wohlwollend über dieselbe ausspricht. Vergeblich habe ich mich aber bemüht, das gleiche Wohlwollen auch in der Besprechung des craniologischen Theils wieder zu finden, obgleich ich staunend frage, was kann die Absicht einer solchen Reihe von falschen Darstellungen sein, die nachzuweisen die leichteste Sache von der Welt sein musste?

Soll ich eine Vermuthung wagen, so fühlte der Verfasser, Dr. v. Ihering, in der von mir gewählten Behandlung des Gegenstandes wohl gewisse alleinseligmachende Prinzipien der Craniologie verletzt, die er speciell vertritt, wollte die Berliner Craniologen treffen, indem er mich angriff. Die Sache hat also keinen rein persönlichen Charakter und rechne ich daher auf Nachsicht von dem verehrten Leser, dass ich mich gezwungen sehe, ihm diese Entgegnung zu unterbreiten.

Als ich im Jahre 1863 die grössere Reise nach Süd-Afrika antrat, hielt ich es für Pflicht, den Plan meiner zukünftigen Arbeiten in der Weise zu

entwerfen, wie er von den tüchtigsten Anthropologen zu allgemeiner Benutzung empfohlen war. Es ist mir nicht bekannt, dass bis zum genannten Zeitpunkt ein in den einschlägigen Fragen competenterer Areopag darüber getagt hätte als die Göttinger Anthropologen-Versammlung im Jahre 1861 unter Vorsitz des Nestor der Wissenschaft, Ernst v. Baer. An den von Baer redigirten Bericht dieser Versammlung glaubte ich mich hinsichtlich der zu wählenden Masse, Entwerfen der Abbildungen, Einrichtung der Tabellen u. s. w. anschliessen zu müssen und habe es in den wesentlichen Punkten nach Möglichkeit gethan, nicht ahnend, dass gerade von Göttingen aus später ein Angriff dagegen stattfinden sollte.

Unter allen Umständen dürfte es mit Recht als verwerflich zu bezeichnen sein, wenn ein Forscher in müssiger Laune stets neue Systeme und Untersuchungsweisen aufstellt, selbst wenn dieselben in manchen Beziehungen Verbesserungen enthalten; denn unsere Wissenschaft löst sich dadurch in ein Chaos von Tabellen und Zahlen, Coordinatensystemen und Winkeln auf, aus denen Niemand den leitenden Faden findet. Gerade darum repräsentirte die Göttinger Versammlung einen solchen erfreulichen Fortschritt, weil sie die Aussicht eröffnete, sich mit den eigenen Untersuchungen an andere anschliessen zu können.

So weit mir bekannt, haben die Berliner Anthropologen nie eine besondere Stellung in diesen Fragen beansprucht, sondern sich ebenfalls mehr oder weniger an die Göttinger Versammlung angeschlossen. Keinesfalls zählte *ich*, als ich die Reise unternahm, zu den Berliner Anthropologen, sondern bin in Breslau zu Hause; sobald also Ihering in mir die Berliner zu treffen glaubte, hat er sicher fehl geschossen.

Der Kritiker gleicht einem Schützen mit verbundenen Augen: er sendet seine stumpfen Bolzen rechts und links, ohne zu sehen, wen er trifft, scheint es doch fast, als wüsste er überhaupt nicht, wen er treffen *will*. Dies harmlose Vergnügen wäre ihm gewiss zu gönnen, wenn er nicht gleichzeitig folgende weniger harmlose Entstellungen der Thatsachen vorgebracht hätte:

Es ist nicht wahr, wie Ihering angiebt, „dass sich in keiner der beiden Tabellen eine reducirte Grösse fände“, da in Tabelle I *für sämmtliche Gruppen in sämmtlichen Rubriken die Durchschnittswerthe berechnet sind*; es ist nicht wahr, dass sich in denselben „*kein Winkel*“ fände, da in der zweiten Schädeltabelle (No. IV) der *Camper*'sche *Gesichtswinkel* eine besondere Rubrik bildet; es ist nicht wahr, „dass im Texte nur *einige* hierhergehörige Mittelzahlen gegeben sind“, da ausser den in der Tabelle verzeichneten Mittelzahlen auch für die Durchschnittswerthe *jeder Gruppe die beiden üblichsten Indices, der Längenbreiten- und Längenhöhen-Index vermerkt sind*; es ist zu beweisen, dass ich den Mittelzahlen alsdann „eine andere Bedeutung beilege, als ihnen zukommt.“

Muthwillig, man sollte fast glauben böswillig, entstellt ist das Citat von Seite 36 meines Buches durch den alten, aber nicht feinen Kunstgriff, Sätze

in solcher Verstümmelung zu geben, dass der Sinn ganz verändert wird. Ihering citirt die Bemerkung, welche ich bei Gelegenheit der Vergleichung des Herero- und Kaffernschädels mache „dass die Verwandtschaft des Herero mit den eigentlichen Kaffern keine unmittelbare ist", und lässt dabei nur den kleinen, unbedeutenden Vordersatz weg „falls sich die allgemeine Bedeutung derselben (der Unterschiede) bestätigt." Freilich hätte mein Kritiker ohne diese Verstümmelung des Satzes unmöglich davon sprechen können, ich hätte mich zu Schlussfolgerungen „hinreissen" lassen; denn jeder unpartheiische Leser des betreffenden Abschnittes wird mir zugeben, dass es schwer sein dürfte, sich vorsichtiger über einen Gegenstand (den Hereroschädel) auszusprechen, der als Unicum, welches er meines Wissens damals in den europäischen Sammlungen war, doch wohl einer Besprechung werth erschien.

Wir lernen aber an dieser Stelle der Kritik von Ihering noch andere wunderbare Dinge, vorausgesetzt, dass die Anthropologen sich geneigt zeigen, die Prinzipien zu acceptiren. Es leuchtete ihm nicht ein, dass bei der Vergleichung der Mittelzahlen verschieden grosser Gruppen, im Falle eine Gruppe leider nur durch ein einzelnes Exemplar vertreten ist, dieses allein den Durchschnitt ✝ zu vertreten hat, bis es gelingt, die Reihe zu verlängern. Gleichzeitig wird es ganz kategorisch als Verbrechen gestempelt, wenn man einen einzelnen Fall auf seine Uebereinstimmung mit dem mittleren Typus vergleicht, d. h. also untersucht, welche individuellen Unterschiede dem einzelnen Gegenstande zukommen. Leider führt Ihering den Paragraphen des Strafgesetzes nicht an, wonach es verboten ist, diesen Hauptnutzen der Durchschnittswerthe sich zu verschaffen, und ich fürchte daher, er wird die Anthropologen auch für die Zukunft von solchem Missbrauch nicht abbringen. Das Merkwürdigste aber ist, dass Ihering statt dessen als allein richtiges Prinzip Folgendes empfiehlt: „Will man erfahren, ob ein gegebener Fall in eine gewisse Reihe hineinpasst, so darf man ihn nicht mit der idealen Mittelgrösse zusammenstellen, sondern man wird zu prüfen haben, ob seine Proportionen innerhalb der Grenzen liegen, zwischen welchen die ganze Reihe schwankt."

Wenn in diesem etwas mystischen Ausspruche nicht eine unklare Umschreibung des Begriffes des Durchschnittswerthes enthalten ist, so verstehe ich mich nicht auf die Deutung von Orakelsprüchen; denn unmöglich kann doch verlangt werden, man solle nur die beiden extremen Endpunkte der Reihe ins Auge fassen, welche als einzelne abnorm abweichende Fälle eine allgemeine Vergleichung am wenigsten gestatten, und man kommt also durch Hinzuziehen der zwischen liegenden mit Nothwendigkeit wieder auf den Mittelwerth auch wenn man von den Grenzen ausgeht.

Hätte der Recensent das Wohlwollen, welches er sonst für meine Arbeit zu haben vorgiebt, auch hier zeigen wollen, so konnte er darauf hinweisen, dass der bei umfangreichen Tabellen leicht verzeihliche Missgriff meinerseits,

gerade in diesem Falle die Rubrik für die Berechnung des Index verwechselt zu haben, die angeführten Werthe zu Ungunsten dessen, was ich zeigen wollte, veränderte.

Die allgemeine Gestaltung des Schädels, welche durch die beigegebene Abbildung jedem Leser klar werden konnte, war mir hinreichend deutlich und zwar mehr als die angeführte Zahl, welche ohne prononcirt zu erscheinen doch eine bemerkenswerthe Abweichung von positivem Charakter zeigte.

Was soll man ferner dazu sagen, dass Ihering sich der wenig lohnenden Mühe unterzieht, für die einzelnen Schädel meiner Tabellen die Indices zu berechnen, dieselben aber beinahe durchgängig falsch angiebt. Wie das zugeht, erscheint als ein Räthsel, da Verschiedenheit der angewendeten Methode oder Rechenfehler keine genügende Erklärung dafür abgeben. Wenn, wie es z. B. bei No. 3, 4 und 16 der Tabelle No. 1 der Fall ist, die für die grösste Breite wie grösste Höhe gefundene Zahl dieselbe ist, dürfte keine Integral- oder Differentialrechnung im Stande sein, ein Plus oder Minus im einen oder anderen Sinne (die grösste Länge = 100 gesetzt) zu constatiren.

Man braucht kein Dahse zu sein, um festzustellen, dass die Differenz zwischen Breiten- und Höhen-Index bei genauer Uebereinstimmung beider Grössen $= \pm 0$ sein muss, trotzdem verzeichnet Ihering in den drei angeführten Fällen nach seinen Berechnungen — 0.26 (No. 3) — 0.20 (No. 4) und + 1.07 (No. 16). Auch die anderen Indices sind uncorrect, sonst würde der Gang der Zahlen ein noch viel gleichförmigerer sein, als so schon der Fall ist. Es scheint, dass Ihering es für unerheblich hielt, das vollständig zu lesen, was er zu kritisiren beabsichtigte, und unter Nichtberücksichtigung der zur Erklärung den Tabellen vorausgeschickten Bemerkungen in irgend einer Weise den dem Werthe für die grösste Breite angehängten Bruch mit dieser Zahl selbst vereinigt hat; da die letztere in Decimalen gegeben ist, der zur Bezeichnung des Abstandes vom Tuber parietale angehängte Bruch aber ein gewöhnlicher ist, musste eine ruhige Ueberlegung solche Vereinigung unzulässig erscheinen lassen.

Hierbei richtet Ihering plötzlich seine Angriffe gegen Welcker, über dessen „Schematismus" er mehr hart als zutreffend aburtheilt und mischt Welcker'sche Angaben und Zahlen in einer so bunten Weise mit den meinigen, dass es dem Leser kaum glücken dürfte, dieselben richtig auseinander zu halten. Es hat mir seiner Zeit zu besonderer Freude gereicht, dass die Ergebnisse meiner Arbeit sich so vielfältig mit den rühmlichst bekannten Abhandlungen des genannten Forschers im Einklang fanden, und wenn dies nicht immer von den Zahlen in gleicher Weise gilt, so habe ich mich bemüht, die Gründe dafür aufzufinden und brauche hier nicht wieder darauf zurückzukommen.

Der Vorzug des „Welcker'schen Schematismus" liegt gerade in dem Umstande, dass sich in demselben ein Verständniss der Gestaltung und ein

leicht fasslicher Ausdruck dafür findet, welcher die Kenntniss und Uebersichtlichkeit der Formen befördert. Etwas anderes soll und will das Schema auch nicht geben, dies ist aber noch immer mehr als die künstlichen mathematischen Constructionen, deren die biegsame organische Materie spottet; dass Ihering's vielfach uncorrecte und durcheinander geworfene Zahlen die Unbrauchbarkeit von Welcker's System nicht darthun können, ergiebt sich aus der ganzen bereits angedeuteten Mangelhaftigkeit der Beweisführung.

Ein Moment derselben muss indessen noch speciell zurückgewiesen werden, nämlich, dass die Sonderung der Formen in bestimmte Gruppen und darauf gestützte Vergleichung von Racen desshalb ungerechtfertigt wäre, weil die Trennung derselben keine schroffe und unvermittelte ist, sondern durch zahlreiche Mittelglieder ausgeglichen wird.

Soviel ich weiss, gehört dies zum Charakter der Race, und die Existenz der Uebergänge, wie sie durch zahlreiche Vermischungen (z. B. die Korana) bei diesen Stämmen gerade häufig sind, wird nie das Erkennen der für die Race typischen Form unmöglich machen. Offenbar bin ich in dem Punkte ein besserer Darwinianer als Ihering zu sein vorgiebt, da die logischen Consequenzen seiner Behauptungen mit Nothwendigkeit zu der Annahme führen, er verlange, dass sogar zwischen Racen, die man getrennt halten wollte, keine Uebergänge vorkommen dürften, während ich gern zugebe, dass noch täglich Uebergänge zwischen Species aufgefunden werden, welche die weitere Fortführung der betreffenden Formen als solche unmöglich machen: Unterscheiden aber wird man sie darum immer noch können.

Auch hier protestire ich also gegen die Behauptung meines Kritikers „dass ich hinsichtlich der Descendenztheorie das Kind mit dem Bade ausschütte“ und halte mich überzeugt, der vorurtheilsfreie Leser meines Buches wird gern zugeben, dass meine Bemerkungen nicht sowohl gegen die darwinischen Grundsätze gerichtet sind, sondern gegen den Missbrauch derselben. So lange Haeckel das Axiom festzuhalten sucht, welches er am Schluss seines Vortrages über den Bathybius (Anm. 8) ausspricht: — „dass der Schwerpunkt der Frage über die Urzeugung nicht auf dem Gebiete der experimentellen Empirie, sondern auf dem der consequenten Philosophie liege“, ist man als Naturforscher berechtigt, einen Missbrauch der Descendenztheorie zu constatiren und eine Richtung zu bekämpfen, welche unser heiligstes Palladium, die Naturbeobachtung, ganz zu rauben oder wenigstens zu verstümmeln strebt.

Miscellen und Bücherschau.

Syed Ameer Ali, Moulvi: A critical examination of the life and teachings of Mohammed. London 1873.

While Christian Europe had placed learning under the ban of persecution, while the Vicar of Christ set the example of stilling the infants lispings of Freethought, while the priests led the way in consigning to the flames myriads of inoffensive beings for mere aberration of reason or simples differences of opinion regarding the nature of some bread and wine, while Christian Europe was exorcising demons and apotheoziging and worshipping rags and bones, learning flourished under the Molem sovereigns, and was held in honour and veneration as never of old. The Viceregents of Mohammed allied themselves to the cause of civilisation and assisted in the growth of freethougth and pee-enquiry-originated and consecrated by the Prophet himself. Persecution for the sake of faith was unknown. B.

Hemardinquer: La Cyropédie, essai sur les idées morales et politiques de Xénophon. Paris 1872.

Les Anciens qui se plaisent tout à voyager et à compléter par le spectacle des nations et des moeurs étrangères leur éducation commencée à l'école de la philosophie et de la guerre, voyagent assez mal. On dirait nos Français du XVII. siécle, qui ne voyaient partout qu'eux-mêmes. Xénophon ne connait pas la religion de Zoroastre. B.

Credner: Elemente der Geologie. Leipzig 1872.

Wenn es gelingen sollte, geologische Vorgänge mit berechenbaren astronomischen Aenderungen in Beziehung zu bringen, so würde es möglich sein, auch für die Geologie ein absolutes Zeitmaass festzustellen. Bis jetzt aber fehlen uns derartige Anhaltepunkte. B.

Lechler: Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. Bd. I und II. Leipzig 1873.

Es war zeitgemäss, gerade jetzt auf diesen frühen Bekämpfer hierarchischer Anmassung zurückzukommen: Breviter totum papale officium est venenosum, deberet enim habere purum officium pastorale et tanquam miles praecipuus iu acie spiritualis pugnae virtuose procedere, et posteris, ut faciant simpliciter exemplare. Sic enim fecit Christus in humilitate et passione, et non in seculari dignitate vel ditatione. Et haec ratio, quare praelati versi sint in lupos et capitaneus eorum sit diabolus vita et antichristus. B.

Thomas: The theory and practice of Creole grammar. Port of Spain 1869.

With some few exceptlons the Verbs in Creole are French Infinitives, often altered by mispronunciation. In adopting this part of speech, the original framers of the dialect, having no other guide, than the ear, not seldom made Infinitives of past participles, indicatives, imperatives and sometimes of even nouns, adjectives and other parts of speech. B.

Muhhall: Rio Grande do Sul. London 1873.

Die deutschen Colonien werden in einem vorwiegend günstigen Zustande geschildert. The Coroados (of Rio Grande do Sul) are supposed to be descended from the tribe of the Goytakazes.

B.

Pelz: Der Pfadfinder, Monatsschrift zur Begutachtung deutscher Aus- und Einwanderung. I. — XII.

Bespricht die Verhältnisse in den verschiedenen Staaten der Union (besonders in Minnesota) mit gelegentlichen Seitenblicken auf andere Theile der Erde. B.

Cunningham: Antiquities of India. London 1873.

Eine Zusammenfassung der ausgedehnten Arbeiten, die die Lebensaufgabe dieses thätigen Forschers bildeten. Hinsichtlich der Ethnologie der Indo-Skythen werden folgende Sätze aufgestellt: The Dahae Scythians were essentially the same people as the Massagetae and Sacae Scythians. All three belonged to the widely spread race of Sus or Abars. The Sacae and Massagetae Scythians were the Sus of the Chinese, who occupied Sogdiana in 163 b. C. (a. d.). The Dahae, and specially the two tribes of Medi and Mandruceni, and Jatii or Zanthii, must have accompanied the Sacae and Massagetae on their forced migration to Ariana. — The bulk of the Sacae or Sakas most probably remained in Ariana, and gave their name to the province of Sakastene, while the great body of the Dahae, or Medii and Jatii continued their march to the valley of the Indus, where they settled and gave their name to the colony of Indo-Scythia.

B.

Tappert: Der heilige Bruno. Luxemburg 1872.

Bruder Samuel (durch heftige Zahnschmerzen verhindert, den Metten beizuwohnen) betete um 1 Uhr Nachts die Prim der Marianischen Tagzeiten, nach deren Vollendung Jemand an die Thür klopfte und, als die Thür sich von selbst öffnete, Franziska (jüngste Tochter des Herrn Franz Nulmann, Bürgers und Ueberschlägers am Kaufhanse zu Mainz, welche den 22. Sept. an einem Sonntage gottselig verschieden war) in die Stube tritt. „Sie war ganz bleich im Angesicht und mit einem zur Erde reichenden weissen Schleier verhüllt, weinte bitterlich und hielt ein Stück des Schleiers zum Abtrocknen der stromweis fliessenden Zähren vor das Angesicht. Alsbald fiel sie ihm zwerch um den Hals, legte ihr Angesicht auf seine linke Schulter und sprach, ihn mit den Armen umfassend: O, lieber Bruder! noch eine heilige Messe bedarf ich zu meiner Erlösung. Zufällig ihre Hand berührend, empfand Samuel eine brennende Hitze an seiner Hand und spürte einen widerlichen Geruch, wie von einem s. v. todten Thiere, dessen Haut mit einem glühenden Eisen gebrannt wird. Mitleidsvoll weinte er mit ihr und versprach nicht nur eine Messe, sondern mehrere anhaltende Gebete. Dann frug er sie, warum sie so grosse Peinen leide, da sie sich doch recht christlich zum Tode bereitet habe. Ach, versetzte sie, was fragst du viel nach der Ursache meiner Peinen, ich war ein junges eitles Mädchen.“ Die Wunderthaten des heiligen Bruno belaufen sich auf 27 (S. 319 — 347). B.

White: Archaeological Sketches of Scotland, district of Kintyre. Edinburgh and London 1873.

Such symbols as the fish, the double disc or so styled „pair of spectacles“, the serpent coiling round what has been termed „the sceptre“ or again the concentric ring, zigzags and spirals found inscribed on flat rocks and in the interior of the cists or primitive graves are often boldly sculptured and arranged with an eye to ornamental effect. By insensible degrees the cup-marked stones intermingle with and develop into more markedly ornamental forms, which again, in their turn, are improved upon. — From the elementary forms of crosses and zigzag lines, circles single and double spirals etc. there is a natural transition to the more complex symbolic representations of objects, and from there to animals and the human form.

B.

Henderson and Hume: Lahore to Yarkand. Incidents of the Route and Natural history of the countries traversed by the Expedition of 1870 under T. D. Forsyth, Esq. C. B. London 1873.

Im pflanzlichen Theil haben Hookers, Bentham, Britten, Dickie, Fitch, Oliver mitgearbeitet, im ornithologischen Sharpe und Bates, im meteorologischen Scott, im geologischen Etheridge, die Karte ist von Oulet gezeichnet. The Plates are done by the new Heliotype process. Im Appendix findet sich Frankland's Analyse des Wassers aus dem Pangong-See. B.

Wolf: Geschichte der Mongolen oder Tataren. Breslau 1872.

Behandelt besonders (Abschnitt 3 — 11) das Vordringen in Europa. B.

Adams: Field and Forest Rambles with notes and observations on the natural history of Eastern Canada. London 1873.

It is a frequent subject of remark, that the second and third generations of Europaeans born and brought up in the colony have not the strenght nor stamines of their forefathers, and this is evidently a general rule. Das zweite Capitel behandelt die Vögel, das dritte die Fische, das vierte Geologie. B.

Colomb: Slave Catching in the Indian Ocean.

Whether I be right or wrong in my interpretation of what I heard, there seems to be now no doubt that the sentiment of England in reference to slavery has either artificially checked a natural process or has prevented a result which politico-economical considerations might otherwise have led us to anticipate (in Zanzibar). B.

Lévy: Notas Geográficas y ecónomicas sobre la republica de Nicaragua. Paris 1873.

Zur Zeit der Conquista unterschieden sich die Eingebornen (ó Caribisi que occupaban todo el declive oriental de la cordillera), die Choroteger (que ocupaban el valle de los lagos y parte de la meseta de alzamiento del Masaya), die (aztekischen) Niquiraner (que ocupaban toda la banda del Pacifico, el isthmo de Rivas, las islas de Ometepe y Zapatera, el Guanacaste y la peninsula de Nicoya), die Chontalen (eslablecidos en las pendientes occidentales inmediatas à la cordillera). Die jetzige Bevölkerung zerfällt in drei Gruppen: einmal Tipos considerados puros 1) Indio americano (rojizo ó cobrizo), 2) Español europeo (blanco), 3) Negro africano (negro); dann Tipos puros porque no tienen mezcla, pero considerados como alterados 1) Criollo blanco (blanco nacido en America de padres europeos blancos), 2) Criollo negro (negro nacido en America de padres africanos negros) und schliesslich Tipos mestizos 1) Ladino (ó mestizo de la raza india con la blanca), 2) Mulato (ó mestiza de la raza negra con la blanca), 3) Zambo (ó mestizo de la raza india con la negra). Das relative Verhältniss der verschiedenen Typen in der Bevölkerung wird (S. 241) auf einer Tafel zusammengestellt:

Indio puro	550 por 1000
Blanco puro	1
Negro puro	0
Blancos criollos	44
Negros criollos	5
Ladino absoluto	50
Mulato absoluto	25
Zambo absoluto	25
Tipo (à veces muy claro) pudiendo referirse al ladino	150
Tipo (à veces muy claro) pudiendo referirse al mulato	75
Tipo (à veces muy claro) pudiendo referirse al zambo	75
	1000 por 1000

Das fünfte Capitel (S. 258—308) behandelt die ethnologischen Verhältnisse. B.

Stanley: How I found Livingstone. London 1871.

Dieses durch seine absonderliche Einführung in die Literatur etwas aussergewöhnliche Buch, das den Kernpunkt seines Interesses in den persönlichen Erlebnissen findet, fügt in Cap. VII den geographischen Bemerkungen ethnologische hinzu. B.

Anderson: A Report on the Expedition to Western Yuman via Bhamô. Calcutta 1871.

The good nâts are those who cause the sun and moon to rise and the Kakhyens assign as a reason for worshipping them, that they were told to do so by their ferefathers, who said they were good. The sun is worshipped as Chan and the moon as Shitah and besides there is the spirit Sinlah, the nât of the sky, who gives rain and good crops. Agriculture however is under the special protection of Cringwan, where good intentions are apt to be defeated unless certain seasons. For example, after the fields have been cleared of jungle and are ready for the seed, the nât Masoo has to been won over by offerings of the flesh of pigs and fowls, which are buried in the earth in front of the village altars, which are called lamshan. These structures are always situated at a few hundreds yords from the village, usually in on open spot, among a grove of trees, and consist of a number of small bamboo platforms supported on pales, about six feet from the ground. Again when the Paddy comes into ear, buffaloes, bullocks, pigs and fowls are slain and their flesh cooked and buried as a peace offering to the nât Cajat, in front of the lamsham, in the hope that he will be induced to desist from injuring the swelling grain. A Kakhyen regard the possession of silver (compraw) as the greatest good that can befall him and we find therefere a nât Mowlain, who is believed to take a special interest in his monetary affairs, and to whom offerings are made, so that the coveted metal may find its way into his coffers. Then there are ten brothers (Shitah, Chan, Chitong, Muron, Chambroo, Chinoa, Phee, Pahan, Masa and Chaga), who take a lively interest in everything affecting the welfare of the Kakhyen as to whom offerings are made of rice and flesh. Phee has them under his special care during the night watches and a fowl is frequently presented to him in grateful recognition of his protection. Chitong is the hunter nât and unless he receives an abundance of good things, such as the flesh of dogs, pigs and fowls before the chase is begun, some one of the hunting party is certain to be gored either by stag or killed by tiger, Muron is the spirit, who follows a traveller on a journey and protects him according as his good-will has been secured by offerings before the journey was entered upon. Fowls, pigs and buffaloes are offered in front of the house of the traveller before he departs from his village, and the Toomsah or priest, adressing Muron, says, pointing to the man: „That man sitting there is going on a long journey, you will look after him, wherever he goes, and acquaint all the other nâts of his progress.“ Jhitah is the guardian spirit of the houses of the Lahones and none of any other tribe is allowed to go trough the door sacred to him without having first presented a peace offering to the nât. Resides believing in nâts, these hill people have a particular dread of ghosts (munla), that wander about the hills, and are supposed to be the spirits of people, who have either been cut down by the dâh, pierced by the spear, or shot. They have the power of entering into people, and of acquainting them of events, that may, les happening similar to those, by which they met their death.

Die ethnologischen Resultate dieser englischen Mission ergänzen sich in wünschenswerther Weise mit dem französischen Werk über die Erforschung des Mekhong, die höchst werthvolle Resultate gegeben und unter Garnier's Leitung in ebenso anziehender wie belehrender Weise beschrieben hat. Auf dieses Werk und seine bildlichen Darstellungen wird weiter zurückgekommen werden. B.

Jagor: Reisen in den Philippinen. Berlin 1873.

Der Verfasser, der seine Reisen unter den günstigen Verhältnissen eines unabhängigen Privatmannes machte, hat sich bereits in seinen früheren Schriften als ein scharfer und nüchterner Beobachter bewiesen, der besonders die Factoren des grossen Weltverkehrs in den ostasiatischen Verhältnissen herauszugreifen und darzustellen weiss. Neben diesen berücksichtigt das vorliegende Buch die sociale Seite der Ethnologie unter statistischen Mittheilungen über die Lebensweise der eingebornen Stämme, sowie die technische durch die Beschreibung ihrer Geräthe und Verfertigungsweise. Besonders lehrreich werden dieselben durch die sorgfältig ausgeführten Abbildungen, die theils durch die Camera lucida hergestellt waren, theils durch Photographie oder Handzeichnung. Neben anderen Beigaben enthält der Anhang eine Arbeit Prof.

Roth's (Ueber die geologische Beschaffenheit der Philippinen) und Prof. Virchow's (Ueber die älteren und neueren Bewohner der Philippinen). Die Karte ist auf Grundlage der Coello'schen von R. Kiepert gezeichnet. B.

Schlagintweit-Sakünlinski: Reisen in Indien und Hoch-Asien. Bd. III. Hoch-Asien. (Tibet, zwischen der Himalaya- und der Korakorum-Kette.) Jena 1872.

Das erste Capitel behandelt das östliche Tibet oder Bodyuk, das zweite Gnari Khorsum (die centrale Erhebung von Tibet), das dritte die Provinz Spiti, (das englische Gebiet von Tibet), das vierte Rupchu und Pangkong (das Gebiet der Salzseen im westlichen Tibet), das fünfte Ladak und Balti, das sechste den Aufenthalt in Le. Die tibetische Rasse, zu der die Bewohner eines grossen Theils von Ladak gehören, sowie die in ganz Gnari Khorsum und im Dalai-Lama Reiche, reicht vom nördlichen Theile von Ladak, in Nubra, bis an die wasserscheidende Landesgrenze der Korakorumkette, in anderen Theilen von Ladak beginnt die reine Rasse mit dem Auftreten des Islam sich zu ändern (S. 286). „Obwohl im Mittel die Bewohner Ladak's zu den kräftigsten und arbeitsamsten in Tibet gehören, findet sich doch auch hier jene für die Tibetier so eigenthümliche Unterleibskrankheit hartnäckiger, bis zur Lebensgefahr sich steigernden Verstopfungen. Ihre schwerverdauliche Nahrung mag die erste Ursache sein, und die Wirkung wird gesteigert durch den permanenten Aufenthalt in einem Klima von geringem Barometerstand und extremer Trockenheit, wobei der Feuchtigkeitsverlust des Körpers durch Ausdunstung ein sehr grosser ist.“ Fälle von absoluter Constipation, die 10, 12, selbst 14 Tage währten, sind nicht selten, wobei der Kranke den Eindruck grosser Niedergeschlagenheit macht, die bis zur Melancholie und Verzweifelung sich steigert [und zum budhistischen Ekel an irdischer Existenz prädisponirt]. Landschaftliche Ansichten werden in fünf Tondrucken gegeben, neben drei Tafeln topographischer Gebirgsprofile und eine Karte des westlichen Hoch-Asien. B.

Rohlfs: Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen 1873.

Das Buch erhält ein besonderes Interesse dadurch, weil die ersten Schritte des Verfassers auf dem afrikanischen Boden, der ihm dann so lange eine Heimath werden sollte, darstellend. Die persönlichen Verhältnisse zu dem Grossscherif von Uesan geben dankenswerthen Aufschluss über manche, bisher nur wenig bekannte Verhältnisse. B.

Lewis: Digest of the english Census of 1871. London 1873.

The boys born in Englaud are in the proportion of 104,811 to 100.000 girls, but they experience a higher rate of mortality and according to the new English Life Table, the rates are so finely adjusted, that the numbers are reduced in the end very nearly to an equilibrium, the men and women living, of all ages, being in the proportion of 100,029 to 100,000. Such would be the state of things if there was no emigration, or if the men and women emigrated in pairs. That has not hitherto been the case and at the Census 11,653,332 females and 11,058,934 males were enumerated. There was an excess of 594,398 women at home, the men of the corresponding ages, being on the Continent in the colonies, or in foreign lands, unless their number have been reduced by higher rates of mortality than prevail in England. B.

Prof. Müller's Ethnographie, die lange erwartet war, ist so eben erschienen, als Vorläufer eines ausführlichen Werkes, wie in der Vorrede gesagt wird. B.

Unter den Erwerbungen, durch welche das Ethnologische Museum zu Berlin im Laufe des vorigen Jahres bereichert wurde, sind drei Mumien zu nennen, die in gobelinartig verfertigte und schmuckvoll verzierte Gewänder gehüllt, von dem damaligen Minister-Residenten von Lima, Hrn. Th. v. Bunsen, übersendet wurden, in Begleitung einer grösseren Reihe von Graburnen. Die meisten der Gegenstände stammen aus denjenigen Provinzen Peru's, die das alte Reich des Gran Chimu bildeten, und ist besonders die Umgegend von Trujillo schon seit der ersten Zeit der spanischen Eroberung ihrer Alterthümer wegen berühmt. Die Leichen wurden

(wo natürliche Hügel fehlten) in konischen Erdhügeln[1]) beigesetzt und zwar in hockender Stellung. Eine der Frauen hat (weil wahrscheinlich im Kindbett gestorben) die thönerne Nachbildung des Säuglings im Arm, und Allen sind ihre Webegeräthe, Trinkgefässe und Essgeschirr, sowie der Cocabeutel beigegeben. Die (auseinandergefallenen) Quipus unterscheiden sich nach Farbe, Zahl und Form der Knoten. Eine nackte Mumie (aus den Huacas von Arica) war von ihren Grabbeigaben (Spindel, Kamm, Fischbeine, Nadel u. s w.) umgeben, mit denen sie sich jetzt aufgestellt findet.

Neben peruanischen Canopen aus Gold, Silber, Kupfer u. s. w. wurde aus Antioquia, dem Sitze jener alten Cultur, die sich in den Traditionen mit den Catios und sonst untergegangenen Volksstämmen verknüpft, eine Goldfigur (circa 200 Ducaten an Metallwerth) erworben, die die Spiralverzierungen der Bronzezeit zeigt und in ihrem hohlen Innern an den sogenannten Püstrich erinnert. Sie ergänzt sich mit den schon im Museum befindlichen Tondos aus dem heiligen See von Guatavita, wo das Bad des Eldorado den Anlass zu der später durch ganz Südamerika spukenden Sage vom Goldlande gab.

Die mexicanische Sammlung wurde mit einer jener seltenen Mosaikfiguren bereichert, die wegen ihrer Zerbrechlichkeit alle längst zu Grunde gegangen sind, wenn sie nicht von den ersten Conquistadores nach Spanien geschickt wurden, so dass sie wohl noch mitunter dort im alten Erbbesitz, nicht mehr jedoch in Mexico, gefunden werden. Die jetzige war aus dem Nachlass des Grafen Ross in den Humboldt's übergegangen und kam kürzlich durch die Erben zur Auction. Sie stellt ein katzen- oder jaguarartiges Doppelthier vor, mit einer Höhlung, die zur Einfügung der Reliquien gedient haben mag, zur Herstellung einer jener heiligen Laden, wie sie von den Azteken auf ihren Zügen voran getragen wurden. In den jüdischen Traditionen der Afghanen wird die heilige Lade der Israeliten zur Zeit des Königs Saul als in der Form einer Katze gebildet beschrieben.

Die oceanische Abtheilung wurde besonders durch einen mit der Christy Collection in London eingeleiteten Austausch vermehrt. Ausserdem erhielt sie von den auf Neu-Guinea üblichen Lanzenspitzen von Obsidian in der dafür verwandten Befestigung, einen Helm von dort, Bogen, Pfeile u. s. w.

Von den Aetas auf Lazon wurden zu zwei verschiedenen Malen nicht unbeträchtliche Anschaffungen gemacht und Dr. Jagor schenkte aus seiner eigenen Sammlung interessante Waffen der Mintras und von den Philippinen.

Aus Korea gelangte ein wattirter Helm nebst einigen anderen Beutestücken aus den dort eroberten Forts, die von dem Marineprediger der Hertha mitgebracht waren, in's Museum.

Höchst interessant ist ein in Celebes zum Bearbeiten der Rinderzeuge gebrauchter Stein, der in Verbindung mit den Holzklöpfeln Polynesien's, den Gebrauch eines Rollsteines aufklärte, der sich bisher als räthselhaftes Gebilde unter den mexicanischen Alterthümern fand.

Eine besondere Erwähnung verdient die kostbare Sammlung, die durch Dr. Schweinfurth dem Museum zugebracht wurde, und die theils in den Wurfäxten der Niam-Niam die Analogien zu den von den Fan (und früher den Anziko) bekannten bietet, theils in der Form des den Monbuttu eigenthümlichen Schwertes, die des Chopsch wiederholt, das in den ägyptischen Darstellungen der Sethos und Ramses in der Hand des Priesters oder des Königs figurirt, als ob ein alter Zusammenhang hier durch spätere Völkerbewegungen durchbrochen sei. In all den centralafrikanischen Reichen einer barbarischen Halbcultur finden sich als verhallende Klänge erloschener Erinnerungen allerlei nachtönende Reminiscenzen an (wenn nicht Indisches, doch) Aegyptisches, gleichsam aus weiter getragenen Beziehungen der Sembritae. Auch der Kopfschmuck Munsa's in der von ihm gegebenen Darstellung ruft manches Aegyptische zurück. B.

---

[1]) La Indios del Peru teniam la costumbre de formar sobre el suelo unos montecillos de figura cónica, cubiertos con una capa de barro endurecido, pero con tal arte que parecen unos promontorios naturales del terreno. En la parte cóncava se halla una tumba construida, por lo regular de cañas y palos, en cuyo seno colocaban los cadáveres, con los trages, metales de oro, plata, cobre y muchos utensilios curiosos de barro, mos ó menos abundantes ó expuintas segun (la mayor o menor) pobreza del muerto (en la provincia de Trujillo). Bei dem nur local verständlichen Dialect von Eten (Provinz Lambayaque) bemerkt Soldan: Eten significa en el idioma „El lugar por donde nace el sol". Se dice que en Lima, un Chino y un vecino de Eten se entendieron perfectamente (Paz Soldan) 1862. Bei der Aehnlichkeit ornamentaler Züge mit denen Nipon's ist die Coincidenz des Namens eine interessante. Das Reich des Gross-Chimu verknüpfte sich durch seine Traditionen mit Einwanderungen von seewärts.

Garbenhügel natürlich ein grosses Vergnügen ist. Dieser Schlitten verrichtet gleichzeitig zwei Arbeiten: er entkörnt die Aehren oder Schoten und verwandelt das Stroh in Häcksel, vereinigt also in sich die Dresch- und Häckselmaschine. Die Wiedereinfügung eines ausgefallenen Feuersteins oder eines Basalts ist fast die einzige Reparatur, welche an diesem, aus starken Nussbaumbohlen bestehenden Geräthe von Zeit zu Zeit nöthig und meistens von der Hand des Eigenthümers selbst ausgeführt wird. Wenn Hr. Prof. Heinrich Petermann, der Mitglied dieser Gesellschaft ist, die Güte haben will, das in seinem Besitze befindliche Modell des Schlittens, welches er sich in Syrien hat anfertigen lassen, in einer der folgenden Sitzungen vorzulegen, so bin ich gern bereit, die Zusammensetzung desselben und seine Anwendung ausführlich zu besprechen.

(6) Herr **Virchow** legt eine Abhandlung des Prof. G. Berendt in Königsberg

über die pomerellischen Gesichtsurnen

vor (Königsberg 1872. Separat-Abdruck aus den Schriften der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft). Dieselbe enthält eine Beschreibung und Abbildung aller bis jetzt bekannten Einzelfälle, namentlich auch der bis dahin nicht veröffentlichten. Es ist zugleich eine Karte beigegeben, auf der sämmtliche Fundorte verzeichnet sind, und zwar sowohl in Bezug auf die völlig konstatirten, als auch in Bezug auf die nur vermutheten Funde solcher Urnen.

(7) Herr **Lisch** schreibt in einem Briefe d. d. Schwerin, 22. December an Hrn. Virchow

über Kreisornamente und römische Urnen.

In der Mittheilung über die Sitzung vom 11. Mai d. J. sind Ornamente abgebildet, welche auf Urnenscherben aus einem Grabe der Steinzeit, dessen Inhalt sich im Museum zu Kopenhagen befindet, stehen. Fräulein J. Mestorf ist geneigt, zwei kreisförmige Ornamente für Augen zu halten und also diese Urne mit den Gesichtsurnen in Verbindung zu bringen. Die Sache ist allerdings verführerisch, wenn auch die sogenannten Gesichtsurnen ohne Zweifel viel jünger sind als die Steinzeit. Aber abgesehen hiervon konnte ich diese Ornamente nur für Kreisornamente halten.

Nun ward ich vor einigen Tagen nicht wenig überrascht, dass ich in den neuesten Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien, 1872, Nr. 10, Taf. I, Fig. 5, eine aus dem Pfahlbau im Mondsee hervorgegangene, ohne Zweifel ebenfalls der Steinzeit angehörende Urne abgebildet fand, welche dieselben kreisförmigen Ornamente und eingestochenen Verzierungen trägt.

Ich kann daher die Ornamente der dänischen Urne nur für Kreisornamente halten.

Von Wichtigkeit werden aber beide Funde dadurch, dass zwischen beiden Fundorten eine so weite Entfernung liegt. —

Der junge Advokat Lorent zu Fredrickshald, den Sie vielleicht auf dem Congresse zu Kopenhagen kennen gelernt haben, hat in Norwegen eine schöne römische Bronzeurne mit einer grossen, lateinischen Inschrift und ein Bronzeschwert mit einem römischen Fabrikstempel gefunden. Ich erwarte nächstens seinen Besuch.

In Alt-Preussen ist auch ein rothes römisches Thongefäss als Aschenurne gefunden, wie ich so eben in der Alt-Preussischen Monatsschrift, 1872, Heft 7, S. 598, gelesen habe.

In Dänemark und auch in Schweden mehren sich die römischen Funde fast monatlich.

(8) Herr **Virchow** berichtet nach einem durch den Herrn Cultusminister zur Kenntnissnahme übersendeten Aktenstücke

über einen bei Ellernitz (Westpreussen) gefundenen Stein mit alterthümlichen Skulpturen.

Der erste Bericht darüber stammt aus dem Jahre 1856 von dem verstorbenen Dr. Ernst Strehlke. Derselbe hatte damals auf dem Gute Leesen einen Granitstein von etwas über $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser entdeckt, der bei Gelegenheit des Baues einer Chaussee von Danzig nach Carthaus mit verschiedenen Urnen von Steinsuchern bei dem Gute Ellernitz gefunden war. Ein Bericht des hinausgesandten Bildhauers und Lehrers an der Danziger Kunstschule, Hrn. Freytag, vom Jahre 1857 constatirt unter Mittheilung verschiedener Zeichnungen, dass auf der einen, ziemlich ebenen Fläche das rohe Bild eines Reiters, auf zwei rundlichen Flächen je ein Bild eines Mannes zu Fuss dargestellt sei, und zwar theils in Form eines Basreliefs von 2 Zoll Höhe mit frei hervorstehenden Theilen (Kopf des Reiters), theils bis zu $^1/_2$ Zoll vertieft. Es sei dieselbe Person, nur in verschiedener Handlung, jedoch mit demselben Typus des Kopfes (Katzengesicht). Er hält die Ausführung für eine sehr alte.

Der neueste Bericht ist vom vorigen Jahre und durch den Regierungs-Baumeister Hrn. Ehrhardt erstattet. Dieser Sachverständige meint, es müsse schon bei dem Abspalten der flachen Seite des Steins eine gewisse Anlage der Figur zurückgeblieben sein, welche dann später sehr sorgfältig, jedoch mit ganz rohen Instrumenten und ohne Metall nachgearbeitet sei. Das in springender Stellung, wie auf assyrischen Denkmälern, dargestellte Pferd sei 0,008 M. tief herausgearbeitet; der Reiter ohne Fuss und Kopf, sonst jedoch correkt. Die beiden anderen Figuren seien ganz rohe, um nicht zu sagen, kindliche Versuche.

Abgesehen von einigen Widersprüchen in diesen Mittheilungen, ist der Fund, der gegenwärtig wahrscheinlich in das Danziger Museum gebracht werden wird, desshalb von Bedeutung, weil er aus dem Gebiete der Gesichtsurnen stammt und sowohl die Bildung der Köpfe, als die gleichzeitig gefundenen Urnen eine gewisse Beziehung zu den Gesichtsurnen darzubieten scheinen. Nach der Zeichnung des Hrn. Freytag waren 1857 noch fünf Urnen von 8 — 13 Zoll Höhe vorhanden, von denen zwei einen schön gerundeten, leicht mützenartigen Deckel hatten. Eine der Urnen zeichnet sich durch ihren hohen Hals und eine um den Bauch laufende Verzierung von horizontalen und dazwischen eingesetzten schrägen Strichen aus. Der Reiter und die eine stehende Figur haben einen kurzen, die andere einen langen, glatten Rock. Die eine Figur hat ausserdem ein grosses gebogenes Horn (Trinkhorn vom Auerochsen?) in der Hand. Vom Gesicht sind nur je eine grosse gerade Nase und zwei Augen, sowie ein rundlich-ovaler Strich als äussere Umgrenzung dargestellt.

Weitere Aufklärungen wären gewiss sehr wünschenswerth.

(9) Der Herr Handelsminister hat auf das im Auftrage der deutschen anthropologischen Gesellschaft an die Königliche Staatsregierung gerichtete Gesuch um

Schutz der Alterthümer

folgenden Erlass an die Königlichen Bezirks-Regierungen gerichtet:

Berlin, den 17. November 1872.

Von dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ist mir ein Gesuch des Vorstandes der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 6. April d. J. mitgetheilt worden, welches darauf gerichtet ist, dass den Bestrebungen und Arbeiten der von der Deutschen anthropo-

logischen Gesellschaft ernannten Commission zur topographischen und kartographischen Feststellung der bemerkenswerthesten vorhistorischen Ansiedelungen, Befestigungen, Pfahlbauten u. s. w. Seitens der Behörden die thunlichste Unterstützung gewährt werden möge.

Gern geneigt, diesem Gesuche meinerseits zu entsprechen, veranlasse ich die Königliche Regierung, von jeder bei Ausführung von baulichen Arbeiten in Ihrem Verwaltungsbezirke vorkommenden Entdeckung alter Steindenkmäler, Pfahlbauten, Gräber, Grabfelder, bewohnt gewesener Höhlen, sowie von allen vorhistorischen Funden, soweit solche nicht als von besonderer Wichtigkeit hierher resp. dem Conservator der Kunstdenkmäler, Geheimen Regierungs-Rath v. Quast anzuzeigen sind, demjenigen Mitgliede der von der gedachten Gesellschaft bezeichneten Commission, welches dem Fundorte am nächsten wohnt, Mittheilung zu machen und den Bemühungen der Gesellschaft wegen Erhaltung dieser Gegenstände die thunlichste Förderung angedeihen zu lassen, zu diesem Behufe auch die sämmtlichen Baubeamten Ihres Ressorts mit entsprechender Anweisung zu versehen.

Die vorerwähnte Commission ist aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt:

Prof. Dr. Kiepert hierselbst,
Prof. Dr. Virchow hierselbst,
Geheimer Medicinalrath, Prof. Dr. Schaaffhausen zu Bonn,
Wirklicher Geheimer Rath v. Dechen zu Bonn,
Prof. Dr. Ecker zu Freiburg i. Br.,
Prof. Dr. Sandberger zu Würzburg,
Dr. Essellen zu Hamm,
Studienrath Dr. Müller zu Hannover,
Dr. Wibel zu Hamburg,
Prof. Dr. Rütimeyer zu Basel,
Dr. v. Hellwald zu Augsburg,
Dr. Masch zu Demmern (Ratzeburg),
Städtischer Bibliothekar Dr. Baier zu Stralsund,
Prof. Dr. v. Wittich zu Königsberg i. Pr.

Der Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten.
gez. Itzenplitz.

An die Königliche Regierung zu Magdeburg.
III. 16,263. I. 5601. II. 19,524.

Magdeburg, den 29. November 1872.

Abschrift erhalten Ew. Hochwohlgeboren zur Kenntnissnahme und mit der Veranlassung, einschlägige Mittheilungen nach dortseitigem Ermessen direkt entweder an den Hrn. Prof. Dr. Kiepert zu Berlin oder an den Hrn. Prof. Dr. Virchow ebendaselbst gelangen zu lassen.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.
v. Mettingk.

An
sämmtliche Herren Landräthe
u. Baubeamten, sowie an die
Magistrate uns. Verw.-Bezirks.
I. A. 1286.

(10) In Folge des vorstehenden Ministerial-Erlasses hat der Landrath zu Gross-Oschersleben, Hr. v. Gerlach, einen Bericht des Kreistechnikers Herrn **Schulz** zu Schwanebeck eingesendet, betreffend

ein Gräberfeld bei Wegeleben.

Der Fundort ist $1\frac{1}{2}$ — 2 Meilen von Halberstadt entfernt und bei dem Bau der Chaussee von Wegeleben nach Hedersleben entdeckt worden. An zwei Stellen, einerseits zwischen Klein-Adersleben und Rodersdorf, andererseits jenseits Rodersdorf in der Richtung auf Hedersleben, wurde eine grosse Anzahl ganz roher Thonurnen, meist mit Asche, einige auch mit Schmucksachen gefüllt, vorgefunden.

(11) Herr **Meitzen** spricht

über die schlesische Preseka und andere Grenzverhaue des Mittelalters.

Wir haben in unserem Kreise schon vielfach über alte Befestigungen des früheren Mittelalters verhandelt. Es sind namentlich Ringwälle, burgähnliche Anlagen auf Berggipfeln wie in der Ebene, Glas- oder Schlackenburgen, Wälle, Grabenzüge, Schwedenschanzen u. m. dgl. näher untersucht worden. Ich bin aufgefordert, eine Art von Befestigungen oder Bewehrungen vor Ihnen zur Sprache zu bringen, welche noch nicht in Erwähnung gekommen ist und geeignet scheint, eine Lücke in unseren Anschauungen von dem Befestigungs- und Vertheidigungswesen der älteren Zeiten auszufüllen, auch wohl zu weiteren ethnologischen Gesichtspunkten hinüberzuleiten. Ich meine die wesentlich als Waldverhaue ausgebildeten Grenzbewehrungen ganzer Landstriche.

Wenn ich indess in meinem Thema gesagt habe: die schlesische Preseka und andere Grenzverhaue, so habe ich allerdings eine Anschauung vorweggenommen, deren Richtigkeit erst zu beweisen ist.

Die sogenannte Preseka ist unbestritten eine Waldbewehrung, welche seit früher Zeit und noch im 12. und 13. Jahrhundert Schlesien umzog. Das Nähere ist noch wenig untersucht.

Gustav Freytag hat davon mit gewohnter Anmuth im „Neuen Reiche“[1]) ein mit allen Farben poetischer Anschauung vom Kulturleben der Vorzeit geschmücktes Bild gegeben. Dasselbe ist gewiss in vielen Beziehung richtig; jedenfalls dürfen wir darin eine willkommene Anregung sehen, die Thatsachen im Einzelnen, wenn auch kühler, zu prüfen und die Sache weiter zu verfolgen.

Die nähere Kunde von der schlesischen Preseka verdanken wir vorzugsweise dem Abte Peter von Heinrichau, der zwischen 1266 und 70 den Hauptheil des sogenannten Gründungsbuches von Heinrichau[2]) zusammentrug. Er erzählt aus der Zeit von 1230 wörtlich: „Ein gewisser Martinus mass die Wälder des Klosters aus, von dem früher beschriebenen Fusswege nach Böhmen an, bis an die Preseka, welche deutsch Hach genannt wird. Diese gedachte Preseka umgab in den alten Tagen und auch noch zu der Zeit, als diese Messung vorgenommen wurde, das ganze Land Schlesien. Daher gestatteten die alten Herzöge durchaus Niemandem in dieser Preseka etwas niederzuschlagen, und dies ist auch der Grund, weshalb damals nicht weiter gemessen worden ist, als bis an die Grenzen dieser Preseka. Als sich aber dort die Landbauer und Vernichter der Wälder vermehrt hatten, befahl der Villicus Johannes diesen Landleuten: al durch den Hach die Wälder zu zerstören, und dies that er auf seinen Kopf, nicht auf Befehl des Abtes; wie er sagte, weil die Ritter in der

[1]) Nr. 27 für 1871 „Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwalde“.

[2]) G. A. Stenzel, liber fundationis Claustri St. Mariae Virginis in Heinrichow. Breslau 1854.

Umgegend die Preseka niederschlagen und beseitigen. Aus dieser Ursache musste nachher der Abt von Herzog Heinrich III. grosse Vorwürfe ertragen. Aber als der Villicus Johannes deshalb vom Abte zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich und sagte: Herr, ich that wie sämmtliche Ritter im Bezirke, welche Güter neben der Preseka besitzen."

Die Gegend, um die es sich handelt, ist nach den sonstigen Urkunden und Beschreibungen nicht im Geringsten zweifelhaft. Der gedachte Fussweg nach Böhmen lässt sich durch zufällige Umstände noch heute genau in seiner Lage feststellen. Die fragliche Messung ging von ihm aus bis in die Oertlichkeit der heutigen Stadt Silberberg im Eulengebirge, so dass diese zum Theil auf dem Gebiete der früheren Preseka liegt.

Andere urkundliche Erwähnungen der Preseka von 1239 und 1260 zeigen, dass dieselbe auch auf der glatzischen Grenze im Südost von Wartha über die Höhen des Jauers- und Spitzberges fortlief, und noch 1419 wird hier von dem Gemerke gegen Glatz gesprochen. Ebenso wird sie im Süden des Gröditzberges bei dem Dorfe Mois erwähnt. Um 1268 aber bestimmt der Erzbischof Thomas eine Abgrenzung im Distrikte Namslau, also auf der Nordseite Schlesiens nach dem Laufe der alten Grenze, so wie ein gewisser Wald sich hinzieht, welcher in der Landessprache Preseka genannt wird.

Das Wort Preseka, welches vom polnischen przeciąc, przesekati, hauen, zerhauen, durchhauen kommt, macht die Sache nicht klarer.

Dagegen scheinen die Berichte über die schlesischen Feldzüge Heinrich's II. um 1005 und Friedrich Barbarossa's um 1157 einiges nähere Licht zu geben, denn wenn die Preseka das ganze Land umzog, mussten sie diese berühren und, letzterer wenigstens, sie durchbrechen. Thietmar erzählt nun in der That, dass 1005 ein deutscher Heerführer mit seinem Haufen in ein Dickicht gestürzter Bäume gelockt, und dort durch Pfeilschüsse, womit diese am besten vertheidigt werden, umgekommen ist. Barbarossa aber schreibt, dass er in das Land, obwohl es durch Kunst und Natur sehr befestigt sei, gleichwohl durch die Befestigungen, welche jene in engen Orten durch verhauene (precisa) Dickichte von Bäumen gemacht und mit grosser Ueberlegung eingerichtet hätten, hindurchgedrungen wäre.

Ich habe mich deshalb schon früher dafür ausgesprochen[1]), dass man sich unter der Preseka einen längs der Grenze fortlaufenden Waldverhau zu denken habe, dessen Zerstörung, als Bannforst, verboten war. Indess ist ein strenger Beweis dafür nicht geführt. Unter allen Verhältnissen muss man aber an eine gewisse, durch eine absichtliche Behandlung des Waldes hergerichtete Bewehrung eines so ausgedehnten Landes denken. Dabei könnte man sich beruhigen, bis vielleicht irgend eine günstige Entdeckung in den zahlreichen Urkunden und Ueberlieferungen Schlesiens nähere Aufschlüsse brächte.

Indess lohnt es sich doch wohl, schon um solche Entdeckungen zu erleichtern, die Sache etwas näher ins Auge zu fassen.

Ich habe mich deshalb bemüht, einerseits ähnliche geschichtliche Erscheinungen, die uns bekannt geworden, nach den betreffenden Berichten genauer zu vergleichen, andererseits in den Oertlichkeiten des in Rede stehenden Grenzzuges gewisse Anhaltspunkte aufzufinden.

Für die Vergleichung ähnlicher mittelalterlicher Grenzbewehrungen kann nicht

[1]) Ueber die Kulturzustände der Slaven vor der deutschen Colonisation. Abh. der Schles. Gesellsch. für vaterländische Kultur. 1864. Heft II.

wohl an den römischen Pfahlgraben oder andere, aus höherer Kultur hervorgegangene Bauanlagen gedacht werden, sondern die Verhältnisse müssen einigermaassen übereinstimmen.

Da lässt sich denn daran erinnern, was Cäsar von den Nerviern erzählt. Um die Reiterei der Nachbaren abzuhalten, sagt er, haben sie dadurch, dass sie schwächere Bäume einschneiden und umbeugen, und durch die häufigen, in die Breite gewachsenen Zweige und dazwischen geworfene Brombeersträucher und Dorngebüsche bewirkt, dass diese Umzäunungen einer Mauer gleich Befestigungen bilden, in welche man nicht allein nicht eindringen, sondern nicht einmal hindurchsehen kann.

Eine andere Nachricht rührt von dem Verfasser der Gesta Karoli her. Er giebt wieder, was ihm Adalbert von seiner Sendung nach Ungarn erzählt: „Das Land der Ungarn", sagte Adalbert, „wird von neun Umzäunungen umgeben." Als ich, zu unkundig, um an andere als Ruthenzäune zu denken, fragte: „Was ist dabei wunderbar, Herr?" antwortete er: „Es wird von neun Gehegen befestigt! So breit war eine einzige Umzäunung, das heisst, soviel Raum umfasste sie in sich, als zwischen Zürich und Constanz. So von eichenen, buchenen und fichtenen Stämmen hergerichtet, dass sie von Rand zu Rand 20 Fuss in die Breite reichte und ebensoviel sich in die Höhe erhob. Der ganze Zwischenraum aber war mit sehr harten Steinen oder zähem Kreideboden ausgefüllt, und ferner war die Oberfläche der Wälle mit festen Rasenstücken bedeckt. Zwischen den Rändern wurden Gesträuche gesetzt, welche, wie wir unterscheiden konnten, abgeschnitten und umgestürzt, die Spitzen der Stämme und Zweige vorstreckten. Zwischen diesen Dämmen aber waren Weiler und Dörfer so angesetzt, dass von einem zum andern die menschliche Stimme gehört werden konnte. Gegenüber jenen Gebäuden aber waren zwischen den unangreifbaren Mauern nicht besonders breite Thore eingerichtet. Dasselbe gilt von den anderen Zirkeln."

Von einer einfacheren, aber ähnlichen Grenzbewehrung berichtet 1008 der Bischof Bruno. Er sagt, dass die äusserste Grenze der Russen gegen die Petecheneyen wegen des herumziehenden Feindes ein sehr fester und sehr langer Zaun von allen Seiten umschloss, durch dessen Thor er geführt wurde.

Erwähnungen eigentlicher Waldverhaue durch ganz gestürzte oder nur eingehauene und umgebrochene Bäume sind ziemlich häufig, auch kommen z. B. bei Fraxinetum in der Nähe von Toulon, Befestigungen durch sorgfältig erhaltene Dorngebüsche vor. Es würde zu weit führen, die einzelnen Notizen hier wiederzugeben, die ich an anderem Orte zur Erleichterung für Solche, die sich mit der Sache beschäftigen wollen, zusammenstellen werde.

Ich will nur noch eine grössere derartige Befestigung erwähnen, die am Rhein, wo recht eigentlich unser deutsches Antiquarium ist, im Rheingau bestand. Sie zog noch während und nach dem dreissigjährigen Kriege vom Rhein aus bei Nieder-Walluf längs der Walluf gegen Norden, erreichte zwischen Kloster Tiefenthal und Schlangenbad den befestigten, die Klinge genannten, Engpass, lief dann auf der Höhe des Gebirges westlich fort nach Erbach, Hattenheim, Mappen und endlich längs der Wisper nach Lorch, wo ein unwegsamer Felsabhang sie wieder mit dem Rhein verband. Sie schloss also den Rheingau, soweit er nicht vom Rhein geschützt ist, in eine fortlaufende künstliche Umhegung ein. Dieselbe bestand an allen Strassen aus gemauerten Wachtthürmen und burgähnlichen Schanzen. Auf den langen Zwischenlinien aber aus dem sogenannten Gebück. Ein Augenzeuge berichtet darüber[1]): „Das Gebücke bestand in einem gewissen 50 und mehr Schritte breiten Distrikte des Wal-

[1]) Diplomatische Nachrichten über das Rheingau von H. Baer. Mainz 1790.

des Die Anstalt wurde auf nachfolgende Art getroffen. Man warf die in diesem Bezirke stehenden Bäume in verschiedener Höhe ab, liess solche neuerdings ausschlagen und bog die hervorgeschossenen Zweige zur Erde nieder. Diese wuchsen in der ihnen gegebenen Richtung fort, flochten sich dicht in einander und brachten in der Folge eine so dicke und verwickelte Wildniss hervor, die Menschen und Pferden undurchdringlich war. Die Aufsicht und Unterhaltung lag jenen Ortschaften ob, durch deren Waldmarken sich das Gebücke erstreckte. Man zog junge Sträuche, um den allmähligen Abgang der alten zu ersetzen und ein Ausschuss des General-Haingerichts nahm Besichtigungen vor. Für die Vertheidigung war ein ständiges System errichtet. Jeder Bürger musste Soldat sein, doch standen nicht alle in gleicher Pflicht. In jeder Gemeinde war von der jüngeren Bürgerschaft ein Ausschuss bestimmt, der gleichsam die ständige Garnison war. Als Landhauptleute wählte man Männer, die ihre Kriegskenntnisse und unerschrockenen Muth bewiesen hatten. Von ihnen wurde diese Miliz im Kriege angeführt und in Friedenszeiten in den Waffen geübt. Dazu waren gewisse Tage und Sammelplätze bestimmt. Die Grenzposten wurden in Friedenszeiten nur durch Waldschützen bewacht.“

Auch diese genaue Beschreibung beweist, wie die früheren, dass solche Grenzbewehrungen im Mittelalter nichts Ungewöhnliches waren, dass sie sich aber nach Zeit, Oertlichkeit und Bedürfniss gleichwohl sehr verschieden gestalteten.

Für die schlesische Preseka wird man wohl nur die einfachsten Züge aus diesen Beispielen als der Sache entsprechend anerkennen dürfen. Aus den Aussagen des Heinrichauer Abtes ergiebt sich, dass sie jedenfalls nicht von ganz unbedeutender Breite und mit Bäumen bestanden war, weil man später wider das Verbot die Wälder „al durch den Hag“ niederschlagen konnte.

Was nun die etwa noch örtlich aufzufindenden Spuren der Preseka betrifft, so schien es mir anfangs, als müsse man vorläufig gänzlich auf solche verzichten. Bei genauerer Vergleichung der Specialkarten mit den alten Grenzen der schlesischen Herzogthümer aber bin ich überrascht gewesen zu finden, dass sich doch noch manche anscheinend genügend sichere Andeutungen erhalten haben. Sie liegen zumeist in Ortsnamen.

Das Wort Preseka finde ich zwar nirgend mehr anklingen. Dagegen wiederholt sich das Wort Hach, Hag, Hagen, Hain, auch umgesetzt in Hahn und Hein, von der Hotzenplotz bis Wigandsthal theils in Orts-, theils in Bergnamen auf dem gesammten Kamme des Eulen- und Riesengebirges fortlaufend an zahlreichen, meist besonders charakteristischen Plätzen und Uebergängen. Von Wigandsthal gehen die ähnlichen Namen über Greiffenberg, Löwenberg, Mois zum Gröditzberge durch die Haynauer Gegend bis in die Kotzenauer Heide zu den Sümpfen von Modlau. Von dort zieht sich von Rückenwalde aus über Armadebrunn, Ober-Leschen, am Zirkauer Hahnberge nach Puschkau am Queiss und von hier nördlich über das 1015 als Schloss des Boleslaus genannte Eilau (Ilva), dann Kunzendorf, Leopoldsdorf bis gegen Beuthen der sogenannte Dreigraben, eine bekannte mehr oder weniger zusammenhängende Reihe von Verschanzungen. Auf deren Linie treten wieder bei Beuthen die Ortsnamen Buchwald und Buckwitz, sowie Beiseritz, Beitsch und Beuthen selbst auf. Letztere drei Namen sind unbestritten auf das polnische bic, schlagen, zurückzuführen und heissen also Durchhau. Bitom, der eigentliche polnische Name für Beuthen, heisst ausdrücklich eine durch den Wald geschlagene Strasse. Dieselbe Bedeutung hat Pitschen, das bei Namslau an der Preseca lag, und Beuthen in Ober-Schlesien, in dessen Nähe überdies Bykowina liegt. Die Grenzen Ober-Schlesiens gegen Polen sind so verändert, dass es vergeblich wäre, hier ohne näheren Anhalt noch Spuren in den Namen zu suchen. Nur durch näheren kartographischen Nachweis lässt sich

überhaupt auch für die böhmische und lausitzer Grenze zeigen, dass die angeführten Namen dem alten Grenzzuge folgen und im Innern Schlesiens ähnlich nicht aufzufinden sind. Es genügt aber für meinen Zweck, Ihnen hier vorgeführt zu haben, dass solche Nachforschungen noch möglich und nicht aussichtslos sind, und ich will schliesslich nur noch des eigenthümlichen Umstandes erwähnen, dass sich noch in neuester Zeit auf den Höhen, über welche die Preseca, wie sich kaum bezweifeln lässt, geführt hat, noch von der Axt seit jener Zeit unberührte Waldungen vorgefunden haben.

Wir sahen die Preseka bei Silberberg und auf dem Jauersberge urkundlich erwähnt. In gerader Verlängerung dieser Linie auf dem Kamme des Gebirges fortlaufend stösst die Grenze von Schlesien, Glatz und Mähren nahe am Formberg zusammen. Dort hat Goeppert auf weite Entfernung von mehreren hundert Morgen vollkommenen Urwald gefunden, in welchem die Stämme drei- bis vierfach übereinander liegen und durcheinander gewachsen sind, und er hat eine Zeichnung mitgebracht, von der er selbst sagt, dass sie unter anderm einen liegenden 74 Fuss langen etwa 500 Jahre alten Baum darstellt, auf welchem an 34 zum Theil 200 bis 300 jährige Stämme gewachsen sind; ebenso eine andere, die einen etwa 300 jährigen zeigt, der auf dem Wurzelstocke eines geworfenen von gleichem Alter und Stärke steht. Er erklärt, dass er mehr als drei Generationen etwa vom Gesammtalter von 6 — 700 Jahren nicht aufgefunden, da die Stämme sämmtlich hier im Allgemeinen kein hohes Alter zu erreichen scheinen. Dies genügt aber für den Nachweis, dass hier schon zur Zeit der Gründung von Heinrichau unter den ersten Herzögen von Schlesien seitdem unberührter Wald gestanden. —

Herr **Roepell**, als Gast anwesend, bemerkt hierzu: Wenn Sie gestatten, meine Herren, so will ich versuchen, die Bedenken, die ich gegen den eben gehörten Vortrag habe, Ihnen vorzuführen. Sie richten sich wesentlich gegen die Auslegung des zu Grunde liegenden Wortes „Przeseca“ als „Befestigung“; von allem Uebrigen, wie dass eine solche Befestigung um ganz Schlesien herumgegangen sei, sehe ich vorläufig ganz ab. Der Vortragende wird mir zugeben, dass „Przeseca“ ein polnisches Wort ist. Was heisst nun etymologisch „Przeseca“? „Przeseca“ kommt her von dem Verbum „przeciąc“, d. h. wörtlich „durchhauen“, und „Przeseca“ heisst wörtlich „der Durchhau“! Noch heute, kann ich Sie versichern, wird in den polnischen Landschaften jeder Durchhau, jeder durch eine Forst geschlagene Weg Przeseca genannt. — Wenn wir nun diesen Ausdruck in alten Urkunden finden, so haben wir doch nur das Recht, an die ursprüngliche Bedeutung von Przeseca zu denken, d. h. an den Durchhau durch einen Wald. Nun werden Sie mir alle zugeben, meine Herren, dass, wo die Grenzen zweier Nationen, wie die der Czechen und Polen, durch Wälder begrenzt werden, die Grenze ja auch noch heute klar gelegt wird durch eine solche Przeseca, wo man die Grenzhügel stellt, und dass ein solcher Grenzhain auch heilig ist, so dass in demselben auch Gestrüpp emporwächst, Unterholz wie wir sagen, und das ist der „Hag“! Das Wort „Hag“ im Deutschen bedeutet ja nicht allein „Hain“, sondern das, was wir in Schlesien „Birkicht“, „Erlicht“ u. s. w. nennen, nicht den Wald. Wenn Sie auf dieser Grundlage weiter gehen, so werden Sie mir zunächst Recht geben, dass ich Bedenken trage, aus der Stelle, die der Herr Vortragende mitgetheilt hat, aus dem liber fundationis Heinrichensis, diese Przeseca habe sich um ganz Schlesien erstreckt, zu schliessen, dass das wirklich der Fall gewesen sei. Mein Bedenken stützt sich auch noch auf etwas Anderes, nämlich, dass zu der Zeit, wo der liber fundationis H.s geschrieben wurde, der Name „Schlesien“ als Gesammtname für die heutige Provinz noch gar nicht gebräuchlich war, sondern, dass man

sie „Polonia“ nannte und nicht „Silesia“! Das „Silesia“ war allerdings für einen Theil des Landes, den wir aber nicht genauer begrenzen können, vorhanden, und es bleibt allerdings die Möglichkeit übrig von einer Przeseca, die den Gau Slesane umkränzte. Aber die Entscheidung liegt wohl darin: Die Etymologie ist unzweifelhaft, Przeseca heisst „der Durchhau“; nun fragen Sie sich einmal selbst: steht nicht im allerdirectesten Widerspruch zur Sache der Name, der die Sache bezeichnen soll? Der Herr Vortragende meint, es bezeichne übereinandergelegte verflochtene Stäbe; Przeseca ist aber der Durchhau, die Lichtung und nicht die Verzweigung, Verkoppelung, Zusammenwachsung; das widerspricht sich.

Wenn ich nun aber noch einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf, so möchte ich sagen: mir ist nach den Analogien eine solche Umwallung von ganz Schlesien ganz zweifelhaft. Es ist ja bekannt, dass in alten Zeiten die Völker sich noch nicht allgemein der Weltkultur erschlossen haben, sondern sich wesentlich durch Waldverhaue vertheidigten; und darauf gehen alle diese Analogien hin. Sie haben diese Analogien noch im 14. und 15. Jahrhundert in den Kämpfen der Moldauer und Wallachen, haben aber keine Veranlassung, daraus zu schliessen, dass das ein geordnetes Vertheidigungsmittel ist, damit die Fähnlein zusammenkommen, um diese Grenze zu vertheidigen.

Wenn nun angeführt worden ist: hier in der Grafschaft Glatz ist ein Durchhau, so ist das ein Durchhau, wo die Grenzhügel aufgerichtet sind. Ich gebe zu, dass „Hahn“ (Hain) mit „Hag“ zusammenhängen kann, aber diese Dörfer liegen alle an der Waldgrenze, weiter beweisen sie für Landesbefestigung nichts! — Ueber die drei Gräben weiss ich nichts Genaueres.

Herr **Meitzen**: Dass diese ein Vertheidigungsmittel waren, ist ganz unzweifelhaft. Man kann nur zweifeln, ob sie in die Przeseca gehören.

Herr **Roepell**: So ist es in der Gegend der Römerschanzen einer deutschen Landschaft, die ringsum befestigt gewesen ist. Ich nehme das hin. — Wie stehts aber in dieser Beziehung mit Schlesien? Zu der Zeit, aus der diese ein ganzes Land umfassende Befestigung stammen soll, ist Schlesien nie ein einheitliches Land gewesen. Es hat zu Polen gehört und ist dann in einige kleinere Herzogthümer zerfallen, die feindlich gegen einander gestanden haben. Welcher Stamm soll denn diese grossartige Einrichtung getroffen haben, die ganze Provinz so zu befestigen? Aber die Hauptsache für mich ist die: „Przeseca“ heisst „Durchhau“, und es ist ganz natürlich, dass an den Grenzen, wo Wälder sind, sich solche Przeseca finden, um sie festzustellen und unveränderlich zu machen. Die Etymologie widerspricht diametral dem Begriffe „Befestigung“.

Herr **Meitzen**: Zunächst muss ich erwidern, dass das Wort „Przeseca“ ebensowohl einen „Durchhau“ bedeuten kann, als ein „Zerhauen“ der Wälder. Das Wort selbst kommt von przeciąc, d. h. „Hineinhauen“. Jedenfalls aber wird das Wort Hag im Deutschen übersetzt mit „Verhau“, und ich kann zeigen, und werde dies ausführlich an anderem Orte thun, dass ein Capitulare Karls des Kahlen ausdrücklich Alle bedroht, welche damals Burgen, Befestigungen und Hajas ohne seinen Befehl gemacht hatten. In der Lex Bajuvariorum und den leges Luitprandi heisst Gehäge oder Hag, Gehaic, munita silva oder defensata silva. Ausdrücklich ist doch hier von einer Befestigung die Rede. Ferner wird in den Consuetudines Brittanorum von dem Verbot gesprochen des: Hayer sa terre et la mettre en defense.

Es handelt sich also um einen Waldbestand, der geschlossen, befestigt, nicht

offen ist. Sie sehen ja auch, dass der Villicus sich entschuldigen muss, dass er in der Przeseca erlaubt hat, Holz zu schlagen. Damals muss „Przeseca" also jedenfalls eine mit Holz bedeckte Fläche bedeutet haben. Wenn nun „Przeciąc" „Zerhauen" heisst, so sehe ich nicht ein, warum man behaupten will, das hiesse nur „einen Wald kahl hauen", warum nicht köpfen und stürzen? Unter allen Verhältnissen liegen die urkundlichen Angaben doch so, dass man unmöglich daran denken kann, es solle heissen „Offener Weg"! — und auf dem höchsten Kamme eines Gebirges einen „offenen Weg" zu halten, hatte doch damals durchaus keinen Sinn. In neuester Zeit thut man das, weil da die Revisions-Commissionen von Zeit zu Zeit die Grenzen aufmessen, dagegen haben wir in der älteren Zeit immer und immer wieder Bannwaldung, die nicht angerührt werden durfte, auf den Grenzen. Ich muss daher sagen, dass ich nicht annehmen kann, dass wir es mit einem ausgeholzten Streifen zu thun haben, der in der That für die damalige Zeit gar keinen Zweck gehabt haben kann. Ich halte überhaupt die gestellten Einwendungen der angegebenen Sachlage gegenüber für unerheblich und glaube, dass sich die Frage in dieser Weise hier nicht erledigen lässt.

Herr **Roepell**: Der Herr Vorredner missversteht mich mit dem Worte „kahle Fläche". Ich habe den Namen „Hag" verglichen mit dem Namen Birkicht, Erlicht u. dgl., womit man junges, noch nicht zu Stämmen gewordenes Holz bezeichnet. Wenn also von einer Krone in dieser Przeseca die Rede ist, so kann sich ja das wohl auf das von Zeit zu Zeit aufwachsende Unterholz beziehen. Dass aber „Przeseca" auch „Zusammenhau" heissen könne, das muss ich ganz und gar bestreiten. Soweit mein Polnisch reicht, heisst „prce" nichts weiter als „durch", und es giebt eine Reihe von anderen Wörtern, die den Begriff „Verhau" ausdrücken. Verhau heisst „przecznóns", d. h. „den ganzen Wald zusammenhauen". Dazu kommt noch, dass die polnischen Chronisten des 13. Jahrhunderts für solche Holzverschanzungen — und die meisten der polnisch Groddy und sogenannten Castella sind zu der Zeit alles Holzbefestigungen gewesen — den Ausdruck Planky (aus „Planke" — deutsch) genommen haben. Für die aus grünem Holze gemachten Befestigungen haben sie gar kein Wort.

Herr **Meitzen** bemerkt, dass Hag ausdrücklich Zaun, sepes, bedeutet, dass ebenso gerade für den Burgbau das Wort Przeseca besteht und dass, wie gesagt, darauf verzichtet werden müsse, diesen Streit hier zum Austrag zu bringen.

Herr **Roepell**: Die alten schlesischen, mecklenburgischen, brandenburgischen und pommerschen Urkunden sind uns für die Aufklärung dieser Dinge sehr interessant, weil sie eine Reihe von Befreiungen erwähnen, die gewissen Leuten gegeben worden, namentlich von den Abgaben und Diensten, für welche sie den einzelnen Burgen verpflichtet waren. Unter diesen lateinisch geschriebenen Exemptionen von Diensten kommt auch der Ausdruck vor: „a fossata", d. h. die Einwohner der Burg sind befreit von der Pflicht, die Gräben frei zu halten. Dann kommen auch Urkunden vor, nach denen sie befreit werden vom Aufhauen des Eises in diesen Gräben, und in einer Uebersetzung kommt hierfür ganz einfach das Wort Przeseca vor. Dasselbe Wort, welches für das Durchhauen der Wälder gebraucht wird, kommt hier auch für das Durchhauen des Eises vor.

Herr **v. Meyer**: Der Ursprung des deutschen Wortes Gau kommt von dem im Wallisischen noch gebräuchlichen Worte Kau her, d. h. Band oder Diadem, Einfas-

sung, Hecke und Gau, und in letzterem Sinne wird es auch abwechselnd gebraucht mit Candret (Canton), welches bedeutet, dass es ursprünglich in Umzäunung übergegangen ist. —

(12) Herr v. **Martens** giebt einen Auszug aus der Schrift des Hrn. Professor Strobel

über die Unionenschalen in den Pfahlbauten Ober-Italiens und in den Paraderós Patagoniens.

Unter den organischen Ueberresten der Terremare und der ihnen analogen schwärzlichen Erde der Pfahlbauten in der Emilia finden sich auch Schalen von Conchylien verschiedener Arten, sowohl lebender als tertiär-fossiler, namentlich auch solche von Süsswassermuscheln der Gattung Unio und diese haben in neuester Zeit zwei italienischen Forschern, Dr. Boni und Dr. Coppi, zur Begründung zweier verschiedener Theorien über die Terremare gedient, indem ersterer sie für Reste menschlicher Wohnstätten in künstlichen Wasserbecken (le valve dell' Unio nella terramara del Montale, Milano 1871, S. 173), letzterer sie für Ueberbleibsel von Scheiterhaufen oder Opfern (l' Unio delle terremare, Firenze 1872, S. 12) erklärte. Zwei so verschiedene Erklärungen fordern eine erneute Untersuchung sowohl dieser als ähnlicher Gebilde heraus und von ähnlichen kennt der Verfasser aus eigener Anschauung vorzugsweise die sogenannten Paraderos in Patagonien, welche aber noch mehr Uebereinstimmung mit den dänischen Kiökkenmöddinger zeigen. Prof. Strobel giebt nun zu diesem Behufe eine Uebersicht der verschiedenen Verwendungen von Conchylien bei verschiedenen Völkern aus neuerer und älterer Zeit, wovon wir, da unlängst dasselbe Thema in dieser Zeitschrift (1872, S. 21 und 65) behandelt worden, nur anführen wollen, erstens, dass am Rio Negro in der That die Farbigen und auch theilweise die Landbewohner europäischer Abkunft, die bekannten Gauchos, Flussmuscheln der genannten Gattung zur Speise benutzen, und zweitens als Belege für die Ausdehnung des Handels in den vorhistorischen Zeiten, dass in mährischen Pfahlbauten bei Olmütz Schalen adriatischer Conchylien (Aporrhais pes pelecani und Venus verrucosa), im Südwestfranzösischen an der Dordogne solche aus dem Mittelmeer (Cypraea pyrum und lurida) gefunden worden sind. Referent kann diesen Beispielen hinzufügen, dass in Pfahlbauten am Bodensee bei Bodman die Schale der Trompeterschnecke des Mittelmeers, Tritonium nodiferum, und mehrere Stücke von Pectunculus violascens gefunden wurden, wie Stücke in der Alterthümersammlung zu Stuttgart zeigen. Aber noch weiter her, mindestens vom rothen Meer, wenn nicht vom indischen Golf oder indischen Ocean selbst stammen die auch von Strobel angeführten Schalen der Eburna spirata in einer „Mariera" bei Reggio in Ober-Italien, und von Cypraea pantherina, einer nahen Verwandten der noch bekannteren C. tigris, in den alemannischen Riesengräbern Württembergs mit Gold- und Bronze-Schmuck, und nach Andern auch in Grabhügeln der Normandie; hierher gehört auch die Kaurischnecke in den Ohren einer Gesichtsurne aus Pommerellen, die in dieser Zeitschrift Bd. II, S. 248 und im Correspondensblatt der anthropologischen Gesellschaft, 1872, S. 71 besprochen worden ist.

Von den verschiedenen Zwecken, wozu Conchylien verwendet werden, schliesst Strobel zunächst diejenigen als Geld, als Spielzeug, als Symbol und Kultusgegenstand, sowie als Material zum Kalkbrennen für die vorliegende Frage aus, da keinerlei Anhaltspunkte dafür aufzufinden, und lässt nur die Wahl zwischen Esswaare, Werkzeug und Schmuck vorerst noch offen, das letztere aber auch nur als Ausnahme, da sich nur ganz selten durchbohrte Schalenstücke vorgefunden haben, eine anderweitige Befestigungsweise aber auch nicht nachzuweisen ist.

Was die Art des Vorkommens in den betreffenden Lokalitäten selbst betrifft, so sind

1) in den oberitalienischen Pfahlbauten die Schalen der zwei dort vorkommenden Flussmuscheln, Unio pictorum und Alasmodonta compressa, fast alle gut erhalten, besser als die anderen Conchylien. In den Terremare dagegen haben sie Oberhaut und Sahlossband verloren und ihr Perlmutter ist angegriffen, wie auch an den anderen Conchylien daselbst die organischen Bestandtheile grösstentheils verschwunden sind, doch sind die Schalen meistens ganz oder fast ganz. In den Paraderos Patagoniens haben die Schalen von Unio Patagonicus nicht nur jede Spur von Oberhaut und Schlossband verloren, sondern sind auch alle mehr oder weniger zerblättert und zerbrochen, während die zugleich mit ihnen vorkommenden Meerconchylien besser erhalten sind und mehr oder weniger noch ihre natürliche Farbe zeigen.
2) In den Terremare finden sich die Unionenschalen in jedem Niveau, auch mehrere Meter oberhalb des umgebenden Flachlandes; die Erde der Pfahlbauten dagegen, welche solche Schalen enthält, liegt unterhalb desselben. In den Paraderos befinden sich die Muschelschalen an der Oberfläche der Pampa oder kommen sogleich zum Vorschein, sobald man den Sand nur etwas aufreisst.
3) Sowohl in der Pfahlbautenerde als in den Terremare ist die Anzahl dieser Süsswassermuscheln im Vergleich zu den anderen Conchylien eine nicht beträchtliche, und zwar in ersterer noch mehr als in letzteren; in den Paraderos dagegen überwiegen sie nicht über die anderen.
4) In den Pfahlbauten und den Terremare finden sich Unionenschalen jeden Alters, in den Paradcros wohl auch jüngere, doch keine ganz jungen. In jenen beiden finden sich ferner keine so grossen Exemplare, wie die grössten jetzt noch in Ober-Italien lebenden derselben Art, in den Paraderos sind die grössten nicht kleiner, als die grössten jetzt noch im Rio Negro Lebenden.
5) In der Pfahlbautenerde und in den Terremare finden sich neben den Unionenschalen auch noch Schalen anderer weit kleinerer Süsswasser- und Land-Conchylien, z. B. Cyclas, Limnaea, Helix hispida, H. Cartusiana u. s. w., von denen nicht wohl angenommen werden kann, dass sie den Menschen zur Speise oder zu sonst einem Zweck dienten. In den Paraderos kommen neben den Unionen hauptsächlich noch grössere Meeresconchylien vor, von Süsswasserconchylien nur noch eine Chilina.

Hieraus dürfte sich ergeben, dass wir an den italienischen Fundplätzen, Pfahlbautenerde sowohl als Terremare, ein natürliches Vorkommen der Unionen vor uns haben, dass sie in den nächsten Umgebungen, in denen wir sie finden, wirklich einmal längere Zeit gelebt haben (1, 3, 4, 5), wobei nicht ausgeschlossen ist, dass sie in künstliche Wassrbecken von Menschenhand eingesetzt oder durch dieselben natürlichen Ursachen, die auch heutzutage noch neugegrabene Wasserbehälter mit Conchylien bevölkern, gekommen sind; dafür liesse sich vielleicht geltend machen, dass sie nicht ganz die Grösse der jetzt noch im Freien lebenden erreichen (4), was aber auch sonstwie aus einer minder günstigen Beschaffenheit des Wassers erklärt werden könnte. Ebensowenig bleibt ausgeschlossen, dass ganze Erdhaufen mit den in ihnen gelebt habenden Muscheln später von Menschenhand an andere Stellen zu Erhöhung des Bodens gebracht worden, wofür namentlich die Niveauverhältnisse der Terremare (2) sprechen. Die Landschnecken können durch Bäche, einige selbst vom Appennin herab, hineingeschwämmt worden sein, wofür ihre im Allgemeinen schlechtere Erhal-

tung spricht, die Unionen nicht, da sie erstens zu vollkommen dazu erhalten sind und zweitens in den kleineren reissenden Bächen gar nicht vorkommen. Eine gelegentliche Verwendung der vorhandenen Muscheln als Speise, Werkzeug oder Schmuck ist nicht absolut auszuschliessen, wie namentlich auch einige fossile Muscheln als Schmuckgegenstand dahin gekommen zu sein scheinen, aber die ganze Menge der vorhandenen Süsswassermuscheln kann doch nicht wohl daraus genügend erklärt werden. In den Paraderos dagegen sind die Süsswassermuscheln vermuthlich Reste der Mahlzeiten der Bewohner, dafür spricht ihr Vorkommen mit grösseren Meermuscheln und das Fehlen von ganz kleinen Exemplaren. Ihre Zerblätterung und Zerstückelung dürfte übrigens erst nachträglich durch die Sonnenhitze und die Hufe der Pferde erfolgt sein. Dass sie nicht auf Ueberschwemmungen zurückzuführen sind, ergiebt sich daraus, dass sie nur in den Paraderos mit Meerconchylien und Resten menschlicher Instrumente, nicht sonst im Sande der Pampas vorkommen. Die Zeit der Bildung der Paraderos scheint eine nicht sehr lang vergangene, vielleicht ungefähr die der ersten Ankunft der Europäer am Laplatastrom zu sein.

Gegen die Theorie von Dr. Coppi, dass die Terremare Brandstätten, Reste von Scheiterhaufen oder Opfern seien, spricht schon im Allgemeinen das Vorkommen von werthlosen Abfällen, von Giessformen u. dgl., die zu feierlichen Handlungen nicht passen, ganz besonders aber in unserem Falle das Fehlen von Spuren der Einwirkung des Feuers an der grossen Mehrzahl der Muschelschalen. Die fünf Stücke angebrannter Muschelschalen, welche Dr. Coppi gesehen haben will, bilden eine verschwindende Minderzahl und können zufällig, z. B. bei einer Feuersbrunst, in's Feuer gekommen sein. Dr. Boni und Prof. Strobel selbst haben darüber genaue Versuche angestellt, woraus sich ergiebt, dass unmittelbar im Feuer oder auf glühenden Kohlen die Muschelschalen schon in einer Stunde, dagegen auf einem Roste nur den heissen Dämpfen ausgesetzt erst nach zwölf Stunden zu (kohlesäurefreiem) Kalk gebrannt werden, während die organischen Bestandtheile rascher zerstört werden. Strobel macht dabei mit Recht auf den Doppelsinn des Ausdruckes calcinirt, Calcination aufmerksam, worunter man bald die natürliche Verwitterung, Vetlust der organischen Bestandtheile bei Erhaltung des kohlensauren Kalkes, bald — und das ist die eigentliche Bedeutung — das Austreiben der Kohlensäure aus dem Kalk, das Kalkbrennen, versteht.

Gegen die Ansicht des Dr. Boni, dass die Terremare die Reste von künstlichen Wasserbehältern seien, spricht die Verschiedenheit ihrer Erde von der torfartigen der eigentlichen Wasserpfahlbauten und ihre Erhebung in Form kleiner Hügel über das umgebende Niveau, was eine künstliche Eindämmung voraussetzen würde, von der sich keine Spur erhalten hat. Selbst dass die Unionenschalen öfters nur an ihrem Rande, nicht in ihrer Mitte gefunden werden, spricht dagegen, denn diese Fälle finden ihre natürlichste Erklärung darin, dass jene Hügel bei Ueberschwemmungen aus dem umgebenden Wasser hervorragten, welches an ihrem Rande seine Muscheln anschwemmte.

Die Terremare sind aller Wahrscheinlichkeit nach alte Wohnstätten oder Lagerplätze, wie die Paraderos, bei denen es schon der Name besagt; sie können Pfahlbauten auf dem Trockenen gewesen sein, wie solche noch gegenwärtig in manchen Gegenden der Erde (namentlich bei den Dayakern auf Borneo, Referent) vorkommen und man findet in der That auch in einigen die Pfahlreste; sie können aber auch, wo solche fehlen, Stätten von Zelten oder Hütten gewesen sein und an einigen scheinen sogar noch Spuren von Erdwerken zur Befestigung bemerkbar.

Wie schon oben erwähnt, gehören die betreffenden Muschelschalen der italienischen Pfahlbauten und Terremare grösstentheils den noch heutzutage in Ober-Italien

häufig lebenden Arten Unio pictorum L. und Alasmodonta compressa Menke (Unio Bonelli Fer.) an. In der Terremare von Montale wurde jedoch nach der Bestimmung von Dr. Boni auch Unio Sinuatus Lam. gefunden, was deshalb auffallend erscheint, weil diese Art gegenwärtig aus Ober-Italien fast gar nicht bekannt ist; unter den vielen malacologischen Lokalfaunen dieses Landes erwähnt nämlich nur eine dieser Art, die Malacologia Veneta von E. de Betta, 1870, wonach Unio Sinuatus in den Jahren 1860 — 1862 an zwei Stellen, bei Este und im Paduanischen, gefunden wurde. Referent glaubt um so mehr, dies hervorheben zu müssen, als derselbe Unio Sinuatus auch in Deutschland, zugleich mit Ueberresten aus der Steinzeit und solchen aus der Römerzeit, gefunden wurde, aber gegenwärtig nicht lebend in Deutschland vorkommt[1]). Was die Römerzeit betrifft, so besitzt das Museum vaterländischer Alterthümer zu Karlsruhe einige getrennte und ihrer Oberhaut beraubte Schalenhälften dieser Art, welche von einem Funde römischer Alterthümer bei Ladenburg am Neckar oberhalb Mannheim herrühren (Näheres darüber konnte leider nicht ermittelt werden). Ferner wurde in den Küchenabfällen des Römercastells in Wiesbaden Unio sinuatus in zahlreichen Exemplaren neben vielen Stücken der gemeinen Auster und einigen von Cardium aculeatum gefunden, wie Prof. Sandberger in Würzburg, der selbst einige Stücke davon besitzt, dem Referenten mitgetheilt hat. Betreffs der Steinzeit schreibt ebenderselbe, dass eben dieser Unio sinuatus im Kalktuff von Homburg a. M. neben Topfscherben der genannten Zeit und auch als perlschnurartiger Schmuck in einem Grabe der Steinzeit in Nassau gefunden worden sei; dieser Schmuck entspreche genau demjenigen aus Rheinhessen, welchen Lindenschmitt in dem Archiv für Anthropologie (Bd. III, S. 101, Faf. II, Fig. 8 und 10) abgebildet hat. Indessen erscheint die Annahme, Unio sinuatus habe früher im Rheine gelebt, immer noch eine gewagte, da er gegenwärtig nicht in diesem Strome und auch nicht in dessen Zuflüssen lebt und auch bis jetzt seine Schalen nicht in von Menschenwerk freien alluvialen oder diluvialen Ablagerungen gefunden worden sind; es wäre möglich, dass nur die leeren Schalen als Schmuckgegenstände oder als kleinere Gefässe für Salz, Salben oder dgl. von Galliern in römischem Dienste aus dem mittlern und westlichen Frankreich, wo diese Muschel noch heutzutage mehr oder weniger häufig vorkommt, gebracht worden sei.

Herr **E. Friedel** knüpft hieran eine Mittheilung

über die Verwendung der Süsswassermuschelthiere als Schweinefutter in Nord-Deutschland.

Namentlich in der Kleinwirthschaft (bei den Kossäthen, Büdnern u. s. w.) wird dasselbe in Nord-Deutschland angewendet. So sah ich in Neu-Glietzen an der Oder bei Königsberg in der Neumark ungeheure Mengen von Unio pictorum, U. tumidus und Anodonta anatina frisch aus dem Wasser gesammelt unter den Händen von Kindern, welche die Schliessmuscheln der Thiere mit einem Messer durchschnitten, demnächst die Weichtheile herausschrapten und in den Futtertrog warfen. Zu Buckow in der Märkischen Schweiz, 6 Meilen nordöstlich Berlin, sah ich zu demselben Zwecke ausser den gedachten Muscheln noch die selteneren Unio batavus, ater und crassus verwendet. Kleinere Schnecken und Muscheln (Physa, Limnaeus, Planorbis, Cyclas u. s. w.) gelangen dabei zufällig mit in Verwendung. In Sylt sah ich in ähnlicher Weise die Miesmuschel (Mytilus edulis) als Schweinemast verwendet. Von dieser Muschelkost sollen die Thiere sehr fett werden.

Sehr interessant und wohl zur Vergleichung einladend ist hierbei der Umstand,

---

[1]) Vgl. Sitzungsberichte der Gesellsch. Nat. Freunde. Dezember 1872.

dass in jenen Wirthschaften allemal die Muschelschalen auf einen Haufen zusammen geworfen werden, um Unglück zu verhüten, da die barfüssige Bevölkerung, wie es mir beim Baden selbst ergangen, beim achtlosen Umherstreuen der Conchylien, sich an deren harten scharfen Rändern, sowie an den zackigen oder spitzen Bruchstücken zertretener, häufig verletzen würde.

Absichtlich oder unabsichtlich werden hierbei allerhand Wirthschaftsabfälle mit fortgethan, und so bilden sich noch heut in unserer Mark Brandenburg hier und da kleine Muschelberge oder Anhäufungen von Kjökkenmödding, aus denen ich oft genug treffliche Schalenexemplare für meine Conchyliensammlung gewonnen habe. Ein solcher Muschelhaufe mag es gewesen sein, dessen ich bei Erwähnung der von mir auf dem Terrain der Friedrich'schen Villa am linken Dahmeufer bei Cöpenick gemachten Ausgrabungen als mit Resten wendischer Töpferwaaren und Schweinsknochen gefunden, in einer der letzten Sitzungen gedachte.

Da nun in den Terramaren und neueren Pfahlbauten domesticirte Schweine nachgewiesen sind, so mag es möglichenfalls immerhin der Mühe verlohnen, auch den hier angedeuteten Gesichtspunkt gelegentlich mit ins Auge zu fassen.

Herr v. **Martens** bemerkt hierzu, dass auch am Main in der Gegend von Frankfurt diese Muscheln als Schweinefutter dienen, wie Dr. Kobelt in seiner Fauna der nassauischen Mollusken (S. 234) angiebt, der auch schon solche Haufen geleerter Muscheln mit den Kjökkenmöddinger vergleicht. Nach Hrn. **Appuhn** geniessen die Indianer Venezuela's nach Gastmählern eine Ampullaria behufs ihrer Restaurirung, wie anderswo ein saurer Hering gereicht werde.

Der als Gast anwesende Herr **Jikely** bemerkt, dass bei Massaua die Spitze einer Avicula abgebrochen und zum Schwärzen der Augenlider statt Kochle benutzt werde.

(13) Als Geschenke sind eingegangen von Hrn. Fritsch ein Theil der Photographien, welche für sein kürzlich publicirtes Werk über Süd-Afrika gedient haben.

Sitzung vom 25. Januar 1873.

(1) Der Vorsitzende, Herr **Bastian**, macht aus Briefen der HHrn. Reichenow und Lühder, die sich von der Goldküste nach dem Camrun begeben haben, einige Mittheilungen über ihre Reisen.

Aus einem Schreiben des ottomanischen Gesandten Bu Aischa scheint hervorzugehen, dass Dr. Nachtigal von Adamana nach der Westküste aufgebrochen sei.

(2) Herr Bauinspector **Geiseler** aus Brandenburg a. H. zeigt

ein mächtiges Bronzeschwert.

Der historische Verein zu Brandenburg erhielt im Spätherbst 1872 die Nachricht, dass Arbeiter beim Stechen von Torf in der Gegend von Briest eine Schwertklinge gefunden und an einen in der Nähe der Stadt wohnenden Förster verkauft hätten. Die Nachricht erwies sich als begründet. Der Fund, eine Schwertklinge von Bronze, konnte für den oben genannten Verein erworben werden und gehört zu den schönsten Exemplaren der betreffenden Sammlung. Der Werth ist um so grösser, als das Exemplar selten schön erhalten ist und bezüglich der Technik den Eindruck eines höchst gelungenen Bronzeerzeugnisses der neuesten Zeit macht[1]).

Am Kopfe der Schwertklinge befinden sich neun Löcher, in denen die Niete noch unverletzt vorgefunden sind. Der Querschnitt derselben lässt erkennen, dass auf einer Seite wenigstens die Aufstauchung erfolgt ist, nachdem der Schwertkopf in den hohlen oder aus zwei congruenten Theilen bestehenden Griff eingebohrt war. Es ergiebt sich aus dieser Aufstauchung, dass der Griff aus einem weichen Materiale (Holz, Horn, Elfenbein u. s. w.) nicht bestanden haben kann, da dasselbe bei der Aufstauchung oder Vernietung zertrümmert worden wäre. Es liegt daher hier die Vermuthung vor, dass der Griff aus Bronze oder gar aus Gold war. Interessant ist, dass die Klinge nicht glatt ist, sondern überaus zierliche Profile zeigt und dass sich bereits punktirtes Ornament vorfindet, ähnlich dem an älteren Aschenurnen nachweisbaren. Weitere Nachforschungen konnten während des Winters an der betreffenden Stelle nicht vorgenommen werden, für das Frühjahr sind jedoch Nachgrabungen in Aussicht genommen. Die eingezogenen Erkundigungen haben ergeben, dass die Schwertspitze etwa 5 — 6 Fuss unter der Oberfläche der Torfschicht in einer Thonschicht steckte und das Schwert selbst vertical im Boden gestanden hat. Nach einer nicht zu verbürgenden Mittheilung haben sich an dem Fundorte einzelne blanke

[1]) Hr. Geiseler hat eine genaue Zeichnung aufgenommen. Dieselbe ist in Taf. VII. wiedergegeben und erläutert besser, wie jede Beschreibung, das Sachverhältniss.

Ringe befunden. Dieselben zu ermitteln, ist jedoch trotz vieler Nachforschungen nicht möglich gewesen.

Herr **v. Quast**: Ich wollte fragen, ob Jemand Anderm ein so grosses Bronzeschwert bekannt ist; ich entsinne mich nicht, irgendwo ein solches gesehen zu haben. Was den Griff betrifft, so bezweifele ich, dass er von Silber oder Eisen gewesen sein könne, da wir in der Bronzezeit nicht zugleich auch Eisen oder Silber finden. Dieses Schwert kann auch nicht in einem Grabe gelegen haben, denn die aus den Gräbern pflegen zerbrochen zu sein, als ein symbolisches Zeichen.

Auf die Frage des Herrn **Siemens**, ob es sicher sei, dass nicht der Finder den Griff abgelöst habe, erwidert

Herr **Geiseler**: Der Finder ist vom Bürgermeister darüber vernommen worden und hat es in Abrede gestellt. Er hatte es von Arbeitern bekommen, die aber schon abgelohnt waren.

Herr **Siemens**: Dann müsste es ein festeres, elektro-positiveres Metall gewesen sein als Zink. Vielleicht hatte man schon Eisen, und wusste es nur noch nicht so gut zu verarbeiten. Eisen wäre mit der Zeit durch galvanischen Strom und Oxydation weggefressen worden. Zink und Eisen würden sich lösen.

Herr **Virchow**: Zink gehört in eine zu späte Zeit und ist als besonderes Material kaum verwendet worden. Es könnte aber sehr wohl Leder untergelegt sein. Jedenfalls entspricht das Schwert nach Ornamentik und Form den sonst bei uns vorkommenden Bronzeschwertern.

Herr **Bastian**: Das vorgezeigte Schwert ist jedenfalls eines der kostbarsten seiner Art. Unter den im vaterländischen Museum befindlichen Bronzeschwertern stammen verschiedene aus Brandenburg oder deren nächstem Umkreis und die Mittheilung des Hrn. Geiseler bietet eine erwünschte Veranlassung zu einer Monographie über die Bronzeschwerter unseres Museums. —

(3) Herr **v. Meyer** spricht

über den Ursprung von Rechts und Links.

Ich wollte die Aufmerksamkeit der Versammlung mir für eine kleine Abhandlung erbitten, deren Gegenstand jedenfalls der Aufmerksamkeit werth ist — eine anthropologische Frage über den Ursprung von „Rechts“ und „Links“, und eine kurze Ausführung der verschiedenen, sowohl geschichtlichen als sprachlichen Spuren, um diesen Ursprung ausfindig zu machen. Ich habe diese Frage in einem kleinen Aufsatze behandelt, der zunächst nur eine mehr populäre Fassung erhalten hat, die aber dennoch den streng wissenschaftlichen Faden verfolgt, und die desshalb auch für meine Mittheilungen, für welche ich mir Ihre gütige Nachsicht ausbitten möchte, als Grundlage dienen kann[1]).

Warum bevorzugt der Mensch die rechte Hand so entschieden vor der linken? Warum arbeiten und fechten, schreiben und zeichnen, stricken und spinnen wir ge-

[1]) Obwohl dieser Vortrag in der Zwischenzeit eine theilweise Veröffentlichung erfahren hat, scheint es doch angezeigt, ihn hier in extenso und nach seinem ursprünglichen Wortlaut mitzutheilen.

wöhnlich nur mit dieser einen Hand, und gebrauchen dieselbe ausschliesslich bei allen feierlichen, sinnbildlichen Handlungen des Ritus und Rechts, der Liebe und Freundschaft? Unsere Linke darf weder segnen noch schwören, weder geloben noch durch Händedruck grüssen, und findet sich auch für ihre gesammte übrige Thätigkeit auf ein schwaches, bescheidenes Mitwirken beschränkt, dessen Bescheidenheit nur in wenig Fällen, wie beim Essen in England oder Schnupfen in Spanien, als tugendhaft erscheint. Aber nach muhamedanischer Sitte darf die Linke sich auch nicht beim Essen betheiligen, sondern muss sich anständiger Weise während der ganzen Mahlzeit verhüllt oder verborgen halten.

Und so wie heute von uns und in den Gebräuchen der Gegenwart, so finden wir, vermittelst der uns erhaltenen bildnerischen und schriftstellerischen Denkmäler, den Vorzug der Rechten vor der Linken von allen Völkern der Welt seit beinahe viertausend Jahren fortwährend beobachtet. In ihrer Rechten halten die ägyptischen Götterstatuen ihr heiligstes Sinnbild, das Kreuz des Lebens, halten die altassyrischen, wie die ägyptischen Priester und Könige die Opferspende; in der Rechten hält Zeus den Blitz, Poseidon den Speer oder Dreizack, Herakles die Keule und Klotho den Schicksalsfaden. Mit der Rechten legt König Ramses und König Salmanassar, legt Apollon und Teukros, legen Artemis und die Amazonen den Pfeil auf den Bogen — und beraubten sich letztere, nach dem Mythus eines Wortspiels, eben deshalb auch ihres beim Schiessen hinderlichen rechten Busens. „Gleich der Sonne", heisst es in ägyptischen Königsinschriften, „ist sein rechtes Auge und gleich dem Monde sein linkes"; und mit ihrer Rechten hält in der Weltschöpfung der Völuspa die Sonne, von Süden aus, das himmlische Tagesross. Mit der Rechten im Feuer sühnet der patricische Jängling sein Versehen vor Porsenna; und zur hebräischen Priesterweihe gehörte, nach dem Leviticus, die Besalbung des rechten Ohrs, Daumens und der rechten grossen Zehe mit Opferblut. In den alten Malereien zum Sachsenspiegel werden die Begriffe des Nichtwollens und Nichtverstehens durch die Geberde eines Mannes versinnbildlicht, der mit der linken Hand seinen rechten Arm festhält; und auf einem zu Montmorillon gefundenen (von Montfaucon bekannt gemachten) neodrudischen Relief sehen wir den zweiten der drei Einweihungsgrade dadurch ausgedrückt, dass aus der Mantelumhüllung des vor der Figur der Wahrheit stehenden Jüngers nur erst der rechte Arm freigeworden ist. Mit der Rechten segnet Jacob den Ephraim vor Manasse; mit der Rechten begrüssen sich (ἀσπάζονται) die Homerischen Helden; rechtsum im Kreise zeigt der Herold das dem Ajax zugefallene Loos des Zweikampfes mit Hector; rechtsum bettelt Odysseus, rechtsum hinkt als Weinschenke Hephästos, rechtshin wendet sich beim Gebet der Grieche; mit der Rechten bei allen Völkern weiht der Priester, richtet der Richter, herrscht der König; von der Rechten donnert Zeus, wenn er Glück und Sieg verkünden will. Die Linke aber bildet in allen diesen Fällen zu ihrer bessern gottbegünstigten Schwester die ungleiche Gegenhälfte, die im Kriege hauptsächlich nur dazu dient, den Schild zu tragen, im Frieden nur dazu, den Busen des Mantels zu fassen oder auch den Bogen und die Leier des Gottes zu halten, während sein von Schuss und Spiel ermüdeter rechter Arm über das Haupt gelehnt ausruht, — nur eine Gegenhälfte, die, wie sie unebenbürtige Heirathen schliessen hilft, so auch ihrerseits mit der edleren anderen Hälfte, als durch eine unebenbürtige Ehe verbunden erscheint, ja, und diese Ungleichheit zuweilen (schon in etruskischen Gemälden) noch dadurch verschärft sieht, dass ihr, gegenüber dem weissen guten Engel der anderen Hand, ein schwarzer böser Engel zur Seite tritt.

Nicht minder deutlich aber bezeugt werden Alter und Allgemeinheit dieser ungleichen Unterscheidung durch die Ausdrücke, mit denen sich in allen alten und

neuen Sprachen — sowohl denen der turanischen (scythischen) und semitischen, als denen der arischen (sanskritischen) Entwickelungsstufe — beide Hände und Seiten einander gegenüber gestellt finden. Durchgängig erscheint hier die rechte Hand als die gute (lettisch: labba roka) oder bessere (ungarisch: job kät), und berührt sich immer auch etymologisch mit den (von dem Lautgebenden des Reichens und Erreichens, Richtens und Verrichtens, Zeigens, Bezeugens und Rügens ausgehenden) Begriffen: des Geraden und Wahren (französisch: droit, droiture); des Behenden und Geschicklichen (französisch: adroit, dextérité; vom Lateinischen: dexter; sanskritisch: dakshas); des Treffenden, Richtigen; des Braven (russisch: pravi, rechts) und Rechtlichen; des Rechts, Gerichts und der Gerechtigkeit; — und insbesondere auch mit dem religiösen Begriffe des Rechten und Gerechten, der von Gott und Gewissen gebotenen rechten Wahl und Entscheidung. Die linke Hand dagegen erscheint als die schlechte (ungarisch: bal); mangelhafte (italienisch: manomanca); als zusammenhängend mit den Lautgebenden und Begriffen: des Schwachen und Hülflosen (italienisch: mano stanca; spanisch: man zurda, seneca); des Unfreien und Unebenbürtigen (deutsch: Wendische, Windische Hand; französisch: main Gauche, entstanden aus manus Gallica, main Gallique im Gegensatz zu der manus Franca, main franche); des Unbeholfenen und Linkischen (französisch: gauche; spanisch: gancho; englisch: gawk); des Unsichern und Zweifelhaften (cymrisch: chwith, links; chwithan, zweifeln); des Schiefen, Verkehrten und Unrechten (deutsch: äbisch; gothisch: ibuks; althdchdeutsch: apuh; mittelhochdeutsch: ebic; windisch: verkehrt); und insbesondere auch mit dem religiösen Begriffe des Unrechten, des von Gott und Gewissen verbotenen Bösen und Strafwürdigen (esthnisch: lempo kä, die böse [teuflische] Hand); des Unglücklichen und „Sinistern" (vom Lateinischen sinister).

Und was ist also nun der Grund einer so allgemeinen uralten Bevorzugung der einen Hand vor der anderen? Wo wurzelt diese so scharf ausgeprägte menschlische Einseitigkeit jener allgemeineren Zweiseitigkeit, durch die sich sowohl Thier als Mensch von der (mehr rund und vielseitig entwickelten) Pflanze unterscheiden?

Ist der Grund gleichfalls, wie in diesem Falle, ein natürlicher, dessen Nothwendigkeit sich aus einer ungleichen Vertheilung der Lebenswerkzeuge und Lebensthätigkeiten in den beiden Körperhälften nachweisen liesse? Aber, — nur etwa mit Ausnahme der mehr nach links gekehrten Lage des Herzens, — lehren uns Wissenschaft und Erfahrung das Gegentheil, und zwar letztere vermittelst einer grossen Anzahl einzelner Beispiele, in denen ein Mensch durch Unfall oder Zufall dazu gekommen ist, seine Linke ebenso trefflich zu gebrauchen, als die übrigen Menschen ihre Rechte.

Oder wäre es ein, wenn auch nicht anatomisch und physiologisch nachweisbarer, doch sonst irgendwie — etwa zufolge vormenschlicher (Darwin'scher) Entwickelungsmomente — im geheimen Wesen unserer Natur begründeter Antrieb und Instinct, wie der Hund schief läuft, das Pferd kreuzweise geht und trabt und die Katze schnurrt und den Buckel krümmt? Aber wir wissen, dass das Kind auch heute, nach einer durch mehr als tausend Menschenalter fortgeerbten Gewohnheit, die doch, wie der Engländer sagt, might have run into blood, einen solchen Instinct nicht kennt, sondern zum Gebrauch der rechten Hand immer erst durch Mutter und Amme abgerichtet werden muss; und wir wissen auch, dass die, durch den Instinct so viel stärker als wir beherrschten Naturvölker doch den ungleichen Gebrauch beider Hände weit weniger als wir beobachten; ja, dass einige derselben die Rechte und Linke ganz oder beinahe gleichmässig verwenden und dabei gelegentlich auch noch die Füsse zu Hülfe nehmen.

Oder läge endlich die Ursache in irgend einer urgeschichtlichen Bedingung des

geschäftlichen Verkehrs, in irgend einer technischen Eigenthümlichkeit des Jagd-, Kriegs- oder Nomadenlebens, des Ackerbaues oder Handwerks? Etwa z. B. im Reiten, besonders Aufsteigen, das bei uns Männern bekanntlich immer mit dem linken Fusse geschieht, und dass diesem deshalb auch bei uns einen höheren Adel und Werth verschafft hat, so dass er, nach altdeutschem Recht, mit dem rechten Bein gleich hoch gebüsst wurde? Oder auch im Treiben des Pferdegespanns, mit Bezug auf das Führen der Zügel und Peitsche, sowie mit Bezug auf das wendische Wort für rechts, hotni, d. i. Pferdeseite, oder auf die deutsche und russische Fuhrmannsbezeichnung des Pferdes rechts als des zu-der-händigen, des anderen als des von-der-händigen Gaules? Aber alle diese und viele ähnliche auf Rechts und Links bezügliche technische Ausdrücke und Gebräuche setzen den Vorzug des rechten Arms, als desjenigen, der Peitsche, Waffe und Werkzeug führt und Speer und Schwert zuckt, immer schon voraus, — alle, bis vielleicht auf einen, nämlich den sowohl friedlichen als kriegerischen Gebrauch einer vorzugsweisen Umhüllung und Deckung, Bekleidung und Schirmung der linken Körperseite, als derjenigen, die, wie schon bemerkt, vorzugsweise das Herz einschliesst. Und da nun auch in vielen Sprachen viele Wörter und Ausdrücke für Links sich auf diese Deckung beziehen — z. B. nicht nur der griechische Ausdruck ἐπ' ἀσπίδα (Schildseite) und ἐπὶ δόρυ (Speerseite) für links und rechts, sondern auch das hebräische Wort schmol (verhüllt, links), das cymrische asw, aswy (Schild, links: vgl. das russische shui und das baskisch-spanische izguierdo), das griechisch-lateinische λαιός und laevus (auch wohl σκαιός und scaevus) und das lateinische sinister von sinus, Bausch, Busen), — so könnte man wirklich geneigt sein, in einem solchen linken Gebrauch des Schildes und Kleides den gesuchten Ursprung der ganzen Unterscheidung zu erkennen; — widersprächen dem nicht drei, wie mir scheint, gewichtige Beobachtungen und Betrachtungen, und nöthigten uns, die letzte Lösung doch anderswo zu suchen, als blos in der physischen Lage unseres Herzens.

Zuerst widerspricht die Beobachtung, dass in allen bekannteren Sprachen (unseres Wissens) kein Wort für Links vorkommt, das mit dem für Herz gleichnamig sei und das mithin als ein unmittelbares sprachliches Echo unseres Herzenschlages gelten könne, sondern dass die betreffenden Ausdrücke sich immer nur auf die — möglicherweise erst durch die Unthätigkeit der linken Seite veranlasste — Deckung und Umhüllung beziehen. Sodann widerspricht der, wie schon aus den oben angeführten Beispielen erhellt, mit dem Gebrauch und Namen der linken Hand und Seite bei allen Völkern verbundene Begriff des Geringschätzigen und Gehässigen, da dieselbe doch, war die ungleiche Unterscheidung nur ihr und dem Herzen zu lieb getroffen worden, vielmehr als die liebere und kostbarere, wenn auch schwächere und weiblichere, hätte in Ehren gehalten werden müssen. Und drittens widerspricht der, gleichfalls aus den obigen Beispielen erhellende, entschieden religiöse Sinn und Zweck jener Unterscheidung, die anstatt auf irgend einen praktischen Ausgleich und Wechselgebrauch, vielmehr immer auf einen scharfen dogmatischen Gegensatz von Recht und Unrecht, Gut und Böse, Heil und Unheil hinausläuft, und die gewiss auch nur kraft einer solchen übersinnlichen Wendung vermocht hat, sich der Menschheit so tief und dauernd einzuprägen.

Gewiss, wenn nicht auf physisch-natürlichem Gebiet, konnte eine so mächtige Gewohnheit auf keinem anderen entspringen als demjenigen, nach dem der Blick unserer Leser und Leserinnen sich wohl schon bei Erwähnung jenes zur Rechten donnernden Zeus, jenes zur Rechten und Linken stehenden guten und bösen Engels hingewandt hat, auf dem religiösen Gebiet. Hier, wo so viele andere menschliche Gewohnheiten, wo namentlich alle unsere Spiele und Tänze ihren Ursprung genommen,

war ein besonders geeigneter Boden gerade für die Erziehung einer solchen kosmisch-menschlichen Gewohnheit und Unterscheidung, einer Unterscheidung, die durch das den Menschen umgebende, göttliche Weltgebäude sofort der engen Gegensätzlichkeit des eigenen Körpers entrückt und mit dem Wechsel von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht in einen weiten überirdischen Zusammenhang gebracht wurde. Emporblickend zum himmlischen Lichte, diesem ersten Urquell und fortdauernden reinsten Gleichniss seines Gottesbewusstseins, sah der Mensch den sinnlichen Körper dieses Lichtes, sich, aus dem Dunkel hervorbrechen, von einem Ende des Horizontes zum anderen über ihm dahin bewegen und fand in den Hauptpunkten dieser Bewegung die natürlichen Merkmale zur Erkenntniss sowohl der vier verschiedenen Seiten des Himmelsgewölbes als seiner eigenen Scheitel- und Queraxe, seines eigenen Rechts und Links und Vorn und Hinten. Derjenige kosmisch-religiöse Standpunkt aber, der ihm hierbei als der bedeutendste und ursprünglichste erscheinen musste, war jedenfalls der dem Sonnenaufgang zugekehrte, der ihm das werdende Licht im Kampf und Sieg mit dem Dunkel zeigte, und der ihm in diesem Kampfe das Wunder seines eigenen, der Nacht entstiegenen Werdens, den Beruf seiner im Widerstreit zwischen himmlischem Licht und irdischem Dunkel sich entwickelnden Doppelnatur geheimnissvoll wiederspiegelte. Und indem der Mensch also von diesem Standpunkt der Anbetung und Erkenntniss ausging, bot ihm die (südliche) Himmelsgegend nach der die vor ihm aufgehende Sonne sich hinbewegte, auch sofort einen natürlichen Fingerzeig für den religiösen Werth seiner eigenen beiden Seiten und Hände, und lehrte ihn die eine als die dem Lichte zu-, die andere als die vom Lichte abgewandte, die eine als die gute, gottbegünstigte Rechte, die andere als die böse, unglückliche Linke empfinden und unterscheiden, und so fortan für sein ganzes Leben gebrauchsmässig unterschieden halten.

Und hier also, glaube ich, stehen wir an dem wahren geschichtlichen Ursprung von Rechts und Links, an dem wirklichen geheimnissvollen Quell, daraus der Mensch vor vier oder fünf Jahrtausenden jenen grossen Unterschied geschöpft hat, — einen Unterschied, nicht nur zwischen Speer- und Schildseite, zwischen freiem und verdecktem Arm, sondern zugleich zwischen Licht und Dunkel, Gnade und Ungnade, Tugend und Sünde. „Brauche, damit dein Unternehmen gedeihe, den von der Gottheit begünstigten und bevorzugten rechten Arm", so lehrte den Menschen nicht minder seine eigene religiöse Empfindung, als das Wort seiner Priester: und ermahnte ihn, diesen Vorzug auch für sein ganzes übriges Thun und Handeln als ein fortdauerndes Beispiel im Auge zu behalten. Und wenn dabei die Beachtung und Schonung der Herzensseite als ein physischer Anlass ursprünglich mitgewirkt haben mag, so ist derselbe doch gewiss schon sehr früh hinter der höheren religiös-natürlichen Ursache zurückgetreten, und hat den geschichtlichen Menschen jene Unterscheidung nicht im Gefühl seines schlagenden Herzens, sondern im Anblick der ihn im Licht umschwebenden Gottheit, im Gefühl seiner vor ihr und für sie handelnden Frömmigkeit und Tapferkeit ausbilden und durchführen lassen.

Und sehen wir uns also für diese versuchte Lösung des Räthsels nun auch nach einigen der aus Religionsgeschichte und Sprache zu schöpfenden historischen Beweise um! Versuchen wir die innere Wahrscheinlichkeit unserer Ansicht dadurch zur wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben, dass wir den ursprünglichen religiösen Zusammenhang von Rechts, Süd und Gottheit, sowie von Links, Nord und Dämon, nicht nur aus der allgemeinen Uebereinstimmung, sondern auch aus einer gewissen Verschiedenheit der bei den verschiedenen Völkern herkömmlichen betreffenden Gebräuche und Ausdrücke nachzuweisen unternehmen.

Gegen Ost gewandt beteten, nach dem übereinstimmenden Zeugniss der Sprache

und Geschichte, — ja, beten theilweise noch heute, — sämmtliche sinesich-turanische und semitische Völkerschaften, und ausserdem in Asien die alten Perser und Inder, in Europa die Kelten (Cymren und Gälen): also der ganze (asiatische) Urbestandtheil der geschichtlichen Menschheit. Werfen wir sofort, beim Glanze der dort aufgehenden Sonne, beim Scheine des hier angezündeten Opferfeuers, einen Blick auf das Schauspiel der von diesen Völkern begangenen Lichtfeier und religiösen „Orientirung", — so wie deren Gedächtniss noch in zahlreichen uns erhaltenen Liedern und Hymnen, Psalmen und Vedas historisch fortlebt.

Im festlichen Zuge sehen wir, bei Morgendämmerung, Priester und Sänger und Gemeinde, dort am Jordan und Euphrat, hier am Oxus, Indus und Thamesis, dem aufsteigenden Gleichnisse ihres Gottes, ihres Pryd, Indra, Mithra und Bel, ihres Jah und Jehovah entgegenwallen. Das Brandopfer von Thier und Früchten, das Milch- und Somaopfer wird bereitet: hell erschallt, im Wettstreit mit den Lichtstrahlen des aufgehenden Tages, der fromme Gesang und Saitenklang, erschallen die Psalmen und Vedas, in denen die Gemeinde dem Gotte ihren Dank für die Gnade des menschlichen Daseins, ihre Abbitte für dessen Schuld und Fehle darbringt, in denen sie um gnädige Annahme des Opfers, um fortdauernden göttlichen Schutz des Landes und Volkes betet. Am hellsten und mächtigsten aber erklingt das Preislied auf den von dem Gotte neuerstrittenen Sieg über das Dunkel, erklingt das beim Somaopfer von der Gemeinde geleistete Gelübde, sie wolle ihm, dem Gotte, bei seinem fortdauernden Kampfe auch menschlicherseits nach wie vor männiglich beistehen, kraft dieses der Lichtseite zugewandten rechten Armes, und trotz aller jener, von der Linken her im Dunkel drohenden, feindlichen Devas und Dämonen! — „Lasst uns nachtrachten dem Lichte des göttlichen Schöpfers und unsern Geist an Ihm stärken!" so lautet eine bekannte Gebetsformel der Vedas: und ähnlich lautet das Gebet des Psalmisten: „Hilf mit Deiner Rechten, o Herr, und erhöre uns, und lass uns Thaten thun an Deiner Seite!"

Sprachlich bezeugt wird diese ursprüngliche östliche Gebetsrichtung durch eine bei allen betreffenden Völkern gebräuchliche grosse Anzahl gleichnamiger, zumeist vom Körper ausgehender Wörter für Rechts und Süd, Links und Nord, und desgleichen für Vorn und Osten, Hinten und Westen. So sind z. B. das mongolische: baraghon; das hebräische: jamin; das sanskritische: daksha, dakshina; das cymrische, deheu; das gälische: deas für Rechts und Süd gleichnamige Ausdrücke; und so für Links und Nord das mongolische: dsegün; das hebräische: schmol, das cymrische: cledd, go-gledd (Schwertseite); das gälische: tu-ath und to-isgail. Gleichzeitig Vorn und Osten aber bedeuten das mongolische: emöne; das hebräische: kedem; das altpersische: pratshja; das gälische: oir; und gleichzeitig Hinten und Westen das mongolische: ürüne; das ungarische: nyugat (Nackenseite); das hebräische: achor; das altpersische: apatschja: das gälische: iar. — Merkwürdig aber ist hierbei noch der, der Gleichnamigkeit dieser Bezeichnungen entwachsene, uralte Mythus von Ham, Sem und Japhet, welche drei, später zu mythischen Namen gewordene hebräische Wörter, ursprünglich mit den drei obigen jamin, schmol und achor gleichbedeutend waren und von denen also: Ham erstens Rechts, zweitens Süden, Sem erstens Verhüllt, zweitens Links, drittens Norden, Japhet erstens Rückseite, zweitens Westen bedeuteten. Und so erkennen wir aus dieser Bedeutung nun auch sofort den Sinn des alten Mythus und wissen jetzt mit einem Male warum Sem, das Nordland, und Japhet, das Abendland, gegensätzlich zu dem mittäglichen Ham, ihren Vater verhüllen und rücklings von dannen schreiten.

Mit diesem so trefflich zusammen stimmenden Zeugniss der Sprache und Literatur für die östliche Gebetsrichtung und für den darauf gegründeten Vorzug der rech-

ten Hand steht aber nun freilich eine, nicht minder deutlich bezeugte, entgegengesetzte Thatsache im Widerspruch, nämlich: das aus der Sprache und Literatur einiger anderen grossen Völker, namentlich der Aegypter, Römer, Griechen und Germanen, uns entgegentretende Dasein einer gegen Süden oder Norden gekehrten Gebetsrichtung bei welcher also Rechts und Links nicht mehr mit Süd und Nord, sondern mit Ost und West gleichnamig werden. Damit jedoch dieser Widerspruch nicht vermöge, unsere Leser an der einmal gewonnenen Lösung der Frage einen Augenblick irre zu machen, wollen wir, ehe wir auf nähere Betrachtung dieser zweiten Gebetsrichtung eingehen, unsere Gründe für den jüngeren Ursprung derselben, sowie für ihre nicht auf Erschütterung, sondern auf Bestätigung unserer Ansicht hinzielende Bedeutung, hier sofort kurz zusammenstellen.

Diese Gründe sind:

1) die, schon mehrfach erörterte, höhere religiöse Bedeutung der östlichen Seite und Richtung;
2) die, auch schon berührte, höhere Alterthümlichkeit, sowie zugleich viel weitere Verbreitung jenes, der östlichen Gebetsrichtung angehörigen, grossen asiatischen Völkerzusammenhanges, von dem auch die Aegypter nur eine spätere (auch anderweitig bezeugte) Abzweigung darstellen;
3) die Thatsache, dass sich bei den der zweiten Gebetsrichtung angehörigen Völkern selbst, namentlich bei den Römern, Griechen und Germanen, von der ersten, älteren Richtung in Sprache und Sitte, mannigfache Spuren erhalten haben.

So deutet z. B. die, von Varro und Frontinus abweichende, Angabe des Livius (I., 18) über die Inauguration auf eine ursprüngliche Wendung des römischen Auguren gegen Osten. Und so scheinen, was die Bezeichnung der Himmelsgegenden in den drei genannten Sprachen betrifft, viele Ausdrücke nicht der südlich-nördlichen, sondern der östlichen Richtung anzugehören, — und zwar nicht nur einzelne Wörter — z. B. das, von der Nackenseite hergenommene, für Nacht (nox, νύξ), während zugleich das deutsche West wahrscheinlich von dem sanskritischen vasati, Nacht stammt, — sondern auch sämmtliche, immer mit der Gesichtsseite gleichnamige, körperliche Ausdrücke für Osten. Und wenn wir, neben solchen Ausdrücken, bei den genannten Völkern dann auch wieder anderen, wirklich von einer südlich-nördlichen oder nördlich-südlichen Gebetsrichtung hergenommenen Ausdrücken, begegnen, — wie z. B. dem deutschen äbich, dem griechischen σκαιός (beide: links, westlich), dem lateinischen decimanus (rechts, westlich) und dem ägyptischen evet und emunt (östlich, westlich, links, rechts), — so bieten dieselben, weit entfernt, unsere Erkenntniss von dem ursprünglichen Zusammenhang zwischen Rechts und Süd zu erschüttern, vielmehr nur ein neues Zeugniss für die Wirklichkeit einer solchen Bezeichnungsweise überhaupt und für die geschichtliche Fortdauer jenes kosmisch-körperlichen Wechselverhältnisses, daraus der Mensch die gleichzeitige Unterscheidung sowohl seiner körperlichen als himmlischen vier Seiten ursprünglich geschöpft hatte. Auch die neue, nördliche oder südliche Gebetsrichtung wurzelte in diesem Verhältniss, vermochte und versuchte aber den durch die ältere Richtung einmal hergestellten unterscheidenden Vorzug der rechten Hand keineswegs umzustossen, sondern suchte ihn nur mit den neu entstandenen Bezeichnungen der Himmelsgegenden, bald z. B. nordwärts schauend, mit dem Sonnenaufgang, bald südwärts, mit dem heiligen Todtenreich im Westen, verschiedentlich in Einklang zu setzen.

Diese, zwischen Süd-Nord und Nord-Süd schwankende Unsicherheit nämlich ist ein der zweiten Gebetsrichtung von Haus aus anhaftendes Merkmal, und kann in der That, da sie bereits auf ein Zeitalter priesterlicher Willkür und Zweideutigkeit hin-

weist, als ein vierter Grund für ihren verhältnissmässig jüngeren Ursprung gelten. Zunächst entsprang dieselbe wohl — im Zusammenhang mit jenem mythischen Verhalten Khams oder Hams vor seinem Vater Noah — aus dem physischen Grund einer unmittelbaren Anbetung des Mittagslichtes, dieses sinnlichen Höhenstandes der Sonne zwischen Auf- und Untergang; verknüpfte sich aber dann mit der historischen Erinnerung und Anschauung von einem nördlichen Ursprung der Menschheit, sowie dauernden nördlichen Wohnsitz der Gottheit, — welche letztere man nun abwechselnd, bald ihr nordwärts entgegen schauend, bald wieder mit ihr den Blick gegen Süden richtend, anbetete, beobachtete und ihre Zeichen zu erkennen suchte. Ausser in Aegypten, — wo die südliche Richtung das heilige Todtenreich zur Rechten hatte und von ihm also der, ursprünglich vom Sonnenaufgang geweihten, Hand und Seite eine neue ernstere Weihe zu Theil werden liess, — ist eine solche abwechselnde Anbetung und Beobachtung namentlich bei den Römern priesterlicher Brauch geblieben, während die beiden anderen Hauptvölker dieser Richtung, die Hellenen und Germanen, mehr ausschliesslich gegen Norden schauten und beteten.

So z. B. mit den Göttern gegen Süden gewandt, sass und schaute (nach Varro) der römische Augur, sowohl bei der Bestimmung und Weihung eines Tempels und Temenos, als bei der Inauguration des Königs und Consuls. Und so von Süden gegen Norden lief, der Weltaxe parallel, der auf gleiche religiöse Weise inaugurirte Cardo der römischen Feldvermessung und ward von Westen gegen Osten, von der Rechten zur Linken durchschnitten durch den, deshalb rechtshändig (decimanus wohl s. v. a. dextrimanus) genannten, limes decimanus.

Nordwärts dagegen standen und spähten, bei der Gründung der Stadt, Remus und Romulus auf ihren beiden Hügeln und sahen jener seine sechs, dieser seine zwölf Aaren von dort her durch die Morgendämmerung auf sich zufliegen. Und so nordwärts schaut in der oben angeführten Stelle der Völuspa die Sonne bei der Weltschöpfung: nordwärts schaute Hacon Iarl, als er sein Kind den Göttern opferte: nordwärts vor deutschem Gericht wandte der Angeklagte sein Antlitz beim Reinigungseid. Und als, in der Ilias, Polydamas den Hektor vor dem bösen Wahrzeichen eines links her fliegenden Aaren und der von ihm zerrissenen Schlange warnen will, giebt ihm dieser, im Vertrauen auf das stärkere Wahrzeichen eines Sieg verkündenden Donners zur Rechten, die bekannte schöne Antwort (Il. XII. 227):

Du zu gehorchen mich heissest, o Polydamas, den am Himmel
Hochhin kreisenden Aar'n; nicht sie betracht' ich und acht ich,
Ob zur Rechten sie ziehn lichtwärts, dem Morgen entgegen,
Ob zur Linken die andern, entgegen dem westlichen Dunkel! —
Recht nur flieget der Aar, der da kämpfen uns heisst für die Heimath! —

Aber bei allem Muth und Adel eines solchen, über die Priesterreligion sich wegsetzenden, religiösen Patriotismus, überwindet doch, wie er selber sagt, auch Hektor nur im Vertrauen auf des Zeus (östlichen) Donner zur Rechten seine Scheu vor der bösen (westlichen) Warnung zur Linken: und so stark war und blieb diese Scheu bei den Hellenen, dass sie, auf ähnliche Weise, wie sie die Erinnyen, Eumeniden und das unwirthliche askanische Meer (zugleich mit einem Wortspiel) das wirthliche, den Pontos Euxeinos, nannten, so auch die böse Linke durch einen freundlichen Namen zu besänftigen suchten und dieselbe, abwechselnd mit anderen Benennungen, als die glückbedeutende, günstige (εὐώνυμος) oder die „bessere" (ἀριστερά) bezeichneten. Und wenn bei den Römern jene doppelsinnige, bald von der menschlichen, bald von der göttlichen Seite ausgehende priesterliche Auffassung und Deutung des Himmels zu den seltsamsten Widersprüchen Anlass geben musste, indem die Worte laevus, scae-

vus und sinister abwechselnd zugleich Glück und Unglück bedeuten konnten, so änderte doch diese Zweideutigkeit nichts an dem allgemeinen römischen Gefühl des Sinistern: und Cicero selbst schliesst die Stelle, in der er sich über diese Zweideutigkeiten lustig macht (de divinatione II. 39), mit der Bemerkung, dass trotz alledem das Unglück, auch wenn es von der Rechten komme, uns doch immer als ein von der Linken kommendes erscheine.

Nicht ohne verwirrenden Einfluss aber ist diese zweideutige, oder mit Bezug auf die noch hinzukommende ältere semitisch-indische Orientirungsweise, dreideutige Anschauung auf die in den betreffenden Sprachen gebräuchlichen körperlichen Ausdrücke für die vier Himmelsgegenden geblieben: und besonders grell erscheint diese Verwirrung und Unsicherheit z. B. im Aegyptischen, wo man die beiden, Ost und West bedeutenden Wörter evet und emunt, die man früher (mit Champoillon) für gleichbedeutend mit Rechts und Links gehalten, seit Kurzem angefangen hat, durch Links und Rechts zu übersetzen. Regelmässig dagegen ist z. B., neben dem obenerwähnten decimanus das, zugleich Links und Westen bezeichnende, griechische σκαιός, das mit Abend zusammenhängende deutsche äbig, das dem cymrischen chwith, links (sowie dem russischen shui), entsprechende gothische suith (und gälische sus, Westen (?)); wogegen aber wieder das deutsche Süd, falls es desselben Ursprungs wäre, auf eine Stellung und Richtung deuten würde, wo man, gleich dem Darius Hystaspis, als er die Sonne im Westen aufgehen sah, und gleich dem cymrischen Richter beim Gericht — „damit ihn die Sonne nicht blende“ — mit der Gottheit von Osten gegen Westen schaute.

Aber anstatt unsere Leser und Leserinnen länger mit derlei noch unfertigen Fragen und Beispielen zu ermüden, bitten wir vielmehr um freundliche Aufmerksamkeit für eine kurze Schlussbemerkung, bezüglich auf den in unserm Aufsatz schon mehrmals berührten religiösen und, wie wir jetzt noch besonders betonen, religiös-pädagogischen Werth des hier besprochenen Unterschiedes. Wenn nämlich verschiedene alte und neue Realisten — z. B. schon der alte Jahn in seinem Volksthum — gegen die Schädlichkeit und Unvernunft einer solchen, mit dem Vorzug der rechten Hand verknüpften, „unnatürlichen Einhändigkeit“ eifern, so werden hoffentlich die Leser unseres Aufsatzes diesem Urtheil nun nicht mehr beistimmen, sondern mit uns die Ueberzeugung theilen, dass für die Erziehung des Menschen diese reale Schädlichkeit sehr gering ist im Vergleich mit dem ihr zur Seite stehenden hohen idealen Vortheil. Alle jene zweihändige Gewandtheit im Fechten, Ringen, Turnen und Arbeiten, was bedeutet sie gegen die Sicherheit eines an unserem Körper fortwährend lebendigen, durch jene Muskelspannung in Thätigkeit gesetzten Unterscheidungsvermögens zwischen Recht und Unrecht! Jene doppelseitige Ueberlegenheit im Kampf mit dem äussern Feind, was gilt sie gegen die, von der Mutterbrust uns angelernte, fortdauernde, sacramentale Gegenwart eines unsichtbar-fühlbaren Schutzengels in allen unseren inneren Kämpfen, an jedem sich vor uns, wie dereinst vor Herkules, links und rechts öffnenden Scheidewege! Ja, auch der dem vorzugsweisen Gebrauch der Rechten gemachte Vorwurf der Unnatürlichkeit widerlegt sich durch einen Blick auf das natürliche Entwickelungsverhältniss des Menschen zu Thier und Pflanze und durch die Erkenntniss, dass wir die Zweiseitigkeit, die wir mit den Thieren vor der Pflanzenwelt voraus haben, nun auch, nicht minder aus Instinct als aus Pflicht, berufen sind, zu einer neuen Entwickelungsstufe oberhalb der Thierwelt zu erheben. Gewiss nicht desshalb hat die ewige Natur unser Haupt gen Himmel gerichtet und uns im Anblick des ganzen Weltgebäudes, an der Hand von Süd und Nord und Auf- und Untergang, jenen grossen Gegensatz gelehrt, damit uns derselbe nun wieder hinter der scheinbaren Natur einer blos leiblichen Zweckmässigkeit und animalischen Zwei-

seitigkeit zurücktrete, sondern damit wir uns seiner als eines Steuers in unseren geistigen Entwickelungsstürmen, als eines Flügelschlags aus dem Endlichen in das Unendliche fortwährend bedienen sollen.

Und wenn deshalb der Verfasser für diesen Vortrag und die demselben zu Grunde liegenden Studien einigen Dank und gelegentlichen Händedruck verdient hat, so bittet er, dass man sich dabei, trotz der, wie es heisst, vom Herzen kommenden Linken, doch immer nur der Rechten bedienen möge. Insbesondere aber bittet er die jungen Mütter, dass sie, falls sie ihm ein „Patschhändchen“ auch seitens ihrer Kleinen zu Theil werden lassen, ja denselben dabei immer sagen mögen: „gieb nicht die garstige Hand, sondern das schöne, gute Händchen!“ —

Herr **Virchow**: Ich möchte mir zu dem interessanten Vortrage eine physiologische Bemerkung erlauben, bemerke jedoch im Voraus, dass wenn es möglich ist, einen ursprünglichen Grund in der physischen Organisation des Menschen zu finden, der Gedanke des Herrn Vortragenden über die psychologische Entwickelung von Rechts und Links trotzdem ungeschmälert bleiben kann. Ich wollte darauf aufmerksam machen, dass ausser dem Herzen noch eine grosse Gefäss-Einrichtung der rechten Seite eigenthümlich ist, indem diese Seite in dem Truncus anonymus und den daraus entspringenden Arterien für die rechte Seite des Kopfes und Halses und den rechten Arm eine besondere, von der Aorta abgezweigte Gefässeinrichtung besitzt, und dass das, was von der rechten Hand gesagt ist, bis zu einem gewissen Maasse auch vom rechten Auge gilt, wie beim Schiessen und bei anderen Uebungen zu sehen ist. Die Mehrzahl aller Menschen, welche in ein Mikroskop sehen, thut dies mit dem rechten Auge, und nur wenige mikroskopiren mit dem linken Auge. Die verschiedene Gestalt der rechten und linken Lunge, die Lage der unpaarigen Organe der Bauchhöhle (Leber, Milz) sind gleichfalls in Betracht zu ziehen. Es ist unmöglich, eine ausreichende Erklärung dafür zu geben, warum diese Eigenthümlichkeit der Organisation besteht; indessen gehen die Unterschiede schon bis in sehr frühe Entwickelungszeiten zurück. So findet sich schon ganz früh ein besonderes Verhältniss, das ist die Drehung des Nabelstranges, der bei der grossen Mehrzahl aller Menschen nach links gedreht ist. Wahrscheinlich hängt auch dies mit der Bildung der Gefässe zusammen. Man wird also annehmen müssen, dass für diese Verhältnisse eine ursprüngliche physische Grundlage vorhanden ist[1]).

Herr **v. Meyer**: Wenn diese Vorbedingungen am Körper vorhanden sind, wie kommt es, dass das Kind keinen Trieb hat, diese Neigung geltend zu machen? Sie müsste doch bei den Kindern der Wilden hervortreten. Ich habe mich bei sehr vielen Müttern und Ammen erkundigt, aber alle meinten, dass das Kind zunächst eben so wohl die linke wie die rechte Hand gebrauche.

Herr **Virchow**: Das ist wohl eine Täuschung. Die Mehrzahl aller Kinder gebraucht von Natur mehr die Rechte. Die sich zur Linken entwickeln, entwickeln sich dazu nicht, weil man sie dazu anhält, vielmehr obgleich man sie davon abzuhalten sucht.

---

[1]) Man vergleiche Heiland, Darstellung des Verhältnisses zwischen der rechten und linken Hälfte des menschlichen Körpers und ihrer Verschiedenheit im gesunden Zustande. Nürnberg 1807. Garthe, Physiologica et pathologica dextri et sinistri corporis humani nonnulla. Diss. inaug. Berol. 1847.

Herr **Goldschmidt**: Die meisten Kindermädchen haben die Gewohnheit, die Kinder auf dem linken Arme zu tragen; da ist es die nothwendige Folge, dass die rechte Hand der Kinder sich mehr im Fassen und Halten übt als die linke.

Herr **Siemens**: Mir hat die Anschauung des Hrn. v. Meyer recht gut gefallen, schon weil man mit der rechten Hand die Sonne verfolgt; man kann ja mit der linken ihren Lauf gar nicht beschreiben. Das kann schon ein Grund für die ersten Völker gewesen sein, wenn sonst keine inneren Gründe dafür vorhanden sind. Dann müsste sich aber herausstellen, dass auf der südlichen Halbkugel das umgekehrte Verhältniss stattfindet, denn da geht die Sonne zur Rechten auf und zur Linken unter. Nun sind im Süden viele Völkerschaften, von denen man gar keinen Zusammenhang mit den nördlichen nachweisen kann, z. B. die Urvölker in Australien. Es wäre daher interessant, zu wissen, ob bei diesen Völkerschaften auch die rechte Hand bevorzugt ist?

Herr **v. Meyer**: Die Frage beantwortet sich dadurch, dass nach der jetzt ziemlich allgemeinen Anschauung unsere menschliche Entwickelung der nördlichen Hemisphäre angehört und dass auf der südlichen nur zersprengte Stücke der Menschheit wohnen. Auf der südlichen Halbkugel der Erde kennt man keine Entwickelung der Menschheit, wie auf der nördlichen.

Herr **Bastian**: Die Bemerkung des Hrn. Siemens ist sehr zutreffend, und es würde interessant sein, sie in den Vorstellungen der Peruaner, dem hervorstehendsten der Culvölker auf der südlichen Hemisphäre zu prüfen. Auch im Quechua scheint sich mit Links (Lloqque) der Begriff des Verkehrten zu verbinden (Cloqquemantussuim baylar verkehrt tanzen, lloqqueman muyupu sich auf die verkehrte Seite drehen), während in der rechten Hand der Begriff des Strafenden (manco de castiga) liegt, und ähnlich im Chilenischen das Geben der rechten Hand (mancuulu) ceremonielle Bedeutung bei Uebernahme eines Amtes hat, auch „rechts“ als günstige Vorbedeutung gilt.

Herr **Jagor**: Die südlichen Völker steigen mit dem linken Fusse auf.

Herr **Deegen**: Auch in Oesterreich auf dem Lande wird vielfach mit dem linken Fusse aufgestiegen. In Tyrol kommt es in einzelnen Gegenden vor.

Herr **Wetzstein**: Ich hätte in dem Vortrage gern vermisst die Zusammenstellung der Noahiten mit Vorn und Hinten und Rechts und Links. Abgesehen davon, dass es nicht nöthig ist, sie damit in Verbindung zu bringen, so würde doch ein vierter Sohn Noahs angegeben werden müssen, um den Morgen zu bezeichnen. Wie soll man die hässlichen schwarzen Neger mit der, soviel ich weiss, glückbringenden rechten Hand zusammenbringen! — Ferner giebt es auf der ganzen Erde kein Volk, dessen Reinlichkeitsgesetze strenger sind, als die Semiten, so dass sie z. B. die linke Hand bei Tisch verstecken. Der Semite soll nun selbst ein Pechvogel sein? er soll die Linke sein? — In keiner semitischen Sprache bedeutet das Wort Sem „links oder nördlich“! Endlich: Wie soll man das Wort Japhet mit „Abendland“ in Verbindung bringen? Welche semitische Sprache giebt einen Anhalt hierfür?

Herr **v. Meyer**: Was Sem betrifft und Japhet, so existirt darüber eine längere Abhandlung von Knobel, worin das sehr umständlich bewiesen wird.

Herr **Erman**: In der Religion spielt das Links eine grosse Rolle, z. B. bei den Kamtschadalen, die von einem Vertrage zwischen Mensch und Bär zu erzählen wissen, wobei der Mensch dem Bären hat versprechen müssen, ihn auf der Jagd immer links zu stechen. Vielleicht existirt auch noch ein physischer Grund dabei, wahrscheinlich der, ihm gerade in's Herz zu stossen. Der Bär aber ist „linkisch", und sowie er die Rechte frei hat, giebt er dem Jäger eine Ohrfeige mit derselben.

Herr **Bastian**: Die bereits in der Körper-Organisation liegende Anleitung zur Bevorzugung der rechten Seite (wenigstens an den oberen Extremitäten) wird in Folge von Gewohnheit, Nachahmung und dadurch geheiligter Gebräuche mehr und mehr einseitig fortgebildet werden, dann aber zu unbedingter Herrschaft besonders dadurch gelangen, weil die einheitliche Präcisirung des Willens hauptsächlich in der Hand ihren Ausdruck findet.

(4) Herr **Virchow**: Ich habe im Auftrage des Hrn. Grafen Gozzadini zu Bologna, des Präsidenten des vorletzten Congresses, Ihnen dessen Dank auszusprechen für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede. Er sendet zugleich eine Reihe von Photographien von den berühmten Schädeln, welche in der Nekropole von Marzabotto gefunden sind, und die er und seine Frau mit grosser Sorgfalt zusammengesetzt und gekittet haben. Es sind das Schädel jener merkwürdigen Bevölkerung, worüber jetzt unter den Italienern die Streitfrage herrscht, ob sie etruskischen oder umbrischen Ursprunges sind. Nach den archäologischen Funden scheinen sie etruskischen Ursprunges zu sein; sie sind aber durch ihre Breite in hohem Maasse bemerkenswerth. Jedenfalls bilden sie in dieser Gruppe eine wesentliche Abtheilung.

Nach einer mir eben zugegangenen Nachricht des städtischen Architekten von Bologna, Hrn. Zannoni, haben die bei der Certosa begonnenen Ausgrabungen sich in unerwartetem Maasse ausgedehnt. Dieselben reihten sich den schönen Funden an, welche der Graf Gozzadini auf seinem Gute Villanova gemacht hatte. Seitdem hat man in der Stadt Bologna selbst auf der Via del Pratello die Ueberreste von 29 alten Wohnungen gefunden, und auf mehreren Stellen, namentlich in den Häusern Tortorelli, Arnoaldi und Tagliovani Gruppen alter Gräber aufgedeckt, bei der Casa Arnoaldi 34, welche eine überaus reiche Fülle von Alterthümern ergeben haben. Dieselben schliessen sich nach den Mittheilungen des Hrn. Zannoni wesentlich dem an, was von Villanova bekannt ist; insbesondere wird dadurch mehr und mehr der eigentlich etruskische Charakter dieser Ansiedelung bestätigt. Namentlich ist ausser zahlreichem Thon- und Bronzegeräth auch wieder das Aes rude gefunden worden. Es erstreckt sich somit über das Stadtgebiet und die Nachbarschaft von Bologna eine zusammenhängende Kette von Funden; im Osten die Gräber der Casa Tortorelli, im Westen diejenigen der Casa Arnoaldi und Tagliavani. Daran schliesst sich die Reihe der alten Gräber der Certosa, welche eine lange Via sacra bilden, zu deren beiden Seiten die Gruppen der Gräber aufgerichtet sind. Es scheint daher die alte Stadt Felsina, von der man immer angenommen hat, dass sie die Vorgängerin von Bologna gewesen sei, in ihrem grössten Theile blossgelegt, und es ist zu erwarten, dass diese grossartigen Ausgrabungen binnen Kurzem ein Gesammtbild jener für uns vorhistorischen Zeit liefern werden.

(5) Ferner berichtet Herr **Virchow**, dass eine Reihe von neuen Schädelfunden aus Athen durch Hrn. Dr. Hirschfeld und Hrn. v. Heldreich angemeldet ist, und dass inzwischen auch die letzten Schädel von Hrn. A. B. Meyer eingegangen sind, darunter zwei aus Neu-Guinea, die ausserordentlich werthvoll sind.

(6) Freiherr v. **Richthofen** spricht

über die Ursachen der Gleichförmigkeit des chinesischen Racentypus und seiner örtlichen Schwankungen.

Meine Herren! Wenn ich mir erlaube, einer gütigen Aufforderung Ihres Herrn Präsidenten folgend, Ihnen einige Mittheilungen über Beobachtungen auf meinen letzten Reisen zu geben, so muss ich um Ihre gütige Nachsicht bitten. Ich befinde mich hier nicht auf meinem eigenen Gebiete, der Geologie, sondern auf einem Felde, wo ich Ihnen gegenüber Laie und Schüler bin. Anderntheils ermuthigt mich allerdings der Umstand, dass das, was ich Ihnen zu bieten im Stande bin, ein noch wenig bekanntes Land betrifft, in welchem jeder Reisende, der ein offenes Auge hat, eine Menge Beobachtungen von Interesse und manchmal auch von Werth mitnehmen kann.

Der Gegenstand, den ich Ihnen heute vorführen will, betrifft die Ursachen, weshalb in China ein einziger Racentypus, trotz mancher örtlichen Schwankungen in seiner Ausbildung, sich doch im Wesentlichen einheitlich, und zum fast gänzlichen Ausschluss anderer Elemente, über das grosse Reich verbreitet hat. Ich habe kürzlich bei Gelegenheit eines Vortrages in der Geographischen Gesellschaft erwähnt, dass das Areal des eigentlichen China demjenigen aller europäischen Länder, mit Ausnahme von Russland, nahezu gleichkommt. Während nun in Europa verschiedene Nationen, von romanischen, germanischen, slavischen, skandinavischen und anderen Stämmen, sich in dieses bedeutende Areal theilen, sehen wir dort im östlichen Asien nicht nur, dass Eine Nation in fast ausschliesslichem Besitz des weiten Ländercomplexes ist, sondern auch, dass diese Einheit sich auf Sprache, Religion, staatliche und sociale Einrichtungen, und selbst auf scheinbar so untergeordnete Dinge, wie Kleidung und Haartracht, überträgt. Es müssen also dort ganz besondere, von denen in Europa verschiedene Umstände obgewaltet haben; denn wir können weder annehmen, dass die Chinesen dem Boden entsprossen sind, den sie bewohnen, noch auch, dass sie, wenn sie von auswärts eingewandert sind, sich ungehindert ausbreiten und das Land in Besitz nehmen konnten, sondern müssen vielmehr voraussetzen — und dafür besitzen wir vielfache Belege — dass auch schon früher dort, wo sie jetzt leben, eine Bevölkerung existirt hat, und dass die Chinesen im Kampfe ums Dasein die glücklichsten gewesen sind. Ehe ich auf die Umstände eingehe, welche ihnen dies möglich gemacht haben, muss ich etwas genauer den Begriff der Einheit des Stammestypus präcisiren.

Wenn wir hier zu Hause von Chinesen sprechen, so malen wir uns wohl nach den hergebrachten Zeichnungen ein bestimmtes Bild aus, in welchem die schiefe Stellung der Augen und der Zopf eine grosse Rolle spielen. Kommen wir dann selbst nach China und verwandelt sich das Phantasiebild in ein wirkliches, so geschieht es, dass uns anfangs alle Chinesen unter einander ganz gleich vorkommen. Wir sehen einen Typus, der von dem unseren abweicht, und es verschwinden uns zunächst alle individuellen Verschiedenheiten. Ich habe sogar Manche getroffen, welche auf flüchtigen Reisen durch China, Japan und Siam einen Unterschied zwischen den Völkern, welche diese drei Reiche bewohnen, wahrzunehmen nicht im Stande waren, während Andere ihn schon auf den ersten Blick erkennen. Bleiben wir längere Zeit an einem Ort in China, so gewahren wir bald individuelle Differenzen. Wir vermögen unsere Diener und andere Eingeborene, mit denen wir Umgang haben, gerade wie in der Heimath einen uns wohlbekannten Landsmann, aus Millionen herauszuerkennen, und es drängt sich uns nach und nach die Ueberzeugung auf, dass die Anzahl der Abänderungen in der Physiognomie im Verhältniss zur Völkerzahl dort eben so bedeutend ist, wie in irgend einem Lande Europas — also absolut bedeutender, da in China die Bevölkerung grösser ist. — Andererseits scheint es, als ob die Sphäre der Schwankungen, das heisst die Abweichung der Extreme von einem gewissen Mittel-

typus, dort geringer sei, als bei europäischen Völkern. Es ist aber jedenfalls gewagt, sich darüber bestimmt auszusprechen; denn bei der Beurtheilung eines nicht unserer Race angehörigen Volkes wird uns der Blick leicht getrübt, iedem wir einen zu subjectiven Standpunkt einnehmen. Dazu kommt, dass die im Bartwuchs begründeten Unterschiede, welche bei uns eine so bedeutende Rolle spielen, bei den Chinesen nur in ganz geringem Maasse existiren.

Wenn wir endlich unseren Ort verlassen und durch verschiedene Theile von China reisen, so finden wir, dass die Bevölkerung sich in ihrem Typus nach Regionen ändert. So haben z. B. die Bewohner von Canton, dem Orte, den die Europäer gewöhnlich zunächst berühren, schwarzes Haar, eine gelbe Hautfarbe, sind etwas aufgedunsen und haben Anlage zum Fettwerden; dazu besitzen sie sehr feingeschlitzte und auffällig schiefgestellte Augen, was, nebenbei bemerkt, wahrscheinlich nicht von einer schieferen Stellung der Augenhöhlen herrührt, sondern von dem Umstand, dass die Falte des oberen Augenlides innen tiefer herabhängt als aussen. Von diesem Typus unterscheidet sich schon die Bevölkerung in manchen Distrikten der Umgebungen von Canton, z. B. derjenigen der Hakka. Und wie wir uns von Provinz zu Provinz gegen Norden wenden, treten uns in jeder gewisse Eigenthümlichkeiten entgegen, die wir mit Leichtigkeit erkennen und doch kaum mit Worten zu definiren im Stande sind. In den nördlichsten Gegenden, besonders in den Provinzen Shantung, Shansi und Tshili trifft man sehr verbreitet einen Menschenschlag, dessen grosser Unterschied von den Cantonesen sofort in die Augen fällt. Er besitzt eine dunkele Hautfarbe, die man kaum noch gelb oder mittelfarbig nennen kann und in vielen Fällen als vollkommen schwärzlich bezeichnen muss. Das Haar ist dunkelbraun, der Wuchs schlank, Neigung zum Fettwerden gar nicht vorhanden, und die Augen sind bei weitem nicht so schief gestellt wie bei dem Typus von Canton.

Hand in Hand mit diesen äusseren Schwankungen geht ein eigenthümlicher Unterschied in den intellectuellen Fähigkeiten, der in den meisten Fällen in sehr merkwürdiger Weise mit den Grenzen der politischen Provinzen zusammenfällt. Ein auffallendes Beispiel dieser Art lässt sich schon in Schanghai beobachten. Sie wissen, dass dies eine grosse, ausserordentlich günstig gelegene Handelsstadt in der Provinz Kiangsu ist. Sie verdankt die vortheilhafte Weltstellung dem Umstand, dass bei ihr ein grosses Canalnetz und ein grosser Fluss sich mit dem Meere berühren, und sie vermittelst der dadurch gebotenen und anderer Verkehrsstrassen ein sehr grosses industrielles und productives Gebiet beherrscht. Schanghai ist daher auf Handelsschifffahrt angewiesen, und wir sollten erwarten, dass die Bewohner vor Allem diese treiben und dem grossen Handel und Verkehr leben würden. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die Beschäftigung der Leute geht kaum über den Ackerbau und kleinen Verkehr hinaus. Alles andere überlassen sie den Bewohnern von Ningpo, einer schönen Stadt in der benachbarten Provinz Tschekiang, welche zwar auch eine Seehafenstadt, aber weit weniger günstig gelegen ist als Schanghai. Fast alle in letzterer beschäftigten Bootsleute, Lastträger, Handwerker, Handelsleute, Krämer, Diener und Köche von Fremden, chinesische Schreiber, Dolmetscher der Consulate u. s. w. sind von Ningpo und kehren dorthin zurück, wenn sie hinreichendes Vermögen gemacht haben. Sie haben einen grossen Theil der Schifffahrt zur See und auf dem Yangtszekiang in ihrer Hand, betheiligen sich an den Actienunternehmungen der Fremden und haben Sinn für die Bedürfnisse der Europäer. Selten treten die Unterschiede in Fähigkeiten und Neigungen so scharf hervor wie in diesem Fall, wo unter nahen Nachbaren die am glücklichsten gestellten den weniger begünstigten so vollständig das Feld räumen.

Ich will noch ein zweites Beispiel anführen. Im Norden von China liegt die

Provinz Schansi. Sie ist sehr gebirgig und wenig fruchtbar. Zwar wird viel Kohle und Eisen gewonnen, aber der Bodenertrag ist so gering im Verhältniss zu der zahlreichen Bevölkerung, dass der Import den Export bedeutend übertrifft. Man sollte daher erwarten, dass Schansi ein armes Land sein müsse, aber im Gegentheil, es ist eine der reichsten Provinzen von China oder zählt wenigstens eine aussergewöhnliche Menge wohlhabender Individuen und Familien. Die Ursache davon ist allein in dem Umstand zu suchen, dass die Bewohner sich durch die eigenthümliche Art ihrer intellectuellen Fähigkeiten vor ihren Nachbaren, ja vor den Bewohnern aller anderen Theile von China auszeichnen. Die Eingebornen von Schansi sind nämlich eminente Finanzleute und Rechner. In ihren Händen befinden sich die grossen Bankhäuser in allen bedeutenderen Städten von China. Manches derselben hat seine Filialen durch das ganze Land zerstreut; aber der Stammsitz des Hauses ist in irgend einer kleinen Stadt in Schansi. Sie haben ferner den nicht unbedeutenden und sehr einträglichen Handel mit der Mongolei vollständig monopolisirt; und bis zum Ausbruch der mohammedanischen Rebellion war auch derjenige auf den grossen Handelsstrassen in Central-Asien, insbesondere nach Turkistan und Ili, ganz in ihren Händen. Der Ruf, dass sie mit ihrer Geschicklichkeit eine gewisse Rechtlichkeit verbinden, macht sie für Stellungen als Buchhalter und Commis in Handlungshäusern sehr gesucht, und sehr viele Tausende von ihnen sind in dieser Verwendung in Peking und anderen Städten der Nachbarprovinzen beschäftigt. Alle fünf Jahre erhalten sie Urlaub. Sie besuchen dann ihre Familien in der Heimath und bringen ihnen ihre Ersparnisse. Nach längerer Zeit kehren sie ganz dorthin zurück. So sammeln sich durch verschiedenartige Verwerthung der intellectuellen Fähigkeiten Reichthümer in Schansi, und man kann in der That sagen, dass geistige Thätigkeit den Haupt-Exportartikel dieser Provinz bildet.

Diese wenigen Beispiele liessen sich noch sehr vermehren; ich könnte Ihnen zeigen, wie Hunan das Hauptcontingnent für die Armee, Kiangnan die meisen Gelehrten, Kiangsi die kleinen Handelsleute liefert, und wie selbst manche einzelne Stadt sich durch die besondere Art der geistigen Begabung ihrer Bewohner auszeichnet.

Wir haben bis hierher nur diejenigen Unterschiede betrachtet, welche innerhalb der eigentlich chinesischen Bevölkerung von China stattfinden. Ich muss nun den Ausspruch, von welchem ich ausging, dass China von Einem Racentypus eingenommen sei, noch anderweitig beschränken, und der Völkerstämme Erwähnung thun, welche als Fremdlinge unvermischt unter den Chinesen wohnen. Zu ihnen gehören die Mantschu. Als die noch jetzt herrschende, der Mantschurei entsprossene Dynastie der Tsin vor 230 Jahren zum Thron gelangte, legten die ersten Kaiser derselben, um ihre Herrschaft zu stützen, in die Hauptstadt jeder Provinz eine Mantschu-Garnison, deren Ober-Commandeur unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers stand. Die Soldaten nahmen ihre Familien mit und dadurch haben sich bis heute die Mantschu-Garnisonen rein erhalten. Sie zählen selten mehr als 10 bis 20,000 Köpfe in einer Stadt und leben in jeder von diesen an einem besonderen, stark befestigten Platze, den sie in einigen Provinzen niemals verlassen, da sie sonst mit den Chinesen in Streit gerathen würden.

Das zweite fremde Element in China ist ein osttürkischer Stamm; die Uïguren. Vor etwa 1000 Jahren, als Si-ngan-fu die Capitale von China war, rief der Kaiser jenen in den Steppen am Schamo oder grossen Sandmeer nomadisirenden Stamm zu Hülfe gegen die Gifan, welche von ihren unzugänglichen Wohnplätzen am Kokonor und im Quellgebiete des gelben Flusses häufige Raubeinfälle in die fruchtbaren Gegenden der Provinz Schensi machten. Die Uïguren thaten ihre Pflicht, trieben die Gifan zurück, aber blieben selbst im Lande. Die Chinesen können das Wort „Uïguren“

nicht aussprechen und haben daraus „Chwi-chwi" gemacht. Im Laufe der Zeit ist dieses Wort gleichbedeutend mit „Mohammedaner" geworden; denn 200 Jahre nach ihrer Niederlassung nahmen die Uïguren die mohammedanische Religion an. Sie haben sich nach und nach über das ganze nördliche China verbreitet und in ziemlich strenger Absonderung erhalten. Ihre Zahl dürfte wenigstens auf eine Million anzuschlagen sein. In den nordwestlichen Provinzen, Schensi und Kansu, wo sie am zahlreichsten waren, sind sie vor zehn Jahren gegen die chinesische Bevölkerung aufgestanden, und es ist Ihnen bekannt, dass durch die Ausbreitung dieser Rebellion nach dem fernen Westen hin grosse Länderstrecken der Regierung in Peking verloren worden sind.

Ein drittes Element sind in den Gebirgen des Südwestens jene wohlbekannten merkwürdigen Ueberreste von Urbewohnern, aus deren zahlreichen Stämmen ich nur die der Lolo, Miau-tse und Man-tse hervorhebe. Sie leben in schwer zugänglichen Gebirgen, inselartig zerstreut und haben sich durch tausende von Jahren unabhängig erhalten.

Das Vorhandensein dieser verschiedenen unvermischten fremden Elemente, der Mantschu, der Uïguren und der unabhängigen Stämme der Miau-tse, Man-tse und Lolo, weit davon entfernt, den Einheitscharakter desjenigen Volkes, welches ausser ihnen das gesammte China bewohnt, zu beeinträchtigen, trägt vielmehr dazu bei, denselben noch schärfer hervortreten zu lassen, indem sich jedem Einzelnen von ihnen gegenüber der chinesische Typus als ein besonderer und abweichender kennzeichnet. An Zahl der Individuen bilden sie einen so kleinen Procentsatz der Gesammtbevölkerung, dass wir sie weiterhin vernachlässigen können. Nicht minder aber stellt sich, trotz der örtlichen Abweichungen und Schwankungen, der chinesische Typus, als geschlossene Gesammtheit betrachtet, als durchaus verschieden dar von dem der Japaner, Koreaner, Mongolen, Tibetaner, Anamiten u. s. w. Die Chinesen bilden ein Volk und einen Stammestypus für sich. Worin der Unterschied von den Nachbarvölkern besteht, kann ich Ihnen nicht sagen. So leicht und scharf man ihn erkennt, würde doch seine Beschreibung in Worten nicht nur eine ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe, sondern auch eine sehr geübte Darstellungsweise erfordern, und ich glaube, dass es mit unseren heutigen Mitteln Niemanden möglich sein würde, den Typus der Chinesen in klaren und bestimmten Worten auszudrücken.

Ich gehe nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung über, nämlich der Untersuchung der Umstände, welche es den Chinesen möglich gemacht haben, ein so grosses Land ausschliesslich oder fast ausschliesslich in Besitz zu nehmen. Um ihn so bestimmt als möglich fassen zu können, wird es zweckmässig sein, uns erst den Zustand des Landes in so frühen Zeiten, als wir ihn durch Quellenstudien ergründen können, vor Augen zu führen. Wir besitzen von China eine Geographie, so alt wie sie von keinem anderen Lande existirt. Sie datirt aus der Zeit des Kaisers Yau, welcher vor 4000 Jahren regierte. Die Niederungen am unteren Hwang-ho und Yang-tse-kiang waren damals verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Kaiser Yau, dessen segensreicher Regierung die Chinesen ein besonderes gutes Andenken bewahrt haben, wünschte, nicht nur diese grossen Ströme durch Dämme zu reguliren, sondern überhaupt das Land in allen Theilen genau kennen zu lernen, eine einheitliche Verwaltung der neun Provinzen, in welche es getheilt war, einzuführen, die Steuerkraft zu erproben, die Abgaben zu ordnen nnd den Tribut der halbunterworfenen Stämme festzustellen. Yau beauftragte mit der Ausführung dieser grossen Aufgaben einen Mann Namens Yü, welcher den Titel eines Verwesers der öffentlichen Arbeiten führte. Yü bereiste das ganze Land und führte seine Aufträge so vorzüglich aus, dass Yau's Nachfolger, der Kaiser Schun, ihn, in Anerkennung

Zur Reform der Craniometrie.

Von Dr. med. H. v. Jhering,
Assistent am zoolog. Institute zu Göttingen.

(Hierzu Taf. XI.)

Fast jedes Jahr bereichert uns um eine oder die andere craniometrische Neuerung, ohne dass im Allgemeinen der Nutzen derselben ein sehr grosser, ohne dass die Fortschritte in der Craniologie in einem annähernd richtigen Verhältnisse zu den Vorschlägen und Leistungen auf diesem Gebiete ständen. Man könnte sich wohl kaum eine trostlosere Aufgabe denken, als die, eine ausführliche Geschichte dieser Wissenschaft schreiben zu sollen! Gewiss könnte es dem Verfasser einer solchen nicht sehr verargt werden, wenn er schliesslich zu der Ueberzeugung gelangte, dass Zwietracht, Eigensinn, Eitelkeit der Autoren, oder wie er es sonst gerade nennen würde, die Schuld trüge an dem traurigen Zustande, in welchem die Craniologie sich befindet, oder wenn er gar den Namen einer Wissenschaft einem Gebiete abspräche, auf welchem noch nicht einmal das A, B, C feststeht!

Trotzdem sollte man den Autoren diese Uneinigkeit viel weniger zur Last legen, als die Nachsicht, mit welcher sie die ungereimtesten Mittheilungen aufnehmen, und Arbeiten, die des Nennens kaum würdig sind, ewig und immer wieder citiren! Es giebt eine Menge von Vorschlägen, auf welche Niemand eingegangen, die aber doch von Vielen erwähnt werden, ohne dass Jemand sich dafür oder dawider ausgesprochen, abgesehen vielleicht von einer kurzen, in einer Anmerkung versteckten Aeusserung, welche noch obendrein oft nur unwesentliche Einwürfe enthält. Mit einem Worte, was uns in der Craniologie fehlt, ist: Kritik. Es ist aber auch die Ueberzeugung, dass die Feststellung des richtigen Messverfahrens nicht Sache der Einigung ist, sondern den Gegenstand anthropologischer Studien bilden muss. Die Strömung der Zeit ist auf Congresse gerichtet, und als eine der wichtigsten Aufgaben

derselben betrachtet man die Einigung über gemeinsam anzunehmende Untersuchungsmethoden. Gewiss soll hier die Berechtigung dieser Bestrebungen nicht in Frage gezogen werden, nur das wird bestritten, dass die Annahme eines zuverlässigen Messverfahrens in dieselbe Kategorie gehöre, wie die Uebereinkunft über die Frage, durch welche Zeichen man auf den Karten den Pfahlbau oder die Reihengräber bemerken oder bis zu welcher Ziffer das Gebiet der Dolichocephalie reichen solle. Wenn man an dem Satze festhalten will, dass über wissenschaftliche Fragen nicht abgestimmt werden darf, so kann man sich auch nicht durch Annahme dieses oder jenes Systemes auf die eine oder die andere Seite schlagen, so lange unter den Autoren selbst noch so grosse Uneinigkeit darüber herrscht, welcher Weg bei dem Studium des Schädelbaues einzuschlagen sei. Es soll die Aufgabe dieser Arbeit sein, nachzuweisen, wie in der That eine Anzahl der aller-elementarsten Fragen noch der Lösung harren, wie über die Grundprinzipien der Messung die Meinungen noch weit divergiren, und es soll endlich untersucht werden, welcher der verschiedenen in Vorschlag gebrachten Wege am ehesten zum Ziele führen dürfte.

Bevor wir die wichtigsten allgemeinen Methoden einer kritischen Betrachtung unterwerfen, sei es gestattet, mit einigen Worten auf die drei Hauptgesichtspunkte aufmerksam zu machen, unter welche, wie mir scheint, die verschiedenen Masse fallen. Meine Untersuchungen über die Prognathie [1]) hatten mich zu der Ueberzeugung geführt, „dass kein System der Schädelmessung irgend welchen Werth beanspruchen darf, welches nicht von der Horizontalstellung des Kopfes seinen Ausgang nimmt, ja dass ohne diese eine wissenschaftliche Schädelvergleichung überhaupt nicht denkbar ist.“ Wiewohl die Resultate der vorliegenden Arbeit weit davon entfernt sind, Zweifel gegen die Richtigkeit jenes Ausspruches in mir aufkommen zu lassen, so dürfte es sich, um Missverständnissen vorzubeugen, doch empfehlen, einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Es ergiebt sich aus dem Wortlaute jener Stelle, dass dabei von dem ganzen Messungs-Systeme die Rede ist. Aus dem Folgenden wird sich aber in der That ergeben, dass die Untersuchung der gröberen Formverhältnisse des Schädels, die Vergleichung der relativen Ausdehnung der wichtigsten Durchmesser, nur dann Aussicht auf erfolgreiche Durchführung haben kann, wenn sie von der Horizontalstellung des Kopfes ihren Ausgang nimmt. In sofern ist in der That die Kenntniss und Benutzung der Horizontalebene die conditio sine qua non, das erste Erforderniss einer jeden rationellen craniologischen Untersuchung. Dagegen kann es mir nicht einfallen, anzunehmen, dass überhaupt kein Mass von Nutzen sein könne, welches nicht direct oder indirect sich auf die Horizontale beziehe. Eine ganze Reihe von Massen hat vielmehr mit ihr nicht das geringste zu thun, allein

[1]) H. v. Ihering. Ueber das Wesen der Prognathie und ihr Verhältniss zur Schädelbasis. Archiv für Anthropologie Bd. V. S. 405, Separatabdruck S. 47.

diese Masse sind sämmtlich von mehr untergeordneter Bedeutung, sie stehen in keiner Beziehung zu der Ermittlung des typischen Bauplanes der einzelnen Racenschädel. In diese Kategorie gehören z. B. die meist in die Form von Indices eingekleideten Ermittelungen über die Gestalt des Foramen magnum [1]), des Einganges der Augenhöhle, der Apertura pyriformis [2]), ferner eine Anzahl Winkel am Unterkiefer etc., und noch andere ähnliche Masse. Wenn ich alle diese Masse als unwesentlichere bezeichnete, so geschah es nicht sowohl, weil nach meiner persönlichen Ueberzeugung der Erfolg aller dieser Bestrebungen ein ziemlich unbedeutender und zweifelhafter war, sondern vornehmlich, weil die auf solche Weise erzielten Resultate ihrer inneren Bedeutung nach weit hinter jenen zurückstehen müssen, welche bestimmt sind, über die wichtigeren Formverhältnisse des gesammten Schädelgehäuses Aufschluss zu ertheilen. Es giebt freilich Leute genug, welche sich einbilden, dass mit dem blossen Messen schon etwas geschehen, dass die rohen Zahlen schon Wissenschaft seien! Als ob es bei der ganzen Craniometrie nur darauf ankäme, Unterschiede zwischen den verschiedenen Schädeln zu constatiren! Wer weiter nichts will, wem die trostlose Winkelmesserei der Herren Lucae [3]), Landzert und Genossen genügt, dem kann es nicht schwer fallen, jedes Jahr einige je nach Wunsch und Fleiss dickere oder dünnere Bände über Schädelmessung zu liefern, ohne dass freilich auch die wohlklingendsten Namen die Dürftigkeit des Inhaltes zu verdecken im Stande sein dürften. Jedes Mass, man mag es wählen wie man will, muss Verschiedenheiten zwischen den Schädeln einer beliebigen grösseren Reihe ergeben. Was helfen aber diese Unterschiede, wenn sie in keiner Weise verständlich sind. Misst man z. B. die Entfernung von der äusseren Ohröffnung bis zum Kinn, und erhält bei verschiedenen Schädeln beträchtliche Differenzen, so kann die Ursache, wesshalb das Mass bei einer bestimmten Anzahl derselben erheblich grösser ist, ebensowohl in einer bedeutenden Länge des Gesichtes oder der medianen Unterkieferhöhe, als in einem stärkeren Prominiren der Kiefer, oder einer Lageveränderung der Ohröffnung oder in einer stärkeren Breitenentwickelung des Schädels liegen. Es kann daher das Mass bei sonst völlig abweichend gebauten Schädeln von gleicher Beschaffenheit sein. Alle die aufgeführten einzelnen Factoren sind aber selbst wieder von so vielen anderen abhängig und ihre Veränderungen laufen einander gegenseitig so wenig parallel, dass es geradezu unmöglich ist, die mannigfachen Ursachen der einzelnen Abweichungen in jedem Falle zu constatiren und ihrem Werthe nach gegen einander abzuwägen.

---

[1]) Index des Foramen magnum und Indice cefalo-spinale bei Mantegazza: Archivio per l'Antropologia et la Etnologia I, 1. Firenze 1871 S. 40.

[2]) Broca's „Indice nasal“ cf. Revue d'Anthropologie publié sous la direction de M. P. Broca. I. Bd Paris 1872 Heft 1.

[3]) Man vergleiche zur Controlle über dieses Urtheil die neueste Arbeit von Lucae: Zur Morphologie des Säugethierschädels. Frankfurt a. M. 1872. A. d. Abhandlungen der Senkenb. naturf. Gesellschaft.

Wenn aber der Winkel, welchen etwa der vordere Theil der Stirn mit der Horizontalebene bildet, an einem Schädel 90°, an einem anderen 80° beträgt, so weiss man genau, dass der Unterschied zwischen beiden Massen durch eine ungleiche Entwickelung der Stirne bedingt ist, und der Grad dieser Verschiedenheit direct der Differenz zwischen den beiden Winkeln entspricht.

Dies eine Beispiel wird wohl genügen, das oben Bemerkte zu erläutern, es wird aber auch hinreichen, um gegen die Masse dieser ersten Gruppe zu Vorsicht und Misstrauen aufzufordern. Zugleich aber wird es auch begreiflich machen, wesshalb vor diesen meist unverständlichen, unwesentlicheren Massen diejenigen der zweiten Kategorie den Vorzug verdienen. Letztere begreift in sich die Untersuchung der Winkel, welche gewisse Flächen oder Contourlinien des Schädels mit seiner Horizontalebene bilden, sowie diejenige der Projectionen einzelner Theile des Schädels auf die Horizontalebene. Hierhin gehört vor allem der Begriff der Pro- und Orthognathie, welche nach meiner Auffassung einfach in dem Grad der Neigung des Gesichtsprofiles gegen die Horizontale besteht [1]). Es gehören ferner hierher die Neigung der Ebene des Foramen magnum, die Richtung der Schädelbasis, der Winkel, in welchem die Stirn ansteigt und ähnliche Verhältnisse, welche alle ihre Bedeutung nur durch ihre Beziehung zur Horizontalebene des Schädels erhalten. Eine weitere Verfolgung dieses Punktes kann hier um so weniger in meiner Absicht liegen, als ich gerade in meiner oben erwähnten Arbeit die Wichtigkeit der Horizontalen für die Craniometrie hervorzuheben bemüht war. Der dritte leitende Gesichtspunkt, dessen Bedeutung hier näher erörtert werden soll, ist endlich: Die Untersuchung der Form des ganzen Schädelgehäuses nach seiner Ausdehnung in den drei Dimensionen des Raumes. War die Horizontale bei den soeben betrachteten Massen die Grundlage, und die Ermittelung des Verhältnisses der angedeuteten Punkte zu ihr der Zweck der Untersuchung, so ist sie hier nur ein Hülfsmittel, wenn auch ein äusserst wichtiges.

Viele Autoren betrachten, freilich ohne andere Beweise als das Gewicht ihrer Autorität dafür zu erbringen, eine Anzahl von Punkten am Schädel als s. g. „fixe“, d. h. als solche, deren relative Lagerung in Bezug auf den Bauplan des ganzen Schädels eine constante sein soll. Die Annahme dieser „fixen Punkte“, zu denen namentlich die äussere Ohröffnung und die Theile der Schädelbasis gezählt werden, ist eine durchaus willkürliche. Bei unbefangener Betrachtung ergiebt sich vielmehr, dass kein Theil des Schädels vor den übrigen eine grössere Selbständigkeit der Entwickelung oder eine constantere Regelmässigkeit der Lagerung voraus hat. Es wird uns daher auch

[1]) Von der Nasenwurzel bis zum Alveolarrande des Oberkiefers. Ich finde weder in der Knickung der Schädelbasis (Sattelwinkel), noch mit Lissauer in der Breite der Lamina cribrosa resp. der „Energie des Geruchsinnes“ die Ursache und mithin einen Gradmesser der Prognathie. Man vergleiche hierüber meine citirte Arbeit über das Wesen der Prognathie (Arch. f. Anthropologie Bd. V. S. 359 - 409) und die Arbeit von Dr. Lissauer, Ibid. S. 409—433.

ferne liegen müssen, von diesen Punkten eine solche Anwendung machen zu wollen, wie z. B. Busk [1]) es gethan, indem er die Ohröffnung zum Ausgangspunkte einer Anzahl von Massen gemacht hat.

Man könnte hier einwerfen, dass es überhaupt verkehrt sei, sich einzubilden, dass mit einem einzigen Verfahren eine genaue Kenntniss des ganzen Schädelbaues erreicht werden könne. Die Anschauung ist sicherlich sehr berechtigt, nur ist sie weit davon entfernt, gerade gegen die in dieser Arbeit entwickelten Ansichten einen Vorwurf zu enthalten. Es liegt mir in der That vollständig fern, zu verkennen, dass die Messmethode eine andere wird sein müssen, wenn man die Wachsthumsquotienten der einzelnen Schädelknochen erforschen, andere, wenn man Asymmetrieen der Schädelform constatiren und wieder andere, wenn man die typischen und craniologischen Verschiedenheiten zweier Racen oder Stämme feststellen will. Das Messverfahren muss mit anderen Worten den jedesmaligen Aufgaben bis zu einem gewissen Grade angepasst werden. Anders aber liegt das Verhältniss, wenn, wie in unserem Falle, das Ziel klar vorliegt, wenn die ganze Untersuchung nur eine Vergleichung der verschiedenen typischen, nationalen Schädelformen bezweckt. Obwohl nun aber hiermit das Ziel unserer Studien schon etwas genauer bezeichnet ist, so bleiben doch, bevor es möglich sein wird, auf die zu diesem Zwecke in Vorschlag gebrachten Methoden näher einzugehen, noch einige allgemeinere Fragen zu erledigen, aus deren Betrachtung gerade für den bei der Untersuchung einzuschlagenden Weg sich werthvolle und massgebende Gesichtspunkte ergeben werden.

Huschke [2]), indem er den Schädel als einen „Abdruck des Gehirns“ betrachtet, erklärt, dass die todte Schale einen Schluss gestattet „auf den lebendigen Kern den sie einhüllt“ und dass er nur um des letztren willen sich „durch die trockene Schale hindurch gearbeitet“ habe. Noch entschiedener hat sich in diesem Sinne Gratiolet [3]) ausgesprochen, für welchen die Schädelform nur durch ihre Beziehungen zu derjenigen des Hirnes Interesse

---

[1]) Die Radien, welche Busk u. a. von der äusseren Ohröffnung nach verschiedenen in der Medianebene gelegenen Punkten ziehen, setzen, wenn sie von Werth sein sollten, voraus, dass die Ohröffnung ein „fixer Punkt“ und die Breite des Schädels eine constante wäre, was beides jedoch bekanntlich nicht der Fall ist. Dasselbe gilt auch für die ähnlichen Masse, welche Schwarz in das Körpermessungs-Schema des medizin. Theiles der Novara-Expedition aufgenommen hat. Aehnliche Radien, wenn auch nur vereinzelt, finden sich z. B. auch bei Baer, Virchow u. a.; es gehören ferner hierher die „Schädelradien“ Kopernicki's, die „rayons craniens“ von Broca, C. Vogt's „Radien vom Ohrloch aus“ und viele andere. Es darf von solchen Radien nur dann Gebrauch gemacht werden, wenn sie an der geometrischen Zeichnung gemessen sind. Projicirt man nämlich die Ohröffnung nicht auf die Medianebene, so werden die betr. Masse um so grösser, je breiter der Schädel wird, und gestatten mithin nach keiner Seite einen zuverlässigen Schluss.

[2]) E. Huschke. Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Thiere. Jena 1854. S. 5.

[3]) Gratiolet in Bulletins de la soc. d'anthropol. de Paris. T. II, 1861, S. 77: On a décrit . . . les formes extérieures de la tête dans les diverses races; mais ces formes ne signifient pas grand'chose par elles-mêmes; elles n'ont de valeur, que parce qu'elles sont plus ou moins en rapport avec la forme du cerveau.“

hat und auch Broca [1]) sieht den hohen Werth der Craniologie vor allem in den Angaben, welche man auf diesem Wege über die intellectuelle Befähigung der verschiedenen Racen erhalte. Ebenso lässt Baer [2]) sich bei der Wahl seiner Schädelmasse wesentlich durch die Rücksicht auf die Hirnausdehnung leiten. Noch weiter gehende, zu sorgsam ausgearbeiteten Systemen verbundene Schlüsse haben bekanntlich Gall, Spurzheim, C. G. Carus u. a. Phrenologen aus der Schädelform auf diejenige des Gehirns zu ziehen versucht. Die Ausschreitungen der Phrenologen sind längst als völlig unwissenschaftlich und willkürlich erkannt und verworfen, aber gegen jene verkappte Phrenologie, wie sie sich in den angeführten Werken von Huschke, Gratiolet und Broca zu erkennen giebt, dürfte es geeignet sein, an dieser Stelle einige Bemerkungen geltend zu machen. Der wahre Kern, welcher allen diesen Bestrebungen zu Grunde liegt, ist die kaum bestrittene enge causale Beziehung, welche im grossen und ganzen zwischen der Gestalt des Kopfes und derjenigen des Gehirnes [3]) obwaltet. Die Kopfform ist im Wesentlichen bedingt durch die Entwickelung des Gehirnes, und bei der Schwierigkeit resp. Unmöglichkeit zur Zeit die Hirne vieler, namentlich niederer Stämme zu untersuchen, ist das Bestreben gewiss an und für sich sehr zu billigen, aus der Form des leichter zugänglichen Schädels diejenige des zugehörigen Gehirnes zu reconstruiren. Die nothwendige Voraussetzung dieser Bemühungen ist aber doch unzweifelhaft die, dass hiermit überhaupt schon etwas gewonnen sei, dass die Form des Gehirns gewisse Aufschlüsse über die intellectuellen und psychischen Funktionen des nervösen Centralapparates ertheile [4]). Das ist aber in Wahrheit keineswegs der Fall. Innerhalb der ganzen Reihe der Raceschädel resp. der Gehirne kann man sich kaum schärfere Gegensätze denken als die exquisit brachycephale und dolichocephale Form, welche beide z. B. in Schwaben noch heute in dem germanischen und dem ligurischen Typus neben einander existiren. Es ist aber keine Rede davon, dass etwa

---

[1]) Broca. Bulletins 1861, S. 139.

[2]) K. E. v. Baer. Nachrichten über die ethnologisch-craniologische Sammlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Bulletins de la Classe physico-mathématique de l'académie imperiale de St. Petersbourg. T. XVII, 1859. S. 206—211.

[3]) Dieser Parallelismus zwischen Schädel- und Hirnform ist selbst von Engel nicht geläugnet. Während aber der allgemeinen Annahme zufolge das Hirn den Schädel formt, leitet dieser Gelehrte von dem Hirnwachsthum nur die Vergrösserung, nicht die Formentwickelung des Schädels ab. „Nicht das Gehirn bildet sich sein Schädelgehäuse, sondern das Gehäuse entwickelt sich unter dem Einflusse einer mechanischen Nothwendigkeit und das Gehirn schmiegt sich in die Schädelform." J. Engel. Untersuchungen über Schädelformen. Prag 1851. S. 123.

[4]) Selbst A. Retzius war in dieser irrigen Meinung befangen. In einem Aufsatze, dessen Zweck gerade die Bekämpfung der Gall'schen Phrenologie ist, bemerkt er: „Es ist indessen höchst wahrscheinlich, dass die äussere Form des Kopfes in mehrfacher Hinsicht Zeugniss von den Seeleneigenschaften ablegen könne," und in diesem Sinne fordert er auf neue Materialien „zur Begründung und Erweiterung dieser interessanten Richtung des Wissens zu sammeln." Müller's Archiv 1848, S. 259 und 261 und Ethnologische Schriften. Stockholm 1864, S. 84 und 85.

der eine von beiden Typen geistig höher stehe, oder in irgend welchem Sinne sich auszeichne, etwa durch besseres Gedächtniss, reichere Phantasie, leichtere Auffassungsgabe, oder ähnliche Vorzüge. Man hat freilich mehrfach versucht, bald den dolichocephalen, bald den brachycephalen Schädeltypus als den höheren hinzustellen [1]), allein ohne durchgreifenden Erfolg. Wie die Untersuchungen der prähistorischen Anthropologie zu dem interessanten Ergebnisse geführt haben, dass schon in den ältesten Zeiten beide Schädeltypen neben einander existirten, so finden wir auch heutigen Tages noch niedrig stehende Völkerschaften mit brachycephalem, uud hochentwickelte mit dolichocephalem Schädel, ebenso wie sich nahezu übereinstimmende Schädelformen bei Völkern finden, welche ihrem Charakter und ihrer geistigen Befähigung zufolge weit von einander stehen. Ferner lassen zahlreiche Zeugnisse zuverlässiger Beobachter keinen Zweifel darüber, dass wenigstens in vielen Fällen die so ungemein verbreitete Sitte der künstlichen Deformirung des Kopfes keinen wesentlichen Einfluss auf die moralische und intellectuelle Tüchtigkeit der davon betroffenen Individuen ausübt, geschweige denn eine Alteration des psychischen Lebens in irgend einer bestimmten Richtung hin zur Folge hat. Endlich liegen keinerlei Erfahrungen vor, wonach den zahlreichen Modifikationen, welchen die Form des Kopfes durch pathologische Einflüsse unterworfen sein kann, ebensoviele constante pathologishhe Verstandes- oder Charakterstörungen entsprechen. So sicher sich daher aus der Form des Schädels diejenige des zugehörigen Gehirnes ableiten lässt, so sicher ist es auch, dass die äussere Gestalt [2]) des Gehirns keinen Rückschluss auf die

[1]) Man hat mehrfach Retzius einen Vorwurf daraus gemacht, dass er die Dolichocephalen für geistig höher stehend gehalten habe. R. Wagner sucht im Bericht über die Göttinger Anthropologen-Versammlung zu beweisen, „dass die Retzius'sche Annahme, wonach die Hinterlappen des grossen Gehirns bei den brachycephalen Schädeln weniger entwickelt seien, im Wesentlichen auf einer Illusion beruht." Auch Broca bezweifelt die Richtigkeit der Retzius'schen Annahme, dass die Dolichocephalie „un caractère de superiorité" sei, und neigt sich mehr der entgegengesetzten Ansicht zu. (Bulletins de la soc. d'Anthrop. de Paris. T. 2. 1861. S. 512—513.) G. Retzius nimmt dagegen (Ethnol. Schriften, S. 30, Anm.) seinen Vater gegen den Wagner'schen Vorwurf mit Recht in Schutz, indem er nachweist, dass derselbe zwar den hinteren Hirnlappen bei den Dolichocephalen mehr in die Länge entwickelt findet, dagegen ausdrücklich hervorhebt, dass dieser Vortheil bei vielen brachycephalen Schädeln durch stärkere Breitenentwicklung compensirt werde. Wenn sich daher auch einzelne Aeusserungen finden, welche zu diesen Irrungen Anlass boten, so beziehen sich dieselben doch immer nur auf den speciellen Fall, ohne dass A. Retzius darauf hin ein allgemeines Gesetz aufgebaut hätte.

In der Stuttgarter Anthropologen-Versammlung sprachen Virchow und Schaafhausen sich in dem Sinne aus, dass die dolichocephale Schädelform durch die Cultur mehr in die brachycephale übergehe. Hölder dagegen neigte sich mehr der entgegengesetzten Auffassung zu und gab an, dass in Würtemberg unter den seit Generationen geistig beschäftigten Ständen sich viel mehr dolichocephale Formen finden. In Wahrheit scheint es ebensowohl unter den dolichocephalen wie unter den brachycephalen Stämmen geistig höher oder tiefer stehende zu geben, so dass mithin die ganze Fragestellung eine falsche ist. Wie aber auch die endliche Entscheidung ausfallen mag, keinesfalls wird sie zu anderen als zu sehr allgemeinen, craniologisch nicht verwerthbaren, Ergebnissen führen.

[2]) Es bedarf wohl kaum des besonderen Hinweises darauf, dass hier nur von der Form des Gehirns im ganzen, nicht von der Vertheilung der gyri und ähnlichen Verhältnissen die Rede ist.

geistige Befähigung oder die moralische Anlage des zugehörigen Individuums gestattet. Bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Physiologie ist es überhaupt nicht möglich, auf Grundlage der anatomischen Kenntnisse vom Baue des Gehirns eine vergleichende Abschätzung der geistigen Befähigung verschiedener Individuen oder Racen zu versuchen. Möglich und in hohem Grade wünschenswerth ist es, dass in späteren Zeiten hierin mehr geleistet wird, aber sicherlich wird alsdann von allen in Betracht kommenden Factoren die Gesammtform des Hirnes die niedrigste Stellung einnehmen. Bei der gegenwärtigen Sachlage aber durch Schädelmessung sich über die Gestalt des Gehirnes unterrichten zu wollen, hat nicht mehr Zweck als für einen Tauben der Besuch der wundervollsten Concerte haben würde. Wäre es daher richtig, was Gall sagt, dass nämlich von den Untersuchungen der Schädel überhaupt nur so weit die Rede sein könne, „qu'autant qu'elles dénotent les formes du cerveau," so könnte man den Namen der Craniologie getrost aus der Liste der übrigen anthropologischen Hülfswissenschaften auslöschen. Allein es kann nach dem soeben Bemerkten wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Untersuchung des Schädels in der That nicht des Gehirnes wegen, sondern lediglich um seiner selbst willen vorgenommen wird. Die Unterschiede, welche sich bei den verschiedenen Völkern und Racen im Bauplane des Schädels aussprechen, sowie die Schwankungen, welche innerhalb eines und desselben Stammes namentlich zwischen den verschiedenen Geschlechtern und Lebensaltern beobachtet werden, sie sind es, um deren willen die Untersuchung vorgenommen wird. Es ist wahr, der Schädel bildet weder das einzige noch das wichtigste Organ des Körpers, welchem vor den übrigen bei anthropologischen Untersuchungen der Vorrang gebüre, allein, so lange sich das Material zu anthropologischen Studien fast gänzlich auf die Theile des Skelettes beschränkt, bleibt der Schädel derjenige Theil, in welchem sich die meisten und characteristischsten nationalen Differenzen ausprägen.

Alle Versuche auf vergleichend-anatomischem Wege zur Auffindung constanter, typischer Unterschiede zwischen den einzelnen Racen zu gelangen, sind gescheitert, und das einzige, worin sich in Wirklichkeit wesentliche Differenzen zwischen den Schädeln verschiedener Racen ergeben, ist die Form des Schädels. Die Richtigkeit dieser Thatsache ist kaum bestritten worden, dagegen gehen die Ansichten der Autoren über die Frage weit auseinander, durch welche Verhältnisse diese Formdifferenzen bedingt würden und welche Mittel daher anzuwenden seien, um sie zu constatiren, resp. um die verschiedenen Grade der Ausbildung durch Einkleidung in Zahlenwerthe direct mit einander vergleichbar zu machen.

Während es nach der im Folgenden vertretenen Auffassung die Form des ganzen Schädelgehäuses ist, welche den Gegenstand der craniologischen

---

[1]) F. J. Gall et G. Spurzheim. Anatomie et physiologie du système nerveux en général, et du cerveau en particulier. Bd. II. Paris. 1812. S. 333.

Studien bilden soll, unbekümmert um die Art und Weise, auf welche dieses Ergebniss zu Stande gekommen ist, hat man in neuerer Zeit mehrfach versucht, gerade diesen letzten Punkt als den wichtigsten hinzustellen. Vor allen vertritt Virchow dieses „genetische Prinzip", indem er schon durch seine früheren Untersuchungen zu dem Resultate gekommen war „dass die Zahl der Messungen an den einzelnen Schädeln bedeutend über das gewöhnliche Verhältniss vermehrt werden müsse, dass man namentlich die Grenzen der einzelnen Schädelknochen bestimmen und die einzelnen Nähte messen müsse." Gleichwohl dürfte es schwer sein, aus den Massen, welche Virchow z. B. in seiner neuesten Arbeit [1]) zur Anwendung gebracht hat, den Begriff des genetischen Prinzipes zu entwickeln. Consequenter ist dasselbe durchgeführt worden von Huschke [2]) und W. Krause [3]). Beide suchen, wenn auch in verschiedener Weise den Antheil herauszufinden, welchen die einzelnen Knochen an der Zusammensetzung des ganzen Schädelgehäuses nehmen. Krause gesteht zu (S. 252), was auch L. Fick [4]) betont, es könne dieselbe Form „bei verschiedenen Schädeln ohne Zweifel durch verschiedenes Wachsthum verschiedener Knochen faktisch hervorgebracht werden." Hiernach ist ohne weiteres klar, dass beide Verfahren, weil sie nicht einander parallel laufen, nicht zu den gleichen Ergebnissen führen, auch nicht beide den gleichen Werth besitzen, nicht beide für denselben Zweck gemeinsam in Anwendung gebracht werden können. Huschke, von der durch nichts bewiesenen Voraussetzung ausgehend, dass jedem einzelnen der grösseren Schädelknochen ein bestimmter Lappen des Gehirnes entspreche, misst mittelst mühsamer Triangulirungen die Grösse der Oberfläche der einzelnen Schädelknochen. Er erhält so die Grösse der Gesammt-Oberfläche des Schädels bei den verschiedenen Racenschädeln sowie den Antheil jedes einzelnen Knochens an diesem Werthe, und durch Vergleichung mit den an jugendlichen Schädeln genommenen Massen die Wachsthumsquotienten der einzelnen Knochen. Ueber die Form aber, welche durch die gemessenen Flächen gebildet wird, erfährt er durchaus nichts. Wie man einen Gummiball beliebig eindrücken, d. h. also seine Form verändern kann, ohne dass seine Oberfläche dadurch eine andere wird, wie mit einem Worte die Grösse der Oberfläche keinen Rückschluss auf die Gestalt des umschlossenen Raumes gestattet, so ertheilen auch Huschke's Zahlen nicht den geringsten Aufschluss über die Form der gemessenen Schädel.

Ebenso wenig vermag für unsere Zwecke das Krause'sche Verfahren zu leisten. Krause macht den vorderen Rand des Foramen magnum zum Ausgangspunkte seiner Winkelmessungen. Er construirt in der Median-

---

[1]) R. Virchow. Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen. Archiv f. Anthropol. Bd. IV. S. 55—93.

[2]) E. Huschke. Schädel, Hirn und Seele. S. 5—55.

[3]) W. Krause. Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Craniometrie. Archiv f. Anthropol. Bd. I. S. 251—261 und Bd. III. S. 137.

[4]) L. Fick. Ueber die Ursachen der Knochenformen. Göttingen 1857. S. 8.

ebene eine Anzahl von Dreiecken, welche an jener Stelle ihre Spitze haben und projicirt auf die Frontalebene zwei Vierecke, deren eine Spitze ebenfalls an dem bezeichneten Punkte gelegen. Der Winkel, welcher durch je zwei an diesem Punkte zusammenstossende Linien gebildet wird, ist für Krause der Ausdruck für den Entwicklungsgrad des gegenüberliegenden Knochens. Wenn nun z. B. in der Medianebene das vordere und hintere Ende des Scheitelbeines und der vordere Rand des Foramen magnum die Endpunkte eines der Dreiecke bilden, so soll der an dem letzteren Punkte gelegene Winkel ein Mass sein für die Ausbildung des Scheitelbeins in longitudinaler Richtung. Nun muss aber doch offenbar derselbe Knochen einen um so grösseren Winkel an der beschriebenen Stelle erzeugen, je näher, einen um so kleineren, je weiter er von ebenda entfernt ist. In Wirklichkeit ist nun aber nicht nur diese Entfernung eine sehr variable, sondern auch die Richtung, in welcher die Contourlinie des Knochens verläuft. Bei dieser Unsicherheit der übrigen Factoren ist daher der besprochene Winkel weit davon entfernt, über die Entwickelung des gegenüberliegenden Knochens zuverlässige Auskunft zu geben. So entsprechen denn auch die Resultate, welche auf diesem Wege gewonnen wurden, den wirklichen Verhältnissen nur in geringem Grade. Obwohl bis jetzt nur 4 Schädel von Krause und eine Anzahl holländischer Schädel von Sasse [1]) nach dieser Methode untersucht worden sind, so ermuntern die Ergebnisse doch keineswegs zur Nachahmung [2]). Und daran ist weniger die getroffene Auswahl der Winkel Schuld, als vielmehr die falschen Voraussetzungen, welche dem ganzen „Prinzipe" zu Grunde liegen, und welche auch nicht die Einführung dieses Verfahrens noch neben dem wichtigeren gestatten.

Mit den gegenwärtigen Hülfsmitteln ist es nicht möglich, eine genaue Untersuchung der unregelmässigen Linien und Flächen der Schädelknochen vorzunehmen, sodass man von dieser Richtung, selbst wenn das Prinzip berechtigter wäre, doch würde Abstand nehmen müssen. Das, worauf es ankommt, ich wiederhole es ausdrücklich, ist die Kenntniss der verschiedenen Formen des Schädels, gerade hierüber aber vermag das „genetische Prinzip" keinen Aufschluss zu geben, denn die Form des Schädels ist nicht durch constante Beziehungen an die Entwicklungsenergie der einzelnen Schädelknochen gebunden. Dieses Ergebniss wird auch für unsere späteren Unter-

[1]) A. Sasse. Zur wissenschaftlichen Craniometrie. Archiv f. Anthrop. Bd. II. S. 101—109.

[2]) Sasse bemerkt hierüber S. 106: „Dass das Stirnbein bei den fränkischen Schädeln stärker in die Höhe gewachsen sei als bei den malayischen, lässt sich nicht daraus folgern, dass der Winkel α bei den ersteren grösser als bei den letzteren. Die beiden Langeraarer sind sonderlich niedrig und namentlich die Stirn ist nichts weniger als hoch zu nennen. Doch ist α bei L 1 = 64½°, bei L 2 = 63 (höher als bei den fränkischen Schädeln), während hingegen bei den zeeländischen mit im Ganzen hoher Stirn α = 53 ziemlich = 52 bei den Malayenschädeln."

Ebensowenig war Aeby im Stande, sich von dem Nutzen der Krause'schen Methode zu überzeugen, worüber zu vergleichen dessen „Die Schädelformen der Menschen und der Affen". Leipzig 1867, S. 6. Anm. 2.

suchungen von massgebender Wichtigkeit sein. Es kann nämlich bei der Wahl der Ausgangspunkte unserer Masse nicht mehr die Rede davon sein, bestimmte anatomische Punkte, Winkel und Fortsätze einzelner Schädelknochen auszusuchen, sondern die Wahl der Masse darf lediglich nach Massgabe der wesentlichsten räumlichen Dimensionen ausfallen, gleichgültig, welche Knochen gerade davon betroffen werden. Für uns ist der Schädel lediglich ein mathematischer Körper, um dessen Kenntniss es uns zu thun ist; aus wie vielen Theilen derselbe aber besteht, und in welcher Weise das gegenseitige Verhältniss dieser Theilstücke sich gestaltet, ist dabei vollkommen gleichgültig.

Auf welche Weise soll aber nun die Vermessung vor sich gehen? Sehen wir zunächst zu, welches gegenwärtig das gebräuchlichste Verfahren ist, auf welchem Wege bisher die zuverlässigsten Resultate erzielt worden sind. Ein irgendwie allgemeiner angenommenes Verfahren existirt zur Zeit noch nicht. Im allgemeinen kommen aber die meisten derselben darin überein, dass ausser der Capacität, dem Horizontalumfang und den s. g. „grössten" Dimensionen (Länge, Breite, Höhe) eine Anzahl von Entfernungen bestimmter anatomischer Punkte gemessen werden. Hierhin gehören z. B. der Abstand der beiden Pori acustici externi, der Processus mastoidei, die Entfernung der Ohröffnung vom Kinn, von der Nasenwurzel, dem Hinterhaupte u. a. Punkten, die Distanz zwischen Nasenwurzel und Alveolarrand des Oberkiefers, oder von hier bis zum Foramen magnum, endlich die Länge des Stirn-, Scheitel- und Hinterhauptbogens und diejenige der zugehörigen Sehnen, sowie viele ähnliche Masse.

Alle diese Masse, deren Zahl leicht noch beliebig vermehrt werden könnte, gewähren nicht den geringsten Nutzen; die auf ihre Gewinnung verwandte Zeit ist eine total verlorene, die Zahlen selbst sind völlig werthloser Ballast, der zwar nicht mehr über Bord geworfen werden kann, um den man aber in späterer Zeit sich ebensowenig kümmern wird, wie heutigen Tages um die gewaltige Literatur der Phrenologie. Diese absoluten Zahlen können desshalb nichts über den Bau des Schädels ergeben, weil sie in eben so hohem Grade von den individuellen Grössendifferenzen abhängig sind, wie von den typischen Verschiedenheiten im Baue der Racenschädel. Niemand bezweifelt es, dass man ein bestimmtes Dreieck, oder irgend eine ähnliche geometrische oder stereometrische Figur in jeder beliebigen Grösse ausführen kann, ohne dass in den Proportionen derselben durch den blossen Prozess der Vergrösserung oder Verkleinerung eine Aenderung hervorgerufen würde [1]). Dass dieses Verhältniss bei dem Schädel kein anderes ist, dass derselbe Bauplan in kleineren, wie in grösseren Schädeln zum Ausdruck gelangen kann, diese scheinbar so naheliegende Schlussfolgerung ist weit davon

[1]) Es ist dabei völlig irrelevant, ob von drei verschiedenen Dreiecken, welchen man zum Zweck der Vergleichung dieselbe Basis geben will, das eine vergrössert, das andere verkleinert wird. Da dies bei den Schädeln nicht anders ist, so erledigt sich hiermit der Einwurf, welchen H. Welcker hiergegen erhoben. cf. Welcker, Kraniologische Mittheilungen. Archiv f. Anthrop. Bd. I. S. 98.

entfernt, allgemeinere Berücksichtigung zu finden. Oder sollte man es vielleicht bezweifeln, dass es ebensowohl grosse und kleine Köpfe giebt wie grosse und kleine Menschen. Es ist bekannt, dass die Proportionen des Schädels in einem gewissen allgemeinen Verhältnisse stehen zu der Gesammtgrösse der Statur [1]). Allein im grossen und ganzen gelangt doch innerhalb desselben Stammes der gleiche, gemeinsame Typus zum Ausdrucke, sodass man bei dem Studium der Racenschädel gemeinhin keine Rücksicht auf die Unterschiede in den absoluten Grössendifferenzen zu nehmen pflegt. Wie kann man nun ohne Rücksicht auf die relative Gesammtgrösse des betreffenden Schädels eine Anzahl der oben bezeichneten Masse nehmen und sich dennoch einbilden, ein Bild zu erhalten von den typischen Unterschieden der Schädel der untersuchten verschiedenen Racen oder Stämme? Was man aus den Massen ersieht ist höchstens, welches Volk die grössten Köpfe hat und welcher Stamm in diesem Masse, welcher in jenem durchschnittlich die übrigen überragt. Mehr gewinnt man auf diese Weise keinesfalls. An ein Verständniss der verschiedenen nationalen Schädelformen, an einen Einblick in die verschiedenen Organisationspläne der Köpfe ist bei diesem Verfahren nicht zu denken.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, genügt nun einmal das blosse Messen nicht. Die Masse müssen, um zum Verständniss zu gelangen, rationell verarbeitet werden; die rohen absoluten Zahlen bringen dem Organismus der Wissenschaft keinen Nutzen. Ein Verständniss der Zahlen wird uns erst dann erschlossen, wenn sie nicht in ihrer absoluten, von individuellen Zufälligkeiten abhängigen Form betrachtet, sondern nach ihrer relativen Bedeutung gewürdigt werden. Es hat durchaus kein Interesse zu erfahren, bei welcher Race die Jochbogen am weitesten von einander stehen und bei welcher der Weg von der Nasenwurzel bis zum Kinn am längsten ist! Von hohem Werthe aber ist es zu wissen, ob im Verhältniss zur Grösse des Gehirnschädels der Gesichtstheil gering oder mächtiger entwickelt ist, ob die Form des ganzen Schädels mehr eine ellipsoide oder eine quadratische, relativ kurze und breite ist, ob der Schädel im Vergleich zu seiner Breite hoch oder niedrig ist, und ähnliche Verhältnisse, welche uns eine Vorstellung von der relativen räumlichen Ausdehnung des Schädelgehäuses zu geben im Stande sind.

Wie aber nun diese absoluten Grössen in relative übersetzen? Es ist klar, soll eine derartige Reduction der Einzelwerthe keine unnatürliche und willkürliche sein, so kann als gemeinsames Mass (modulus) nicht eine einzige, mehr oder weniger willkürlich herausgegriffene Linie dienen, sondern es muss die ganze Ausdehnung des Schädelgehäuses als Einheit gesetzt werden. Dies

[1]) cf. H. Welcker. Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. Leipzig 1862. S. 31—34 und S. 61—65.

Langer. Wachsthum des menschlichen Skelets mit Bezug auf den Riesen. Mit 7 Tafeln. Wien 1871 (Separatabdruck aus dem XXXI. Bd. der Denkschriften der mathem. naturw. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

hat seine grossen Schwierigkeiten, da selbst die von Welcker [1]) versuchte Combinirung der drei Hauptdimensionen (grösste Länge, Breite und Höhe) nur ein sehr mangelhaftes Bild giebt, und ebenso der Horizontalumfang keine durchweg zuverlässigen Rückschlüsse gestattet. Keinesfalls aber ist die Aufgabe durch die Versuche von Aeby [2]) und Huxley [3]) gelöst, welche die Schädelbasis (Grundlinie) als Modulus benutzen. Schon Welcker [4]) hat der Schädelbasis die Fähigkeit, als allgemeiner Modulus verwandt zu werden, abgesprochen, und eingehender habe ich in meiner Arbeit über die Prognathie diese Frage erörtert, sodass ich hier auf jene Stelle [5]) verweisen muss. Es ergab sich dabei, dass kein einziges Mass am Schädel existirt, welches uns so sehr interessirt, dass es um seiner selbst willen als Modulus dienen könnte, und dass ferner kein einzelnes Mass in einem so constanten Verhältnisse zum Gesammtschädel stehe, dass seine Verwendung als Modulus gerechtfertigt erschiene. Das schliessliche Ergebniss jener Untersuchungen war daher das, dass die Verhältnisszahlen nur zwischen je zwei Zahlenwerthen in Anwendung zu bringen seien. Um nicht missverstanden zu werden, hebe ich es ausdrücklich hervor, dass nur desshalb von der Anwendung eines einzigen, gemeinsamen Modulus Abstand genommen wird, weil ein solcher zur Zeit nicht in einer Form sich auffinden lässt, in welcher derselbe wirklich ein entsprechendes Bild von dem gesammten Schädelbau zu geben vermöchte.

Es werden also für uns die Durchmesser des Schädels nicht ohne weiteres in ihrer primitiven Gestalt zu verwenden, sondern stets in ihrem gegenseitigen relativen Verhalten zu studiren sein. Ehe jedoch näher auf dieses Thema eingegangen werden kann, ist zuvor noch eine andere Frage zu erledigen: die Anwendung des Coordinatensystemes in der Craniometrie. Schon in meiner citirten Arbeit habe ich die Frage erörtert, welche Hoffnungen man an die Einführung des Coordinatensystemes in die Craniologie zu knüpfen berechtigt sei [6]). Die Unmöglichkeit, eine Horizontale am Schädel aufzufinden, welche durch gewisse anatomische Punkte in stets gleicher Weise ihrer Lage nach fixirt ist, hat mich dort zur völligen Verwerfung dieser Methode bewogen. Eigene Erfahrungen hatten mich den Einfluss dieser Schwierigkeit zu würdigen gelehrt. Während bei Winkelmessungen die Fehler, welche durch eine falsche Lagerung der Horizontalen bedingt werden, genau der Grösse

[1]) H. Welcker. Kraniol. Mitt. S. 99.

[2]) C. Aeby. Die Schädelformen der Menschen und der Affen. S. 6 ff.

[3]) Th. H. Huxley. Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Uebers. von J. V. Carus. Braunschweig 1863, S. 165 ff., u. Archiv f. Anthrop. Bd. I. S. 355, Anm. 1.

[4]) Welcker bemerkt hierüber (Kraniol. Mitth. S. 98): „Dann ist die Länge der Schädelbasis, ein wie wichtiges Mass in derselben auch anerkannt werden muss, immerhin nur ein einzelnes Mass, welches wie jeder andere Durchmesser seine ihm eigenthümlichen Schwankungen besitzt und in gewissem Sinne unabhängig von den übrigen Massen des Schädels variiren kann, so dass ich nicht absehe, wie dieses eine Mass als Massstab aller übrigen dienen könne." Huschke dagegen spricht sich für die entgegengesetzte Ansicht aus. (L. c. S. 10.)

[5]) L. c. S. 398 (40) ff.

[6]) L. c. S. 394—397 (S. 36—39).

des Winkels entsprechen, um welchen die angenommene Horizontale sich aus ihrer wahren Richtung entfernt hat, ist bei dem Coordinatensysteme das Verhältniss ein völlig anderes. Wenn die horizontale Abscissenaxe sich in einem beliebigen Winkel aus ihrer idealen Lage entfernt, so beträgt die Lagenveränderung eines dicht über dieser Linie gelegenen Punktes sehr viel weniger, als diejenige der höher liegenden. Je länger die Ordinate ist, um so mehr wird bei gleichem Winkelausschlag ein Punkt aus seiner ersten Lage verschoben, d. h. also jeder Fehler hat um so schlimmere Folgen, je länger die zugehörige Ordinate ist. Ein Fehler in der Annahme der Horizontalebene macht sich daher an den verschiedenen Partien des Schädels in ganz ungleichmässiger Weise geltend, und von der Anwendung dieses Verfahrens muss mithin so lange Abstand genommen werden, bis es möglich sein wird, in jedem einzelnen Falle die Richtung der Horizontalebene des Schädels absolut genau zu ermitteln. Hieran ist so lange nicht zu denken, als man noch gezwungen ist, die Richtung der Horizontalen durch anatomische Punkte [1]) zu bezeichnen. Dieselben sind in ihrer gegenseitigen Lage und Ausbildung zu wenig constant, von zu vielen rein zufälligen, individuellen Abweichungen abhängig, als dass eine durch ihre Hülfe bestimmte Horizontale nicht nothwendig innerhalb gewisser, nicht ganz unerheblicher Grenzen schwanken müsste [2]).

Noch weniger kann aber als Horizontalaxe die Schädelbasis in Betracht kommen. Sie bildet einmal einen sehr variablen Winkel mit der Horizontalen, sodann aber ist es nur selten möglich, ihre Richtung genau zu ermitteln, da der Clivus ebensowohl wie die Siebbeinplatte meist nicht von geraden, sondern von sehr unregelmässig gekrümmten Flächen begrenzt sind. Auch die Axen der drei s. g. Schädelwinkel — also des medianen Grundbeintheiles — liegen nicht in einer einzigen geraden Linie, so dass es vollkommen unmöglich ist, die ideale Axe der Schädelbasis aufzufinden, ohne in höchst will-

---

[1]) Hierunter sind alle solchen Punkte verstanden, welche an jedem menschlichen Schädel ausgeprägt und zu Folge der anatomischen Bescchreibung leicht aufzufinden sind. Hierhin würden beispielshalber also die äussere Ohröffnung, die Spina nas. ant., der untere Rand des Alveolarfortsatzes und ähnliche Stellen gehören.

[2]) Ich glaube nicht, dass man hierin einen Widerspruch mit meinen früheren Angaben erblicken kann. Ich halte auch jetzt noch die dort vorgeschlagene Horizontale (Mitte der äussren Ohröffnung und unterer Rand der Orbita) für die beste, welche sich anf diesem Wege aufstellen lässt. Dass ich aber doch auch sie nicht für unfehlbar halte, habe ich gleich ausdrücklich bemerkt. Es wird überhaupt niemals möglich sein, durch anatomische Punkte eine Horizontalebene zu bestimmen, welche für jeden einzelnen Schädel, auch nur in einer kleineren Volksgruppe, absolut richtig wäre. In Wahrheit hat jeder einzelnen Schädel seine eigene Horizontalebene, und jedes Bestreben, durch bestimmte anatomische Punkte eine allen gemeinsame Horizontalebene zu bezeichnen, muss nothweniger Weise zu Fehlern führen. Für eine Anzahl von Methoden sind diese zu gross, für andere aber nicht so erheblich, dass damit die ganze Untersuchung unmöglich würde. Dass die Fehler bei der von mir vorgeschlagenen Horizontalen nicht in allzugrossen Grenzen schwanken, dass die letztere unter diesen Umständen noch relativ bei weitem die empfehlenswertheste sei, das ist es, was ich auch jetzt noch zu behaupten mich für berechtigt halte.

kürlicher Weise lediglich nach Gutdünken zu verfahren. Will man aber statt der eigentlichen Axe beliebig die Enden des Hinterhauptbeines und der Siebbeinplatte, oder gar den vorderen Rand des Foramen magnum mit der Nasenwurzel verbinden, so entfernt sich die so erhaltene Grundlinie zu sehr von der wahren Schädelbasisaxe, und bildet ein sehr veränderliches, vielfachen individuellen Schwankungen unterworfenes Mass. Liegt schon kein Grund vor, die Schädelbasis bei der Untersuchung zum Ausgangspunkte des ganzen Masssystemes zu machen, so ist es doch noch viel weniger gerechtfertigt, an Stelle der idealen, aber am Schädel des Erwachsenen kaum zu ermittelnden Axe des Grundbeines eine beliebige Linie zu wählen, deren vorderer Endpunkt, seiner Lage nach unbestimmt, nicht den mindesten Anspruch auf Bevorzugung vor allen übrigen erheben kann.

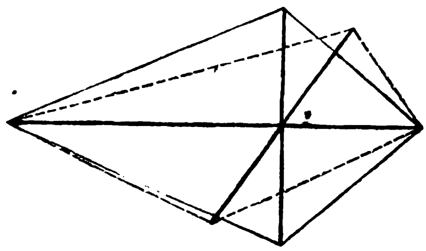
Von welcher Seite wir auch ausgehen mögen, immer werden wir schliesslich doch darauf zurückgeführt, dass als Grundlage des Messverfahrens nur die Horizontalebene dienen kann. Eine Vergleichung, diess sollte man nie aus den Augen verlieren, ist nur dann zwischen verschiedenen Schädeln möglich, wenn alle in gleicher Weise aufgestellt sind. Hierzu genügt es aber nicht, ein Paar beliebiger Punkte an jedem Schädel aufzusuchen und denselben nach ihnen in die gleiche Lage zu bringen, denn diese Punkte können an Schädeln, welche im übrigen nahezu übereinstimmen, ein ganz verschiedenes Verhalten zeigen. Man wird diess sofort verstehen, wenn man sich den Fall denkt, dass etwa eine Menge der verschiedensten Säugethierschädel alle nach der Ebene des Foramen magnum aufgestellt werden sollten. Der Menschenschädel würde hierbei nahezu horizontal, der Affenschädel ziemlich stark nach aufwärts gerichtet sein, während an demjenigen der meisten übrigen Säugethiere die Schnauze senkrecht in die Höhe gehoben sein würde. Sind auch die Differenzen, welche sich in dieser oder ähnlicher Hinsicht zwischen den Schädeln verschiedener menschlicher Racen finden, bei weitem geringer, so ist doch der Unterschied nur ein gradueller und jedenfalls gross genug, um die Resultate der auf dieser Grundlage basirenden Messmethode völlig illusorisch zu machen. Wollte man aber auch aus der grossen Menge der anatomischen Punkte einige bestimmende herausgreifen, so würde bei einer solchen Aufstellung wieder die Mehrzahl der anderen nicht mit einander übereinstimmen und jede gewaltsame Erledigung der auf diesem Wege nicht zu lösenden Aufgabe würde ein Akt der Willkür sein, weil dem anatomischen Verhalten nach kein Theil, keine Linie oder Fläche den Vorzug vor den übrigen verdient. Nicht die gleichen anatomischen Punkte sind es, welche die gleiche Aufstellung bedingen, sondern die Einheit des Prinzipes, nach welchem dieselbe vorgenommen wird. Dieses kann, da das anatomische Verhalten im Stiche lässt, nur ein physiologisches sein, und hier bleibt nur die Horizontalstellung des Schädels übrig. Leider giebt es bis jetzt kein Mittel, um auf anderem Wege als durch die Horizontalstellung bestimmter anatomischer Punkte dem Schädel die gewünschte Lage zu ertheilen. Dieser Umstand ist

aber um so mehr zu bedauern, als es von vornherein einleuchtet, dass zwischen dem physiologischen Factum der Horizontalstellung des Schädels, und dem relativen Verhalten der anatomischen Punkte kein irgendwie nothwendiger Zusammenhang besteht. Denkt man sich den Schädel nach seiner Horizontalebene aufgestellt, so ist es klar, dass sich durch ihn eine beliebige Menge paralleler, wagrechter Ebenen legen lässt, und es ist durchaus nicht gesagt, dass eine durch einen bestimmten Punkt gelegte Horizontalebene bei allen Racen nun auch an einer bestimmten anderen Stelle den Schädel-Umfang schneidet. In der That hat auch Ecker [1]) nachgewiesen, dass eine die Hinterhauptscondylen tangirende horizontale Linie den Gesichtstheil des Schädels beim Neger an einer anderen Stelle verlässt, wie beim Deutschen. Dagegen glaube ich, dass eine durch die äussere Ohröffnung gelegte Horizontale so ziemlich bei allen Racen den unteren Rand der Augenhöhle tangirt. Durch sie, wie durch die Medianebene, welche natürlich senkrecht stehen muss, ist die richtige Aufstellung des Schädels völlig gesichert.

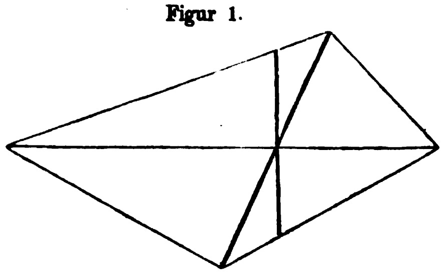
Im bisherigen Verlaufe unserer Untersuchung sahen wir, dass es die Aufgabe der Craniometrie ist, die Form des Schädels zu studiren, und dass dieses Ziel weder durch die vorgeschlagenen Winkel, noch vermittelst des Coordinatensystemes erreicht werden kann. Bei den gegenwärtigen Hülfsmitteln ist es leider nicht möglich, auf irgend einem Wege einen genauen Ausdruck zu finden für die unregelmässig gekrümmten Flächen, welche den Schädelinnenraum begrenzen. So ist z. B. zur Zeit keine Möglichkeit abzusehen, ein Mass zu finden, welches uns eine Vorstellung verschaffte von der so vielfachen Modifikationen unterworfenen Entwickelung der Stirn. Es bleibt daher nichts übrig, als vorläufig auf jene feineren Messungen zu verzichten und ausschliesslich die gröberen Formdifferenzen zu studiren, welche im ganzen und grossen ein Bild der räumlichen Schädelausdehnung entwerfen. Am zuverlässigsten erreicht man dies durch ein rechtwinkliges Axensystem. Scheinbar liegt dann die Lösung des Problemes sehr nahe. Die grösste Länge ist die Längs-, die grösste Breite die zweite, und die grösste Höhe die dritte Axe. In der That ist diese Auffassung auch sehr verbreitet. Nach den im Folgenden entwickelten Anschauungen ist sie jedoch falsch. Die Ermittlung der grössten Dimensionen darf keine bedingungslose sein, sie ist gebunden an die Erfüllung einer Anzahl von anderen Bedingungen. Es ist verkehrt oder unmöglich, schlechtweg die grössten Dimensionen ermitteln zu wollen. Dieselben sind nur dann von Werth, wenn sie zugleich einen Theil unseres rechtwinkligen Axensystemes bilden, also entweder parallel zur Horizontalebene oder senkrecht auf ihr stehen. Man denke sich z. B. die grösste Länge und die grösste Höhe unabhängig von der Horizontalebene gemessen, so wird es sich verhältnissmässig selten treffen, dass beide Masse einen Winkel von

[1]) A. Ecker. Ueber die verschiedene Krümmung des Schädelrohres und über die Stellung des Schädels auf der Wirbelsäule beim Neger und beim Europäer. Archiv f. Anthrop. Bd. IV. S. 287—313.

der Horizontalebene gemessen, so wird es sich verhältnissmässig selten treffen, dass beide Maasse einen Winkel von 90,0° mit einander bilden. Ist aber



Figur 1.



Figur 2.

letzteres nicht der Fall, so sagt die Höhe gar nichts über die Form. Man sieht z. B. in Figur 1, dass dasselbe Höhenmass je nach dem Winkel, unter welchem es die Länge schneidet, eine total andere Gestalt derjenigen Figur bedingt, welche man durch Verbindung der Endpunkte der Axen erhält. Umgekehrt zeigt die Figur 2 eine beliebige gegebene Figur, in welcher, bei gleicher Länge, die Grösse des Höhenmasses sehr bedeutend variirt, je nach dem Winkel, in welchem es die Länge schneidet. Es wäre sehr verfehlt mir einwerfen zu wollen, dass die Verhältnisse am Schädel ganz anders liegen. Freilich giebt es Leute, welchen es schwer fällt zu begreifen, dass man in Beispielen um deutlich zu sein auch fingirte Fälle benutzen darf. Für diese sei hier bemerkt, dass den beistehenden Figuren kein concretes Beispiel zu Grunde liegt, sondern die Verhältnisse absichtlich übertrieben, die Figuren rein schematisch gehalten sind. Gegen die Richtigkeit des soeben Gesagten beweist dieser Umstand aber nicht das mindeste, denn der Unterschied zwischen dem Beispiele und dem factischen Verhalten ist lediglich ein gradueller. Wenn man z. B. beim Messen der Höhe im Anschluss an eines der verbreitetsten Verfahren, den einen Arm des Stangenzirkels in der Medianebene an den vordern und hintern Rand des Foramen magnum anlegt, so wird es sich nur sehr selten treffen, dass der so mit dem Längsdurchmesser gebildete Winkel nahezu ein rechter oder auch nur bei derselben Race ein annähernd constanter ist.

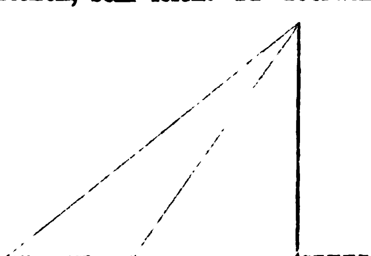
An einer Anzahl geometrischer Abbildungen [1]) von sagittalen Schädeldurchschnitten habe ich den Winkel gemessen, den beide Durchmesser mit einander bilden. Die grösste Länge wurde in herkömmlicher Weise von der Glabella zum prominirendsten Theile des Hinterhauptes gemessen, die Höhe als senkrechter Abstand der Ebene des Foram. mag. und einer zu dieser parallelen, den höchsten Scheitelpunkt tangirenden Linie. Der Winkel schwankte bei fünf Deutschen von 79,0—89,2 bei ebenso vielen Chinesen von 83,0—88,7, bei einem Australneger betrug er sogar 75,8°!

[1]) Sämmtliche Abbildungen befinden sich im V. Bd. der Abh. der Senkenb. naturf. Ges. Taf. VII—IX, nur diejenige des Australnegers im Bd. VI desselben Werkes Taf. XXVI.

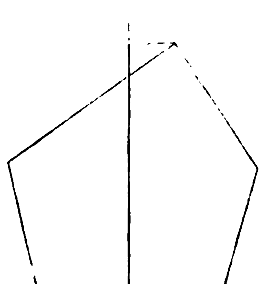
Im einzelnen sind die Zahlen:

Chinesen		Deutsche	
XXI,3	83,0	Müller	79,0
XXI,5	84,2	Schulz	84,5
XXI,7	87,5	Klein	88,9
XXI,8	88,2	Rheinhardt	89,0
XXI,4	88,7	Mundo	89,2

Es kann daher weder einem vom vordern, noch einem vom hintern Rande des Foramen magnum ausgehenden, noch einem die Ebene dieses Loches zur Basis machenden Höhenmasse irgend welche Bedeutung zugemessen werden. Brauchbar ist nur diejenige „grösste Höhe", welche senkrecht zur Horizontalebene in der Medianebene errichtet ist. Letzterer Punkt bedarf noch einer näheren Erläuterung. In den meisten Fällen wird der höchste Punkt des Scheitels in der Medianebene gelegen sein. Doch giebt es auch asymmetrische und namentlich deformirte Schädel, bei welchen dies nicht zutrifft. In einem solchen Falle würde es sehr verkehrt sein, mit dem Tasterzirkel die grösste Dimension, oder einfach diejenige der Medianebene zu bestimmen. Die wahre Höhe ist in diesen Falle nicht direct zu messen, sondern sie ist eine ideale Grösse, welche durch Construction gefunden wird, oder durch besonders dafür eingerichtete Apparate zu messen ist. Es lässt sich kaum bezweifeln, dass manche Craniologen vor der Consequenz zurückscheuen werden, Masse aufzunehmen, welche nicht durch einfache directe Messung mit dem Zirkel gefunden werden können. Abgesehen davon, dass die technischen Schwierigkeiten, welche der Durchführung dieses Prinzipes entgegenstehen, sehr leicht zu überwinden sind, ist indessen auch theoretisch die Forderung eine sehr begründete. Niemand wird es einfallen, an dem Dreieck a b c in Figur 3 die Linie a c oder eine andere direct zu messende für die Höhe halten zu wollen. Dennoch existirt dieselbe, und es bedarf nur eines Perpendikels von der Spitze a auf die Verlängerung der Basis b c um die gewünschte Linie zu erhalten. Ganz dasselbe gilt auch bei den Figuren, welche von dem Schädelumriss gebildet werden. Wenn uns nun etwa Figur 4 den Contour der Norma occipitalis eines asymmetrischen Schädels darstellt, so ist nicht die Entfernung des Punktes a zu dem höchst gelegenen Scheitelpunkte b, sondern die Projection desselben auf die Medianebene (M M) also die Linie a e die gesuchte



Figur 3.



Figur 4.

Grösse. Ganz dasselbe gilt auch von der Breite, auf welche jedoch hier nicht weiter eingegangen werden kann, da sie gelegentlich des Capitels der Dolichocephalie noch näher besprochen werden soll. Ebendaselbst wird auch auf die technische Seite dieser Frage näher eingegangen werden

Dolicho- und Brachycephalie.

Wie Blumenbach der erste war, welcher auf reiche Erfahrungen und eingehende Studien gestützt, eine wissenschaftliche Eintheilung des menschlichen Geschlechtes versuchte, wie er zuerst auf die typischen nationalen Schädelformen der verschiedenen Racen aufmerksam machte,[1]) so legte er auch schon hohen Werth auf jenes Verhältniss des Längs- und Querdurchmessers des Schädels, welches man seit Retzius unter der Bezeichnung der Dolicho- und Brachycephalie begreift.[2]) Er unterscheidet die „gleichsam viereckige" Schädelform der mongolischen Völker von der „schmalen" der Neger, und bildet zur Erläuterung seiner Vertikalmethode drei verschiedene Schädel in der von ihm sogenannten „Norma verticalis" ab. Der eine derselben, welcher ein mehr mittleres Verhalten aufweist, ist der seiner Georgierin, die beiden anderen sind ein dolichocephaler Negerschädel und der brachycephale eines Rennthiertungusen. So hohen Werth auch Blumenbach auf diese Scheitelnorm legte,[3]) und so vielfach auch seine Methode von anderen Autoren angenommen wurde, so gelang es doch erst Retzius den fruchtbaren Keim, der in diesem Versuche lag, zur Entwicklung zu bringen. An die Stelle der allgemeinen Bezeichnungen „breit" und „schmal" setzte er den mathematischen Ausdruck des Verhältnisses zwischen Längs- und und Breitendurchmesser des horizontalen Schädelumfanges. Im allgemeinen

---

[1]) Das Werk des Harald Wallerius (De varia hominum forma externa. 1705.) ist mir leider nicht zugänglich, so dass ich nicht beurtheilen kann, ob Blumenbach (Beiträge zur Naturgeschichte I Thl., 2. Aufl. Göttingen 1806 S. 56) ein Recht hatte, ihn als den Begründer der Naturgeschichte des Menschen zu bezeichnen. Da ihm aber wohl kaum mehr Erfahrungen zu Gebote stehen konnten, wie dem von Blumenbach gleichfalls sehr gepriesenen Hamburger Polyhistor Jo. Alb. Fabricius, so dürfte die Craniologie durch ihn ebensowenig gefördert worden sein, wie durch des letzteren Diss. crit. de hominibus orbis nostri incolis. Auch Daubentons und Campers Versuche sind zu einseitig und unvollkommen, als dass nicht Blumenbach das ungeschmälerte Verdienst bleiben müsste, auf reiches Material gestützt, zuerst auf die characteristischen Unterschiede im Schädelbau verschiedener Völker hingewiesen zu haben.

[2]) Prichard (Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Uebers. v. R. Wagner. I. Bd. Leipzig 1840) sagt S. 329 über P. Camper: „Er bemerkte in seinen ungedruckten Commentaren über die Knochen, dass die Breite des Kopfes bei verschiedenen Völkern eine verschiedene ist; dass die Köpfe der Asiaten, worunter er wahrscheinlich die Kalmüken meinte, die grösste Breite haben; dass die der Europäer eine mittlere Breite besitzen und dass die Schädel der afrikanischen Neger die schmalsten von allen sind." Doch scheine es nicht, dass Blumenbach durch Campers Bemerkungen auf seine Vertikalmethode geführt worden sei.

[3]) Zu vergleichen Blumenbach: De generis humani varietate nativa. Editio III. Gottingae 1795 S. 204 und die deutsche Uebersetzung desselben (von Gruber) S. 148. Decas collect. suae craniorum IV, S. 44,9.

scheint er sich aber doch noch mehr in der Art Blumenbachs auf eine Abschätzung nach dem subjectiven Ermessen beschränkt zu haben, da er nur in wenigen Fällen Zahlen mittheilt,[1]) und an keiner Stelle eine scharfe Grenze zwischen den von ihm eingeführten Begriffen der Dolicho- und Brachycephalie gezogen hat. Welcker hat es getadelt, dass Retzius keine Uebergangsformen zwischen beiden Typen kenne. Soll dies soviel heissen, als dass A. Retzius es nicht für nöthig erachtete, die Wissenschaft mit einem dritten Namen für diese Mittelformen zu bereichern, so ist der Vorwurf begründet. Dagegen muss man mit G. Retzius den A. Retzius gegen die Annahme in Schutz nehmen, als habe er überhaupt keine Uebergangsformen zwischen beiden Typen gekannt. Abgesehen davon, dass er ausdrücklich von „formes intermédiaires" spricht, bezeugt dies namentlich die Thatsache, dass Retzius überhaupt niemals eine scharfe Grenze zwischen beiden Typen gezogen hat. Lange Zeit waren die beiden Angaben, dass der Index der dolichocephalen Schweden „1000 : 773 oder fast = 9 : 7" sei, gegen „888 oder ungefähr = 8 : 7" bei den brachycephalen Slaven, in dieser Hinsicht die einzigen Anhaltspunkte, welche namentlich durch C. Vogt weitere Verbreitung fanden. Die eigentlichen Angaben über das Zahlenverhältniss erhielt man erst durch zwei, nach dem Tode von Retzius bekannt gewordene Briefe. Als das Verhalten bei den Dolichocephalen wird danach bezeichnet der Index von 75, gegen 80—87,5 bei den Brachycephalen. Es sind hiermit jedoch nicht die Grenzen zwischen beiden angegeben, sondern mehr die Centren, um welche sich die anderen Zahlen gruppiren. Da indessen an einer anderen Stelle 77,3 noch als dolichocephal, 80,0 als brachycephal bezeichnet wird, so bilden 78 oder 79 die Grenze, welche nach Retzius zwischen beiden Schädelformen existirt. Diese Grenze zu ziehen, resp. eine schematische Eintheilung der ganzen Reihe von Indices, zu entwerfen, blieb den anthropologischen Arbeiten von Broca und Welcker vorbehalten. Beide schieben zwischen die dolicho- und brachycephalen Schädel noch eine weitere Gruppe ein. Broca[2]) bezeichnet die Schädel, deren Index zwischen 77,7—79,9 gelegen als: „Crânes mésaticéphales", während die dolichocephalen Köpfe einen kleineren, die brachycephalen einen grösseren Index besitzen Damit es jedoch ja nicht an Uebergängen fehle, wird jede der beiden letzteren Gruppen noch einmal in zwei weitere Abtheilungen zerlegt, so z. B. die „Crânes dolichocéphales" in die „Dolichocéphales purs" und die „Sous-

---

[1]) Ueberhaupt ist die Entstehung der Lehre von der Dolicho- und Brachycephalie ein sehr auffallendes Beispiel dafür, wie langsam einander oft die einzelnen Fortschritte folgen, durch welche eine wichtige Entdeckung ihrer vollen Ausbildung zugeführt wird. Schon G. Sandifort Tabulae craniorum diversarum nationum. Lugd. Batav. 1838 verglich einzelne Durchmesser mit einander, z. B. das Verhältniss der Länge zur Höhe, ohne jedoch auf den Gedanken zu kommen erstere zum Modulus zu machen. Selbst Retzius, wie auch Nilsson, drückte eben so oft das Verhältniss zwischen beiden Durchmessern in einem Bruche aus, als er die Reduction vornahm.

[2]) Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. T. II. Paris 1861. S. 507.

dolichocéphales." Auch Welcker[1]) theilte bald darauf die Reihe der Indices in ähnlicher Weise ein, wählte jedoch dabei etwas andere Namen und Grenzziffern.

Bei allen diesen Eintheilungen hat man nicht aus dem Auge zu verlieren, dass es sich nicht darum handelt, einander nahe stehende, ähnlich gebaute Schädel in je eine gemeinsame Gruppe zu vereinen, sondern dass der Zweck des ganzen Unternehmens lediglich die Herstellung bequemer Schlagwörter ist, durch welche eine sofortige Orientirung wenigstens im groben ermöglicht wird. Von der äussersten Grenze der Dolichocephalie bis zur exquisitesten Brachycephalie existirt eine ununterbrochene Stufenreihe von Uebergangsformen. So weit daher auch die Extreme von einander abstehen, so ist doch der Uebergang durch die continuirliche Reihe der Zwischenglieder in so vollkommener Weise vermittelt, dass jede Trennung der Reihe in einzelne Gruppen eine unnatürliche, künstliche sein muss. Trotz der Willkürlichkeit eines jeden derartigen Verfahrens sind aber doch die solchermassen gewonnenen Bezeichnungen als Termini technici unentbehrlich, weil sie gestatten mit einem Worte einen der wesentlichsten Charaktere anzuführen, in welchem eine beliebige Anzahl von Schädeln untereinander übereinstimmt. Aber gerade deshalb darf die Eintheilung, deren Aufstellung natürlich Sache der Uebereinkunft ist, keine rein zufällige sein, sie muss nach bestimmten Principien vorgenommen werden. Nehmen wir an, die ganze Reihe der Indices bewege sich etwa zwischen 60 und 100, so ist klar, dass ein Schädel von 66 und einer von 92 gewaltig von einander abweichen. Wollte man nun aber die Grenze einfach etwa durch die Zahl 80 bezeichnen, so würden zwei Schädel mit Indices von 79 und 81 gleichfalls als dolichocephal und brachycephal von einander getrennt, wie wohl sie sehr gut demselben Stamme angehören können, und ihre Differenz gegen jene der beiden oben genannten eine ausserordentlich geringe ist. Sollen also durch die in Rede stehenden Bezeichnungen wirklich nur extreme Formen, welche nicht wohl zu demselben Stamme gehören können, bezeichnet werden, so ist es durchaus nöthig eine dritte Gruppe zwischen beide einzuschieben. Man könnte also z. B. die Zahlen 72—80 zu den Grenzziffern der Mesocephalie[2]) machen, und dabei etwa noch diejenigen Schädel deren Index zwischen 72—76 liegt als mesodolichocephale, solche, deren Index zwischen 76—80 liegt,[3]) als

---

[1]) Welcker. W. u. B. S. 43.

[2]) Ich ziehe mit C. Vogt die Bezeichnung „mesocephal" (statt „mesaticephal") dem weniger passenden Welckerschen Ausdrucke „orthocephal" vor.

[3]) Auch die hier vorgeschlagene Eintheilung der Indices sichert nicht vor der Gefahr, dass gelegentlich doch Schädel, welche demselben Volke angehören, sich in alle drei Abtheilungen vertheilen mögen. Dies ganz zu verhindern wird jedoch überhaupt nicht möglich sein, falls man nicht gerade sich entschliessen wollte, das Gebiet der mesocephalen Schädel auf Kosten der anderen sehr beträchtlich auszudehnen. Aber ohne Mängel kann kein derartiges künstliches System sein, und die Zahl der möglichen Irrthümer ist durch dieses Verfahren schon sehr verringert.

mesobrachycephale unterscheiden. Ich bin weit davon entfernt mit diesem Vorschlage der von den Anthropologen zu treffenden Uebereinkunft vorgreifen zu wollen, resp. durch dessen Annahme die auf diesem Gebiete herrschende Verwirrung noch steigern zu wollen, allein ich glaube damit ein passendes Muster für zukünftige Bestrebungen aufgestellt zu haben. Wenigstens dürfte dasselbe weit mehr für sich haben, als das Broca-Welckersche Schema mit seiner Zwischenschiebung der kleinen Gruppen der Sub-dolicho- und brachycephalie. Es kommt viel darauf an, dass die ausgewählten Abtheilungen ungefähr gleichwerthig sind. Ein Schädel mit einem Index von 67 ist von einem anderen mit einem Index von 71 weiter entfernt, als letzterer von einem, dessen Index 74 beträgt. Dennoch gehören nach dem Welckerschen Schema die ersteren beiden in eine und dieselbe Abtheilung, während zwischen den beiden letzteren die ganze Gruppe der Subdolichocephalie liegt Die Zahlen 71 und 81 bilden die Grenzen der Dolicho- und Brachycephalie. Aus den 9 Indices, welche zwischen ihnen gelegen sind, hat Welcker 3, noch dazu völlig ungleiche Gruppen gebildet. Diese immer weiter gehende Trennung hat keinen Werth. Man braucht alsdann consequenter Weise nur noch einen Schritt weiter zu gehen und auch die — aus je zwei Indices bestehenden — Gruppen der Subdolicho- und Subbrachycephalie in zwei weitere Unterabtheilungen zu zerfällen, um schliesslich dahin zu gelangen, dass man für jeden Index einen besonderen Namen hat. Gerade dies zu vermeiden war ja der Zweck des Einführens jener Termini, und deshalb darf die Eintheilung nicht zu weit getrieben, die einzelne Abtheilung nicht zu klein genommen werden. Es genügt vollkommen drei Gruppen anzunehmen und eventuell die mittlere noch in zwei Unterabtheilungen zu zerlegen. Die verschiedene Art der Eintheilung hat natürlich zu manchen Irrungen Anlass geboten. Wenn nun z. B. Welcker den „deutschen Schädel“ nicht für dolichocephal erklärt und die gegentheilige Auffassung von Retzius bekämpft, so ist das grösstentheils ein Wortstreit.

Ebenso erging es Kopernicki.[1]) Er wundert sich, wie Weisbach dieselben Schädel, welche er selbst orthocephal und subdolichocephal findet, habe als „exquisite dolichocephale“ bezeichnen können. Hätte Kopernicki beachtet, dass für Weissbach die Brachycephalie erst mit 82,0 beginnt, so würde er kaum Anlass zu jener Verwunderung gehabt haben.

Retzius bezeichnete die Schweden mit einem Index von über 77 als entschiedene Dolichocephale, während Welcker's Dolichocephalie schon bei 71 aufhört. Der letztere Gelehrte hatte daher kein Recht den Inhalt von Retzius'schen Sätzen zu bekämpfen, nachdem er zuvor mit den von jenem eingeführten Ausdrücken ganz andere Begriffe verbunden. Um in Zukunft die Vermeidung ähnlicher Missverständnisse mehr zu erleichtern, als dies

[1]) J. Kopernicki. Ueber den Bau der Zigeunerschädel. Archiv f. Anthropol, Bd. V. S. 284.

Tabelle I.*)

Autor:	Angabe des betr. Werkes:	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90
Retzius	Ethnologische Schriften S. 118 u. 121.					Dol.												Brach.					
Broca	Bulletins de la Soc. d'Anthropologie de Paris. T. II. 1861. S. 507.				Dol. purs				Sousdol.		Mesaticephales				Sousbrach.					Brach. purs			
							Dolichocephales.											Brachycephales					
Welcker	In „Wachsthum und Bau d. menschl. Schädels.“	Dol.						Orthocephal.										Brachyceph.					
„	Craniologische Mittheilungen	Dol.				Subdol.				Orthoceph.		Subbrach.							Brachyceph.				
Huxley	Laing and Huxley, prehistoric remains of Caithness. London 1866 S. 83—184. u. Archiv f. Anthrop. I, S. 390.	Mecistocephali			Mecocephali			Orthocephali			Subbrachycephali				Eurycephali					Brachistocephali			
							Dolichocephali											Brachycephali					
Weisbach	Die Schädelformen österr. Völker. Wiener med. Jahrbücher. XX. Jahrg. 1864.							Dol.											Brach.				
Dusseau	Musée Vrolik. Amsterdam 1865.								Dol.											Brach.			
Ecker, His und Rütimeyer	Cran. German. und Cran. Helvet.						Dol.											Brach.					
Busk, Davis u. Thurnam	Thesaurus Cran. und Cran. Brittann. Transact. ethnolog. Soc. 1861 S. 343. Nat. hist. review 1862 S. 357.						Dol.											Brach.					

*) Ich habe diese Tabelle aus den citirten Werken zusammengestellt. In vielen derselben haben jedoch die Autoren die Grenzen zwischen Dolichocephalie und Brachycephalie nicht selbst bezeichnet, so dass ich genöthigt war dieselben aus einzelnen Angaben, namentlich Beschreibungen von Schädeln, deren Index angegeben war, zu erschliessen.

gegenwärtig möglich ist, habe ich die umstehende Tabelle zusammengestellt, in welcher wenigstens von einer Anzahl der wichtigsten Werke die befolgte Eintheilung angegeben ist.

Ehe wir versuchen den Werth der zahlreichen Einwürfe zu ermitteln, welche man theils schon früher gegen den Nutzen der Dolicho- und Brachycephalie erhoben, theils noch dagegen geltend machen kann, sei es gestattet, noch eine andere Frage zu erörtern. Retzius hat mehrfach die Ansicht ausgesprochen, dass die Ursache der Dolichocephalie im wesentlichen in einer stärkeren Vorwölbung des Hinterhauptes zu suchen sei. Gegen diese sehr allgemein acceptirte Annahme sind mehrfach Bedenken geäussert worden, anderentheils aber haben einige französische Anthropologen durch Modifikation dieser Lehre versucht, in der Dolicho- wie in der Brachycephalie je zwei Unterklassen zu unterscheiden. Die Ursache der Dolichocephalie z. B. kann nach ihrer Meinung eben sowohl in einer überwiegenden Entwickelung des Stirnbeines, wie in einem stärkeren Vortreten des Hinterhauptes liegen. Dieses Verhalten sei aber um so beachtenswerther, als es nur auf diesem Wege möglich sei, Rassenschädel auseinander zu halten, welche die Retzius'sche Methode unnatürlicher Weise in dieselbe Gruppe vereine. So würden namentlich bei Berücksichtigung dieses Verfahrens die Neger, deren Index mit demjenigen der Schweden übereinstimmt, nicht mit diesen zusammengestellt, sondern ihnen sehr entschieden entgegengesetzt, indem die Dolichocephalie bei jenen eine occipitale, bei letzteren eine frontale sei. Gratiolet, welcher zuerst, jedoch ohne sie durch hinreichende positive Beweise zu stützen, diese Lehre aufgestellt hat, fand darin ein willkommenes Mittel, die tiefer stehenden Racen der Neger, Australier etc. von den „races blanches" abzuscheiden, deren Dolichocephalie stets eine „frontale" sein soll. Broca führte diesen Punkt in seiner Untersuchung über die Baskenschädel weiter aus. Er zieht von einer Ohröffnung zur anderen durch das „bregma" (den höchsten Punkt des Stirnbeines, die Gegend der grossen Fontanelle) eine Linie, welche den ganzen Schädel in einen vorderen und einen hinteren Theil zerlegt. Bei den Schädeln mit frontaler Dolichocephalie überwiege der vordere, bei solchen mit occipitaler der hintere Theil des Schädelumfanges. Um letzteres zu beweisen misst er den horizontalen Schädelumfang und vergleicht den vorderen d. h. vor der Kreuzungsstelle mit jener „Ligne biauriculaire" gelegenen Theil mit dem hinteren Abschnitte. Ebenso misst er den sagittalen Umfang und untersucht auch wieder das Verhältniss, welches zwischen den beiden Abschnitten besteht, in welche der Bogen durch die Kreuzung mit der beschriebenen Linie zerfällt wird. Es würde zu weit führen, hier genauer einzugehen auf die Art der Beweisführung, bei welcher zum Theil Unterschiede von 1 MM. oder weniger als 1 % urgirt werden, und welche sich überhaupt nur auf die Vergleichung von Pariser- und Basken-Schädel stützt. Die Gründe, welche mich veranlassen hier von einer weiteren Verfolgung des bezeichneten Themas abzustehen, sind nicht etwa darin zu suchen, dass ich den Werth

dieser Bestrebungen unterschätzte, sondern lediglich in der unvollkommenen und höchst unzuverlässigen Methode der Untersuchung. Selbst wenn man Broco die äusseren Ohröffnungen als „fixe Punkte“ zugestehen wollte, so könnte dies doch nicht im mindesten von dem als „bregma“ bezeichneten Punkte gelten. Wenn die Anschauung richtig ist, dass wirklich die Dolichocephalie bei den einen Racen durch das Vorwalten der Stirnregion, bei andern durch stärkere Entwickelung des Hinterhauptes bedingt werde, so giebt es nur einen Weg zur Constatirung dieses Verhaltens, nämlich die Untersuchung der Schädel in der Norma verticalis. Man wird von dem nach seiner Horizontalebene aufgestellten Schädel die geometrische Zeichnung des Horizontalumfanges aufnehmen und zugleich die Grenzen der einzelnen sichtbaren Knochen einzeichnen müssen, um alsdann den relativen Antheil eines jeden dieser Knochen zu ermitteln. Wenn man erwägt, dass der Begriff der Dolichocephalie aus dem Studium der Scheitelansicht des Schädels abgeleitet ist, völlig unbekümmert um die Lage der Ohröffnungen und der Kronennaht, so scheint es kaum begreiflich, wie über die uns hier beschäftigende Frage eine andere Methode der Untersuchung Aufklärung sollte geben können, als die directe Vergleichung der verschiedenen Raceschädel in der Norma verticalis. Ich wählte mir daher zur Untersuchung zehn Schädel von Negern und eben so viele von ächten, dolichocephalen Germanen aus, stellte die Schädel nach ihrer Horizontalebene auf, und mass an der — in Norma verticalis entworfenen — geometrischen Zeichnung die in der Medianebene gelegenen Entfernungen des vorragendsten Punktes der Stirn von der Kreuzungsstelle der Pfeilnaht mit der Kronen- und Lambdanaht und endlich bis zum vorstehendsten Punkte des occiput. In der folgenden Tabelle II repräsentiren daher die Masse der ersten Columne[1]) die Ausdehnung des Hinterhauptbeines in longitudinaler Richtung, resp. die Projection desselben auf die Horizontalebene, während die zweite die Masse des Scheitelbeines, die dritte diejenigen des Stirnbeines und die letzte die Länge des ganzen Schädels angiebt.

Um diese Zahlen verständlicher, d. h. unter einander vergleichbar zu machen, setzte ich die ganze Länge (Col. IV.) = 100 und reducirte hierauf die Grössen der übrigen Masse. Tabelle III enthält daher die Procentwerthe für jede der drei oben angegebenen Zahlenreihen.

---

[1]) Es ist also I die an der geometrischen Zeichnung gemessene mediane Entfernung des vorragendsten Punktes des Hinterhauptes von der Kreuzungsstelle der Lambda- und Pfeilnaht, II diejenige von hier bis zur Kronennath, III von hier bis zum vorstehendsten Theile der Stirn. IV die Gesammtlänge (I, II, III). Sämmtliche Masse sind in MM. angegebeu, während in Tabelle II die Masse I, II, III auf die Grösse von IV (diese = 100 gesetzt) reducirt sind.

Tabelle II.

Stamm	I	II	III	IV	Stamm.	I	II	III	IV
Holländer No. 274	3	108	77	188	Neger No. 13	3	114	74	191
„ „ (♀) 271	3	99	77	179	„ „ 18	4	95	74	173
„ „ 272	5·5	110·5	78	194	„ „ 6	7·5	103·5	69	180
„ „ 268	7	104	81	192	„ „ 14	8	106	71	185
„ „ 273	7	101	70	178	„ „ 8	8	105	73	186
„ „ 269	8	100	92	200	„ „ 12	8	113	65	186
Engländer „ 283	8	106	79	193	„ „ 15	8·5	98	64·5	171
Holländer „ 275	9	102·5	76 5	188	„ „ (♀) 7	11	97	63	171
„ „ 270	10	109	80	199	„ „ 11	12	102	76	190
Norweger „ 290	14	96	70	180	„ „ 17	12	107	67	186
Mittel	7·4	103·6	78	189	Mittel	8·2	104	69·7	181·9

Tabelle III.

Stamm	I	II	III	Stamm	I	II	III
Holländer No. 274	1·6	57·4	40·9	Neger No. 13	1·5	59·7	38·7
„ „ (♀) 271	1·7	55·3	43·0	„ „ 18	2·3	54·9	42·8
„ „ 272	2·8	56·9	40·2	„ „ 6	4·1	57·5	38·5
„ „ 268	3·6	54·2	42·2	„ „ 8	4·3	56·4	39·3
„ „ 273	3·9	56·8	39 2	„ „ 14	4·3	57·3	38·3
„ „ 269	4·0	50·0	46·0	„ „ 12	4·3	60·7	35·0
Engländer „ 283	4·1	54·9	40·9	„ „ 15	4·9	57·3	37·7
Holländer „ 275	4·7	54·5	40·7	„ „ 11	6·3	53·7	40·0
„ „ 270	5·0	54·8	40·2	„ „ (♀) 7	6·4	56·7	36·8
Norweger „ 290	7·8	53 3	38·8	„ „ 17	6·4	57·5	36·0
Mittel	3·9	54·8	41·2	Mittel	4·5	57·2	38·3

Gewiss wären die vorliegenden Zahlen nicht hinreichend um allgemeine Gesetze aus ihnen abzuleiten, dagegen genügen sie vollständig um die Grundlosigkeit der Lehre von der occipitalen und frontalen Dolichocephalie zu erweisen.

Die absolute wie die relative Grösse der Hinterhauptsprojection schwankt beim Europäer innerhalb beträchtlicherer Grenzen als bei dem Neger, und wenn auch bei letzterem das Mittel der relativen Ausdehnung etwas grösser ist, so beträgt doch die Differenz nur 0,6 %, was denn doch wohl sicherlich nicht zur Begründung dieser Lehre dienen kann. Im allgemeinen ist ferner die Länge des Scheitelbeines beim Neger etwas ansehnlicher, die Stirn dagegen beim Europäer um 2,9 % stärker entwickelt. [1]) Wenn man die ge-

[1]) Selbst wenn man Huschke's Flächenmessungen für die Entscheidung dieser Frage einigen Werth beilegen wollte, so würden sie doch keine irgendwie nennenswerthe Differenzen

ringfügigen Unterschiede in den Mittelzahlen betrachtet, und zugleich sich überzeugt, wie im einzelnen viele Fälle dem verlangten Gesetze widersprechen, so dass es Neger mit gut entwickelter Stirn giebt, während die beste Entwickelung des Hinterhauptes sich nicht bei einem Neger, sondern bei dem Norweger findet, so wird man es sehr gerechtfertigt finden, dass die französische Lehre von den zweierlei Arten der Dolicho- und Brachycephalie, der frontalen und der occipitalen, bei uns keinen Boden hat fassen können[1]) und wohl auch kaum jemals fassen wird.

Gehen wir nun näher ein auf die Einwürfe, welche gegen die Anwendung und den Werth der Dolicho- und Brachycephalie geltend gemacht worden sind, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit vor allem dem zuwenden, was zuerst von Broca und später auch von Aeby gegen die Brauchbarkeit der Retzius-schen Methode eingewandt worden ist. Broca[2]) hebt hervor, dass die Dolichocephalie auf verschiedene Weise entstehen könne, dass z. B. aus einer bestimmten etwa mesocephalen Schädelform die dolichocephale von einem näher zu bezeichnenden Index ebensowohl durch Vergrösserung des Längendurchmessers als durch Verkürzung des Querdurchmessers hervorgehen könne. Wenn somit ebensowohl eine grössere Länge, wie eine geringere Breite die Ursache der Dolichocephalie sein könne, wenn die verschiedensten Vorgänge zu demselben Endresultate führen könnten, so sei mit dem blossen Index so lange nichts anzufangen, als es nicht auch genetisch denselben zum Verständniss zu bringen gelinge. Deutet auch Broca die Gründe, welche gegen diese scheinbar so richtige Einrede erhoben werden können, selbst an, so zeigt doch die Wiederholung desselben Raisonnements an einer späteren Stelle,[3]) und der Werth, welchen er auf seine Unterscheidung der Brachycephalie in die eigentliche ächte, und in die Eurycephalie legt, zur Genüge, wie weit er von einer richtigen Auffassung des wahren Sachverhaltes entfernt war. Es ist deshalb auch wenig zu verwundern, dass Aeby[4]) den von Broca beschrittenen Weg weiter verfolgte, und der Eurycephalie die Stenocephalie entgegen-

---

ergeben. Die relativen Werthe für Stirnbein, Scheitelbein, Zwischenscheitelbein und Hinterhauptsschuppe sind im Mittel für die

Neger	7·7	74·2	12·6	24·3,
Germanen	7·3	74·7	12·2	23·7.

Hiernach wären sogar Stirn und Hinterhaupt beim Neger im Vortheile!

[1]) Die einzige Zustimmung, welche ich finde, ist in einer Anmerkung zum zweiten Bande von C. Vogt's Vorlesungen über den Menschen enthalten. Da sich sein Urtheil jedoch nur auf briefliche Mittheilungen von Broca und auf die Lecture von dessen Arbeit gründet, nicht aber auf eigene Untersuchungen, so ist die Angelegenheit durch diese Besprechung nicht verändert worden.

[2]) Bulletins de la soc. d'anthrop. de Paris T. II, 1861. S. 648.

[3]) Bulletins de la soc. d'anthrop. de Paris T. IV. 1863. S. 43.

[4]) Aeby l. c. S. 28 ff. Dieser Autor hat offenbar das Wesen der Verhältnisszahlen nicht richtig erfasst, wenn er z. B. S. 31 bemerken kann: „Man begeht den grossen Fehler, dass alle Veränderungen der Schädelformen nur auf die wechselnde Längenausdehnung bezogen werden, während die Breitenentwickelung keine Berücksichtigung findet." Gerade das Hinterhaupt

stellte. Indem er dem Retzius'schen Verfahren den Vorwurf machte, dass es alle typischen Unterschiede zwischen „Kurzköpfen“ und „Langköpfen“ nur von der ungleichen Entwickelung des Längendurchmessers ableite, und dabei von der irrigen Voraussetzung ausgehe, dass der Breitendurchmesser von constanter Grösse sei, fällt Aeby selbst in das andere Extrem, und hält lediglich die Unterschiede in der Breitenentwickelung für entscheidend. Während er die kostbarste Errungenschaft der neueren craniologischen Arbeiten, die Dolicho- und Brachycephalie preisgiebt, untersucht er ausschliesslich die Breite, deren absolute Grösse er auf diejenige seiner Grundlinie reducirt. In Wahrheit aber sind die Gründe, welche ihn hierzu veranlassten, und durch welche Broca und er die Retzius'sche Methode zu erschüttern vermeinten, keinesweges stichhaltig. Es ist wahr, eine und dieselbe Schädelform [1]) kann ebensowohl durch Vergrösserung der Länge, wie durch entsprechende Verringerung der Breite hervorgerufen werden. Allein man irrt sehr, wenn man glaubt, dass beide Vorgänge wesentlich von einander verschieden seien. In Wahrheit ist der Process in beiden Fällen der gleiche, und der einzige Unterschied ist der, dass man das eine Mal einen grösseren, das andere Mal einen kleineren Kopf erhält. Verschiedenheiten ergeben sich nur dann, wenn man durch die beschriebenen Proceduren verschiedene Formen schafft, oder wenn man von ungleichen Formen den Ausgang nimmt. Geht man jedoch von einer bestimmten Form aus, und erzielt durch die Veränderungen in beiden Fällen denselben Index, so kann man den Schädel so lang machen wie man will, das Resultat ist kein anderes, als ob man ihn entsprechend schmäler gemacht hätte, nur mit dem Unterschiede, dass man dort einen sehr langen, resp. grossen, hier einen schmalen Schädel erhält, dessen Länge noch mit derjenigen des ersten, zum Ausgange dienenden Schädels übereinstimmt. Hierin liegt in der That der Kern dieses Scheingrundes. Die Resultate sind die gleichen, die Proceduren aber nur scheinbar verschiedene, weil es sich in dem einen Falle um eine Vergrösserung, im anderen um eine Verkleinerung derselben Figur handelt, ohne dass natürlich damit in den Proportionen derselben das Mindeste geändert würde. Wollte man also hier das „genetische Princip“ zu Hülfe holen, so könnte es weiter nichts mittheilen, als ob der Schädel ein grosser oder ein kleiner ist, ein Ergebniss, zu welchem man auf einfacherem und zuverlässigerem Wege gelangen kann, während andererseits die ganze Art dieser hier besprochenen Untersuchung eben die Eliminirung der individuellen Grössenverhältnisse bezweckt. Von anderen, zum Theil irrigen, zum Theil unwesentlichen Ein-

---

welches die Längenentwickelung des Schädels am meisten beeinflusse, sei den bedeutendsten individuellen Schwankungen unterworfen, deren Grösse im Mittel zu 20 % angegeben werden könnten. (S. 31)

Die Widerlegung dieser irrigen Auffassung ergiebt sich aus obigen Zahlen und Angaben von selbst.

[1]) Hier wie im Folgenden ist stets nur von dem in Norma verticalis gesehenen Schädelcontour die Rede.

würfen [1]) absehend, bleiben wir nur noch einen Augenblick bei der R. Wagner'schen Kritik stehen. Es sind besonders zwei Einwürfe, welche Wagner [2]) gegen die Zuverlässigkeit des Retzius'schen Systems geltend macht. Einmal tadelt er es, dass auf diesem Wege die verschiedenartigsten Völker und Racen in dieselbe Gruppe vereinigt würden. In unsren Augen ist dies in sofern kein Vorwurf, als es heutzutage Niemanden mehr einfällt nach dem Retzius'schen Verfahren eine förmliche Eintheilung des Menschengeschlechtes zu unternehmen. Auch der zweite Einwurf, der nämlich, dass es Schädel gebe, welche zwischen Dolicho- und Brachycephalie oscilliren, ist nicht geeignet ernstere Bedenken gegen das besprochene Verfahren zu erregen, indem dieser Punkt mit der Aufstellung einer Mittelgruppe seine Erledigung gefunden.

Wäre mit den bisher besprochenen, gegen die Breitenindices geltend gemachten Bedenken Alles erledigt, was sich wirklich dagegen einwenden lässt, so läge kein einziger wichtiger, und nicht durch unbedeutende Verbesserungen leicht zu hebender Einwurf vor. Trotzdem glaube ich, dass in Wahrheit noch sehr gewichtige Nachtheile mit der Retzius'schen Methode verbunden sind, oder doch mit der bisher üblichen Ausführungsweise der Messung, und dass die im Folgenden erörterten Punkte, deren Richtigkeit mit der von mir befolgten Methode steht und fällt, zugleich einen Beweis für die Nothwendigkeit und die Berechtigung des hier befolgten Pricipes enthalten.

Zunächst ist daran zu erinnern, dass nicht nur über die gegenseitige Abgrenzung der Gebiete der Dolicho- und Brachycephalie die Meinungen sehr verschieden sind, sondern dass auch die Art, in welcher die Indices herzustellen sind, keineswegs eine überall gemeinsame ist. Die Verhältnisse liegen in der That so, dass nicht nur die Vertheilung der Indices in die Gebiete der Dolicho- und Brachycephalie bei den verschiedenen Autoren eine sehr ungleiche ist, sondern dass auch die Masse, aus welchen die Indices berechnet werden, in den verschiedenen craniologischen Arbeiten nicht im mindesten übereinstimmen. Auf diese Weise muss also derselbe Schädel einen ganz anderen Index ergeben, je nachdem er nach der Methode dieses oder jenes Autors gemessen wird. Es ist klar, dass es nicht in jedem einzelnen Falle möglich ist, sich der verschiedenen Messverfahren zu erinnern, resp.

---

[1]) Prichard z. B. sagt (l. c. S. 331): „Es ist in der That das äussere oder seitliche Vortreten der Jochbogen, welches dem Mongolenschädel seine anscheinende Breite giebt, wenigstens am obern Theil, und es ist das Vorragen des Oberkiefers nach vorne, welches die verlängerte Figur des Afrikaner-Schädels bildet.“ Viel mehr als die Vertikalansicht gewähre die Betrachtung der Basis des Schädels Einsicht in die Eigenthümlichkeiten der Bildung des Schädels.

Lucae vermeint eine Besserung herbeizuführen, indem er statt „Langkopf“ „Schmalkopf“ vorschlägt. Als ob das nicht völlig identisch und daher gleichgültig wäre, da es sich ja hier doch nur um die relative Ausdehnung handelt! (z. Architektur des Menschenschädels. 1857. S. 67.)

[2]) Zoologisch-anthropologische Untersuchungen I. Göttingen 1861. S. 4—12.

eine directe Vergleichung der auf ungleiche Weise gewonnenen Masse durch geeignete Reductionen zu ermöglichen. Mithin müssen sehr oft Zahlen mit einander verglichen werden, welche durchaus nicht die gleiche Bedeutung haben, es kann sich ereignen, dass zwischen Schädeln Differenzen gefunden werden, zwischen welchen in Wirklichkeit keine oder doch geringere existiren, oder dass sich umgekehrt bei von einander abweichenden Schädeln in den Massen eine mehr oder weniger vollkommene Uebereinstimmung ausspricht.

In der That fehlt es an derartigen Irrthümern nicht und eine Anführung einiger der vielen verschiedenen Methoden wird die Richtigkeit des so eben Bemerkten ausser Frage stellen.

Die Mehrzahl der Autoren, unter anderen namentlich Baer, Ecker, Busk, Davis, Virchow u. a. folgten in der Messung des Längsdurchmessers dem von Retzius gebrauchten Verfahren, in dem sie die Entfernung der Glabella von dem prominirendsten Punkte des Hinterhauptes massen. Welcker dagegen machte die intertuberale Mitte des Stirnbeines zum einen, die Stelle des früheren Occipitalhöckers zum anderen Endpunkte seines Längsdurchmessers, Broca hat zwei „Diamètres antéro-postérieurs“, deren einer von seinem „Point sus-orbitaire“ zum prominirendsten Theile des Hinterhauptes, der andere von derselben Stelle zur Protuberantia occipitalis externa verläuft, Hölder misst nicht von der Glabella aus, sondern „von einem Punkte über dem Zusammentreffen der Stirnhöhlenwülste (arcus superciliares).“ Virchow [1]) zieht statt dessen in seiner neueren Arbeit die Mitte des unteren Randes vom Stirnbeine vor, wogegen His die äussersten Punkte des Stirn- und Hinterhauptbeines auf seine Horizontalebene projicirt. Es wäre leicht dieses Verzeichniss noch beträchtlich zu vermehren, ohne dass jedoch damit irgend welcher Vortheil erzielt würde.

Ganz dasselbe gilt aber auch von der Breite. Während die meisten Craniologen schlechthin die grösste Breite messen, gleichgültig, an welcher Stelle dieselbe gelegen sei, messen andere den Abstand der Tubera parietalia, andere die grösste Entfernung der Scheitelbeine, während noch andere die Schläfenschuppe vorziehen. Aber auch wenn man einfach die grösste Breite misst, so liegt doch in der Anwendung des Tasterzirkels eine grosse Gefahr. Es wird zu leicht passiren, dass man mit einer der beiden Spitzen etwas tiefer hinabsinkt, so dass die Verbindungslinie beider Spitzen

---

[1]) In der Stuttgarter Anthropologen-Versammlung jedoch sprach Virchow sich dahin aus, „dass das Messinstrument immer vorn seinen bestimmten Fixirungspunkt zwischen den Augenbrauenbogen über der Nasenwurzel haben muss, während am Hinterhaupte ‚die stärkste Vorwölbung‘ zu wählen sei.“ An derselben Stelle bemerkt er auch: „Nach manchen Autoren stellt die grösste Länge eine Art von diagonalem Durchmesser vor, der von vorn und oben nach hinten und unten gezogen ist, der also die grösste Wölbung von Stirn und Hinterhaupt verbindet. Dies giebt einen ganz anderen Durchmesser als der, den man an anderen Orten gewählt hat, wo man den Anfang der Linie zwischen den beiden Augenbrauenbogen gerade über der Nasenwurzel wählt, und von da nach der Protuberantia occipitalis externa geht.“ cf Archiv f. Anthropol. Bd. V. S. 511 und 510.

mit der Medianebene keinen rechten Winkel bildet. Ist aber letzteres nicht der Fall, so hat die so gemessene Breite gar keinen Werth, indem es nicht möglich ist zu ermessen, wie viel auf Kosten der Messfehler zu rechnen, und wie viel durch die Breitenentwickelung des Schädels bedingt ist.

Da es nicht in der Absicht dieser Arbeit liegt, die unwesentlicheren Differenzen zwischen den einzelnen in Anwendung gebrachten Massen bis ins kleinste zu verfolgen, so muss von einer eingehenden Kritik dieser zahlreichen Methoden Abstand genommen werden. Der Zweck der obigen Angaben war allein der, nachzuweisen, wie sehr bei den einzelnen Autoren die verschiedenen Masse von einander abweichen, aus welchen die Indices berechnet werden, und wie es bei dieser grossartigen Verwirrung in der That nur im Grossen und Ganzen möglich ist die Angaben der verschiedenen Autoren unter einander zu vergleichen, soweit sich dieselben nicht gerade übereinstimmender Messverfahren bedient haben. Es ist aber in der That nicht möglich sich jederzeit aller dieser Differenzen zu erinnern. Ein schlagendes Beispiel lieferte ganz vor kurzem für diese Behauptung ein Gelehrter, der wie wenig andere das Gesammtgebiet der Anthropologie beherrscht, nämlich Virchow in seinen Untersuchungen über die Schädel der Philippinen.[1]) Es handelte sich hier um Schädel, von denen es fraglich erschien, ob sie ungeachtet ihres ausserordentlich hohen Breitenindex Malaien angehört haben könnten. Eine der wesentlichsten Schwierigkeiten, welche sich in dieser Beziehung erhoben, bildeten für Virchow (S. 360) die relativ geringen Indices, welche Welcker in seinen „Kraniologischen Mittheilungen" für die Malaien angab. Nun sind aber Welckers Indices gar nicht vergleichbar mit denen Virchows, indem ersterer nicht die „grösste Breite", sondern die „Schläfenbreite"[2]) gemessen. Zwischen beiden Massen existiren sehr erhebliche und keineswegs constante Differenzen. Welcker selbst meint, dass seine Indices wohl durchschnittlich um 2—3 % zu klein würden ausgefallen seien, jedoch giebt er gerade für die Polynesier zu, dass die Differenz 4,5 %[3]) betragen könne. Es ist nun aber doch sicherlich kein unbedeutender Irrthum, ob man einem Stamme einen Index von 82,5 oder von 87,0 zuschreibt!

Wenn man sich fragt, auf welchen Tabellen im wesentlichen unsere Vorstellungen über die Schädelbreite der verschiedenen Völker beruhen, so sind es fast nur die Welcker'schen Zahlen. Obwohl in einer grossen Menge von Werken Indices verschiedener Völker sich angegeben finden, so sind dieselben doch nirgends in solcher Menge und in solcher Uebersichtlichkeit aufgeführt, wie in den Welcker'schen Arbeiten. Es ist deshalb umsomehr

[1]) F. Jagor. Reisen in den Philippinen. Berlin 1873. Anhang: Ueber die älteren und neueren Bewohner der Philippinen von R. Virchow. S. 355—378.

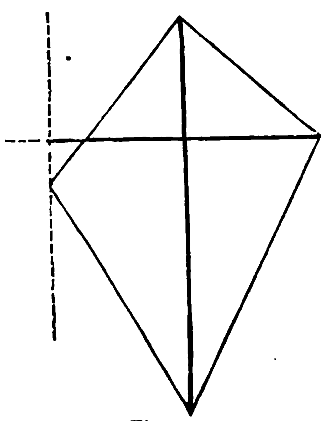
[2]) Es ist diejenige Breite, welche Welckers „Horizontalumfang" an der Stelle besitzt, wo er von dem „Querumfange" gekreuzt wird.

[3]) An dem einen der beiden von Welcker als Schema zur Erläuterung seiner und der sonst üblichen Messungsart auf S. 137 abgebildeten Schädelumrisse übersteigt die Differenz sogar 10 Procent!

zu bedauern, dass alle diese Indices für uns keinen Werth mehr haben, nachdem ganz allgemein ein anderes Messverfahren angenommen worden. Welcker selbst machte in seiner letzten grösseren craniologischen Publikation dieser anderen Methode einige Zugeständnisse, und erklärte, dass er sich in Zukunft derselben anschliessen werde. Seinem Versprechen, bald die richtigen Zahlen nachträglich zu liefern ist er leider bis jetzt nicht nachgekommen, und da er sich selbst sehr entschieden gegen jede Pausch-Correction erklärte, so steht die Angelegenheit gegenwärtig so, dass weder von den Höhen- noch von den Breitenindices einigermassen ausgedehnte, nach einheitlichem und rationellem Principe, entworfene Zahlentabellen existiren. Es ist deshalb sehr zu hoffen, dass die Initiative, welche zur Vermessung des in Deutschland vorhandenen Materials jüngst von der deutschen Gesellschaft für Anthropologie ausgegangen, diesem argen Uebelstande bald abhelfe.

Leider scheint es jedoch, als ob auch hiermit zunächst noch wenig genützt würde, denn es kann für Jeden, der mit den in dieser Arbeit aufgestellten Grundsätzen einverstanden ist, keinem Zweifel unterliegen, dass mit den Schaafhausen'schen Massen nichts geholfen ist, dass die auf diesem Wege erhaltenen Zahlen keinen Werth besitzen, auch wenn hunderttausende von Schädeln danach gemessen werden. Bezeichnend für die Art der dort vorgeschlagenen Messungen ist es, dass nicht einmal eine Horizontalebene angegeben wird. Ebensowenig findet man ein Mass für die Prognathie, und über das Verfahren zur Messung der grössten Länge und Breite wird gar nichts bemerkt, als ob dies sich ganz von selbst verstände, die Höhe gar soll vom „vorderen Rande" des Foramen magnum zum „Scheitel" (sic) gemessen werden. Ueber die übrigen als weniger nöthig bezeichneten Masse ist es nach dem oben Bemerkten nicht nöthig noch ein Urtheil zu fällen. Es wäre ungerecht, die Schuld an dem unerfreulichen Zustande dieses offiziellen Messverfahrens lediglich Herrn Prof. Schaafhausen beimessen zu wollen. Die von ihm empfohlenen Masse sind nur zum geringsten Theile neu, und sämmtlich ganz im Geiste der bisherigen Craniometrie gehalten. Aber gerade dieses ganze Messsystem ist es, was hier verworfen wird, und das Fiasko, welches dasselbe nach unserer Auffassung in dem Schaafhausen'schen Schema gemacht, wird hoffentlich dazu dienen, bald dem Fortschritte Eingang zu verschaffen, und an Stelle dieser planlosen Messerei ein rationelles, consequent durchgeführtes System treten zu lassen. Ich würde den Zweck dieser Arbeit für vollständig erreicht erachten, wenn man sich allgemein über die auf diesem Gebiete herrschende Verwirrung klar werden, und von der Nothwendigkeit einer Reform in dem hier angedeuteten Sinne sich überzeugen wollte. Allein die Zahl der möglicherweise zu Irrthümern Veranlassung gebenden Momente ist mit den soeben angeführten und auf dem Wege der Vereinbarung grossentheils in Zukunft leicht zu beseitigenden Uebelständen noch nicht abgeschlossen. Ein Theil derselben ist auch in dem Bauplane des Schädels selbst begründet, und daher

nur durch eine rationelle Methode der Messung zu beseitigen. Es giebt wirklich nur wenige relativ vollkommen symmetrische Köpfe, und wenn man daher die grösste Breite einfach mit dem Tasterzirkel misst, so kommt man sehr leicht in Gefahr einen Durchmesser zu messen, dessen Richtung mit derjenigen des Längsdurchmessers, resp. der Medianebene einen anderen als einen rechten Winkel bildet. Es ist nun aber oben nachgewiesen worden, dass vermittelst eines Systemes von Durchmessern es nur dann möglich ist über den Schädelbau Auskunft zu erhalten, wenn dasselbe ein rechtwinkliges Axensystem bildet, oder wenn doch mindestens der Winkel zwischen den einzelnen Massen ein constanter ist. Da letzteres bei Durchmessern, welche nach anatomischen Merkmalen ermittelt sind, keineswegs zutrifft, so muss es als eine der ersten und wichtigsten von den an unser System von Schädeldurchmessern zu stellenden Forderungen bezeichnet werden, dass die einzelnen Linien sich genau unter einem rechten Winkel schneiden. Nehmen wir



Figur 5.

also an, dass z. B. in Figur 5 die grösste Breite a b senkrecht auf der Länge (LL.) stehe, so bleibt die Vermehrung, welche die Breite des Schädels einseitig durch das Vortreten der Strecke b c erfährt, unberücksichtigt. Ein einziges, senkrecht zur Länge (Medianebene) stehendes Mass vermag in der That in diesem Falle kein zutreffendes Bild von der wirklichen Breitenentwickelung des Schädels zu geben. Ebensowenig dürfte man aber aus den oben erörterten Gründen die directe Entfernung von a nach c messen. Um die wahre, ideale Breite zu ermitteln, bleibt in diesem Falle nichts übrig, als durch eine parallel zur medianen an a gelegte Ebene diesen Punkt auf den senkrecht zur Länge durch c gezogenen Breitendurchmesser zu projiciren. Man könnte glauben dies schon durch Anlegung des Stangenzirkels in der Horizontalebene mit parallel zur Medianebene gerichteten Armen erreichen zu können. Allein dieses Verfahren setzte voraus, dass Punkt a und c in derselben horizontalen Ebene gelegen seien, was wohl nur selten genau zutreffen mag. Will man sich daher bei der Messung des Breitendurchmessers der Gefahr nicht aussetzen, durch Asymmetrie in der Schädelform zu falschen Resultaten geleitet zu werden, so muss man parallel zur Medianebene von beiden Seiten Flächen an die Schädelwandungen heranschieben, bis sie dieselben an irgend einer Stelle berühren. Der senkrechte Abstand der beiden Flächen ist alsdann das zuverlässigste Mass für die wirkliche, ideale Breite des Schädels. So sehr man sich wohl anfangs sträuben mag, ein Mass anzunehmen, welches nicht direct mit dem Zirkel gemessen werden kann, so einfach gestaltet sich die Durchführung unserer Forderung in der Praxis. Man hat in der That nur nöthig die Arme des Stangenzirkels entsprechend zu verbreitern, resp. ihre Schneiden

durch Flächen zu ersetzen, so hat man allen theoretischen Forderungen Genüge geleistet. Noch weniger wird man vor einer solchen geringen Aenderung des technischen Verfahrens zurückschrecken, wenn man erwägt, dass schon seit längerer Zeit Ecker zu diesem Zwecke einen Apparat verwendet, welcher völlig dem hier theoretisch postulirten entspricht. Eckers Apparat[1]) besteht aus zwei parallelen Flächen, deren eine in der zu ihrer Ebene senkrecht stehenden Richtung gegen die andere oder von ihr fort geschoben werden kann. Die Messung besteht daher nur in der Anlegung der Flächen an die Seiten des zwischen ihnen aufgestellten Schädels, und da die Flächen selbst aus Drahtgeflecht bestehen, so kann man leicht auch noch durch Tusche von aussen die Stelle markiren, welche am weitesten von einander abstehen.[2])

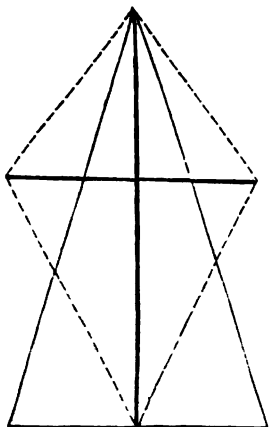
Mag man nun mit diesem Instrumente messen oder mit einem complicirteren, weiter unten zu besprechenden Apparate, so viel ist sicher, dass in Zukunft es nicht mehr gestattet sein darf, die grösste Schädelbreite mit dem Taster- oder Stangenzirkel zu messen, weil diese beiden Verfahren in vielen Fällen zu groben Irrungen führen müssen.

Man scheint ganz allgemein davon überzeugt zu sein, dass mit dem Verhältniss der beiden wichtigsten Durchmesser des grössten horizontalen Schädelumfanges zugleich dessen Form bestimmt beschrieben sei. Allein dies ist ein schwerer Irrthum, dessen grosse Verbreitung sehr überraschen muss! Nichts, rein gar nichts ist mit dem blossen Index über die Form des Schädelumfanges, resp. des bei Norma verticalis erhaltenen Bildes gesagt, selbst wenn dabei ganz Abstand genommen wird von den Modifikationen, welche durch die bedeutendere oder geringere Verjüngung der Breite in der Stirngegend bedingt werden. Selbst wenn unser ganzes Bestreben nur darauf ausginge, die Form derjenigen Figur kennen zu lernen, welche durch die fraglichen beiden Hauptdurchmesser (Länge und Breite) resp. durch Verbindung von deren Endpunkten gebildet wird, so würde doch die Angabe des Index hierfür bei weitem nicht genügen. Wenn nur die Länge und die senkrecht auf ihr errichtete, in ihrer relativen Grösse bekannte Breite gegeben ist, so kann die Stelle, an welcher beide Linien sich kreuzen, eine sehr verschiedene sein. Denken wir uns z. B. die Länge in hundert gleiche Theile zerlegt, so kann die Breite den Längsdurchmesser ebensowohl in der Mitte, also bei 50, wie bei 80 oder 100 oder 1 etc. schneiden, und danach wird auch die durch Verbindung der Endpunkte gebildete Figur bald eine regelmässige Raute, bald ein mehr unregelmässiges Viereck oder gar ein Dreieck

---

[1]) Ein ähnliches Instrument ist Broca's „cadre à maxima". Es besteht aus einem rechtwinkligen Viereck von Balken, zwischen welchen parallel zu zweien derselben, ein fünfter beweglicher sich befindet, der ähnlich einem Schustermasse an den vorstehendsten Punkt angeschoben wird. Vor dem Ecker'schen hat er jedoch den wesentlichen Nachtheil, dass es nicht Flächen sondern Stangen sind, mit denen operirt wird.

[2]) Ecker beschrieb dieses Instrument in seinem Werke: Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Freiburg i. B. 1865. S. 4.



Figur 6.

sein, ein Verhältniss, welches noch mehr durch einen Blick auf die beistehende Figur 6 einleuchten wird. Kommen nun auch solche Lagerungen wie sie unsere Figur darstellt in Wirklichkeit kaum vor, so wird andererseits doch Niemand, welcher eine Reihe von Raceschädeln resp. deren Abbildungen in Norma verticalis verglichen hat, behaupten wollen, die grösste Breite schneide den Längsdurchmesser immer in der gleichen Gegend, d. h. die Abschnitte, in welche die Länge durch die Kreuzung mit dem Querdurchmesser zerlegt wird, ständen zu einander stets in der gleichen Proportion. Mit dem Nachweis des Bestehens solcher Verschiedenheiten ist aber die oben aufgestellte Behauptung gerechtfertigt, dass mit dem blossen Index über die Form des horizontalen Schädelumfanges noch gar nichts gesagt ist, dass vielmehr zu diesem Zwecke noch die Angabe der Gegend, in welcher beide Durchmesser sich schneiden und zwar in Procenten der Länge erforderlich ist.

Aber auch dieser letzte Punkt bietet noch grosse Schwierigkeiten, resp. vielfachen Anlass zu Irrungen. Es scheint nahe genug zu liegen, die Frage einfach an der Zeichnung zu entscheiden, was um so näher liegt, als in unserer Literatur eine Anzahl von Werken mit zahlreichen geometrischen Aufnahmen existiren. Man würde also nur die grösste Breite zu suchen, und den Bruch zu ermitteln haben, welchen mit der Länge jeder der beiden Abschnitte bildet, in welche durch die Kreuzung mit der Breite der Längsdurchmesser zerfällt.

Man würde jedoch abermals irren, wenn man glaubte auf diesem Wege die angeregte Frage erledigen zu können. Die Resultate, zu welchen man hierbei gelangen würde, wären ebenso sehr oder mehr von den Fehlern der Zeichnungen als von den typischen Verschiedenheiten zwischen den untersuchten Schädeln abhängig. Es giebt viele Leute, welche glauben, dass mit der Aufnahme des geometrischen Bildes eines Schädels, wenn dieselbe nur richtig ausgeführt worden, jede Möglichkeit des Irrthums ausgeschlossen sei. Und doch glaube ich nachweisen zu können, dass die geometrischen[1]) Aufnahmen der verschiedenen Autoren nur mit grosser Vorsicht unter einander verglichen werden dürfen, und dass in vielen derselben Unterschiede von anderen Schädeln sich aussprechen, welche in Wahrheit nicht existiren, sondern nur durch die falsche Horizontalstellung des Schädels bedingt werden. In der That wird das Bild, welches man bei Norma verticalis von dem Schädel erhält, ein sehr verschiedenes, je nachdem man ihn nach seiner Horizontal-

[1]) Selbstverständlich gilt dasselbe nicht minder von der perspektivischen Zeichnung, namentlich der Photographie.

ebene aufgestellt, oder ihn in geringerem oder beträchtlicherem Winkel aus ihr entfernt hat. Bei Profilzeichnungen lassen sich Fehler in der Aufstellung des Schädels durch richtige Lagerung der Zeichnung ändern oder sind doch leicht in dem Grade ihrer Abweichung zu controlliren. Nicht so bei der Norma verticalis, frontalis und occipitalis, wo nicht wie bei jener das ganze der Zeichnung zugängliche Gebiet durch die Halbirung des Schädels mittelst der Medianebene bei jeder Aufnahme dasselbe ist, sondern wo das Bild mit jedem Grade um den man den Schädel hebt oder senkt ein anderes wird. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, unternahm ich es, von demselben Schädel in Norma verticalis eine Aufnahme zu machen, nachdem er in seiner Horizontalebene aufgestellt worden, und eine andere, nachdem er mit dem Hinterhaupte um 15° hintenüber gesenkt worden. Beide Abbildungen zeichnete ich in einander und theile sie hier in verkleinertem Massstabe mit.

Wenn man die kürzere, breitere Gestalt des einen mit der längeren des anderen, die starke Entwicklung der Stirnbeine, die kurze Pfeilnaht und das kaum noch sichtbare Hinterhaupt des einen Schädels mit den fast entgegengesetzten Verhältnissen des anderen vergleicht, so würde Niemand ohne weiteres beide Schädel für identisch oder sehr ähnlich gehalten haben. (Tafel XI Figur A u. B.) Und doch beträgt die Differenz in der Aufstellung beider nur 15°, während bei Profilzeichnungen weit grössere Fehler sehr oft gemacht worden sind. In der folgenden Zeichnung dagegen sind beide Aufnahmen in einer unnatürlicheren oder übertriebeneren Aufstellung gefertigt. Gewiss lehrt schon der Augenschein die Verschiedenheit aller dieser Schädelumrisse. Was will man aber noch einwenden, wenn man erfährt, dass die Breitenindices von 81,6—88,6 schwanken, und dass selbst für die Umrisse 1 und 2 die Differenz mehr als 3° beträgt (81,6 gegen 84,8), obwohl dieselben vollkommen in der Art aufgenommen sind, wie viele Autoren es zu thun gewohnt sind!

Es würde zu weit führen, wollte ich hier durch weitere Zeichnungen beweisen, wie dasselbe, was hier von der Scheitelnorm gezeigt worden, auch von der Norma occipitalis und frontalis gilt. Hier kann davon um so eher Abstand genommen werden, als Jeder, der sich für diese Frage interessirt, leicht im Stande sein wird durch Aufnahme einiger Schädel in den betreffenden Stellungen sich von der Richtigkeit meiner Angaben zu überzeugen.

Ich kann mir kaum denken, dass man sich so sprechenden Beweisen wird verschliessen können, wenigstens hätte ich selbst mir kaum eine bessere Rechtfertigung gegenüber etwaigen Spöttereien über meine ewige Betonung der Horizontalebene denken können, als diese soeben mitgetheilten Zeichnungen. Sollte man aber meiner Auffassung sich anschliessen, so würden sich daraus für die Dolicho- und Brachycephalie folgende Schlüsse ergeben.

Unter Dolicho- und Brachycephalie versteht man das Verhältniss der grössten Breite zu der grössten Länge des Schädels. Beide Masse sind jedoch nicht einfach mit dem Zirkel zu messen, sondern durch Anlegung von senkrecht zur Horizontalebene stehenden Flächen an die prominirendsten

Punkte sind diese auf die Horizontalebene zu projiciren, resp. es ist der senkrechte Abstand zwischen je zweien einander parallelen Flächen zu messen.

Während die grösste Breite sich somit leicht ergiebt, ist zur Messung der Länge es nöthig, die vorragendsten Punkte der Stirn und des Hinterhauptes auf die Horizontalebene zu projiciren. Es ist dabei ganz gleichgültig ob die Superciliarbogen stark oder gering entwickelt sind, indem von einem Messen der Länge von der Glabella an nicht mehr die Rede sein kann, wenn die obige Auffassung richtig ist, wonach die Untersuchung des Schädels nicht des Gehirnes wegen, sondern lediglich um des Schädels selbst willen vorgenommen wird. Ebenso haben nur diejenigen in Norma verticalis aufgenommenen Abbildungen Werth, bei welchen der Schädel genau nach seiner Horizontalebene aufgestellt worden ist. Endlich ist es, wenn man auch nur über die gröbsten Formverhältnisse des Schädels einigermassen zuverlässige Angaben erhalten will, durchaus nöthig, in Procenten der Länge diejenige Stelle anzugeben, an welcher Längs- und Querdurchmesser sich kreuzen.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so ergiebt es sich aus dem oben Gesagten leicht, weshalb man das Problem mit den hierauf bezüglichen Versuchen von Baer u. a.[1]) nicht als gelöst betrachten darf. In seinen Crania selecta[2]) giebt Baer in der 13. Columne seiner Tabellen die relative Lage des Breitendurchmessers an. Er bemerkt dazu:[3]) „Latitudo maxima in aliis craniis propius ad basin observatur, in aliis propius ad verticem, quo differentia principalis in tota formatione cranii indicatur. Quae cum ita sint, locum summae latitudinis calvariae breviter indicare conati sumus in columna ultima.“ In dieser giebt er an, ob die grösste Breite um $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ der Linie von der Ohröffnung bis zum Scheitel über dem Porus acusticus externus gelegen sei, und ob sie in longitudinaler Richtung über, hinter oder vor die Ohröffnung falle.

Baer's Beispiel fand lange keine Nachahmung und erst neuerdings hat Kopernicki[4]) für alle seine Querdurchmesser die „Lagenindices“, d. h. die Stelle, in welcher Quer- und Längsdurchmesser sich kreuzen, in Procenten der Länge angegeben, nachdem er schon in einer früheren Arbeit die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken versucht hatte.[5]) Da es gegenwärtig wohl keinem Zweifel mehr unterliegen kann, dass die Camper'sche

---

[1]) J. B. Davis z. B. bezeichnet in seinem „Thesaurus craniorum. London 1867.“ durch ein hinter den Werth für die grösste Breite (F) gesetztes p. oder t., ob dieselbe ihrer Lage nach interparietal oder intertemporal sei.

[2]) C. E. v. Baer. Crania selecta ex thesauris anthropologicis Acad. Imp. Petropolitanae. Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième série. Sciences naturelles. T. VIII. Petersburg 1859.

[3]) l. c. S. 244.

[4]) l. c. S. 289 u. Tab. 3.

[5]) Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. 2. Série. Tom. 2. Paris 1867. p. 569. Da Kopernicki hier den Längendurchmesser des Schädels horizontal stellt, so kann hier der Lagenindex unmöglich richtig erhalten werden.

Horizontallinie, deren Kopernicki sich bedient dem Schädel eine unnatürliche, aufwärts gerichtete Stellung ertheilt, so würden seine Zahlen, die sich übrigens auf Zigeunerschädel beschränken, einer Correction bedürfen. Für die Formverhältnisse der Norma verticalis ist die Höhe, in welcher die grösste Breite liegt, nicht von Bedeutung, dagegen wird man dem Lageindex der grössten Breite im Verhältniss zur Länge in Zukunft eine allgemeinere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Niemals darf man jedoch dabei aus den Augen verlieren, dass dieser Index in seiner Grösse vollkommen von der richtigen Anwendung der Horizontalebene abhängig ist. Es wird auf diese Weise möglich sein, aus einer bestimmten Anzahl gleich breiter Schädel einzelne Gruppen auszuscheiden. Fraglich muss es dabei freilich erscheinen, ob der Lageindex gerade in Procenten der Länge sich gut wird ausdrücken lassen. Einmal tangirt die zur Medianebene parallele, an die Stelle der grössten Breite an der geometrischen Zeichnung angelegte Linie nur selten den Schädel in einem einzigen Punkte, so dass die Lage der grössten Breite sich nicht mit Sicherheit angeben lässt, andererseits ist dieses bei asymmetrischen Köpfen überhaupt nicht möglich. In letzterem Falle würde nichts anderes übrig bleiben, als aus den beiden Zahlen das Mittel zu nehmen, oder ganz auf die Angabe dieses Index zu verzichten. Einem grossen Theile der angedeuteten Schwierigkeiten vermag man jedoch zu entgehen, wenn man sich damit begnügt, den Lageindex in Zehnteln der Länge anzugeben, also z. B. ob die grösste Breite im 7. oder im 8. Zehntel der Länge gelegen sei.

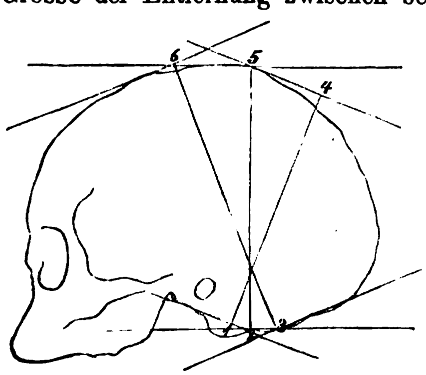
Nach dieser ganzen Richtung hin dürfte es überhaupt wohl möglich sein, das craniometrische System noch weiter auszubauen. So dürfte es sich z. B. sehr empfehlen auch die geringste (Stirn-) Breite zu ermitteln, ihr Verhältniss zur grössten Breite und die Beziehung zwischen den beiderseitigen Lageindices zu untersuchen.

Ueber Höhenindices.

Sahen wir soeben, dass das Capitel der Dolicho- und Brachycephalie, ungeachtet der vielen Bearbeitungen, immer noch sehr im argen liegt, so gilt dasselbe doch in noch stärkerem Masse von der Messung der Höhe. Unter den verschiedenen Ursachen dieser Verwirrung steht wieder die ungleiche Art der Messung bei den einzelnen Autoren oben an. A. Retzius mass die Höhe vom vorderen Rande des Foramen magnum bis zum entgegengesetzten Punkte des Scheitels und fand hiermit vielfache Nachahmung. Allein C. E. v. Baer bemerkt dagegen sehr treffend:[1]) „Die Mittelebene des Schädels durchschneidet den vorderen Rand des Foramen magnum in einem Punkte, die Scheitelfläche aber in einem Bogen der keineswegs ein Kreis ist.

[1]) K. E. v. Baer. „Nachrichten über die ethnologisch-craniologische Sammlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Welcher Punkt steht nun in diesem Bogen der Mitte des vorderen Randes vom Foramen magnum gegenüber?" In der That weiss Jeder, der es versucht hat, eine grössere Reihe von Schädeln nach diesem Verfahren zu messen, wie sehr die Wahl jenes Punktes eine unsichere und willkürliche ist. Welcker,[1]) dessen Ausgangspunkt bei der Höhenmessung gleichfalls der vordere Rand des Foramen magnum ist, wählte als oberen Endpunkt die Stelle, wo sein Längsumfang den Querumfang schneidet. Das Missliche ist hierbei nur wieder die unbestimmte, mehr oder weniger dem subjectiven Ermessen anheimgestellte Richtung des Querumfanges, dessen oberer Endpunkt nicht präcise zu ermitteln ist. Andere, wie Broca[2]) wählen statt dessen des „bregma", d. h. die Kreuzungsstelle der Pfeil- und Kronennaht, einen Punkt, der jedoch viel zu veränderlich ist, um in solcher Weise verwendet werden zu können. Baer[3]) zog es deshalb vor, den oberen Punkt gar nicht zu bestimmen, indem er nämlich den einen Arm des Stangenzirkels in der Ebene des Foramen magnum, d. h. also an dessen vorderen und hinteren Rand anlegte, den oberen aber an den vorragendsten Punkt des Scheitels. Er fühlte jedoch selbst den Mangel dieser Methode, indem er sich nicht darüber täuschte, dass dieses Mass völlig von der Neigung der Ebene des Foramen magnum abhängig sei. Es ist bekannt, dass diese bald mehr oder weniger parallel zur Horizontalebene gerichtet ist, bald in einem nach hinten, bald in einem nach vorne offenen Winkel die Horizontalebene schneidet. Da nun der zweite, den Schädelumriss tangirende Arm dem ersten parallel verläuft, so ist auch die Stelle, an welche er zu liegen kommt, resp. die Grösse der Entfernung zwischen beiden eine ganz andere, je nach der verschiedenen Neigung des Hinterhauptloches. Ein Blick auf die Figur 7 wird dieses, ohnehin ziemlich einfache Verhältniss erläutern. In seinen späteren craniologischen Arbeiten hat daher Baer neben dieser, mehrfach von den Autoren angenommenen s. g. „ganzen Höhe" noch ein zweites zuverlässigeres Maas, die „aufrechte Höhe", in Anwendung gebracht.[4]) Bei diesem Verfahren, dessen sich, nur mit Zugrundelegung einer anderen Horizontalebene auch His und Rütimeyer[5]) bedienten, und welches



Figur 7.

[1]) W. u. B. S. 24.

[2]) Bulletins de la Soc. d'Anthropologie de Paris. T. VI. 1865. S. 143.

[3]) C. E. v. Baer. Crania selecta ex thesauris anthropologicis Acad. Imp. Petrop. Petersburg 1859. S. 244.

[4]) cf. Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen im September 1861 in Göttingen, erstattet von C. E. v. Baer und R. Wagner. Leipzig 1861. S. 50.

[5]) Die Horizontalebene, welche His und Rütimeyer in ihren Crania helvetia anwandten,

in ähnlicher Weise auch schon von Ecker [1]) benutzt wurde, wird der eine Arm des Stangenzirkels parallel zur Horizontalebene gerichtet und an den hinteren Rand des Foramen magnum, der andere an den vorstehendsten Theil des Scheitels angelegt. Ganz ohne Zweifel ist dieser Weg der einzige richtige. Die Anforderungen, welche man an ein zuverlässiges Höhenmass stellen muss, sind die, dass es wirklich die grösste Ausdehnung des Schädels in verticaler Richtung anzeige und dass es genau senkrecht zur Horizontalebene geneigt sei. Nicht unbedingt zu verlangen ist es dagegen, dass dasselbe genau in der Medianebene sich befinde, d. h. dass diejenige grösste räumliche Ausdehnung ermittelt werde, welche der Schädel in der Medianebene besitzt. Nehmen wir wieder den in Figur 4 angenommenen Fall, wobei in Folge asymmetrischer Entwickelung der höchste Punkt des Scheitels nicht in der Medianebene gelegen ist, so würde es offenbar verkehrt sein, die mediane grösste Höhe zu messen. Da es ferner aus anderen Gründen nicht möglich ist, den unteren Endpunkt dieses Masses anders als in der Medianebene zu messen, so ist es für solche Fälle dringend erforderlich, die höchsten Scheitelpunkte auf die Medianebene zu projiciren. Gleichgültig ist es natürlich dabei wie man dies erreichen will, ob durch Verbreiterung des einen Armes des Stangenzirkels oder dadurch, dass man den Schädel umdreht, ihn mit dem Scheitel auf die horizontale Unterlage auflegt, — natürlich immer nach der Horizontalen aufgestellt, — und nun von oben her in der Medianebene einen horizontalen Arm an die Schädelbasis anschiebt. Jedenfalls muss es für zukünftige Messungen unbedingt zum Princip erhoben werden, dass die wirkliche Grösse der Schädelhöhe nur durch Bezugnahme auf die Horizontalebene ermittelt werden kann. Ferner lässt sich eine richtige Vorstellung von der vertikalen Schädelausdehnung nur aus der Untersuchung der Norma occipitalis ableiten. Bei Profilansicht des Schädels existirt keine scharfe untere Schädelgrenze, sobald man nicht sich der Gefahr aussetzen will, durch die geringere oder stärkere Entwicklung der Griffel-, Warzen- und Gelenk-Fortsätze in schlimmster Weise beeinflusst zu werden. Dieselben Gründe zwingen aber auch dazu beim Messen der Höhe in Norma occipitalis mit dem unteren Arme des Stangenzirkels die Medianebene nicht zu verlassen. Dabei ist es jedoch gleichgültig, an welchem anatomischen Punkte der betreffende Arm anliegt. Da wir nicht die Distanzen zwischen beliebigen anatomischen Punkten, sondern die wichtigsten räumlichen Ausdehnungen des Schädels durch unsere Messungen ermitteln wollen, so kann es uns ebenso wenig in den Sinn kommen, den vorderen wie den hinteren Rand

---

verläuft vom hinteren Rande des Foramen magnum zur Spina nasalis anterior, während Baer den Schädel nach dem oberen Rande des Jochbogens aufstellte.

[1]) Ecker bemerkt darüber in seinen Crania Germaniae S. 3, Anm. 2: „Diese doppelte Messung der Höhe hatte ich bereits früher schon vorgenommen. Vergl. meinen Aufsatz: „Zur Kenntniss der Eingeborenen Australiens“ im Berichte der Freib naturf. Gesellschaft, II. Bd. S. 347 ff.“ (welcher mir leider hier nicht zugänglich ist).

des Foramen magnum zum Ausgangspunkte zu wählen.[1]) Die grösste Höhe wird einfach durch horizontale Tangenten an die vorstehendsten Punkte gemessen, gleichgültig, wo diese in anatomischer Hinsicht gelegen sein mögen. Nach diesen Bemerkungen hat es keinen Zweck mehr, auf die oben erwähnten anderen Masse zurückzukommen, oder gar auf den wunderbaren, von einem Autor[2]) gemachten Vorschlag einzugehen, wonach die Höhe vom Foramen magnum aus im Innern des Schädels zu messen und für die Dicke der oberen Schädelwandung ein bestimmter Zuschlag hinzuzufügen sei.

Kann somit über die Art, in welcher die Höhe zu messen sei, kein Zweifel mehr bestehen, so ist es noch sehr wenig entschieden, in welcher Weise nun dieses Mass zu verwerthen sei. In der Regel ist es die Länge, auf welche man den für die Höhe ermittelten Werth bezieht, es ist der Längenhöhenindex, den man berechnet. Nun stimmen aber alle Beobachter darin überein, dass das Verhältniss der Höhe zur Länge innerhalb viel geringerer Grenzen schwankt als dasjenige der Höhe zur Breite. Man hat sogar einmal den Versuch gemacht[3]) nachzuweisen, dass überhaupt das gegenseitige Verhältniss, in welchem die drei Durchmesser zu einander stehen, ein annähernd constantes sei. Die vernichtende Kritik, welcher Bonté[4]) diese Arbeit unterzogen, enthebt uns jedoch der Mühe einer weiteren Berücksichtigung derselben. In Wahrheit finden sich im gegenseitigen Verhalten der drei Durchmesser die verschiedensten Combinationen ausgesprochen. Ihren deutlichsten Ausdruck finden dieselben, soweit sie sich auf die Höhe beziehen, in dem Verhältniss der Höhe zur Breite. Es giebt Schädel, in welchen beide Durchmesser von gleicher Grösse sind, und solche bei denen die Breite, andere in denen die Höhe überwiegt. In diesem Verhalten ergiebt sich ein äusserst werthvolles Moment für die Bestimmung der Schädelform. Von der Gleichgewichtslage zwischen beiden Durchmessern ausgehend, dürfte es sich empfehlen alle Schädel, bei welchen die Breite die Höhe übertrifft, deren Breitenhöhenindex[5]) mithin 100 nicht erreicht, platycephal, alle bei welchen dieser Index 100 und mehr beträgt, hypsicephal zu nennen.

Je nachdem der betreffende Schädel zugleich ein Dolicho- oder Brachycephalus ist, kann man dann wieder Hypsisteno- und Hypsibrachycephalie etc. unterscheiden, oder mit Beibehaltung der üblichen Nomenclatur Hypsidolichocephalie etc., wonach sich folgende Eintheilung empfehlen dürfte:

---

[1]) Consequenter Weise müsste man sogar die Ebene des Foramen magnum bei der Messung mit in Betracht ziehen. Da dieselbe jedoch entweder parallel oder geneigt zur Horizontalen verläuft, so kann es nie vorkommen, dass der tiefste Punkt in ihr selbst, d. h. unterhalb des vorderen oder hinteren Randes dieses Loches gelegen sein sollte, so dass praktisch die Berücksichtigung der genannten Ebene nie in Frage kommen kann.

[2]) Pruner-Bey in Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. T. VI. 1865. S. 143.

[3]) Gaussin: „Relation entre les trois diamètres du crâne." in Bulletins de la Société d'Anthrop. de Paris. T. VI. 1865. S. 141 – 168.

[4]) Bonté Examen du travail de M. Gaussin sur la craniométrie. Bulletin VI. S. 171 ff.

[5]) Es dürfte am passendsten sein die Breite zum Modulus zu machen, auf sie also die Höhe zu reduciren.

	Längenbreitenindex unter 72.	Längenbreitenindex 72 bis 79·9.	Längenbreitenindex 80·0 und mehr.
Breitenhöhenindex unter 100	Platydolichocephalus	Platymesocephalus	Platybrachycephalus
Breitenhöhenindex 100 und darüber	Hypsidolichocephalus	Hypsimesocephalus	Hypsibrachycephalus

Was jedoch schon von den Bezeichnungen der Dolicho- und Brachycephalie bemerkt wurde, gilt selbstverständlich von diesen Ausdrücken noch mehr, dass es nämlich sehr verkehrt wäre, Schädel, welche ihrem Index nach in verschiedene Klassen gehören, schon deshalb in jedem Falle für wesentlich verschiedene zu halten. Ohne Zweifel ist die Scheidung der Schädel in platy- und hypsicephale eine sehr viel natürlichere als diejenige der Köpfe in dolicho- und brachycephale. Dennoch wäre es ein Irrthum, zu glauben, dass beide Typen nicht durch zahlreiche Mittelglieder [1]) verknüpft seien. Nur die Extreme sind wie dort so auch hier scharf einander entgegengesetzt, nicht so aber diejenigen Schädel, deren Indices um die Zahl 100 oscilliren. Die Bedeutung aller dieser Termini ist daher eine rein descriptive.

Die hier vorgeschlagene Terminologie stimmt nicht ganz mit der von Welcker [2]) eingeführten überein. Statt der einfacheren Methode der directen Vergleichung der Höhen- und Breitendurchmesser reducirt Welcker die Höhe auf die Länge und vergleicht den Längenhöhenindex mit dem Längenbreitenindex. Indem er den Breitenindex von dem Höhenindex subtrahirt, erhält er bald eine positive, bald eine negative Differenz. Er nennt nun diejenigen Schädel, deren Breitenindex grösser als der Höhenindex ist „niedrig", diejenigen, bei welchen der Höhenindex überwiegt „hoch". Doch hält er sich dabei nicht streng an die Grenze, welche durch die Uebereinstimmung beider Masse (d. h. Differenz = 0) vorgezeichnet wird. Er bemerkt darüber (S. 153): „Da indess, wie sich zeigen wird, bei der grösseren Mehrzahl der Nationen der Höhenindex dem Breitenindex nachsteht, so wird man füglich bereits diejenigen Schädel, bei welchen dieses Prävaliren des Breitenindex sich in engeren Schranken hält, nicht mehr als flach, sondern als mittelhoch zu betrachten haben."

Es ist gewiss nicht rathsam, eine so werthvolle Handhabe, wie sie in dem Vorwiegen des einen oder des anderen der beiden Durchmesser dargeboten wird, fallen zu lassen, und statt desseu dasjenige Verhalten zum Ausgangspunkte zu machen, welches am häufigsten vorkommt. Aus diesem Grunde, und weil es viel einfacher ist den Höhendurchmesser direct mit der Breite zu vergleichen, auch der Spielraum für die Indices ein grösserer wird, dürfte es sich empfehlen anstatt des Welcker'schen Verfahrens die Höhe direct in

[1]) Ohne dass es aber nöthig wäre, für den Index 100,00 eine besondere Bezeichnung einzuführen.

[2]) K. M. S. 152—160.

Procenten der grössten Breite auszudrücken. [1]) Endlich wird man zur weiteren Erklärung der Form wie bei der Dolichocephalie auch hier noch die Stelle angeben müssen, an welcher die grösste Breite liegt.

Das Messverfahren.

Nachdem wir im bisherigen die üblichen Methoden der Längen-, Breiten- und Höhenmessung einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und, von theoretischen Betrachtungen geleitet, die hergebrachten Messungsverfahren für ungenügend erklärt, und rationellere an ihre Stelle zu setzen versucht haben, sei es nun gestattet, die technische Seite unserer Forderungen hervorzuheben, resp. zu untersuchen, in welcher Weise die Schwierigkeiten wohl am ehesten zu überwinden sein dürften, welche der praktischen Durchführung unserer Prinzipien entgegenstehen.

Ohne Zweifel ist es viel bequemer einfach mit dem Tasterzirkel die Entfernungen bestimmter anatomischer Punkte abzumessen und in die Tabellen einzutragen, als nach einem neuen und weniger einfachen Prinzipe mit den Messungen von neuem zu beginnen. Manche Autoren werden sich vermuthlich auch nicht zur Aenderung ihrer Methoden entschliessen können, weil sie sonst die vielen an Mühe und Zeit gebrachten Opfer selbst für unnütz erklären müssten, und die Unfähigkeit der Ueberwindung eingewurzelter Vorurtheile wird das übrige thun, um nach Möglichkeit die Durchführung der oben gewonnenen Resultate zu verhindern. Trotzdem wird dem Fortschritt dadurch nicht allzulange der Eingang gewehrt werden können, und der Widerstand wird nur dann erfolgreich sein können, wenn es möglich ist die Unrichtigkeit der hier vertretenen Auffassung zu beweisen. Sollte dies gelingen, so würde ich trotzdem es nicht bereuen, für eine Reihe von wichtigen Fragen die Verständigung angebahnt zu haben.

Sind aber die hier aufgestellten Sätze richtig, so bleibt keine andere Wahl, als die ganze Masse der vorhandenen Messungen bis auf wenige Ausnahmen für werthlos zu erklären und mit der ganzen Craniometrie von neuem zu beginnen. Keine andere ist in der That die Forderung, zu welcher ich mich durch die vorliegende Untersuchung für berechtigt halten zu dürfen glaube. Alle Durchmesser, welche nur die Distanzen einzelner anatomischer Punkte angeben, wie z. B. die Abstände gewisser Tubera, Processus, Foramina, Nath-Kreuzungspunkte etc. von einander, ferner die Entfernungen der Ohröffnung bis zu bestimmten anderen Punkten, die Länge der Stirn-Scheitel-Bogen und ähnliche Masse sind ohne allen Werth, da sie zum Verständniss der verschiedenen Schädelformen in keiner Weise beitragen können. Dagegen wird die Zahl

[1]) Wenn man es vorziehen sollte, könnte man leicht auch die umgekehrte Reduction vornehmen, was indessen kaum Vortheile vor jenem Verfahren vorauszuhaben scheint.

der Indices zu vermehren sein, während die einzelnen Durchmesser in zuverlässigerer Weise ermittelt werden müssen, als dies bisher geschehen. Da gerade der letztere Punkt die Aufgabe dieser Arbeit bildet, so müssen wir uns hier auf die Untersuchung der drei bekannten Hauptdimensionen beschränken. Diese, wie überhaupt alle Schädeldurchmesser müssen den folgenden Forderungen Genüge leisten.

1) Alle Schädeldurchmesser müssen in einer zur Horizontalebene des Schädels parallelen, oder in einer zu ihr senkrecht stehenden Ebene gemessen werden. Wo dies nicht direct möglich ist, d. h. wo die betreffenden beiden Punkte nicht in derselben horizontalen oder medianen Ebene liegen, sind dieselben auf eine gemeinsame Ebene zu projiciren, und die Abstände der so erhaltenen Punkte zu messen.

2) Es sind niemals die Entfernungen bestimmter anatomischer Punkte, sondern immer nur die wichtigsten, grössten, resp. auch geringsten Dimensionen zu ermitteln.

3) Für alle nicht in der Medianebene gelegenen, also durch diese Ebene halbirten Masse, ist es nöthig auch noch in Procenten der Länge oder Höhe die Stelle anzugeben, an welcher dieselben diese beiden Durchmesser schneiden.

Wenden wir diese Regeln auf die hier zunächst unsere Aufmerksamkeit erregenden drei Hauptdurchmesser an, so ergeben sich für dieselben folgende Messverfahren:

A. Die Länge. Sie wird gemessen in der Medianebene durch Projicirung der vorragendsten Punkte der Stirn und des Hinterhauptes auf die Horizontalebene des Schädels und Messung des Abstandes dieser beiden Punkte.

B. Die Breite. Man misst sie durch Anlegung senkrechter, zur Medianebene paralleler Flächen an die Seitenwandungen des nach seiner Horizontalebene aufgestellten[1]) Schädels. Zugleich ist die Gegend zu ermitteln, wo dieselbe gelegen und zu bezeichnen durch Angabe der procentigen Grösse des Stückes der Länge, welches vor der Kreuzungsstelle mit dem Breitendurchmesser liegt.

C. Die Höhe. Dieselbe kann nur an dem nach seiner wahren Horizontalebene aufgestellten Schädel gemessen werden. Unten wird in der Medianebene an den tiefsten Punkt eine horizontale Tangente gelegt, oben an den prominirendsten Theil eine tangirende Fläche. Die directe Entfernung des medianen Theiles dieser Ebene von der unteren Linie ist das gesuchte Mass.

Scheinbar wird durch Erfüllung aller dieser Bedingungen die Messung sehr erschwert, und das um so mehr, als selbst mit dem Stangenzirkel nur wenig ausgerichtet werden kann. Nur für die Messung der Länge würde er

---

[1]) Wenn dies nicht geschieht, so lässt sich die Gegend, in welcher die grösste Breite den Längsdurchmesser schneidet, nicht ermitteln.

immer genügen, jedoch ist man auch hierbei, abgesehen von der Unbequemlichkeit durch unrichtiges Halten des horizontalen Armes leicht Irrungen ausgesetzt. Unter diesen Umständen wird die Anwendung eines anderen, wenn auch noch so einfachen Messapparates, zum dringenden Bedürfniss. Am zweckmässigsten würde man ein Gestell fertigen lassen, in welchem der Schädel nach der Horizontalen aufgestellt werden kann. Durch zwei vertikale, in longitudinaler Richtung bewegliche Arme, welche in der Medianebene an die vorstehendsten Punkte von Stirn und Hinterhaupt angelegt werden können, misst man die Länge. Zwei senkrechte, zur Medianebene parallele und gegen sie resp. auch von ihr fort verschiebbare Flächen dienen zur Ermittelung der grössten Breite. Da sie von Draht geflochten oder aus Glasplatten gefertigt sein können, so wird es nicht schwer sein die Gegend der grössten Breite in ihrer Lage zum Längsdurchmesser zu bestimmen. Wenn man endlich den Schädel nicht mit dem Scheitel nach oben, sondern mit diesem nach unten, aber nach seiner Horizontalebene aufstellt, so bedarf es nur eines in vertikaler Richtung beweglichen,[1]) in der Medianebene anzulegenden Armes, um leicht die Höhe zu finden.

Von einer weiteren Beschreibung des nöthigen Messapparates darf hier um so eher Abstand genommen werden, als nach mehrfacher Besprechung mit mir Herr J. W. Spengel sich mit einen tüchtigen Hamburger Mechaniker in Verbindung gesetzt hat, zur Entwerfung und Ausführung eines solchen Apparates, an welchem noch dazu eine Vorrichtung zur Messung der Progathie sich wird anbringen lassen. Derselbe wird, falls er nach Wunsch ausfällt, baldigst durch Herrn Spengel beschrieben werden. Wollte man sich zur Anschaffung eines solchen nicht entschliessen, so wäre man für die Messung der beschriebenen Durchmesser nach wie vor auf den Lucae'schen Orthographen angewiesen, dessen Unvollkommenheit vielen Anthropologen gewiss schon oft fühlbar geworden.

Die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Craniometrie.

Wenn es mir auch nicht in den Sinn kommen kann, hier nach Du Bois-Reymond'scher Art der craniologischen Erkenntniss Grenzen setzen zu wollen, so wird es doch wohl gestattet sein, nach dieser kritischen Sichtung der Untersuchungsmethode auch auf die stolzen Gebäude einen Blick zu werfen, welche auf dieser so ausserordentlich schwachen, ungenügenden Grundlage errichtet worden sind.

Von Blumenbach bis auf Retzius, und von diesem bis in die neueste Zeit haben die Mehrzahl der Anthropologen der Ansicht gehuldigt, dass jedes Volk oder jede Race nicht nur ihre eigene Sprache, sondern auch ihre

[1]) Derselbe könnte sehr wohl an dem hinteren jener beiden senkrechten Stäbe, mit welchen die Länge gemessen wird, angebracht sein.

eigene Schädelform besitze. Auf letzteren Nationalcharakter sei aber ein um so höherer Werth zu legen, als die typische Kopfform nicht wie die heimische Sprache und Cultur vernichtet resp. mit einer anderen vertauscht werden könne. Als die Erkenntniss, welche er an die Spitze seiner Resultate stellte, bezeichnete Retzius den Satz: [1]) „Les différentes races et peuples ont leurs propres formes crâniennes.“ Ein von Bonté [2]) vertheidigter Satz lautet „autre crâne, autre race“, und ebenso ist für Sanson: [3]) „le type crânien“ „le caractère essentiel des races“. Um endlich auch noch die Worte eines deutschen Autors hierhin zu setzen, so war R. Wagner [4]) der Ueberzeugung „dass jeder Volksstamm eine bestimmte nationale Schädelform besitzt.“ Consequenter Weise betracht derselbe Autor die Schädelform als einen unveränderlichen seit den ältesten Zeiten vererbten Nationalcharakter, so dass er zu folgendem Ausspruche gelangt (S. 14): „An eine allmählige Umformung alter Brachycephalen in spätere Dolichocephalen ist nicht zu denken.“ [5])

Entsprächen die Beweise, welche diesen Lehren zu Grunde liegen, der Zuversichtlichkeit, mit welcher dieselben vorgetragen werden, so besässe man in der That ein ausserordentlich wichtiges Hülfsmittel in der Craniologie. Es wäre alsdann nicht nur möglich die menschlichen Racen nach ihrer Schädelform zu sondern, sondern auch zu erkennen, welchem Volke ein an irgend einer Stelle gefundener fossiler Schädel angehört habe. Leider ist es bei unbefangener Prüfung dieser Frage nicht gestattet, den oben angeführten Lehren beizupflichten. Für jeden, der sich mit den in der vorliegenden Arbeit gewonnenen Resultaten einverstanden erklärt, kann es in der That keinem Zweifel mehr unterliegen, dass derartige Behauptungen wissenschaftlich nicht mehr haltbar sind. Aber selbst von viel besonneneren Anthropologen wird sicherlich die Tragweite der Craniometrie, die Summe dessen, was mit Hülfe dieser Wissenschaft geleistet werden kann, bedeutend überschätzt. Es sprechen aber schon Anzeichen genug dafür, dass wenigstens in Deutschland die richtige Erkenntniss sich bald Bahn brechen werde. Zu welchen Ergebnissen die craniologischen Untersuchungen im Laufe der Zeit noch führen können, lässt sich natürlich kaum voraussehen, wohl aber ist es möglich bei Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes der Craniologie, das zu überblicken, was gegenwärtig auf diesem Gebiete geleistet werden kann, und die Ausschreitungen zurückzuweisen, welche viele Autoren sich haben zu

---

[1]) Aus einem im Jahre 1852 an Nicolucci gerichteten Briefe. Ethnol. Schriften S. 120.

[2]) Bulletins de la Soc. d'Anthrop. de Paris. T. VI. 1865. S. 44.

[3]) Bulletins etc. T. VI. 1865. S. 515.

[4]) Zoolog.-anthrop. U. S. 10.

[5]) Auch Welcker hält dieselbe für unwahrscheinlich. (K. M. S. 148). Es fehlt indessen auch nicht an Angaben, welche zu Gunsten des Gegentheiles sprechen. Vom Standpunkte der Descendenztheorie ist eine solche Veränderlichkeit der Schädelform natürlich unbedingtes Postulat.

Schulden kommen lassen. Bei dem jetzigen Stande unserer Erfahrungen ist es aber nicht möglich mit Zuverlässigkeit aus der Form eines Schädels die Race zu erkennen, welcher derselbe angehört hat. Die Summe der vorhandenen Messungen, welche in übereinstimmender Weise gewonnen sind, und zugleich wirklich Aufschluss über den Schädelbau zu geben vermögen, ist eine sehr kleine. Die Zahlen aber, welche in dieser Hinsicht Zutrauen verdienen, haben zu ganz anderen Vorstellungen geführt, als die sind, denen so viele Autoren noch jetzt beipflichten. Man hat keine Masse gefunden, welche direct den Beweis liefern, dass dieser oder jener Schädel nur einem bestimmten Stamme zugehören könne. Man hat im Gegentheil zwischen weit von einander stehenden Völkern Uebereinstimmung in der Schädelform gefunden. Es ist daher weniger auf dem Wege der directen Erkennung, als vielmehr per exclusionem möglich craniologische Anhaltspunkte zu gewinnen. Denkt man sich die Grenzen, innerhalb deren ein bestimmtes Mass schwankt, als genau bekannt, desgleichen diejenigen eines anderen Masses und so fort, so wird natürlich in einem bestimmten Stamme jeder normale Schädel mit allen seinen Massen innerhalb der ermittelten Grenzen liegen. Es braucht also ein anderer Schädel von unbekannter Herkunft nur in einem einzigen Masse ausserhalb der Grenzen zu liegen, so wird man ihn schon als nicht in diesem Stamm gehörig ausscheiden können. Auf diesem Wege kann in Zukunft möglicherweise noch wichtiges erreicht werden. Als erste Bedingung hierzu wäre es aber erforderlich, dass man durch umfassende Untersuchungsreihen über die Schwankungsgrenzen eines jeden Masses unterrichtet wäre. Dazu ist aber bis jetzt kaum ein Anfang gemacht. Alle Bestrebungen der Autoren waren bei den Messungen seither stets nur auf die Mittelzahlen gerichtet, welche man aus einer grösseren Menge von Einzelwerthen berechnete. Nun haben diese ganz entschieden auch eine hohe Bedeutung, aber doch nur nach einer Seite hin. Es ist nämlich mit ihrer Hülfe möglich die verschiedenen nationalen Schädelformen mit einander zu vergleichen und aus der sich hierbei ergebenden Uebereinstimmung auf ihre Verwandtschaft und umgekehrt aus ihrer Unähnlichkeit auf ihre Verschiedenheit zu schliessen. Allein diese Vergleichung der mittleren typischen Schädelformen ist doch nur einer der leitenden Gesichtspunkte, während ein anderer ebenfalls sehr wesentlicher in der Untersuchung des einzelnen Falles besteht. Hier ist es nun offenbar verkehrt, den einzelnen Schädel in seinen Massen mit den Mittelzahlen der verschiedenen Stämme zu vergleichen, weil es durch nichts bewiesen ist, dass der betreffende Schädel wirklich gerade ein mittleres und nicht ein mehr extremes Verhalten darbiete. Die Aufgabe der craniologischen Untersuchungen wird daher in Zukunft die sein müssen:

1) Den mittleren Schädeltypus für jeden Volksstamm zu bestimmen.

2) Die Grenzen zu ermitteln, innerhalb deren jedes einzelne Mass bei den verschiedenen Stämmen schwankt.

Man wird auf dem letzteren Wege häufiger dazu kommen, einzelne Schädel auseinander zu halten, d. h. als verschiedenen Stämmen angehörig, zu erkennen. Dagegen muss man sich hüten zu glauben, es liesse sich auch umgekehrt aus der Aehnlichkeit oder Identität der Masse die Verwandtschaft resp. Angehörigkeit zu demselben Stamme in jedem Falle ableiten. Es können im Gegentheile die Schädel der allerverschiedensten Völker und Racen in ihrem Baue und ihrer Form einander sehr ähnlich sein.

Wie schon Meckel [1]) es hervorhob, dass die Schädelformen verschiedener Racen oft durch Zwischenglieder verknüpft würden, und auch Blumenbach [2]) es aussprach, dass mitunter zwischen Negern und Negern sich grössere Verschiedenheiten fänden, als zwischen ihnen und Europäern, so unterliegt es jetzt noch weniger einem Zweifel, dass die Kopfformen der verschiedensten Völker einander sehr ähnlich sein können. Man sollte nur einmal eine grosse Sammlung von Raceschädeln, in welcher die Schädel nur numerirt wild durcheinandergesetzt wären, von mehreren tüchtigen Craniologen durchmessen und ordnen lassen, und nun ihre Diagnosen mit einander vergleichen und ebenso untersuchen, ob derselbe Anthropologe bei verschiedenmaliger, nach längerer Zeit wiederholter Messung zu denselben Resultaten gelangen würde. Ein Theil der betreffenden Gelehrten würde vermuthlich gleich von dem Unternehmen Abstand nehmen, im Einklange mit unserer Auffassung, wonach es überhaupt falsch ist einer jeden Race und jedem Stamme seine eigene Schädelform zuzuschreiben. Wenn man mich fragen wollte, wie es denn komme, dass doch viele der französischen Anthropologen im Stande seien, aus der Form der aufgefundenen fossilen Schädelreste so genau den Ursprung derselben zu erkennen, so weiss ich für jene Art der Untersuchung in der deutschen Sprache kein anderes Wort, als: Schwindel. Es ist zu bedauern, dass auch die tüchtigeren unter den französischen Anthropologen dem leichtsinnigen Verfahren der Herren Hamy, Pruner [3]) u. a. ein Ende zu machen sich nicht entschliessen können. Wenn Herr Pruner-Bey in seiner „Anthropologie de Solutré“ die dort gefundenen Schädel nicht bloss für mongoloid erklärt, sondern nun auch wieder alle möglichen Typen wie Lappen, Finnen, Esthen, Eskimos u. s. w. vertreten findet, so muss uns diese Leichtfertigkeit der Untersuchung mit Widerwillen erfüllen. Nicht anders steht es mit Hamy, der auf dem prähistorischen Congresse in Brüssel den Unterkiefer von Nau-

---

[1]) J. F. Meckel. Handbuch der menschlichen Anatomie. Bd. II. Halle 1815. S. 80: „Uebrigens gehen theils die verschiedenen Racen unmerklich in einander über, theils kommen nicht selten einzelne Individuen einer Race in sehr wesentlichen Bedingungen, namentlich der Kopfform durchaus mit anderen Racen überein. Ich habe Schädel von Deutschen vor mir, die so völlig den Charakter der äthiopischen Race tragen, dass sie schwer von Negerschädeln zu unterscheiden sind.“

[2]) J. F. Blumenbach's Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers. II. Aufl. Göttingen 1807. S. 103.

[3]) Wir dürfen es wohl kaum bedauern diesen Gelehrten nicht mehr zu den Deutschen rechnen zu dürfen.

lette einer australoiden Race zuschrieb, wogegen die Race der Rennthierzeit mongoloid, die von Furfooz eine Mischlingsrace von beiden sein solle. Virchow mass die Schädel der Brüsseler Anatomie, und fand richtig bald auch an dem Schädel eines hingerichteten Mörders von vlämischer Herkunft denselben für mongoloid angesprochenen Typus wieder! Als ob einem solchen Treiben gegenüber das Misstrauen nicht genügend berechtigt wäre, welches die Mehrzahl der Anatomen und Zoologen gegen die Anthropologie hegt. Finden auch in Deutschland diese groben Ausschreitungen keine Nachahmung, so sind dieselben doch nur eine Consequenz der auch bei uns noch so vielfach verbreiteten irrigen Lehre, dass jede Race, jeder Stamm eine eigene Schädelform besitze. In Wahrheit hat die Schädelform nicht die Bedeutung einer nationalen Signatur, sondern die eines anatomischen Merkmales. Wie aber die Farbe der Iris oder der Haut bei den verschiedenen Racen eine ungleiche ist, ohne dass jedoch nach ihnen eine Raceneintheilung sich vornehmen liesse, wie die einzelnen Typen einander nicht unvermittelt gegenüber stehen, so ist auch die Zahl der Schädelformen eine beschränkte, und auch diese können nur in den Extremen scharf auseinander gehalten werden.

Aus dem Baue des Schädels kann man niemals mit Sicherheit die Race erkennen, zu welcher das Individuum gehörte, dem der Schädel entstammt. Ist diese Ansicht richtig, so kann auch keine Rede mehr davon sein, die Classifikation der menschlichen Racen nach dem Schädelbaue vorzunehmen. Die Schädelform hat in dieser Hinsicht denselben Werth, wie die Hautfarbe und die Haarbeschaffenheit. Will man, im Anschlusse an den bisherigen, namentlich von E. Haeckel vertretenen Standpunkt, die Eintheilung der menschlichen Racen nach einem einzigen, mehr oder weniger willkürlich herausgegriffenen Merkmale entwerfen, so hat der Schädel, wo nicht eine grössere, so doch mindestens die gleiche Bedeutung, wie das Haar. Ein natürliches System existirt bis jetzt noch nicht. Es würde zu weit von unserem eigentlichen Thema abführen, hier nachzuweisen, dass auch Fr. Müller's [1]) System, selbst mit den von Haeckel vorgeschlagenen Modifikationen, kein anthropologisches, sondern rein ethnologisches ist. Ein linguistisches System ist noch keine Raceneintheilung und Haeckel's Zusätze beziehen sich nur auf die Eintheilung der durch Müller schon aufgestellten „Racen". Der Zweck dieses letzten Abschnittes war nur der, nachzuweisen, dass die Craniologie nicht zur Erkennung der Race dienen könne, und dass sie überhaupt nur den Rang einer anthropologischen Hülfswissenschaft für sich beanspruchen dürfe.

---

[1]) Dasselbe ist zuerst mitgetheilt worden in: Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde. Anthropologischer Theil, dritte Abtheilung: Ethnographie, Bearbeitet von Dr. Friedrich Müller. Wien 1868, und neuerdings unter Aufnahme der von Haeckel vorgeschlagenen Modifikationen in der „Allgemeinen Ethnographie. Wien 1873" von demselben Verfasser.

Kurze Beschreibung der Sprache der Munda Kolhs in Chota Nagpore[1]) besonders nach ihren den Volksstamm charakterisirenden Eigenthümlichkeiten.

Vom Missionar Th. Jellinghaus.

Da eines Volkes Leben und Denken sich auch hauptsächlich in seiner Sprache zeigt, so gehört es gewiss auch zur eingehenderen ethnologischen Beschreibung der Munda Kolhs, dass die Haupteigenthümlichkeiten ihrer Sprache kurz mitgetheilt werden. Die Sprache der Munda Kolhs ist fast dieselbe wie der Larka Kolhs oder Hos im District Singbhum, cf. 1871. S. 328, und der Bumyas in demselben District. Ob die „Blätterleute" im Süden von Singbum, deren Frauen ganz nackt gehen, auch eine dem Munda Kolh verwandte Sprache sprechen, ist noch immer nicht erforscht. Entschieden aber gehören die mehr nördlich in den Bergen zerstreut wohnenden ackerbauenden Santals zu demselben Sprachstamme und nicht bloss in den einzelnen Wörtern sondern auch in den grammatischen Formen und dem Satzbau. Es sind in den letzten 20 Jahren mehrere Grammatiken und kleine Lexika dieser Sprache von Seiten der dort wirkenden englischen Missionare in englischer Sprache gedruckt worden, auch sind Theile der Bibel in das Santali übersetzt und ebenso sind über die Religion, Sitten und Sagen dieses Volksstammes sehr zahlreiche Mittheilungen gemacht und sollen bald in einem besondern Buche gedruckt werden.

Die Munda Kolh und Larka Kolh Sprache dagegen ist bisher von den Europäern wenig beachtet und mit Ausnahme eines sehr kurzen Aufsatzes über Volk und Sprache der Larka Kolh von Mr. Pickel in dem Journal der Asiatic Society 1840 sind über die Sprache keine neuen Mittheilungen im Druck erschienen.

Als Schreiber dieses an die Erlernung der Munda Kolh Sprache und die Auffindung ihrer Grammatik im Jahre 1869 heranging, kam er auf ein völlig unbebautes Feld.

Hoffentlich wird die von uns deutschen Missionaren jetzt zusammengestellte Grammatik von einem meiner Collegen bald im Journal der Asiatic Society gedruckt werden. Darum wollen wir im folgenden nur einige besondere Eigenthümlichkeiten mittheilen, die für den Ethnologen sowohl als für den Sprachforscher von Wichtigkeit sein möchten.

Es finden in Bezug auf die Geschlechter männlich und weiblich beim

[1]) Es sei hier um Verwirrung zu vermeiden bemerkt, dass der Name Chota Nagpore jetzt in den officiellen Schriftstücken der englischen Regierung sowohl den District Chota Nagpure proper als auch die grosse Chota Nagpore Division bezeichnet. Ursprünglich hiess es Chutia Nagpur.

Nomen, Adjectivum, Pronomen, Verbum etc. keine formativen Differenzirungen der Geschlechter statt, der Unterschied von männlich und weiblich existirt in dieser Grammatik nicht. Aber scharf unterscheidet die Sprache zwischen lebenden, sich bewegenden Wesen, als Mensch und Thier jeder Art, und leblosen unbeweglichen Sachen, als Pflanzen, Bäume, Mineralien, indem die Pronomina für beide Arten verschieden sind und durch Anhängung dieser zwei verschiedenen Arten von Pronomen dieser Unterschied auch im Adjectivum und Verbum erscheint.

Die Sprache hat drei Numeri (Singular, Dual und Plural) und ist besonders zu bemerken, dass der Dual sehr selbstständige Formen für alle drei Personen hat.

Beim Nomen wird der Plural und Dual durch Anhängung des abgekürzten Pronomen der dritten Person gebildet.

Eine interessante Erscheinung ist, dass sie sehr oft im Dual und Plural beim Nomen und Adjectivum ein *p* mit Nachschlag des Vokals der Stammsilbe einsetzen, z. B.:

sadom das Pferd, *sapadom ko* die Pferde, *sapadom kin* beide Pferde.

horo der Mensch, *hoporoko* die Menschen, *hosro horo* der lügnerische Mensch, *hoposro hoporoko* die lügnerischen Menschen.

Die Deklination des Nomens geschieht nicht durch Flexion des Nomens selbst, sondern die verschiedenen Beziehungen desselben werden durch lose Suffixion von Partikeln ausgedrückt.

Als Nom. *merom* das Schaf
Gen. *merom — a —* oder *aa-ra-ren*
Dat. } *merom* oder *merom ke*
Acc. }
Abl. *merom te* (*te* von)
Locativ. *merom re* (*re* in).

Nomina appellativa werden gebildet durch Reduplication oder Verlängerung der ersten Silbe des Stammes des Verbums und Anhängung des Suffixums der 3. Pers. Singular *ni* und 3 Pers. Plural *ko*. z. B.

jom essen, *jojomni* der Esser, *jojomko* die Esser, *ŏl* schreiben, *ōlni* Schreiber, *ōlko* die Schreiber, *logo* lügen, *lologoni* der Lügner, *lologoko* die Lügner, *bai* machen, *babaini* der Macher, *babaiko* die Macher.

Es giebt keine besonderen Nomina abstracta sondern sie werden abgeleitet von Verben und Adjectiven und sind dann meist identisch mit der Stammform des Verbums oder Adjectivums, z. B.

kaji sprechen — *kaji* das Wort
beda verführen — *beda* Verführung
ikir tief — *ikir* Tiefe.

Eine andere eigenthümliche Bildung der Nomina abstracta ist folgende. Sie werden gebildet durch Einsetzen von *n* mit einem Nachschlag des Vocals der Stammsilbe in den Stamm des Verbums, z. B.

ol Schreiben, *onol* die Schreibung, das Schicksal,
goe Sterben, *gonoe* der Tod.

Der Comparativ und Superlativ haben keine besonderen Formen und muss man den Sinn durch syntaktische Fügung auszudrücken suchen.

Das Pronomen lautet:

Sing. *Aing* und *ing* ich — *am* Du —*ini*, od. *hini* er und sie — *ena*, od. *hena* es.

Plur. *ale* wir (separativ), *abu* wir (communicativ), *ape* ihr, *inku* sie, *enako* sie bei leblosen Sachen.

Dual. *aling* (separativ), *alang* (communicativ), *aben* ihr beide, *inking* sie beide, *enaking* bei Sachen.

Der Plural und Dual der ersten Person *ale* und *aling* werden gebraucht wenn der Angeredete von den Anredenden unterschieden und ausgeschlossen wird, z. B. bei gemeinsamen Bitten an eine dritte Person gerichtet.

abu und *alang* wenn der Angeredete von den Anredenden mit eingeschlossen wird. Der Mann sagt z. B. wenn er mit seiner Frau spricht immer *alang*, wir beide. aber wenn er zu einem dritten von sich und seiner Frau spricht immer *aling*.

Diese Eigenthümlichkeit der Sprache deutet auf eine grosse Anlage zur Geselligkeit hin und diese ist bei dem Kolh auch in sehr grossem Grade vorhanden, obwohl er ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl auch in Bezug auf Verwandtschaft und Volksgenossenschaft hat, viel mehr als der in Kasten eingezwängte Hindu, so liebt er doch nichts so sehr als gemüthliche Geselligkeit. Daher auch alles bei ihnen durch grössere und kleinere Volksversammlungen entschieden wird.

Dagegen fehlt es der Sprache an allen Höflichkeitsformen in der Anwendung der Pronomina gegen Höhergestellte. Sie kennen nur das einfache „Du“ für hoch und nedrig. Dies darf uns wohl ein Anzeichen sein, dass sie nie in complicirteren Culturverhältnissen gelebt haben. Es drückt sich aber auch darin ihr Unabhängigkeits- und Freiheitssinn aus. Denn obwohl sie nun schon seit langen Jahren unterdrückt worden von den Hindus, sind sie doch durchaus nicht sklawisch geworden. Im Gegentheil offenbaren sie eine kindliche Kühnheit und Zutraulichkeit und reden jeden, er sei von welchem Volke er wolle, gern als „Bruder“ an. Eigentlich kriechendes, heuchlerisches, bettelhaftes Wesen wie bei vielen Hindukasten findet man bei ihnen äusserst selten. Wenn sie einen Dienst annehmen, so ist ihnen die Behandlung die Hauptsache, bei harten oder auch nur pedantischen, gesetzlich strengen Herren halten sie trotz höheren Lohnes nicht lange aus. Doch lieben sie es fast, wenn ihr Herr einmal zornig werden, aber auch dann, wie sie selbst, wieder vergessen kann. Das flösst ihnen meist grösseren Respect und auch mehr Liebe ein.

Zu dieser Naivität der Sprache gehört auch, dass sie so gern in Fragen reden und antworten, z. B. wo wir sagen „wirst du mich auch schlagen“ sagen sie: *daleam chi ka* — Wirst du mich schlagen oder nicht. Wenn man

sie ermahnt die Wahrheit zu sagen, so antworten sie: Warum sollte ich lügen? Wenn einer zum anderen sagt „Sei fleissig“, so antwortet der andere „Warum sollte ich nicht fleissig sein? Wer wird mir, wenn ich nicht arbeite, was zu essen geben? Vom Himmel regnet doch kein Korn? Als ich mal meinen Diener, einen Christen, den ich in eine von Tigern unsicher gemachte Gegend schickte, fragte: fürchtest du dich auch? antwortete er zuversichtlich lächelnd: Warum sollte ich mich fürchten, ohne Gottes Befehl kann der Tiger mich nicht aufessen?

Diese Redeweise klingt auch noch durch wenn sie Hindi sprechen. Ein Engländer, der in Chota Nagpore viele Kolhs in seinem Dienst und Arbeit hatte, sagte mir diese Art von Antworten sei ihm erst als Frechheit erschienen und er habe sie zurechtgewiesen. Später aber habe er gesehen, dass dies ihre volksthümliche Redeweise sei. Es deutet dies gewiss auf einen kindlich unbefangenen, von Skepticismus und Diplomatie unangekränkelten Sinn, der das wirkliche auch für vernünftig hält und es wunderlich findet, wie es anders sein und wie jemand anders denken könne als er.

In einer wirklich liebenswürdigen Weise wurde mir einst von heidnischen Kolhs in dieser Gegenfrage stellenden Art geantwortet. Als wir die Station Patrasburj fertig gebaut, wollte ich auch einen Begräbnissplatz für etwaige auf der Station sterbende Christen haben. Ich liess die Häupter des benachbarten heidnischen Dorfes, lauter Heiden, kommen. Dieselben boten mir erst, weil sie gern Geld gewinnen wollten, eine grosse Fläche Landes zur Pacht an. Ich lehnte dies ab, weil wir keinen Ackerbau trieben und sagte, ich wünsche nur einen geräumigen Begräbnissplatz. Als ich ihnen nun Grösse und Lage des Platzes bezeichnet und sie nach dem Kaufpreis fragte, da gingen sie etwas abseits um sich zu berathen. Bald kam einer wieder und sagte: Wie? der *Padri Saheb* (*Padri* aus dem portugiesischen bedeutet Geistlicher und Missionar, *Saheb* = Hoheit ist die Anrede für jeden Europäer) schlägt ja keine Menschen todt, wir werden ihm doch umsonst einen Platz für die Beerdigung seiner Todten geben? Es beruht diese Antwort auf der menschenfreundlichen Anschauung, dass ein jeder auch ohne Bezahlung ein Anrecht auf ein Plätzchen für seine Todten habe, auch wenn er nicht Grundbesitzer im Dorfe ist. Wenn man sieht, wie in Berlin in Folge der für unsere Zeit ganz unpassenden Weise, nach der das Haupteinkommen der Kirche hauptsächlich aus den Abgaben der meist armen Arbeiter bei Beerdigungen für Stolgebühren und Grabplätze und wieder für das Recht eine Gedenktafel auf das Grab zu setzen zusammenkommen muss, so wird es einem etwas sonderbar ums Herz, und der Kolh könnte doch dem gegenüber sagen „Wir Wilde sind doch bessere Menschen“.

Das Zahlensystem der Munda Kolhs beruht auf der Zahl 10 und 20.

1. *modn*, *miadn*, *mid*, *mo*. 2. *bar*. 3. *api*. 4. *upun*. 5. *moñe*. 6. *turi*. 7. *e*. 8. *iral*. 9. *are*. 10. *gel*. 11. *gel modn*. 12. *gel bar etc*. 20. *hisi*. 21. *hisi modn*. 30. *hisi gel*. 40. *bar hisi* = zwei Stiege. 50. *bar hisi gel*. 60. *api hisi*.

(3×20). 80. *upun hisi* (4×20). 100. *moṅe hise* (5×20). 120. *turi hisi* 6×20).

Doch gebrauchen sie auch das Hindi Wort für Hundert *sau.* Aber man sieht daraus, dass sie kein sehr rechnendes Volk sind. In der Schule zeigten auch die Knaben, welche sonst für alles sehr fähig waren, für das Rechnen weniger Anlagen und Lust.

Die verschiedenen Formen und Bedeutungen der Verba kommen zu Stande nicht so sehr durch Veränderung des Stammes als durch Zusammensetzung mit einer Menge Hülfszeitwörter, welche meist ihre selbständige verbale Bedeutung verloren haben, als *tau jad* für das Präsens *kèd*, *led*, *laa*, *tad* für das Präteritum, *tantaikinna* für das eigentliche Imperfectum, er war bindend.

Praesens.

tol binden.
aing tol-tan-aing ich bindend ich.
am tol-tan-am du bindend du.
ini tol-tan- ae er bindend er etc.

Imperfectum.

aing tol-tan-tai-kinna ich bindend seiend bleibend war. etc.

Präteritum

aing tol ked-a-ing ich Bindung machen hatte ich.
am tol-ked-a-m Du Bindung machen hattest Du etc.

Futurum.

aing tol-e-a ich werde es binden etc.

Imperativ.	Negative Imperativ.
tol-e-m bind du es.	*alom toleam* nicht Du es binden wirst.
tol-e-pe bindet ihr es.	
tol-e-ben bindet ihr beide es.	

Infinitiv.

Der einfache Stamm *tol.*

Participium.

tol-tan und *tol-tani* der Bindende.

Part Imperfecti.

tol-tan tai-ken-i der, welcher im Binden begriffen blieb.

Part Praeteriti.

tol-ken-i der gebunden habende.

Die Bildung des Passivums ist schwieriger und geschieht meist durch Anhängung von *oo* = werden an den Stamm oder durch das Hülfsverbum *jan*, welches soviel etwa bedeutet als „gegangen werden“ und eine merkwürdige Verwandschaft mit dem im Hindi ebenso gebrauchten Hülfsverbum *jāna*, Praeteritum *gaya*, hat.

Das merkwürdigste aber in der Flexion des Verbums (was der ganzen Sprache einen eigenthümlichen Charakter giebt, und was, soweit unser Wissen und Fragen reicht, in keiner anderen Sprache Statt hat) ist, dass

im Munda Kolh und Larka Kolh ebenso wie im Santal bei der Flexion der transitiven Verben immer das Pronomen Personale im casus obliquus und zwar in verkürzter Form zwischen Stamm und Endung eingeschoben wird.

Z. B. Praesens *tol-am-tan-aing* ich binde Dich.
tol-i-tanaing ich binde ihn.
tol-e-tanaing ich binde es.
tol-le-tanaing ich binde uns.
tol-pe-tanaing ich binde euch.
tol-ko-tanaing ich binde sie.

oder z. B. Praeteritum.
(ini) tolkiingae er hat mich gebunden.
oder abgetheilt *tol-ki-ing-a-e* (e = er) er hat mich gemacht Bindung.
tol-ked-me-a-e er hat Dich gemacht Bindung.
tol-ked-le-a-e er hat uns gemacht Bindung.
tol-ked-bu-a-e er hat uns gemacht Bindung.
tol-ked-pe-a-e er hat euch gemacht Bindung etc.

Diese Infixion des Pronomens im casus obliquus wird bei jedem verbum transitivum stets angewandt, auch wenn das Object des Verbums im Satze ausgesprochen wird, so muss doch noch ausserdem das Pronomen des Objects auf oben bezeichnete Weise infixirt werden, z. B.

ini sadom-ko tolked-ko-a-e er hat die Pferde gebunden

wo das Object einmal durch *sadomko* und dann noch wieder durch das infixirte *ko* (=sie) das Pronomen der 3 Pers. Pl. ausgedrückt ist.

So sehr dies die Erlernung der Sprache, besonders das fliessende Sprechen derselben erschwert, so giebt es auch der Ausdrucksweise eine grosse Bestimmtheit und Unmissverständlichkeit, weil man in jedem Verbum gleich hört, welche Person im Singular, Plural oder Dual gemeint ist. Mit der Anhängung der Pronomen Personale als Suffixe ist die Sprache auch sehr verschwenderisch, so dass sie zwei- ja dreimal in einem Satze dasselbe Pronomen gebraucht. *aing tolamtanaing* ich binde dich ich.

Eine grosse Leichtigkeit zeigt die Sprache in der Bildung des reflexiven Verbums, des Mediums. Dieses wird ganz einfach durch Inserirung von *n*, *en*, *on*, *gen*, *an*, *jan* (je nach dem Wohllaut) zwischem Stamm und Hülfsverbum gebildet, z. B.

tol-en-tanae er bindet sich.
Participium Praes. Pluralis.
tolentanko die sich Bindenden.

Noch merkwürdiger, und hierin liegt ein grosser Vorzug der Sprache, wird die Gegenseitigkeit der Handlung ausgedrückt durch Einsetzung von *p* mit einem Nachschlag des Vokals der Stammsilbe in den Stamm des Verbums, z. B.

tol binden, *topol* sich gegenseitig binden.
sab ergreifen, *sapab* sich gegenseitig ergreifen.

maa schlagen, *mapa* sich gegenseitig schlagen. Davon dann gebildet *mapa* die Schlägerei, die Schlacht.

Es liegt auf der Hand, wie kurz man dadurch manches ausdrücken kann; z. B. Ergreifet ihr beiden einander die Hände = *tii sapaben.*

Vielleicht könnte man hierin auch Anzeichen von der oben beschriebenen grossen Geselligkeit und Gemeinschaftsliebe der Kolhs finden.

Eine grosse Gewandheit, Kraft und Kürze hat die Sprache in der Bildung von Participien aller Tempora. Wenn man aus dem Griechischen ins Munda Kolh übersetzt, so fällt es einem sehr auf, dass die Uebersetzung der sonst für andere Sprachen so schwierigen griechischen Participien sich hier mit der grössten Leichtigkeit macht. In einer Beziehung hat das Mundari Participium noch das voraus, dass in ihm schon die Person des Objects angedeutet ist; z. B. *tolked-bu-ni* = der uns gebunden habende.

Die Regeln der Munda Kolh-Sprache regieren dieselbe mit strenger Regelmässigkeit und Ausnahmen von der Regel finden fast gar nicht Statt.

Ueber die Stammwörter und das Lexicon der Munda Kolhssprache.

Die Stammwörter der an Worten sehr reichen Sprache sind der grossen Mehrzahl nach einsilbig und bei vielen der zweisilbigen lässt sich mit Leichtigkeit sagen, dass die zweite Silbe *ang*, *ing*, *om*, *i* etc. nur späterer Zusatz ist. Dagegen verbinden sie gern zwei drei Wörter zu einem Begriff, z. B. *go* = tragen, *idi* = wegtragen, *bera* = herumgehen, *goidibera* = herumtragen. Eigenthümlich ist es, dass in der Munda Kolhsprache mein Vater als Anrede an den eigenen Vater *abba* heisst, als Rede von dem Vater zu andern *apu*, z. B. *apum* Dein Vater. Ebenso ist *umma* die Anrede an die eigene Mutter, dagegen in übriger Rede heisst Mutter *enga*.

Mit welchem Sprachstamme die Wurzelwörter dieser Sprache Verwandschaft haben, darüber ist noch nichts bekannt, wie ja überhaupt dies noch ein ganz unbebautes Feld ist.[1])

[1]) Der Merkwürdigkeit wegen führe ich hier eine Reihe mit Worten und Stämmen der indo-germanischen Sprachen gleichlautender Worte an.

durum leiser Schlaf, im Sanskrit *drai*, im Englischen *dream*, im Deutschen träumen
bee spucken, im S. *bah* fliessen?
naa nun, im S. *nu*, Gr. *νῦν*.
tauka tauglich, gut.
sarti gewiss, im S. *saty*, L. *certus*.
kili Geschlecht, im S. *kul kil*.
okoi wer im Hindi aus dem Sanskrit *kaun*.
chia was im Hindi aus dem Sanskrit *kya*.
par Seite, S. *par*=*ripa opposita*.
mai Mädchen.
loo brennen, cf. Lohe, lodern.
boio Knabe, cf. Bube und S.
barea Bruder, S. *brata*.
da geben, S. *da*, L. *do*.
lad aufladen.
logon Wort, Gr. *λογος*.
hebe aufnehmend auf die Hüfte setzen, heben.
o und *u* auch.
dari können, englisch *dare*. cf. S.
saiad Athem, S. *svad*.
roa Menschgeist, hebräisch *ruach?*
tii Hand, Finger, L. *digitus*.
toe Zähe.

Es würde leicht sein die Zahl dieser merkwürdige Aehnlichkeit bietenden Stämme noch um ein bedeutendes zu vermehren, besonders wollte man die grosse Zahl der Worte hinzunehmen, welche mit dem aus dem Sanskrit abstammenden Hindi übereinstimmt. Dazu sind diese Wörter nicht Bezeichnungen von mehr entbehrlichen, erst durch die Cultur kommenden Dingen, sondern Worte, welche keine Sprache irgend wie entbehren kann und von denen es sich schwer glauben lässt, dass sie aus einer fremden Sprache aufgenommen sind in der Art, dass die betreffenden eigenen Worte der Sprache gänzlich verschwunden.

Doch liesse sich die ganze Erscheinung vielleicht daraus erklären, dass man annähme, dass die Kolhs und Santals in der vorhistorischen Zeit sich mit Leuten, welche eine sanskritähnliche Sprache redeten, vermischt und so alle diese Worte überkommen haben.

Wir geben zur besseren Kenntniss der Sprache einige Bruchstücke in wörtlicher Uebersetzung. Zuerst das „Vaterunser“. Es ist dasselbe zwar unverhältnismässig reich an Hindiwörtern, aber zum vergleichen wird seine Mittheilung doch wohl immer in vieler Beziehung erwünscht sein.

1 2 3 4 5 6 7
alea aba sirma re men-am-a

1 Unser 2 Vater 4 im 3 Himmel 6 Du 5 seiend 7 bist

1 2 3 4 5
I *amaa nutum pavitr oo-ka*

1 Dein 2 Name 3 heilig 4 werden 5 möge

---

kata Fuss, S. *kat* gehen.
aing ich?
ini, *hini* er, englisch *he?*
duar Thür (das einzige Wort dafür). cf. S.
bonga Geist, S. *baga?*
jom essen.
ating essen. Im Sanskrit nach Bopp vom Stamm *ad*, davon abgeleitet *edere*, Gotisch *at*, Slawisch *jami* für *jadmi*.
kiva Kinn (Kiefer).
ke, *ked*, *ken* machen v. Hindi *kar* aus S.
saa Seite.
gati Gattin, Genosse. S.
eon Zeitraum *αἰων?*
pundih rein, weiss, S. *pû*, L *purus*
his-ing Hass.
liti letztes (Kind).
manoa Mensch.
kon Sohn, cf. S.
kumbru Dieb. Im älteren Sanskrit *kumbhira*, im Hindi und neueren Sanskrit aber existirt das Wort nicht.
Deoñra Zauberer, S. *Dev.*
umbul Schatten. L. *umbra.*
hoio Wind, Hindi *haua.*
chandu Mond. S.
buru Berg?
hattu Dorf, cf. Hütte?
ora Haus, L. *ara* Altar.
nida Nacht, S. *nidra.*
te Tag, cf. *dies* etc. S.
ar Pflug, L. *aratrum.*
a Bogen, L. *arcus.*
lai Leib.
leing Zunge, L. *lingua.*
mocha Mund, S. *mukha.*
danta Zahn, cf. S. *dens* etc.
màr-ang gross, cf. S. *mah. magnus.*
sukri Schwein, S. *shukara.*
merom Ziege, G. *μηρον.*
minri mindi Schaf, G. *μηνον.*
daru Baum, cf. S. *tree* etc. einziges Wort für Baum.
lenga links.
rurudn Ruhe.
jiling lang, *salangi* hoch. cf. S.
naua neu. cf. S.
asi fragen, S. *ish*, Slavisch *isk*, Engl. *ask.*
bai machen, Hindi *ban*, Deutsch bauen etc. cf. S.
nu trinken, S. *nivu.*
naregn nahe.
numu und *nutum* Name.

1 2 3 4
II *amaa disum hiju-ka*

1 Dein 2 Reich 3 kommen 4 möge

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
III *amaa mone chileka sirma re enka ge ote-re-o hobauo-ka*

1 Dein 2 Wille 3 welcherweise 5 im 4 Himmel 6 so 7 und 8 Erde 9 in 10 auch 11 werden 12 möge.

1 2 3 4 5 6 7 8 9
IV *alea angodinaki jomea tising aleke oma - l - e - m*

1 unser 2 morgentäglich 3 Essen 4 heute 5 uns 6 geben 7 uns 8 es 9 Du

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17
V *Chilka ale alea pap-ken-ko-le chhema-jad-ko-ae enka alea pap chhema-le-m*

1 Wie 2 wir 3 unsere 4 Sünde 5 gemacht 6 sie 7 uns Schuldigern 8 Vergebung 9 machen 10 ihnen 11 wir 12 so 13 unsere 14 Sünde 15 vergeben 16 uns 17 Du

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
VI und VII *oroo aleke birau re alo-m uyuu-le-a batkama etkana-to chhurau-le-m*

1 und 2 uns 4 in 3 Versuchung 5 nicht 6 Du 7 fallenmachen 8 uns 9 unübersetzbare Endsilbe 10 aber 12 vom 11 Bösen 13 befreie 14 uns 15 Du

1 2 3 4 5 6 7 8 9
disum oroo pereeg oroo mahatam soben dipli amaa gea

1 Reich 2 und 3 Macht 4 und 5 Herrlichkeit 6 alle 7 Zeit 8 dein 9 ist.

Zur Sprachprobe geben wir noch ein Stück aus der S. 367. Jahrgang 1871 theilweise gegebenen Beschreibung der Vorbereitung zu einer Hochzeit. Die Situation ist, dass die Verwandten des Bräutigams mit einem Zeichendeuter ausgehen nach dem Hause der Braut und dabei sorgfältig auf alle Zeichen achten.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11
Ena-te oroo huring-leka sanging re ko seno-jan-a

2 Von 1 diesem (1 und 2 darauf) 3 mehr 4 wenig 5 gemäss (4 und 5 ein wenig) 6 weitere 7 ins 8 sie 9 gehen 10 geworden 11 (9, 10, 11 gingen).

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Enate jom-tii re hutlu cheren bar sa raa-laa.

1 Darauf 4 in oder zur 2 Essen 3 Hand (2 u. 4 zur rechten Hand, weil mit der rechten Hand gegessen wird) 5 Kuckuck 6 Vogel 7 zwei 8 mal 9 rufen 10 that (9 u. 10 rief).

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16
Enate do ko aium-ked-a oroo kaji-ked-a, chi-lka cheren raa-jad-a aium-e-pe.

1 Darauf 2 nun 3 sie 4 hören 5 machten (4 u. 5 hörten) 6 und 7 sprechen 8 machten (7 u. 8 sprachen) 9 was 10 Art 11 Vogel 12 rufen 13 macht (12 u. 13 ruft) 14 höret 15 es 16 ihr (14, 15, 16 höret es).

1 2 3 4 5 6 7 8
Kaia! hale, kaia! hutlu ini to raa-jad-a

1 Was! 2 Bruder, 3 was! 4 der Kuckuck 5 er 6 nun 7 u. 8 ruft.

1 2 3 4 5 6 7 8 9
Oroo ko kaji-jada. Hela! ka thik oa chi!?

1 Und 2 sie 3 u. 4 sprechen. 5 Was! 6 nicht 7 recht 8 sein wird 9 oder!? (Und sie sprachen was wird das recht sein oder nicht?!)

1 2 3 4 5
Mar salhai-pe chilka va

1 Wohlan 2 zeichendeutet 3 ihr 4 was 5 werden wird.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Ka besh do besh oa, ikir-bonga hatir-king-a.

1 Nicht 2 gut 3 nun 4 gut 5 wirds sein (doch) 6 der Tiefen- 7 Bonga (-Daemon) 8 verfolgen 9 beide (Braut und Bräutigam) 10 wird

1 2 3 4 5 6 7
Raja oroo bonga do bage-oa chi?

1 der (hinduistische) König oder Dorfherr 2 und 3 der Bonga 4 nun 5 befreit 6 werden (wir je von ihm) 7 oder? — Der Sinn ist „werden wir je vom hinduistischen Unterdrücker und den bösen Geistern befreit werden“.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
Nanga-te-bu om-au-ked-king-a oroo bu manating-ked-king-abu

2 Von 1 Anfang 3 wir 4 geben 5 nehmen 6 gemacht 7 beide (3—8 wir haben beide den König und den Bonga als überliefert übernommen) 8 und 9 wir 10 gehorchen 11 gemacht 12 beiden 13 wir.

Es ist dieser Ausspruch, worin der Kolh resignirt und sagt, dass die Unterdrückung von Seiten der Hindu-Könige mit ihren Abgaben etc. und von Seiten der bösen Geister ein von den Vätern ererbtes unabwendbares Schicksal sei, höchst charakteristisch für den socialen und religiösen Zustand dieses Volkes. Das Wort bezeichnet den innersten Gedanken des heidnischen Kolh über die sociale Unterdrückung von Seiten der Hindus und über die Dämonenfurcht, unter der er leidet. Der Kolh sieht beides für unabwendbar an. Kein Wunder daher, dass, sobald ein Kolh Christ wird und durch den christlichen Glauben von der Dämonenfurcht frei wird, er nun auch daran denkt, und zwar oft auch in verkehrter eigensinniger Weise, von der unrechtmässigen Unterdrückung der Hindu-Herren frei zu werden. Daher ist bei allen diesen Völkerschaften der Uebertritt zum Christenthum ein Act religiöser und socialer Emancipation. Sie können beides nicht von einander trennen. Sobald sie durch das Christenthum gelernt haben die bösen Geister nicht mehr zu fürchten, sondern in ihrer kindlichen zutraulichen Weise zu Gott als ihrem Vater zu beten, fangen sie auch an einen Geist nationaler Unabhängigkeit zu zeigen. Als solche sich emanzipirende Kolhs werden die Christen auch, nicht aus Religionshass, sondern aus Geiz von den gegen die religiösen Gebräuche anderer Kasten sonst sehr toleranten und indifferenten Hindus gehasst und verfolgt. Die Hindus sehen mit Besorgniss, dass die christlichen Kolhs lesen, schreiben und rechnen lernen, was sie selbst kaum können, dass sie durch den Rath der Missionare Einsicht und Umsicht bekommen, und durch ihr Aufgeben des Trunkes und der vielen Opfer wohlhabender werden. Dies bringt den christlichen Kolhs bei den Hindus Feindschaft, bei den noch heidnischen Kolhs aber Achtung und Ansehn ein, daher auch neben andern Ursachen der grosse Fortschritt des Christenthums unter den Kolhs, trotzdem dass der Kolh sonst den Trunk etc. so sehr ungern aufgiebt und so oft dem Grundsatz huldigt „ich will nicht anders sein und nicht besser sein als meine Vorfahren.“

Beschreibende Ethnologie Bengalens

aus offiziellen Dokumenten zusammengestellt von Colonel Dalton, Reg. Commissär von Chutia Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Gossnerscher Missionar in Ranchi. 1873.

Einleitung.

Im Jahre 1869 beabsichtigte die Asiatic Society of Bengal einen allgemeinen ethnologischen Congress in Calcutta zu halten. Die Anregung dazu war schon 1866 von Dr. Fayrer ausgegangen, welcher wünschte, typische Exemplare der Racen der alten Welt hier zusammenzubringen, um den Ethnologen die Gelegenheit zu bieten, dieselben in ihrer Gesammtheit zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen zu machen.

Die Idee war grossartig und kein Platz in der Welt eignete sich besser zu ihrer Ausführung als Calcutta. — Die Sache wurde der Regierung aufs Wärmste empfohlen. Bald aber stellten sich Schwierigkeiten heraus. Es war nothwendig, Repräsentanten aller wilden Stämme Indiens zu convoziren, aber unmöglich, diese uncivilisirten Creaturen, welche in den meisten Fällen sich gänzlich fern von allem Verkehr halten, zu vermögen, weite und für sie aus klimatischen Rücksichten gefahrvolle Reisen zu unternehmen, um so mehr, da sie den Zweck der letzteren durchaus nicht verstehen konnten. Ja man überzeugte sich bald, dass es sogar politische Verwickelungen geben würde, wenn man auf der Ausführung des Planes bestehe. Diese und andere Ursachen verhinderten also das Zustandekommen des Congresses. Um aber doch die Idee so viel als möglich auszubeuten, forderte die Regierung von Bengalen alle Regierungscommissäre der verschiedenen Provinzen auf, eingehende Verzeichnisse und Beschreibungen der in ihren Districten wohnenden Stämme anfertigen zu lassen. Die Zusammenstellung dieser officiellen Dokumente wurde dem Regierungs-Commissär von Chutia Nagpur, Col. Dalton übertragen, welcher in Folge seiner langjährigen Wirksamkeit in Asam und der eben genannten Provinz, welche beide den fruchtbarsten Boden für ethnologische Forschungen bieten, die geeignetste Persönlichkeit schien, die Redaction eines solchen Werkes zu übernehmen.

Um naturgetreue Illustrationen von Stammspecimen zu erhalten, wurde einer der besten Photographen Indiens, Dr. Simpson, von der Regierung beauftragt, das Brahmaputr-Thal zu diesem Zweck zu bereisen. Andere Photographen gaben ihre schon bestehenden Sammlungen her, oder beschäftigten sich nun vorzugsweise mit der Illustration benachbarter Stämme.

Auf diese Weise häufte sich bis zum Jahre 1870 eine gewaltige Masse

gediegenen und authentischen Materials auf, welches Colonel Dalton zu dem Anfangs genannten Werke verarbeitete. Die Druckkosten bestritt die Regierung mit 10,000 Rs. Der Superintendent der geologischen Vermessung Indiens und der Sekretair der Asiatic Society brachten es durch die Presse.

Da das Werk das bedeutendste und reichhaltigste ist, welches bis jetzt über die Ethnologie Bengalens erschienen, so schlug ich dem Verfasser, Col. Dalton, vor, es im Auszug auch der deutschen Gelehrtenwelt darzubieten und zwar durch periodische Veröffentlichungen in der Zeitschrift der ethnologischen und geographischen Gesellschaft in Berlin. Col. Dalton ging sogleich auf meinen Vorschlag ein und ich erlaube mir nun in Folgendem den Inhalt des Buches in gedrängter Form wiederzugeben.

Der Verfasser beginnt mit der nordöstlichen Grenze, dem mächtigen Brahmaputrthal und glaubt, dass zwischen der indochinesischen Bevölkerung Asams und den Völkern, welche in den Ganges-Provinzen, vor der Einwanderung der Arier, Nationen bildeten, eine enge Verbindung bestehe. Er verfolgt die Spuren vieler Horden, welche von der nordöstlichen Grenze nach entfernten Gegenden Indiens und Barmas zogen und in Asam ihre Colonien absetzten. Er hält die asamesischen Berg- und Grenzstämme nicht für die Ureinwohner des Landes, sondern lässt den Ariern die Ehre, das reiche Land bevölkert zu haben, giebt aber die Möglichkeit zu, dass die Garos und Kasias in Unterasam schon früher Niederlassungen gegründet und durch die arische Einwanderung von ihren nördlich gelegenen Mutterstämmen abgeschnitten worden seien.

Die arischen Colonien umfassten das später unter dem Namen Kamrup bekannte Reich. Ihre Dynastie wurde aber von Barbaren gestürzt, welche vom Norden hereinfielen, als deren Nachkommen wir noch jetzt die Katscharis oder Bodos, die Tschutia, Lahong und Metsch finden, deren Anführer das Land beherrschten und die vorgefundene Sprache und Civilisation adoptirten. Siebenhundert Jahre später drang ein Volk mit schwarzer Haut vom Westen und Südwesten herein, besiegte die Katscharies und besetzte das Land. Dies waren die Koctsch, welche man bisher irthümlich zur lohitischen oder indochinesischen Race gezählt hat, die aber augenscheinlich ein Theil der grossen Bhuiya Familie sind, welche der Dravidische Race angehört.

Die Katschari-Dynastie hielt sich noch längere Zeit im südlichen Oberasam, Sadiya und einem Theil von Nowgong, wo sie eine befestigte Stadt, Dimapur, bauten, bis sie in der Mitte des 13. Jahrhunderts von den Shans unterworfen wurden, welche nach der Eroberung Oberasams sich auch den östlichen Theil des Koctsch-Hindu-Reiches unterthänig machten, während der södwestliche Theil von Kamrup in die Hände der muhamedanischen Fürsten von Bengalen fiel.

Der Verfasser erwähnt ferner, dass er die asamesischen Stämme nach ihrer geographischen Lage, die nichtarischen aber nach ihrer augenscheinlichen

Verwandschaft anführen werde. — Er theilt die letzteren in zwei grosse Klassen: die Dravidische, welche alle Stämme umfässt, die Tamil oder Telugu und beiden verwandte Sprachen sprechen, und die Kolarische, deren sprachliche Affinitäten sie als den Sontals, Mundas etc. zugehörig kennzeichnen. — Ausser diesen giebt es allerdings noch einen bedeutenden Theil der Bevölkerung, welche sicherlich nichtarisch sind, aber sich schwer zu irgend einer Klasse zählen lassen, da sie ihre Sprache verloren, statt Geschichte nur Mythen besitzen und sich im Allgemeinen den Hindus angeschlossen haben. Diese nennt er hinduisirte Ureinwohner.

Den Rest der Bevölkerung behandelt er als Arisch oder gemischt.

I. Gruppe.

Die Bergstämme der nordöstlichen Grenze.

1. Abtheilung. Die Khamtis.

Der ursprüngliche Sitz dieses Stammes lässt sich mit Gewissheit nicht angeben. Sie wanderten aus dem Lande Borkhamti, welches die Quellen des Irrawaddy birgt, in Asam ein, und liessen sich zuerst in zwei grossen Klans mit Erlaubniss der Asam Könige an den Ufern des Flusses Fengapani nieder. Während der inneren Unruhen in König Gaurinath Singh's Zeit (a. D. 1780—90) drangen sie bis Padiga vor, vertrieben den asamesischen Gouverneur dieser Provinz und gaben ihrem eigenen Anführer den Titel desselben: Sadiya kowa Gohain. Er wurde von der asamesischen und später von der englischen Regierung anerkannt. Als aber die Khamtis im Jahre 1839 gegen die letztere rebellirten, wurden sie aus Sadiya vertrieben, lebten viele Jahre zerstreut und verfolgt an der Grenze und erhielten schliesslich die Erlaubniss, sich in der Nähe ihrer alten Dörfer wieder niederzulassen.

Religion. Die Khantis überragen in Kunst, Wissenschaft und Civilisation die übrigen Bergstämme bei weitem. Sie sind Buddhisten und haben wohleingerichtete Etablissements für ihre Priester, die in der buddhistischen Religion gut bewandert sind. Ein grosser Theil der Laien kann ihre eigene Sprache lesen und schreiben.

Wohnungen etc. Die Wohnungen der Wohlhabenden bestehen aus zwei dicht neben einander errichteten Gebäuden, welche auf erhabenem Fussboden von starkem Holzwerk 18—20' breit und 80—100' lang aufgeführt und mit Stroh oder Gras gedeckt sind. Ein hölzerner Trog ist da, wo beide Dächer zusammentreffen, angebracht, um das Regenwasser abzuleiten. Das Innere ist in Zimmer für privaten und öffentlichen Gebrauch eingetheilt. Das Ganze schliesst mit einer eingezäunten Veranda. Die Dächer fallen so weit herab, dass man von aussen die Wände nicht sehen kann. Die gewöhnlichen Leute haben ähnliche Häuser, aber einfach statt doppelt.

Der Tempel und die Priesterwohnungen sind ebenfalls von Holz gebaut und mit Gras gedeckt. Die Tempel sind meistens mit schönem Schnitzwerk geziert und die Anordnung der inneren Ausstattung lässt auf nicht geringen Geschmack schliessen. Die Priester tragen den Kopf geschoren und kleiden sich in bernsteinfarbene Gewande. Der Rosenkranz begleitet sie stets. Das Amt ist nicht erblich, sondern jedem zugänglich, welcher eine gewisse Zeit als Novice den Unterricht der Priester in ihrer Wohnung Bapuchang genannt, genossen hat. So lange sie das Priestergewand tragen, müssen sie der Welt entsagen und ehelos leben.

Jeden Morgen gehen die Priester durch ihre Dörfer mit einer lackirten Büchse, um die Gaben der Leute einzusammeln. Ein Knabe mit einer Klingel geht vor ihnen her. In ihren Häusern beschäftigen sie sich in den Mussestunden mit Holz- und Elfenbeinschnitzereien.

Kunst etc. Auch die Chiefs beschäftigen sich auf diese Weise. Sie arbeiten in Gold, Silber und Eisen, schmieden ihre eigenen Waffen und fassen die Juwelen ihrer Frauen. Sie verfertigen Schilde von grosser Schönheit aus Büffel- und Rhinoceroshäuten, welche sie vergolden und lackiren.

Die Frauen verstehen die Stickerei in hohem Grade und zeigen ihre Geschicklichkeit besonders in der Anfertigung gestickter Beutel für ihre Männer, Haarbänder u. dgl.

Farbe, Ursprung etc. Die Khamtis sind keine schöne Race. Ihre Hautfarbe ist schwärzer als die der Shans[1]) im Allgemeinen, und ihre Gesichtszüge sind gröber. Der Mongolische Typus tritt bei ihnen stärker in Erscheinung. Nach ihrer Einwanderung in Asam nahmen die Khanti-Chiefs gewöhnlich asamesische Frauen, und in einigen Familien zeigen sich die Folgen dieser Vermischung besonders in der weicheren, abgerundeteren Bildung der Züge.

Neue Niederlassung. In 1850 traf ein frischer Zuzug von Khamtis aus Bor-Khamti in Asam ein unter Anführung eines jungen Häuptlings. Col. Dalton besuchte ihre Niederlassung in demselben Jahre und fand zu seiner Ueberraschung, dass sie mit grösster Intelligenz und Umsicht bei der Wahl ihrer neuen Wohnsitze und deren Einrichtung zu Werke gegangen waren. Die erste Frau des Chiefs kam bei seiner Ankunft grade an der Spitze der andern Frauen von der Feldarbeit zurück. Jede Frau trug eine Axt und ein Bund Holz, die Axt der ersteren jedoch war nur ein zierliches

---

[1]) Die Race der Shans oder Tai auch Tshai genannt hat einen mächtigen Einfluss auf das Schicksal Asams ausgeübt. Die Siamesen bilden jetzt den bedeutendsten Theil dieser Race, weshalb sie auch von den Baromesen Schangyai, d. h. ältester Zweig der Shans, genannt werden. Sie waren einst eine grosse Nation, welche den ganzen Landstrich zwischen Yuman, Siam und Tipperoh mit der Hauptstadt Mongmarang iune hatten. Dies Reich, dessen besonders von den Historikern Manipurs unter dem Namen Pong oft Erwähnung geschieht, wurde in der Mitte des letzten Jahrhunderts von dem barmesischen Könige Alompra gestürzt, worauf andere Nebenlinien der Shanrace sich in Asam niederliessen, unter denen die Khamtis die bedeutendsten waren.

Spielzeug und ihr Bündelchen Holz bestand aus kleinen niedlich zusammengebundenen Stöckchen, Sie empfing Col. Dalton lächelnd, führte ihn in ihr Haus, und versah die Pflichten der Hausfrau in Abwesenheit ihres Mannes auf die liebenswürdigste Weise. Am Abend gab sie ihm zu Ehren ein Feuerwerk mit Feuerballons etc.

Feste. Die Khamtis haben zwei religiöse Feste im Jahr, das eine feiert die Geburt, das andere betrauert den Tod des Qautama. Bei diesen Festen tanzen Knaben als Mädchen verkleidet und drücken durch ihre Bewegungen bei dem ersteren ihre Freude, bei dem letzteren ihre Trauer aus. Bei der Geburtsfeier führen sie gewöhnlich eine Entbindungs-Scene auf. Einer von den als Mädchen gekleideten Knaben wird zu Bett gelegt und von den andern bedient. Nach kurzer Zeit hört man schreien, ähnlich dem eines kleinen Kindes; gleich darauf erscheint unter dem Kleide des Daliegenden ein junger Hund, welcher aufgenommen, gebadet und wie ein neugeborenes Kind behandelt wird.

Polygamie ist unter den Khamtis erlaubt, doch kennt der Verfasser keinen Fall, in welchem der Mann mehr als zwei Frauen gehabt hätte. Die Frauen werden in keiner Weise abgeschlossen, sie gehen zu Markte, besuchen einander u. s. w.

Kleidung der Khamti ist einfach und nett. Die Männer tragen enganliegende Jacken von Baumwollenzeug blau gefärbt, einen weissen Muslin-Turban und seidene oder baumwollene Stoffe um ihre Lenden. Die Frauen kämmen ihr Haar aufwärts und binden es in eine 4 bis 5 Zoll hohe Rolle zusammen, welche sie mit gestickten Bändern umwickeln, deren Franzen hinten herabhängen. Das Hauptgewand legen sie über der Brust zusammen, so dass es den ganzen Körper bis auf die Füsse verhüllt. Eine farbige Seidenschärpe um die Hüfte und eine langärmelige Jacke bilden den übrigen Theil des Anzugs. Ihr Schmuck besteht in langen runden Bernsteinstücken im Ohrläppchen, und Korallen und Perlen-Halsbändern.

Waffen. Die Khamtis gehen nie ohne ihre Dav aus, ein breites Schwert ohne Spitze. Es steckt in einer hölzernen Scheide und wird an einer biegsamen Rohrschlinge getragen. Die Dav und der runde Schild von Büffelfell genügen dem Khamti auf seinen Zügen. Viele jedoch besitzen schon Feuerwaffen. Als sie 1859 rebellirten waren ihre Angriffspläne gewöhnlich gut ausgedacht, aber es fehlte ihnen stets der Muth, sie energisch durchzuführen. Sie sind jedoch ausgezeichnete Hülfstruppen, denn sie können erstaunliche Anstrengungen ertragen und von jeder Nahrung leben. Auf ihren Expeditionen nehmen sie gewöhnlich für 10 Tage Proviant mit nebst einem Kochgefäss, doch kocht der Khamti seinen Reis ebensogern in einem frisch geschnittenen Bambusstück. Kommen sie an zu tiefe Flüsse, so stellen sie in kürzester Zeit ein Bambusfloss her, auf dem sie über den Fluss setzen oder die reissenden Ströme hinab zwischen Felsen hindurch und über Wasserfälle hinweg gleiten.

Die Begräbnissplätze der Khamtis sind sauber gehalten. Die Grabstellen sind durch conisch geformte Tumuli bezeichnet, zu deren Spitze Stufen führen. Die Ahoms, obgleich zum Hinduismus übergegangen, haben diese Art der Grabformen beibehalten, und zeichnen sich besonders die über den Gräbern der Ahom-Könige errichteten Tumuli durch ihre Grösse und Solidität aus. Man hat venschiedene geöffnet und die Gebeine in Särgen von festem Holz mit Gold und Silber verziert gefunden. Daneben lagen verschiedene Geräthschaften, Waffen u. dgl.

2. Abtheilung. Die Singphos.

Die Singphos oder Kakhens, die Cacobi der alten Karten, erschienen zuerst im Brahmaputr-Thal während des gegen den Raja Gaurinath Singh gerichteten Aufstandes der Mattack- oder Mahamaria-Sekte a. D. 1793.

Sie liessen sich zuerst am Tenga-Pani südlich von Sadiya und am Bor-Dihing-Fluss im Landstrich Namrup nieder und wurden von den bedrängten Asamesen als ein schätzbarer Zuwachs ihrer Kraft mit Freuden aufgenommen. Nach und nach gründeten die Singphos dauernde Wohnplätze und erhielten sich unter der Leitung ihrer Chiefs nicht nur unabhängig von den Asamesen, sondern absorbirten sogar die ihnen zunächst liegenden Ortschaften der letzteren. Die Singphos lebten ursprünglich an den östlichen Flussarmen des Irawaddy, und wurden von den Barmesen Ka-Khyen oder Kaku genannt. Sie standen dort in nahen Beziehungen zu den Kunungs, mit denen sie in Sprache und Abstammung verwandt sind. Sie hatten sich bis Yunan im Osten und im Westen bis zu Thal Kyendwyens ausgebreitet. Den Namen Singpho-Mann nahmen sie erst bei ihrer Ankunft in Asam an.

Als Oberasam unter britische Herrschaft kam, gelang es erst nach mehreren Gefechten, die Singphos zu unterwerfen. Man fand damals in ihren Dörfern eine grosse Anzahl asamesischer Sklaven, welche natürlich von den Eroberern befreit wurden. Ein Offizier, Capitain Neufville, setzte nicht weniger als 5000 in Freiheit. Die Singphos konnten dies nie vergessen, und suchten sich durch wiederholte Aufstände gegen die Engländer für diese Eingriffe in ihre Rechte zu rächen.

Duaniahs. Durch Vermischung der Singphos mit asamesischen Sklavinnen ist eine in Asam wohlbekannte Race, die Duaniahs entstanden, welche man besonders bei den Grenzkriegen wegen ihrer Kenntniss der Singphosprache und Taktik als auch wegen ihrer Treue gegen die englische Regierung, die sie vom Joche der Singphos befreite, sehr brauchbar fand.

Dörfer. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich an steilen, schwerzugänglichen Bergabhängen und zählen je 60—70 geräumige Häuser von etwa 100′ Länge und 20′ Breite. Diese haben am Ende einen offenen Balkon, auf dem die Frauen sich mit ihrer Spinn-, Webe- und Stickarbeit niederlassen. Ein Mittelgang, an beiden Enden offen, theilt jedes Haus in zwei Abtheilungen,

welche die verschiedenen Zimmer enthalten. Die Familien schlafen um den Heerd herum, über welchem an Bambusstangen die zum Räuchern bestimmten Fleischstücke und Fische hängen.

Figur, Costüme. Sie sind eine schön athletisch gebaute Race von hoher Gestalt und ausserordentlich zäh und ausdauernd. Leider ruiniren sie sich durch den Genuss des Opiums und Alkohols. Die Männer binden ihr Haar in einem Knoten auf dem Kopf zusammen und tragen Jacken und Niedergewand von farbiger Baumwolle. Die Vornehmeren legen oft eine Staatsjacke an von chinesischem Sammt mit vergoldeten oder Bernsteinknöpfen. Bei kälterem Wetter hüllen sie sich in dicke, wollene Plaids nach Art der schottischen Hochländer.

Die Gesichtszüge sind durchaus mongolisch, schiefe Schlitzaugen, breiten Mund, hohe Backenknochen, schwere viereckige Kinnbacken. Die Gesichtsfarbe variirt vom lederfarbenen Gelb zum Schwarzbraun. Beide Geschlechter tättowiren sich, die Männer wenig, die verheiratheten Frauen an den Beinen vom Knie bis zum Fussknöchel.

Waffen. Die National-Waffe ist die Dao oder Dah, besonders geeignet zum Handgefecht und zum Zerhauen des Jungles (schlinggewächsiger Unterwuchs) beim Urbarmachen des Landes, ferner ein kurzer Wurfspiess und ein starker Bogen mit Bambuspfeilen. Sie haben Schilde von Büffelhaut 4' lang und fabriziren Helme aus demselben Material oder aus geflochtenem Rohr, welche sie schwarz anstreichen und mit Eberzähnen etc. verzieren.

Im Kriege beschränken sie sich auf Nachtangriffe. Zur Vertheidigung befestigen sie ihre Positionen mit Pallisaden von spitzen Bambuspfählen. Wenn sie Feuerwaffen erhalten können, so placiren sie dieselben an Schiessscharten, etwa wie unsere Kanonen, und feuern, wenn der Feind in Schussweite kommt. Können sie hierdurch den Angriff nicht sogleich zurückweisen, so retiriren sie hinter ein zweites Pallisadenwerk.

Künste etc. Die Singphos verstehen die Kunst Eisen zu schmelzen. Ihre Schmiede, denen nur ein steinerner Ambos und ein Hammer zu Gebote stehen, sind berühmt wegen der Daos, welche sie in vorzüglicher Güte herzustellen wissen.

Sie weben ihre Kleider selbst und färben das Garn entweder blau mit „Rom", einer Art Indigo, auch Seing Lung oder Asso Khat genannt, oder gelb mit dem Extract einer Schlingpflanzenwurzel: Khai-Khiu.

Religion. Sie haben eine unklare Idee von einem höchsten Wesen, opfern aber nur bösen Geistern, Nhats, deren es drei giebt: Mu Nhat, der obere, Ga Nhat, der untere Geist, und der Haus Nhat. Die Opfer bestehen aus Hühnern, Schweinen und Hunden. Beim Antritt wichtiger Expeditionen opfern sie einen Büffel, dessen Fleisch in Stücken unter die Freunde des Häuptlings vertheilt wird. Die Annahme des Stückes gilt als Zeichen, dass der Empfänger während der Dauer des Zuges mit dem Chief gemeinschaftliche Sache macht. — Sie haben keine regulären Priester, halten aber die

Pangyes (Priester) der buddhistischen Shans in grosser Achtung. Sie glauben jedoch die Gabe der Divination zu haben. Ein Augenzeuge, Col. Hannay, erzählt: Der Hellsehende sass in einiger Entfernung von der Menge. Er hatte ein kleines Feuer und ein Bündel „Nal“ (Rohrgras) neben sich. Einen dieser Rohrstengel hielt er so lange über die Flamme, bis er mit einem Knall zerplatzte. Die dabei umherfliegenden, inneren, haarähnlichen Fasern wurden sorgfältig untersucht und bei Seite gelegt. Dieselbe Prozedur wurde mit den übrigen Stengeln eine Stunde lang vorgenommen. Hierauf verkündigte der Mann das Resultat, nämlich, dass ein gewisser Chief, dessen Ankunft man erwartete, in drei oder vier Tagen erscheinen werde. Das traf denn auch wirklich ein.

Heirathen. Polygamie herrscht unter den Singphos in vollstem Masse, und unterhalten besonders die Häuptlinge eine Anzahl Frauen. Die Braut wird gekauft und ein Festmahl beendet die Ceremonie. Vor der Verheirathung geniessen die Mädchen vollständige Freiheit. Die Duaniahs erzählten Col. Dalton, dass in einigen Dörfern die letzteren in einem besonderen Hause unter Aufsicht einer alten Frau lebten und hier Besuche empfingen.

Begräbniss. Die Singphos begraben ihre Todten. Ist der Verstorbene aber eine hohe Persönlichkeit, so wird die Leiche zwei Jahre oder noch länger aufbewahrt, damit die weithin zerstreuten Verwandten Zeit haben, der Bestattung beizuwohnen. Der Körper wird während des Prozesses der Auflösung an einen entfernteren Platz gelegt und nachher in einem Sarge ins Haus zurückgebracht und mit allen Insignien seines Ranges aufgestellt. Die Leiche des Chiefs von Gakhind wurde in diesem Zustande von Capitain Neufville in einer Singpho-Verschanzung aufgefunden.

Litt der Verstorbene einen gewaltsamen Tod, so wird ein Büffel geopfert, dessen Kopf sie als Erinnerungszeichen in der Mitte eines Holzkreuzes befestigen. Das Grab wird mit einem hohen Erdhaufen bedeckt.

Tradition. Bisa, einer der einflussreichsten und intelligentesten Singpho-Häuptlinge erzählt, dass die Singphos glauben, sie seien ursprünglich auf einem Plateau, Namens Majai-Singra-Bhum erschaffen worden. Dies Plateau liegt etwa zwei Tagereisen entfernt von Sadiya, begrenzt von einem Fluss, der in südlicher Richtung in den Irrawaddy fällt. So lange sie dort lebten, waren sie unsterblich, verkehrten mit den Planeten und andern Himmelswesen und dienten einem höchsten Gott. Eine andre Tradition giebt an, dass sie dies Eden verlassen mussten, weil sie in verbotenem Wasser gebadet hatten. Sobald sie in die Ebene herabkamen, wurden sie sterblich, und nachdem sie ihre Hände mit Menschen- und Thierblut befleckt hatten, fielen sie dem Götzendienst und Aberglauben der sie umgebenden Nationen anheim.

Eigenthumsrecht. Das Erbfolgerecht der Singphos ist eigenthümlich: Der älteste Sohn erhält das Grundeigenthum und alle Titel, der jüngste das persönliche (Privat-) Eigenthum, die etwa dazwischen kommenden Brüder

erhalten nichts, sondern bleiben die Untergebenen des Familienoberhauptes, wie zu ihres Vaters Zeiten.

3. Abtheilung. Die Mischmis.

Die Mischmi-Niederlassungen erstrecken sich bis zum Nemlang, einem Nebenfluss des Irrawaddy, wenden sich östlich um das Gebirge Dapha-Bhum und dann das Brahmaputrthal hinauf bis an die Grenzen Tibets. Im Westen schliessen sie den Digarufluss noch ein. Diese Colonien sind verschiedene Male von Europäern besucht worden: Capitain Wilcox 1827, Dr. Griffith 1836, Col. Rowlatt 1845 bis zum Du. Der letztere verfolgte diesen Fluss nördlich bis zum Dorfe Tudpang, wo er schon Tibetaner fand. 1851 trat ein französischer Missionar, Monsr. Krick, von einem Khamti Chief Tscho-keng Gohain begleitet, eine Reise nach Tibet an. Der Chief führte ihn so, dass er die feindlich gesinnten Mischmi-Dörfer vermied und ohne Unannehmlichkeit in dem tibetanischen Dorfe Oualong ankam. Der uncultivirte, wüste Charakter des Landes änderte sich von hier aus gänzlich. Gut angebaute Felder begegneten nun dem Auge nach allen Richtungen. Die Einwohner und ihre Häuser sahen freundlicher aus. Fichtenwälder bedeckten die Gipfel der Berge, und der Alluvialboden in der Ebene von zahlreichen Flüssen bewässert, schien überwuchert von Bambus-, Orangen-, Citronen-, Pfirsich- und Lorbeerhainen. Ein Marsch von zwei Tagen brachte Msgr. Krick nach Sommeu. Dies Dorf bestand aus etwa 12 Häusern, welche in Gruppen zerstreut, von Immergrünbäumen umgeben, am Fusse eines Hügels errichtet waren.

Soweit man sehen konnte, erstreckten sich die grünen Felder, auf denen Heerden von Ochsen, Pferden, Eseln und Maulthieren weideten. Drei Meilen (engl.) nördlich lag Schloss Rima, die Residenz des Gouverneurs. Unglücklicher Weise erschöpfte Msgr. Krick während des Zuges durch das Mischmi Land seine Vorräthe, und da die Leute sich weigerten ihm ohne Bezahlung Nahrungsmittel zu liefern, so sah er sich genöthigt umzukehren. Zwei Jahre später wiederholte er seinen Besuch mit einem Collegen, Msgr. Bourri, unter Führung des Mischmi-Chiefs Korscha, und erreichte die tibetanischen Dörfer, in denen er 1852 gewesen. Leider beleidigte er während der Reise einen unabhängigen Chief, Kaisa, indem er sich weigerte, auf dessen unverschämte Forderungen einzugehen. Kaisa, wüthend darüber, folgte dem Zuge bis Sommeu, ermordete die beiden Abbés, raubte ihr Eigenthum und nahm ihren Diener Singpho als Sklaven mit. — Im nächsten Jahre sandte der Marquis Dalhousie den Lieutenant Eden in die Mischmi-Berge mit dem Befehl, Kaisa gefangen zu nehmen. Der Offizier wählte zu seinen Begleitern einige der besten Leute aus einem asamesischen Infanterie-Regiment und eine Hand voll zuverlässiger Khamtis. Nach mehreren forzirten Märschen überschritt er den Du, überraschte Kaisas Platz am andern Ufer und nahm ihn mit einer

grossen Anzahl seiner Familienglieder und Nachfolger gefangen. Der grösste Theil des geraubten Eigenthums der Priester wurde wiedergefunden und der Sklave Singpho befreit.

Reisen. Das Land der Mischmis ist bei seinem zerklüfteten felsigen Charakter ausserordentlich schwer zu bereisen. Die ungewöhnlich starke Muskelentwickelung in den Lenden und Waden der Mischmis ist das Resultat der ungeheuren Anstrengungen, mit welchen sie auf ihren Wanderungen die localen Schwierigkeiten zu überwinden haben. Ebenso erfordert das Passiren der Flüsse, welche oft in einer Tiefe von 3—400′ zwischen steilen Felswänden dahinbrausen, starke Nerven. Sie benutzen eine Art Hängebrücke, welche Msgr. Krick folgendermassen beschreibt: Zur Herstellung solcher Luftbrücken sucht man einen Platz aus, wo die Felswände sich am nächsten stehen. Hier zieht man eine Linie, welche aus zusammengebundenen Rohrstücken besteht, über den Fluss und befestigt beide Enden an Felsen, Bäumen etc. An dieser Linie hängt ein beweglicher Rohrring. Wer nun über den Fluss will, steckt seinen Körper mit dem Gesicht nach oben in diesen Ring und den Kopf in eine kleinere ebenfalls bewegliche Schlinge. Beide rutschen nun an der elastischen Leine entlang bis in die Mitte, hier fasst der Reisende die Leine und arbeitet sich mit Hand und Fuss an ihr entlang bis ans andere Ufer.

Dörfer. Eigenthum. Die Dörfer der Mischmis haben nur wenige, aber sehr geräumige Häuser. Manche sind 130′ lang, von Bambus hoch über dem Fussboden erbaut und oft in 20 und mehr Räume getheilt, welche durch eine Passage getrennt sind, auf deren einer Seite die Schädel der auf der Jagd erlegten Thiere angebracht sind; auf der andern Seite hängen die Hausgeräthe.

Die Mischmis sind ein Handelsvolk. Ihr Reichthum besteht weniger in Bodenprodukten als in Viehherden, unter denen besonders der prächtige Bergochse „Mithan“ (Bos frontalis) sich auszeichnet. Die Anzahl dieser Ochsen ist nächst der Zahl der Frauen der beste Beweis vom Reichthum des Besitzers. Sie werden nicht zum Feldbau benutzt, sondern bei besondern Gelegenheiten geschlachtet und gegessen, und als Kaufpreis für die Frauen bezahlt. Ferner handeln sie mit der giftigen Wurzel des Aconitum ferox, welche in den höheren Theilen ihrer Berge wächst, mit der in der Medicin bekannten Pflanze Coptis tecta und mit Moschus. Ausser diesen bringen sie Geschirr und Wollsachen zum Verkauf. Uebrigens ist Alles, was ein Mischmi um und an sich hat, verkäuflich.

Heirathen. Polygamie ist die Regel. Jeder Mann hält so viele Frauen als er kaufen kann, der Preis variirt von einem Schwein bis zu 20 Ochsen. Ein in Oberasam allgemein bekannter Chief, Matchisong, erschien bei seinem Besuche in der Ebene jedes Jahr mit einer neuen jungen und gewöhnlich hübschen Frau. Stirbt der Mann, so werden alle Frauen, mit Ausnahme der Mutter des Erben, Eigenthum des letzteren. Die Frauen halten ihre Entbin-

dungen in einer zu diesem Zweck besonders errichteten Hütte, wo sie bis zum Ende ihrer Reinigungszeit, 10 Tage bei Knaben, 8 bei Mädchen abgeschlossen bleiben müssen.

Religion. Die Religion der Mischmis beschränkt sich auf Dämonen-Dienst. Sie verehren Mujidagrah als den Gott der Zerstörung, Damipaon als den Gott der Jagd und der Weisheit und Tabla als den Gott des Reichthums und der Krankheit. Wenn sie von letzterer oder einem andern Unglück betroffen werden, so stecken sie einen Zweig vor die Hausthür, um die Fremden zu benachrichtigen, dass das Haus zur Zeit unter „Tabu" ist. Sie haben nur wenige Priester. Abbé Krick beschreibt einen, den er bei einer Leichenfeier sah. Diese wurde über den Gebeinen der Frau eines Chiefs celebrirt, welche seit drei Monaten todt und begraben war. Das Grab war in der Nähe des Hauses unter einem Dache, an dem die Kleider und der Becher der Verstorbenen hingen. Eine zum Hause gehörige Person sang hier während der Tage, die der Ankunft des Priesters unmittelbar vorausgingen, Trauergesänge, die sie mit einer kleinen Glocke begleitete. Auch opferte man einen rothen Hahn und eine gleichfarbige Henne im Voraus, deren Blut in einem, mit einer Flüssigkeit gefüllten Gefässe aufgefangen und während es sich mit ersterer vermischte, aufmerksam betrachtet wurde, um zu erkennen, ob das Resultat des Opfers günstig sein werde oder nicht. Endlich kam der Priester. Er trug das gewöhnlibhe Kleid eines Chiefs, ausser diesem einen Rosenkranz und an der vorderen Seite seiner Kopfbedeckung zwei hornartige Anhängsel. Während der ersten beiden Tage sang er und sein Sohn, den Rhytmus mit Fächerbewegungen markirend, monotone chants, welche sie mit Glockengeklingel begleiteten. Am dritten Tage legte der Priester seine Amtstracht an: einen enganliegenden Rock von farbiger Baumwolle, eine kleine Schürze und ein Hirschfell als Mantel. Von seiner rechten Schulter fiel eine Franze von rothgefärbtem Ziegenhaar herab, über die linke Schulter trug er einen breiten Gurt, der mit 4 Reihen Tigerzähnen und 14 Glöckchen verziert war. Sein Kopfputz bestand aus einem mit Muscheln geschmückten Bandeau, welches eine bewegliche Feder krönte. Ein wilder, dämonischer Tanz leitete nun die Feier ein, es galt, dabei so viel Lärm als möglich zu machen, um die Geister wegzuscheuchen. Nachdem dies geschehen wurden alle Lichter ausgelöscht und die Gesellschaft blieb im Finstern bis ein Mann, der an einem Strick von der Decke herabhing, aus einem Feuerstein neues Licht schlug. Dies Licht galt als direkt vom Himmel gekommen. (Und sollte wohl die Wiederkehr der bösen Geister verhindern.) Bei einem Begräbniss vornehmer Personen werden Thiere geschlachtet und ihre Schädel um das Grab gestellt. Unter das Grabdach werden rohes und gekochtes Fleisch mit Reis und Branntwein als Antheil des Verstorbenen und alle ihm gehörigen Kleider, Waffen etc. gelegt. Die Aermeren verbrennen ihre Todten ohne weitere Ceremonie oder werfen sie in den Fluss.

Costüme. Ein Streifen Zeug um die Hüfte und zwischen die Schenkel gelegt, ein Rock ohne Aermel, der vom Nacken bis zum Knie reicht, zwei Beutel mit Pelz verbrämt au einem ledernen Schultergurt befestigt und mit Messingplatten verziert, ein Fouragesack auf dem Rücken mit den langen, schwarzen Fasern der Sago-Palme und dem Schwanz einer tibetanischen Kuh behangen, ein langes grades tibetanisches Schwert, mehrere Messer und Dolche und ein handlicher kleiner Speer bilden den Habit eines Mischmi. Eine Pelzkappe oder geflochtener Helm bedecken den Kopf. Die Frauen legen ihr Gewand lose um die Hüfte und bedecken die halbe Brust mit einem kurzen Mieder. Halsbänder von Glas-, Ajat- oder Porzellan-Perlen bilden ihren Schmuck, und eiu Bandeau von sehr dünnen Silberplatten über den Vorderkopf, mit Muschelschnüren hinten fest gebunden, vollendet den Anzug.

Alles raucht, schon in frühester Jugend haben sie ihre Pfeifen, und wenn sie nicht essen oder schlafen, so rauchen sie.

Körperbeschaffenheit. Sie sind eine robuste, untersetzte Race von ziemlich heller Farbe, bei denen der mongolische Typus etwas zurücktritt und oft regelmässige, beinahe arische Züge mit höher gebauter Nase und längeren Nasenlöchern, als es sonst bei den indochinesischen Racen der Fall ist, erscheinen lässt.

Die Mischmis theilen sich in mehrere Clans, die bekanntesten davon sind: die Tain und die Maro im Süden des Brahmaputr, die östlich gelegenen sind die Mizha, welche wahrscheinlich mit den Maietze, den Ureinwohnern Yumans, verwandt sind.

4. Abtheilung. Die Tschalikata (Sulikata) Mischmis

sind dem eben beschriebenen Volke verwandt und haben nur deswegen den Beinamen „Sulikata“, weil sie sich das Haar am Vorderkopf kurz abschneiden (Suli, Haar und katna schneiden). Sie wohnen in den Grenzbergen Asams zwischen dem Digaru und Dibong. Ihr Land ist so unzugänglich, dass trotz der mannichfachsten Herausforderungen ihrerseits bis jetzt noch keine Expedition gegen sie unternommen worden. Die Route, welche sie bei ihren Besuchen in den Ebenen einschlagen, windet sich in der Gestalt eines schmalen Pfades an den schroffen Uferfelsabhängen des Dibong entlang, hier und da unterbrochen von Abgründen. Um diese zu passiren, haben sie Löcher in der Felswand an der andern Seite eingehauen, um sich darin mit Händen und Füssen anklammern zu können. Sie sind höchst unbeliebt bei ihren Nachbarn, deren Eigenthum (Weiber und Kinder) sie nur zu oft gewaltsam fortschleppen. Sie gehen dabei äusserst schlau zu Werke. Unter schweren Lasten stöhnend kommen sie in einzelnen Parthien in die Dörfer, um mit den Sachen, die sie angeblich in den grossen Körben auf den Rücken tragen, Tauschhandel zu treiben. Finden sie ein Dorf

unbeschützt, so werfen sie ihre fingirten Lasten bei Seite und fallen über die Frauen und Kinder her.

Künste etc. Sie sind äusserst geschickt in der Anfertigung von Geweben, zu denen sie die Fasern verschiedener Nesselarten . verarbeiten, und es ist ziemlich gewiss dass sie die ersten waren, welche diesseits des Himalaya die schätzbaren Eigenschaften der Rhea nivea entdeckten. Col. Dalton beschreibt eine Marktscene in Seikhwa, dem Grenzposten des britischen Gebiets. Die Tschalikata Mischmis nahmen gegen ihre Waaren nur Salz in Tausch, gestatteten aber nicht, dass es ihnen mit irgend einem Masse zugemessen oder gewogen wurde. Der Mischmi setzte sich vor die Bude des Verkäufers und nahm aus seinem Korbe ein Stück Zeug; während er dies noch mit den Zehen oder Knien festhielt, grub er seine schmutzigen Hände schon in den Haufen des daliegenden weissen Salzes, um so viel wie möglich in seinen Korb zu schaufeln. Der kaltblütige aber behende Verkäufer fährt ihm aber über die Hände und streicht die Hälfte der Quantität herunter. Ein heftiger Zank entsteht nun, der gewöhnlich damit endet, dass er dem Mischmi noch eine oder zwei Prisen Salz erlaubt.

Ihre Sitten, Costüme und Waffen gleichen denen der Mischmis. Ausser den unter Abtheilung 3 erwähnten Waffen führen sie stets vergiftete Pfeile in kleinen Köchern, welche an der inwendigen Seite ihrer Schilde angebracht sind. Durch einen Austausch von Waffen werden zwei Krieger Blutskameraden, und wenn einer von ihnen fällt, so muss der andere ihn rächen und seinen Schädel wieder zu erlangen suchen. Als der Verfasser eins ihrer Dörfer besuchte, gaben sie ihm zu Ehren eine höchst charakteristische Vorstellung. Die Scene stellte einen friedlichen Dorfbewohner dar, der mit seinen Kindern singend und sich unterhaltend das Land bestellte, und augenscheinlich von keiner Gefahr wusste. Da taucht hinter ihrem Rücken das scheussliche Gesicht eines Tschalikata Mischmi aus dem Grase auf, mit teuflisch schadenfrohem Blick recognoscirt er die friedliche Gruppe und gleitet unbemerkt wie eine Schlange ins Gebüsch zurück. Gleich darauf erscheinen bewaffnete Wilde im Hintergrnnd. Vorsichtig schleichen sie heran, bis sie in bequeme Nähe gekommen, hier halten sie und bewachen die arglose Familie wie Katzen die Mäuse. Auf einmal stürzen sie hervor, überfallen den Dörfler, der nun für todt gilt, und verschwinden mit den schreienden Kindern im Dickicht.

Hierauf folgte ein von dem Gam (Chief) und einem jungen Mädchen ausgeführter religiöser Tanz, welcher, wie Col. Dalton später erfuhr, gewöhnlich die Schlussceremonie bei ihren Begräbnissen bildet.

Religion. Das religiöse Gefühl der Tschalikata Mischmis ist ganz unentwickelt. Col. Dalton unterhielt sich eingehend mit einigen ihrer Chiefs über diesen Gegenstand und fand nirgend eine Idee von Unsterblichkeit Sie meinten, die Geister, die sie zu versöhnen suchten, seien sterblich wie sie, und obgleich sie die Nothwendigkeit eines Schöpfers zugaben, leugneten sie durchweg,

dass das Wesen, welches ihre Vorfahren, ihre Berge, Felsen, Flüsse und Wälder erschaffen habe, noch lebe. „Menschen sterben und Würmer verzehren sie“ ist ihr Glaube. Als der Verfasser bemerkte, ihre Sitte, den Verstorbenen Waffen etc. ins Grab zu legen, schiene doch darauf hinzudeuten, dass sie glaubten, der Verstorbene würde auch nach dem Tode noch solcher Sachen bedürfen, so erwiderten sie, das geschehe nur aus Achtung gegen den Begrabenen und weil sie es für unschicklich hielten, sich mit dem Eigenthum eines ihrer Todten zu bereichern.

5. Abtheilung. Die Abors.

I. Die Pádam und andere Abors.

Die Abors schliessen sich in geographischer Ordnung den vorerwähnten Stämmen an, sind aber nicht mit ihnen, sondern mit den Tibetanern verwandt.

Geographische Lage. Die nördlich von Lackinpur und Darrang liegende Grenze des Brahmaputrthals (zwischen 95° 40′ und 92° östliche Länge) wird von den Abors, Berg Miris, Daphlas und Akas bewohnt, welche nach ihren physischen, psychischen und philologischen Kennzeichen zusammenzugehören scheinen.

Der Nama Abor — barbarisch, unabhöngig, wird von den Asamesen im Allgemeinen den unabhängigen Bergstämmen beigelegt, bezieht sich aber besonders auf die oben angeführten Völker. „Abor“ ist der Gegensatz von „Bori“, abhängig und wird ebenso angewandt wie Málva und Be-malva bei den Garos.

Die Abors, welche zwischen dem Dibong und Dirjmo, nördlich von Dibrughar leben, nennen sich Padam, und scheinen bei den Bundesberathungen, welche zuweilen von den Vertretern der verwandten Stämme gehalten werden, den grössten Einfluss zu haben. Die innere Verwaltung der einzelnen Stämme wird jedoch von diesen selbst nach rein demokratischen Prinzipien gehandhabt.

Die grösste ihrer Niederlassungen ist Membu, welches der Verfasser selbst besuchte. Es liegt 4 Meilen vom Zusammenfluss des Schiku und Dibong auf einem 20 Morgen umfassenden, und über 200′ hohen Plateau, welches sich im Norden an hohe Felsgipfel anlehnt und einen weiten Fernblick über die Ebenen Asams gewährt.

Häuser. Sie bauen ziemlich gleich grosse Häuser 50′ lang und 20′ breit mit der gewöhnlichen Veranda, und leben nur in einzelnen Familien; sobald sich die Kinder verheirathen, gründen sie ihr eignes Hauswesen, wobei ihnen die ganze Dorfschaft hilft. Das Material wird schon vorher gesammelt, hergerichtet und zur bestimmten Zeit, innerhalb 24 Stunden zur Wohnung zusammengefügt. Die Einwohner Mimbus konnten dem Verfasser

nicht sagen, wie viel Häuser die Niederlassung habe, denn ihre Zählfähigkeit erstreckt sich auf das Abzählen ihrer Finger und Zehen.

Wasserleitung. Die Niederlassung hatte ausgezeichnetes Wasser, welches aus höher liegenden Quellen vermittelst Bambusröhren an verschiedene Stellen geleitet wurde. Trotzdem gebrauchen die Padams wenig Wasser für Reinlichkeitszwecke, denn sie meinen, Schmutz schütze gegen die Kälte, und cultiviren ihn in Folge dessen.

Rathhaus. Auf einer weithin sichtbaren Anhöhe stand das Morang, Rathhaus, 200' lang mit 16 oder 17 Feuerplätzen. Die Versammlung, welche hier Col. Dalton begrüsste, bestand aus etwa 300 Männern und einer Anzahl kleiner Bengel, welche als Zuschauer auf den Dachbalken Platz nahmen. Die Aeltesten und Chiefs (Gâm) liessen sich um den mittleren Feuerplatz nieder. Niemand ausser die Genannten durfte diesen Platz usurpiren.

Hier nun sass Bockpang, der wohlbeleibte jovial aussehende Präses, welcher die Versammlung augenscheinlich zu beherrschen verstand, denn seine allerdings oft nöthigen Ordnungsrufe wurden stets beherzigt. Aus der Debatte ergab sich, dass er Minister der auswärtigen Politik war. Ihm zunächst sass Loitem, der Nestor der Republik, Hauptordner und Repositorium der traditionellen Lyrik, welcher in schwunghafter, enthusiastisch applaudirter Ansprache seine Zuhörer an den alten Ruhm und die oftbewährte Tapferkeit der Padams erinnerte. Neben ihm sass Julong, der Kriegsminister, ein junger Mann von muskulösem Bau, mit freiem offnem Gesicht, der treuste Freund oder gefährlichste Feind der Membuhonoratioren. Jaluk, eingefleischter Demagoge, Fortschrittsmann und Anführer der Opposition schloss den Kreis.

„Die Väter der Stadt“ versammeln sich hier täglich, um das Wohl der Commune zu berathen, diese hat sie während der Zeit genügend mit Branntwein zu versorgen. Die wichtigsten und die unbedeutendsten Dinge werden hier besprochen. Die hier getroffenen Anordnungen reguliren das Tagewerk Membus. Das Resultat der Versammlungen wird von den oben erwähnten Jungens eilenden Laufes mit lauter Stimme in den Strassen verkündet. So hörte der Verfasser, wie diese jugendlichen Stadtschreier officiell ausrufen, dass zu Ehren der englischen Ankömmlinge morgen ein Feiertag sein würde und dass es den Frauen und Kindern erlaubt sei, sich die curios aussehenden Fremden anzusehen.

Criminal-Prozedur. Die Chiefs nehmen keine Geschenke für sich. Alle öffentlichen Gaben fliessen in eine gemeinsame Kasse zum Wohle des Raths. Dieser besitzt daher öffentliches Eigenthum wie Schweine, Hühner etc. Strafgelder, confiscirtes Eigenthum u. dgl. fallen auch dem Morang anheim. Jedes Verbrechen des Einzelnen gilt als eine öffentliche Schandthat, welche auch öffentlich gesühnt werden muss. Dabei verfahren sie allerdings auf ziemlich originelle Weise. Gesetzt, der Verbrecher soll ein Schwein zur Sühne geben, so eignet sich der Rath das erste, beste, fette Schwein, welches

ihm in den Weg kommt, an. Der Eigenthümer kann dann sehen, wie er den Preis dafür von dem Verurtheilten wiedererhält. Der Rath spart sich bei diesem Verfahren den Executor. Die Commune darf weder Todes- noch körperliche Strafen über frei geborene Mitbürger verhängen. Sklaven machen eine Ausnahme. Col. Dalton hörte von einem Sklaven, der zum Tode verurtheilt wurde, weil er ein freigeborenes Mädchen verführt hatte.

Die jungen Bursche halten jede Nacht mit einer Anzahl verheiratheter Männer im Morung Wache, um bei einem Angriff, bei Feuer oder sonstigen Ereignissen gleich bei der Hand zu sein.

Religion. Die Abors verehren Waldgötter, von denen jeder einzelne eine bestimmte Seite des menschlichen Schicksals beeinflusst. Sie geben den Kranken keine Medicin, denn jede Krankheit hat einen Geist, dem behufs der Heilung derselben ein Opfer gebracht werden muss. Der Berg Rigam ist der Lieblingsaufenthalt der Götter. Von seinem Gipfel kehrt keiner wieder, darum bleiben seine Geheimnisse den Menschen verborgen. Sie beten ein höchstes Wesen an als den Vater alles Geschaffenen, und glauben an ein zukünftiges Leben, dessen Beschaffenheit in gewissem Masse von der hier geführten Lebensweise abhängt. Ihre Ideen hierüber sind aber unklar und scheinen vielmehr von den Hindus angenommen zu sein.

Sie erwähnten auch einen Richter der Todten, den sie „Yam“ nannten, offenbar der Yama der Hindus. Sie haben keine erbliche Priesterschaft, aber Wahrsager und Zeichendeuter „Deodar“ genannt, welche aus Vogeleingeweiden und aus der Leber des Schweines weissagen. Als Col. Dalton den Ort Bomja besuchte, wurde ihm eine Schweineleber mit der Frage entgegengebracht, was er darüber dächte. Col. Dalton erwiederte, es scheine ihm eine frische gesunde Leber zu sein. „Ja, aber was deutet sie an, in Beziehung auf dein Kommen?“ fragten sie. „Das werden Euch meine Handlungen und Worte zeigen“ meinte Col. Dalton, worauf sie erwiderten, dass des Menschen Worte und sein Gesicht stets trügerisch seien, aber eine Schweineleber habe sie noch nie betrogen. — Bei ihren Opfern beobachten sie eine eigene Sitte. Wenn nämlich in Krankheits- oder Todesfällen ein Mithan oder Schwein geopfert worden ist, so erlauben sie nur den Alten und Schwachen an der Opfermahlzeit Theil zu nehmen. Diese leben in der Morang auf öffentliche Kosten.

Sie schliessen ihre Bündnisse durch Austausch von Fleisch (zum Essen). Die Ceremonie „Sengung“ besteht darin, dass beide Parteien sich irgend ein Thier zum Geschenk machen, welches geschlachtet und gegessen werden muss. Col. Dalton erhielt von ihnen einen feisten Mithan zur Ratification ihres Bündnisses und schenkte ihnen ein gleiches Thier.

Tradition über den Ursprung. Der Deodar erzählte Col. Dalton darüber folgendes: Die ganze Menschheit stammt von einer Mutter ab, welche zwei Söhne hatte. Der ältere war ein kühner Jäger, der jüngere ein geschickter Handwerker. Dieser war der Liebling der Mutter. Mit ihm

wanderte sie nach Westen aus und nahm alle Haus- und Ackergeräthe, Waffen, Werkzeuge und musikalische Instrumente mit sich, so dass die Kunst, dergleichen Sachen zu fabriziren, in dem Lande, welches sie verliess, verloren ging. Ehe sie aber fort ging, lehrte sie den Aelteren die Kunst Daos zu schmieden und Instrumente aus dem Kürbis zu machen, auch hinterliess sie ihm eine Menge blauer und weisser Perlen (die Pádams tragen blaue Perlenschnüre). Diese Perlen und die einfachen ihm bekannten Fertigkeiten vererbte er seinen Nachkommen, den Pádams. Von ihm stammt auch die Sitte, ein Kreuz auf die Stirn zu malen. Die westlichen Nationen (die englische mit einbegriffen) stammen vom jüngeren Bruder ab und erbten von ihm und der Mutter ihre Künste und Wissenschaften.

In der That besitzen die Pádams wenig Werkzeuge; zum Feldbau benutzen sie lange Schwerter oder Daos, den Boden ritzen sie mit gekrümmten Bambusstöcken auf und stechen mit spitzen Stöcken Löcher in denselben zur Aufnahme des Samens. Trotz dieser primitiven Bodenbestellung ernten sie reichlich. Sie bauen Reis, Baumwolle, Tabak, Mais, Ingwer, spanischen Pfeffer, Zuckerrohr, mehrere essbare Wurzeln, Kürbisse und Opium. Sie machen nicht gern neues Land urbar, lassen daher diejenigen Ackerstrecken, welche erschöpft scheinen, einige Zeit brach liegen.

Aussehen. Die Abors sind länger als die Mischmis, aber plump und schlottrig gebaut. Die mongolischen Züge treten bei ihnen stark hervor. Die Farbe ist durchweg olivengelb. Ihre Stimme ist eigenthümlich tief und sonor, sie sprechen nie hastig.

Kleidung. Die Männer haben ein Lendenkleid, aus der Rinde des Udalbaumes gefertigt, welches ihnen als Umhang und als Sitzdecke dient. Bei Nacht nehmen sie es zum Kopfkissen. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie farbige Röcke ohne Aermel, oder tibetanische Mäntel und Helme. Die letzteren bestehen aus einer Kappe von Rohrgeflecht, welche mit Bärenfellstreifen, Eberzähnen und dem riesigen Schnabel des Buceros geschmückt ist.

Die Kleidung der Frauen besteht aus zwei Stücken blau und roth gestreiften Zeuges. Das eine bedeckt den Körper von den Lenden bis zum Knie und wird durch einen Rohrgürtel zusammengehalten, das andere verhüllt den Busen, wird aber selten umgelegt. Eine Fülle von Perlenschnüren schmückt ihren Hals. Von den Fussknöcheln aufwärts legen sie Schnüre von Rohr, um die volle Rundung ihrer Waden möglichst hervorzuheben. Junge Schönheiten, die besonders etwas auf ihre Figur geben, färben diese Schnüre hellblau. Das eigenthümlichste Kleidungsstück aber ist ein Schurz von Metallplatten, welchen alle weiblichen Padams, die noch auf Jugend Anspruch machen, um ihre Lenden tragen. Ganz junge Mädchen tragen nichts weiter als diesen Schurz. Beide Geschlechter schneiden sich das Haar kurz ab, dies geschieht in dem sie es auf die Schneide eines Messers legen und mit einem Stock drauf schlagen. Ebenso tättowiren sich alle: Die Männer tragen ein kreuzähnliches Zeichen an der Stirn zwischen den Augenbrauen,

die Frauen malen dies Zeichen in die Vertiefung der Oberlippe unter der Nase.

Heirathen. Die Padamijugend macht ihre Liebesaffairen selbst ab, die Eltern mischen sich höchst selten ein, sondern überlassen es den Söhen, ihre Frauen zu wählen. Eine Festmahlzeit ist die einzige zur Verheirathung nöthige Ceremonie. Es ist jedoch Sitte, dass der Bewerber vor der Hochzeit seiner Auserwählten und ihren Eltern öfters mit Geschenken von Feldmäusen und Eichhörnchen seine Aufwartung mache. Die Padams würden es für eine unauslöschliche Schmach halten, das Glück ihres Kindes für Geld zu verhandeln. Ebenso wenig können sie es ertragen, dass eins ihrer Mädchen in einen andern Clan heirathe. Sie versicherten Col. Dalton, dass, wenn sich eins ihrer Mädchen so etwas zu Schulden kommen liesse, so höre die Sonne und der Mond auf zu scheinen und unter den Elementen entstehe ein solcher Aufruhr, dass alle Arbeit aufhöre bis das Verbrechen durch ein Opfer gesühnt sei. Die Padams verachten Polygamisten.

II. Die Miris und Berg-Miris.

Die ersteren wohnen in den Ebenen und sind Abkömmlinge der Abors. Sie führen ein Nomaden-Leben und wohnen in Häusern, die auf Pfählen an den unsichern Ufern des Brahmaputr errichtet sind, und bebauen die vom Fluss angeschwemmten Alluvialstrecken. Sie kamen aus dem Dihong-Thal und liessen sich in dem jetzt von den Abors besetzten Lande nieder. Die letzteren vertrieben sie daraus und drängten sie nach Süden in die Ebenen. Einige ihrer Stämme kleiden sich nach der Weise der Abors, andre haben die asamesische Tracht angenommen. Ihre Farbe ist das Gelb der Mongolen; sie sind robust gebaut aber schleppend in ihren Bewegungen.

Unter der asamesischen Regierung monopolisirten diese Miris lange Zeit den Handel zwischen Asam und den Abors, und da sie das einzige Communicationsmittel zwischen beiden waren, erhielten sie ihren Namen: Miri, d. h. Vermittler, Zwischenträger, verwandt mit Meriah, dem Opfer der Khunds, welches als Vermittler oder Bote zwischen Mensch und Gottheit gilt.

Sie haben allgemein die hinduistischen Ideen der Asamesen angenommen. halten aber fest an ihrer Lebensweise, d. h. sie essen Schweine, Hühner, Rindfleisch, trinken Branntwein und Bier und wissen nichts von Kastenobservanz bei Zubereitung der Nahrung.

Die asamesischen Feste werden auch von ihnen gehalten und sind sie z. B. beim grossen Bihufeste gewöhnlich die Lustigsten. Sie selbst haben auch ein Fest, das aber wenig bekannt ist. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres versammeln sich die unverheiratheten Jünglinge und Mädchen auf einige Tage in einem besonderen Hause, und die sich während dieser Zeit gegenseitig gefallen, verheirathen sich.

Die Wohnungen stehen meistens in grader Reihe am Flussufer ohne Garten und Umzäunung. Ihre Reisfelder liegen weiter landeinwärts, ebenso

ihre Vorrathshäuser. Sie lassen die letzteren ganz unbewacht, da die isolirte Lage sie vor fremden Dieben schützt und sie sich unter einander vollständig trauen.

Berg-Miris. Kehren wir nun zu den Bergen zurück, so finden wir im Westen von Dirjmo und nördlich von Sihi und Damaji, zwei Kreise im Lakhinpur-Distrikt, die Ghy-ghasie-Miris; im Norden von Bordoloni und an beiden Seiten des Oberlaufs des Subanschiri-Flusses die Sarak und die Pamibotia und Tarbotia-Miris. Die beiden letzteren haben ihren Namen daher erhalten, dass die einen bei ihren Touren in die Ebene einen Theil der Strecke zu Wasser — pani — fahren, und die andern nur zu Lande — tar — reisen. Diese Stämme erwarben sich unter der asamesischen Regierung das Privilegium, jährlich von den Lakhinpur-Grenzdörfern Tribut zu fordern, sie erhalten jetzt als Entschädigung dafür eine Geldsumme von der englischen Regierung. Das Privilegium entstand ihrer Aussage nach bei folgender Begebenheit: Sie hatten einige asamesische Dörfer geplündert, in Folge dessen die Regierung eine Armee gegen sie sandte. Diese wurde aber total geschlagen und floh in solcher Eile aus den Bergen, dass sie ihre vollständige Ausrüstung und alle Magazine zurückliess. Die Miris wussten nun nicht recht, was sie mit ihrer Beute anfangen sollten, sie häuften daher alles zusammen und zündeten ein Triumph- und Freudenfeuer an. Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie sahen, dass plötzlich die noch geladenen Gewehre und Kanonen von selbst losgingen und Viele aus ihrer Mitte tödteten. Ihr Schrecken wuchs, als die Pulvermagazine explodirten und eine Menge Miris zerschmetterten. Sie meinten nun, dass es wohl der Mühe werth sei, die nähere Bekanntschaft eines Königs zu machen, dessen Waffen, auch wenn sie nicht von Kriegern gehandhobt würden, seinen Feinden so viel Schaden zufügen könnten. Es wurde also eine Gesandtschaft an ihn abgefertigt mit dem Auftrage ihm zu sagen, sie würden in Zukunft das Plündern unterlassen, wenn er ihnen erlaube von den Grenzdörfern Tribut einzufordern. Der Asam-König gab das zu, und dies Privilegium hat sich bis jetzt erhalten.

Die Berg-Miris leben in kleinen Dorfschaften unter erblichen Chiefs. Col. Dalton war der erste englische Officier, der ihre Niederlassungen besuchte und zwar unter Führung des Häuptlings der Panibotia Miris. Er trat seine Reise von Patalipam dem letzten asamesischen Goldwäscherdorf an, fuhr 3½ Tage in Canoes den Subanschiri hinauf bis zum Landungsplatz Siplumukh. Hier erwartete ihn Tema mit seinen Leuten. Zwei lange Märsche über sehr beschwerliches Terrain brachten ihn zur ersten Niederlassung. Das Gepäck trugen kräftige Mirimädchen auf ihren Köpfen; sie sprangen behende und sicher von einem schlüpfrigen Felsblock auf den andern und lachten, wenn Col. Dalton nicht so schnell vorwärts konnte.

Die Ankunft des ersten englischen Beamten in diesen Bergen war ein so wichtiges Ereigniss, dass die Auguren in allen Dörfern Hühner opferten, um aus den Eingeweiden zu erfahren, ob ihnen Gutes oder Böses bevorstehe.

Glücklicherweise ergaben sich alle Anzeichen als günstig und die Leute wetteiferten mit einander, den Gast zu ehren.

Chiefs Wohnung. Temas Haus war 70′ lang auf einer auf Pfählen ruhenden starken Balkenlage von Bambus aufgeführt und mit Blättern gedeckt. An den Giebelenden bedeckten zwei Querdächer die Verandas. Das Innere bildete einen langen Raum mit 4 Feuerherden. Waffen, Beutel und Jagdtrophäen schmückten die Wände; in der Mitte hingen Bambustafeln zwischen den Feuern herab, welche die Stelle der Tische vertraten und zur Aufnahme der Hausgeräthschaften dienten. In der Seitenpassage stand eine Reihe spitz zulaufender Körbe, welche mit Platanenblättern ausgelegt waren und zum Gähren des Reisbranntweins benutzt wurden. Die Flüssigkeit sickerte langsam durch und sammelte sich in untergestellten irdenen Gefässen. Die ganze Familie ass, trank und schlief in dem grossen Raum, Tema und seine zwei Frauen am oberen Ende beim ersten Feuer, seine Söhne und Töchter am zweiten, und die Diener und andere Zugehörige am dritten und vierten Feuer.

Die Miris zeigen ihren Reichthum so wenig wie möglich. Die Vorrathshäuser sind an abgelegenen Stellen errichtet und ihre Kostbarkeiten, die meistens aus grossen Metall-Schüsseln und Töpfen, sowie grösseren oder kleineren Sammlungen von tibetanischen Glocken (Deoghantta-Götterglocken) bestehen, vergraben sei. Die letzteren werden hoch geschätzt und oft als Geld gebraucht. Sie sind gewöhnlich mit dem Schiboleth der Tibetaner „Om Mani Padmi Om“ beschrieben und werden ebenso verehrt wie die Diokaras (Götterkelche) der Garos, welche auch tibetanischen Ursprungs zu sein scheinen.

Costüme. Die Frauen dieses Stammes verwenden auf ihre Kleidung besondere Sorgfalt. Ein kurzer Rock mit ledernem Gurt an den Lenden befestigt und mit Metallknöpfen verziert dient als Unterkleid. Darüber ziehen sie eine Crinoline von Rohrgeflecht. Ein Band von geflochtenem Rohr schnürt den Oberkörper zusammen und ein von demselben herabhängendes Stück Zeug bedeckt die Brüste. Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie ein grosses Tuch von asamesischer Seide um die Schultern. Ihre Hals- und Armspangen sind aus Silber oder Kupfer gefertigt, während ihre Fussknöchel mit einfachem Rohr- oder Bambusgeflecht geschmückt sind. Eine Menge Schnüre von Porzellan; Achat, Onyx und Glasperlen und complicirte Ohrgehänge vollenden den Schmuck der Damen.

Die Männer binden das Haar auf der Stirn in einen Knoten zusammen und legen ein Band von Kupfer oder Messingplatten um den Kopf. Häuptlinge tragen weinglasförmige Silberohrgehänge und eine Bambuskappe, welche mit einem Stück Tigerfell derartig bedeckt ist, dass der Schwanz des letzteren hinten herabhängt. Ein Streifen Zeug um die Lenden und ein grösseres Stück, welches um den Oberkörper gewickelt ist, so dass die Arme frei bleiben, vollenden den Anzug. Eine Kaputze von den schwarzen, haarigen Fasern eines Palmbaumes dient als Mantel und Fouragesackdecke.

Ihre Waffen sind grade Schwerter, Bogen und vergiftete Pfeile. Man sagt, sie verfertigten die letzteren aus einer giftigen Bambusart.

Beschäftigung. Sie treiben Handel mit den Thalvölkern und jagen. Tigerfleisch gilt als besonders gute Speise für die Männer, die durch den Genuss desselben stark und tapfer werden. Für Frauen taugt es nicht, weil es sie zu couragirt und selbstbewusst machen würde.

Heirathen. Polyandrie. Polygamie ist allgemeine Sitte. Wie bei den Mischmis so werden auch hier die Frauen nach dem Tode des Vaters Eigenthum des Erben mit Ausnahme der Mutter des letzteren. Bei der Wahl der Frauen sieht man mehr auf die Stellung der Familie als auf äussere Schönheit, obgleich man auch diese zu schätzen weiss. Die Belle in Temas Dorf war eine Nichte Yáday, eine viel umworbene Schönheit, für die 3 Mithans, 30 Schweine und eine Menge Hühner als Preis festgesetzt waren. Die ärmeren Leute sind oft nicht im Stande, sich eine Frau zu erwerben und kommen daher unter diesen Fälle von Polyandrie vor; z. B. zwei Brüder legen ihre Ersparnisse zusammen und kaufen sich eine gemeinschaftliche Frau. Die Miri-Frauen sind treu und fleissig, sie besorgen allein die schwere Feldarbeit und tragen auf den Handelsexpeditionen die wuchtigen Waarenlasten ihrer Männer ohne Murren.

Feldbau. Jedes Dorf bebaut eine bestimmte Area und zwar so, dass der Eigenthümer immer ein Fünftel des ihm zukommenden Landes abwechselnd bestellt und die übrigen vier Fünftel brach liegen lässt. Sie vermeiden, wenn irgend möglich, das Urbarmachen neuer Strecken, um durch das Fällen der Bäume die Waldgeister nicht zu erzürnen. Reis, Mais, Hirsearten, Yamswurzeln, süsse Kartoffeln, Tabak und rother Pfeffer sind die gewöhnlichen Bodenerzeugnisse, die aber so schlecht gerathen, dass die Miris stets eine grosse Masse getrockneten Fleisches vorräthig halten, um sich nicht der Gefahr des Hungerns auszusetzen.

Künste. Die Miris verstehen kein Handwerk ausser der Rohrflechterei; sie haben keine Idee von der Webekunst und sind so gänzlich unpraktisch, dass sie z. B. noch nie daran gedacht haben, sich ein Canoe zu machen, obgleich sie auf ihren Wanderungen alle Tage tiefe Flüsse passiren müssen. Bei solchen Gelegenheiten binden sie ein Bambusfloss zusammen, setzen über, lassen das Floss schwimmen und machen am nächsten Fluss ein neues.

Religion. Die religiösen Observanzen der Miris beschränken sich auf das Tödten der Thiere zu Ehren der Waldgeister und auf das Weissagen aus Vogeleingeweiden nach vorhergegangener Anrufung dieser Götter. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode und kennen einen Gott, der über die Seelen der Abgeschiedenen herrscht (doch ist dies nur der von den Hindus angenommene Yama). Darum rüsten sie ihre Todten beim Begräbniss so aus, als wenn sie eine lange Reise vorhätten. Vollständig angekleidet, bewaffnet, mit Kappe und Fouragesack versehen, liegt der Körper in einem tiefen Grabe, dessen Seiten durch eingerammte Pfähle gestützt werden, damit

die Erde nicht auf die Todten falle. Proviant, Kochgeschirr und Schmucksachen, je nach der Stellung des Verstorbenen, werden ihm mitgegeben, damit der König Yáma wisse, mit wem er es zu thun habe. Sie halten darauf, dass ihre Todten bei den Gräbern ihrer Vorfahren bestattet werden, und wenn ein Mann von Rang und Einfluss auf einer ihrer Expeditionen in der Ebene stirbt, so tragen sie die Leiche in die Heimath zurück, um sie dort zu beerdigen.

Tradition. Sie wissen über ihre Urgeschichte nichts als dass sie für die Berge geschaffen wurden, und dort leben müssen. Sie hätten früher weiter nördlich gewohnt, seien aber dem Flug der Vögel gefolgt und hätten auf diese Weise Asam entdeckt und es für gut befunden, sich an dessen Grenzen niederzulassen.

III. Die Daflas.

Von dem zunächst liegenden Stamm der Daflas oder Bangin, wie sie sich selbst nennen, ist weniger bekannt. Sie müssen früher ausgedehnte Grenzräuberei betrieben haben, denn nicht weniger als 238 Gams dieses Stammes erhalten eine jährliche Compensation von den Engländern. Die Gesammtsumme beträgt 2543 Rupies. Ihre Regierung beruht auf oligarchischen Grundsätzen, in Folge dessen in einem Clan 2 oder 3, oft aber auch 30 oder 40 Chiefs herrschen. Ihre Dörfer sind grösser als die der Berg-Miris; ebenso sind sie reicher an Herden. Der von ihnen bewohnte Landstrich erstreckt sich vom Oberlauf des Sundri bis zum Bharoli und umfasst die Berge nördlich von Chedwar in Lackimpur- und Nardwar im Tejpur-Distrikt Sie haben Verbindungen mit den Tibetanern, obgleich sie das nie zugeben, sondern wenn man darauf zu sprechen kommt, gewöhnlich von Wilden zu fabeln anfangen, die zwischen ihnen und Tibet wohnten, ganz nackt gingen und schon den Geruch von Kleidungsstücken unerträglich fänden. Die Daflas zeigen den normalen mongolischen Typus soweit sie sich unvermischt mit Asamesen erhalten. Sie erlauben Polygamie und Polyandrie. Col. Dalton erzählt in Beziehung auf die unter ihnen herrschende letztgenannte Sitte folgende Anekdote: „Ein hübsch aussehendes Dafla-Mädchen kam eines Tages nach Lackinpur, warf sich mir zu Füssen und flehte in höchst poetischen Ausdrücken um meinen Schutz. Sie war die Tochter eines Chiefs und sollte die Frau eines Freundes ihres Vaters werden, der schon mehrere Frauen hatte. Sie wollte aber nicht eine von Vielen sein. Ausserdem gestand sie Col. Dalton, dass sie liebe und wieder geliebt werde und mit ihrem Anbeter geflohen sei. Col. Dalton beruhigte das Mädchen und schickte nach ihrem Begleiter. Wie erstaunte er aber, als der Bote nicht einen, sondern zwei Geliebte brachte. Das Mädchen hatte sich von zwei jungen Burschen entführen lassen.

Religion. Die Daflas haben keine erblichen Priester, wer es versteht aus Hühnereingeweiden und Eiern zu weissagen, und z. B. in Krankheits-

fällen den zu versöhnenden Geist und das dazu nothwendige Opfer bestimmen kann, der wird als Priester gebraucht. Haben die Geister ihr Flehen erhört, so bringen sie Schweine und Hühner als Dankopfer.

Künste. Die Daflas sind auch in Handarbeiten geschickter als die Berg-Miris. Ihre Frauen spinnen und weben und überlassen den Männern die schwere Feldarbeit. Waffen und Geschirr importiren sie von Tibet und Asam.

IIII. Die Akas oder Hrussos.

Der letzte Abschnitt des Berglandes zwischen dem Dafla-Territorium und Bhutan wird von den Akas oder Arkas bewohnt. Sie bestehen aus zwei Abtheilungen, den Hazarikowas- „Esser von 1000 Feuerherden“ und den Kupa-tschor — „die in den Baumwollenfedern umherschleichenden Diebe.“ — Dies sind asamesische Spottnamen. Sie selbst nennen sich Hrusso.

Der directe Weg zu ihren Niederlassungen soll ausserordentlich schwierig sein. Man hat mehrere Flüsse, unter andern den Bharoli, stromaufwärts zu fahren und dann mit Hülfe von Rohrstricken die senkrecht emporstehenden Felswände zu erklettern. Nördlich von den Akas wohnen die Migis. Da beide Stämme unter einander heirathen und sich auch auf ihren Raubzügen unterstützen, so darf man sie als verwandt ansehen. Der Akas-Stamm zählt etwa 230 Familien, die trotz ihrer geringen Anzahl lange Zeit der Schrecken der Grenzbewohner waren. Die Hazarikowas hatten sich von der asamesischen Regierung das Privilegium errungen, von den Grenzdörfern Tribut einzufordern, daher ihr Name Esser von 1000 Feuerherden. Die Kupa-tschors fragten nicht erst um Erlaubniss, sondern raubten wo und wann sie Lust hatten. Einer ihrer Hauptanführer, Tagi Radscha, wurde 1829 gefangen und 4 Jahre in Gowhatty im Gefängniss gehalten. Während dieser Zeit schloss er sich an einen Hindu-Guru an, welcher sich bei dem Agenten des General-Gouverneurs für ihn verwandte und seine Freilassung bewirkte. Sobald Tagi Radscha aber in seiner Heimath angekommen war, ermordete er alle diejenigen, die mit seiner Gefangennahme zu thun gehabt hatten, dann überfiel er einen britischen Vorposten und tödtete die gesammte Besatzung desselben, Frauen und Kinder mit eingeschlossen, und nahm sein altes Räuberhandwerk wieder auf. Sieben Jahre lang wusste er sich trotz aller Verfolgungen seitens der Regierung ihrem Arm zu entziehen. Endlich schien er selbst an dieser Art Beschäftigung keinen Gefallen mehr zu haben und ergab sich den Engländern. Diese bewilligten ihm eine Pension und schlossen mit seinen untergebenen Chiefs ein Bündniss.

Missionar Hesselmeier, früher in Tejpur, sagt in Beziehung auf die religiösen Ideen dieses Volkes: Die Akas haben keine geschriebenen Schastos oder Religionsbücher, aber sie fürchten die Berge, welche über ihren Wohnungen himmelhoch emporstreben und die donnernden Lavinen von ihren schneebedeckten Gipfeln herabsenden, sie fürchten den brausenden Bergstrom,

welcher im Abgrunde dahinschiesst, und sie von ihren Freunden trennt, sie fürchten den dunklen wilden Wald, in dem ihr Vieh verloren geht. Diese finstern und drohenden Naturmächte sind ihre Götter, denen sie Namen gegeben: Fuxo, der Gott des Waldes und Wassers, Firan und Siman, die Götter des Krieges, und Satu, der Gott des Hauses und Feldes. Die Akas haben für jedes Dorf einen Priester, Deori, der die zur Anbetung dieser Götter gehörigen Ceremonien in kleinen Hütten, in denen ihre Figuren stehen, täglich verrichtet. Während der Saat und Erntezeit und bei der Geburt von Kindern bringt er ihnen auch Opfer dar. In Krankheitsfällen werden Fuxo Hühner etc. geopfert und der Patient wird mesmerisirt.

Wohnungen. Diese gleichen denen der Bergmiris, sind aber wohl noch sorglicher und fester gebaut. Alle Hausgeräthe sind von Metall. Grosse kupferne Wassergefässe und Messingtöpfe und Schüsseln beziehen sie von Tibet und Asam. Sie essen Rindfleisch, rühren aber keine Milch an. Schweine, Hühner und Tauben werden in Massen gezogen, nicht aber Enten und Gänse, denn das wäre gegen das Gebot ihrer Götter.

Ihre Begräbnissceremonien sind wie die der Berg-Miris.

6. Abtheilung.

Die Nagas in Oberasam.

An der Grenze von Bhutan angelangt überschreitet der Verfasser nun das Brahmaputrthal, um die Stämme zu beschreiben, welche gegenüber den Abor-Miri-Dafla-Völkern wohnen.

Die Gelehrten sind noch nicht einig, ob der Name Naga von der Sanskrit-Wurzel des Wortes „nackt", oder von dem Worte „Nag" Schlange, abzuleiten sei. Beide Ableitungen würden passen, denn die Nagas lieben es augenscheinlich mehr ihren Körper zu verzieren als zu bekleiden und haben etwas Schlangenähnliches in ihrem Wesen.

Geographische Lage. Die Naga-Niederlassungen erstrecken sich vom linken Ufer des Bordihing-Flusses bis zum Gozili im Nowgong-District, bis zur südlichen Biegung des Barak und bis zur Ostgrenze von Tipperah zwischen dem 83. und 97. ° östlicher Länge. Die Nagas im Osten und Westen des Dhansiri-Flusses sind jedoch verschieden von einander.

Die Nagas im Osten des Doyangflusses (östlichen Zufluss des Dhansiri Long. 94 ° E. Lat. 26 ° N.) bestehen aus mehreren Clans unter erblichen Chiefs. Sie leben in grossen Dörfern, von denen manche bis 300 Häuser zählen; die Niederlassungen sind gewöhnlich an Bergabhängen erbaut und stark verbarikadirt. Col. Dalton beschreibt die Wohnung des einen Chiefs: Vor dem Hause und im Innern desselben findet man zahlreiche Jagd- und Festtrophäen und in einem besondern Hause, welches als Museum dient, sind die auf ihren Raub- und Rachezügen erbeuteten Schädel reihenweise wie Bücher aufgestellt, daneben stehen Körbe voll zerbrochener Schädel als Andenken an die blutigen Thaten ihrer Vorfahren.

Als Oberasam in die Hände der Engländer kam, sandten diese verschiedene Male Expeditionen gegen die Nagas, um diese mordgierige Bande einzuschüchtern und für die an britischen Unterthanen verübten Frevelthaten zu züchtigen. Auf diesen Kriegszügen lernte man die Mithan, Tablong, Tschanguri und Mulong und Dschoboka Nagas kennen. Die Namsangyas, Bordwarias, Paidwarias und Sotos hatten sich von jeher friedlich gezeigt.

Tättöwiren. Es war früher Gebrauch unter diesen Stämmen, dass keiner heirathen durfte, der sein Gesicht nicht durch tättowiren so scheusslich wie möglich gemacht hatte, und zu diesem Entstellungsprozess wurde der Heirathslustige erst dann zugelassen, wenn er einen Skalp oder Schädel erbeutet oder an einem Zuge Theil genommen hatte, auf dem dergleichen Trophäen gewonnen worden waren. Auf welche Weise der Schädel erlangt wurde, ob durch Hinterlist oder in offenem Kampfe, blieb sich gleich, ja es brauchte nicht einmal der Kopf eines Feindes zu sein, wenn nur der Ermordete nicht dem eigenen Clan angehörte, so wurde das Hochzeitsgeschenk als vollwichtig von der Dame angenommen. Man brachte die Stämme nach und nach dahin, zu versprechen, diese schauerliche Sitte aufzugeben, aber die Nagas haben ihre Vorliebe für Schädelsammlungen noch nicht verloren.

Communication etc. Die Communication zwischen den einzelnen befreundeten Dörfern ist in vortrefflichem Zustande. Die Wege sind natürlich steil und schmal, aber meistens mit Brücken versehen und in Ordnung gehalten. In der Nähe ihrer Dörfer sind die Pfade oft mit Mango- und Jäck-Bäumen, auch mit Bambus bepflanzt. Im Schatten dieser Alleen oder Haine sind kleine Häuschen errichtet, welche die Gebeine ihrer Todten bedecken.

Begräbniss. Die Leiche wird in einen kahnähnlichen offenen Sarg oder Trog gelegt, der ausserhalb des Dorfes an einem Baum hängt. Hier bleibt sie der Sonne und Luft ausgesetzt, bis sie ganz vertrocknet ist. Dann erst werden die Bestattungsfeierlichkeiten vorgenommen. War der Verstorbene eine hochstehende Persönlichkeit, so werden zwei Büffel, mehrere Schweine und eine Menge Hühner geschlachtet. Die Freunde aus den benachbarten Dörfern erscheinen in ihrer Kriegstracht mit Trommeln und Gongs. Ein Jeder trägt einen Schild, Speer und eine Streitaxt oder ein Dao. Sie begeben sich in pleno nach dem Ort, wo die Leiche aufgehängt ist, und singen und tanzen um dieselbe herum. Der Inhalt dieser Lieder ist eine Herausforderung des Todesdämons, der ihren Freund geraubt hat. Sie reden ihn an und schimpfen auf ihn, weil er (wie sie selbst) hinterlistiger Weise einen ihrer Cameraden umgebracht habe. Der Chorus bekräftigt unter Umherschwingen der Waffen jede Herausforderung mit: Ja, ja! Musik, tanzen und schmausen währt die ganze Nacht. Den nächsten Morgen wird der Todte von einer Schaar junger Frauen mit Blättern und Blumen bedeckt und nach der Sitte der einzelnen Stämme zur letzten Ruhestätte gebracht.

Religion. Die Nagas scheinen weder religiöse Ideen noch Ceremonien zu haben. Tempel, Priester und jede Form einer Gottesverehrung sind ihnen fremd. Sie glauben aber an Omen und eine Zukunft nach dem Tode.

Heirath. Die Sitte, der Braut einen frisch abgeschnittenen Menschenkopf zum Hochzeitsgeschenk zu machen, hatte zur nothwendigen Folge, dass die Naga-Jünglinge erst in reiferem Alter heirathen konnten. Sie mussten ausserdem einen Preis für das Mädchen zahlen, und wer das nicht konnte, arbeitete um die Braut wie Jakob. Die Nagas beschränken sich auf eine Frau, die sie gut behandeln und an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen lassen.

Kriegstanz. Die Kriegstänze der Nagas beginnen mit einer Parade oder einem Manoeuvre. Die Krieger sind dabei mit Wurfspeer, Streitaxt und einem langen Schilde ausgerüstet, welcher von Büffelleder oder Bambusgeflecht gemacht ist, das mit Tigerhäuten überzogen ist. Sie avanciren in graden Reihen und würden ausgezeichnete Tirailleurs abgeben, denn man bemerkt bei ihrem Vorgehen nichts als die auf dem Boden gleichsam hinkriechenden schwarzen Schilde, unter denen die Krieger sich bewegen. Sie sind auf diese Weise gegen Pfeile geschützt. Wenn sie nahe genug an den imaginären Feind gekommen sind, springen sie auf und schleudern ihre Speere gegen ihn. In der Ueberzeugung, ihn hierdurch besiegt zu haben, gehen sie sogleich zum Kopfabschneiden über. Ein Büschel Gras stellt den Kopf des Feindes dar. Sie fassen das Gras mit der linken Hand, hauen es mit der Streitaxt aus dem Boden und hängen den Erdklumpen über ihre Schultern. Mit diesen unblutigen Schädeln geschmückt kehren sie zurück und werden von den Frauen mit Triumphgeschrei empfangen.

Costüme. Viela Naga-Chiefs tragen eine Art Krone, welche aus grossen Muschelstücken und Rohrgeflecht zusammengesetzt, mit einem rothen Bande, Pfauenfedern und purpurgefärbtem Ziegenhaar geschmückt ist. Halsbänder, Armspangen etc. werden in Menge angelegt, aber fast gar keine Kleidung, ausser einem Gürtel mit einem kleinen schwarzen Stück Zeug, welches wie eine kurze schmale Schürze vorn herabhängt; viele Stämme brauchen diese nicht einmal. Ihre Waden sind mit rothen Lederriemen oder Rohr umschnürt. Ihre Waffen sind: glänzend polirte Streitaxt mit kurzem, schwarzen Stiel, verziert mit einem Büschel rothgefärbten Ziegenhaars, ein Speer mit breiter Spitze und Wiederhaken, dessen Schaft mit rothen Haaren bedeckt ist, und ein 4—5' langer Schild.

Die Kleidung der Frauen beschränkt sich auf einige Halsbänder und die oben erwähnte kurze Schürze, oft gehen sie aber auch ohne dieselbe. Die Chiefs benutzen bei feierlichen Gelegenheiten eine Art Thronsessel, auf denen sie mit ihren Söhnen sitzen. Bei einem Besuch, den Col. Dalton einem ihrer Stämme machte, hatte er mit seinen Officieren längere Zeit auf das Erscheinen eines Chiefs zu warten, sie machten also einen Spaziergang, um sich die Zeit zu vertreiben. Als sie zurückkamen, fanden sie innerhalb ihrer Vorpostenkette ein etwa 20' hohes Bambusgerüst auf dessen Spitze der

Sohn des erwarteten Chiefs sass, bereit, die Huldigungen der Europäer entgegenzunehmen. Sie sorgten natürlich dafür, dass der erhabene Naga-Sprössling so schnell als möglich von seinen Thron herabkletterte und mit einem einfachen Stuhl vorlieb nahm.

Wachtposten. An den befestigten Dorfeingängen haben diese Nagas hohe Häuser errichtet, in denen die jungen Leute des Nachts Wache halten. Die Alarmsignale geben sie durch Feuerzeichen und auf riesigen Trommeln, die sie aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigen.

Physische Beschaffenheit. Die Chiefs sind oft ganz stattlich aussehende Leute, im Allgemeinen aber sind die Nagas nicht so stark gebaut wie die nördlichen Stämme. Auch ihre Farbe ist schwärzer und die Gesichtsbildung lang und abgeplattet.

7. Abtheilung.

I. Die Nagas im Westen des Doyang-Flusses.

Die Nagas zwischen dem Doyang und Kopili haben keine Chiefs. Wenns Noth thut, so ernennen sie einen, durch Weisheit oder Reichthum hervorragenden älteren Mann zum Wortführer, der aber keine wirkliche Macht besitzt und dessen Aussprüche für Niemand bindend sind. Manchmal halten auch mehrere solcher Leute eine Versammlung, um Streitigkeiten zu schlichten, aber Niemand ist verpflichtet, ihrer Entscheidung nachzukommen. Wenn sie keine Händel mit andern Clans haben, so suchen sie ihrer Rauflust dadurch zu genügen, dass sie jährlich ein oder zweimal zusammenkommen, und untereinander eine allgemeine Schlägerei in Scene setzen, bei der aber nur die Waffen gebrancht werden dürfen, mit denen sie die Natur versehen hat.

Götter etc. Sie opfern Geistern, denen sie verschiedene Attribute beilegen. Semes, Gott des Reichthums, erhält Büffel, Kühe und Mithans zum Opfer; Kutschimpa, Gott der Ernte, bekommt Ziegen, Hühner und Eier; Rapiaba, ein böswilliger Geist, wird mit Hunde- und Schweine-Opfern versöhnt. Sein Gehülfe Kanpniba ist noch schlimmer, aber glücklicher Weise blind; da er also kostbare Gaben von werthlosen nicht unterscheiden kann, so hält man auch das Schlechteste für gut genug für ihn. Wenn Omen und dgl. zu befragen sind, so wird das Dorf 2 Tage lang für allen Verkehr gesperrt und die Arbeit eingestellt. Die Ceremonie, Genna. findet z. B. statt, wenn die Dorfbewohner neues Land bebauen wollen. Sie löschen dann alles Feuer im Dorf aus, und erzeugen neues Feuer durch Reiben zweier Holzstücke. Ein Büffel wird geröstet und nachdem das Opfer und die Festmahlzeit beendet sind, zünden sie Fackeln an diesem frischen Feuer an und stecken damit den schon früher niedergehauenen Wald an.

Häuser. Die Wohnungen dieser Nagas sind an einem Giebel hoch, am andern so niedrig, dass das Dach beinahe die Erde berührt. Das Innere besteht aus 2 Räumen, von denen der eine zum Schlafen, der andere zum Aufenthalt der Schweine, Hühner etc. dient. Die Junggesellen des Dorfes

haben ein besonderes Haus, in dem sie ihre Jagdtrophäen und Waffen aufbewahren, ausserdem wird es als Karawanserai benutzt.

Schmuck etc. Diese Nagas lieben Tanz und Schmuck leidenschaftlich. Die Männer tragen oberhalb des Ellenbogens einen Strick von Messingdraht und gelblich grüne Perlenhalsbänder. Ein Zeuglappen ist das einzige Kleidungsstück. Die Frauen bedecken sich vom Nabel bis zum Knie. Die verheiratheten unter ihnen flechten ihr Haar und lassen es in langen Zöpfen hinten herabhängen; die unverheiratheten schneiden es vorn über den Augen kurz ab.

Heirathen. Die Braut wird mit Kühen, Schweinen, Hühnern und Branntwein gekauft. Den eingeladenen Freunden wird eine Mahlzeit gegeben, wofür sie dem jungen Ehepaar beim Aufbau ihres neuen Hauses behülflich sind. Man schätzt die Mädchen mehr nach ihrer Körperkraft als Schönheit, denn sie haben alle Arbeit zu thun, während die Männer im Sonnenschein liegen und rauchen.

Begräbniss. Sie begraben ihre Todten in der Nähe der Dörfer in einem Sarge, der aus einem hohlen Baumstamm besteht. Ein grosser Stein bezeichnet das Grab und man kann das Alter eines Dorfes nach der Anzahl und dem Aussehen dieser Steine bemessen.

Nahrung. Sie essen factisch Alles: Frösche, Eidechsen, Schlangen, Hunde, Affen, Katzen, gefallenes Vieh etc. Ihr Getränk ist Reisbier, welches so dick gebraut ist, dass sie es als Frühstück nehmen. Das Merkwürdigste ist aber ihre Weise, den Tabak zu geniessen, sie sammeln nämlich das im Pfeifenabguss zusammengelaufene Tabaksöl (vulgo Jätsel) und trinken es mit Wasser vermischt.

Die Angami- oder Katschu-Nagas im Osten von Nord-Katschar zählen ungefähr 125,000 Seelen. Die einzelnen Clans bekriegen sich fortwährend, was aber die Frauen nicht hindert, sich in den feindlichen Dörfern gegenseitig Besuche zu machen. Befehden sie aber fremde Stämme, so nehmen sie weder auf Geschlecht noch auf Alter Rücksicht, sondern ermorden Alles.

Die Arung-Nagas sind ungefähr 7500 Seelen stark. Im Ganzen scheinen die Nagas westlich vom Doyang mit den Manipuri oder Catsay-Schans verwandt zu sein, während die Kukis und Nagas östlich von diesem Fluss den Singphos und andern östlich gelegenen Stämmen angehören.

II. Die Kukis.

Die Nachbarn der Nagas sind die Kukis. Das von ihnen bewohnte Bergland erstreckt sich von dem Flussbett des Koladain, wo sie mit den Khumis zusammenstossen in einer Ausdehnung von etwa 300 Meilen bis an die Grenze Nord-Katschars und Manipurs. Sie wurden zuerst im Jahre 1499 bekannt. Dr. Mc. Crea erzählt von ihnen, dass sie damals eine Nation von Jägern und Kriegern gewesen, die in verschiedenen Clans unter selbsterwähl-

ten Chie fslebten. Ihre Dörfer zählten 500—2000 Einwohner. Auf Kriegszügen schliefen sie in Hängematten, die sie an Baumästen befestigten, daher die später von Dr. Mc. Cosh irrthümlich gemachte Angabe, dass sie in Bäumen lebten. Sie waren in beständigen Kriegen mit den Bandschugis und schonten, wenn sie siegreich waren, nur das Leben der Kinder. Diese nahmen sie gefangen und adoptirten sie nachher. Fertigkeit im Diebstahl galt als die grösste Kunst; einen auf der That ertappten Dieb hielt man daher für den verächtlichsten Menschen. Polygamie fand man unter ihnen nicht, aber jeder Kuki durfte sich ausser seiner Frau Concubinen halten. Sie kannten ein Leben nach dem Tode und glaubten dass derjenige, welcher hier die meisten Mordthaten begehe, im Jenseits der Glücklichste sein werde. Der Name des höchsten Wesens ist „Khogem Putiang". Ausser ihm verehren sie Shem Sank, vor dessen hölzerner Figur die Köpfe der Erschlagenen niedergelegt werden.

Niederlassung. Als die Kukis vor etwa 60 Jahren im Süden von Katschar erschienen, waren sie ganz nackt. Nach und nach liessen sie sich bewegen, Kleider anzulegen und sich einem gewissen Civilisirungs-Prozess zu unterwerfen. Mit der Zeit entwickelten sie sich soweit, dass man sie nebst den Mikirs für die besten Unterthanen in Nord-Katschar hielt. Später kamen noch 4 grosse Stämme, welche von den Luschais vertrieben worden waren, nach Katschar. Aus ihrer Mitte wurden 200 Mann als Soldaten ausgebildet und zum Grenzdienst verwandt.

Regierung. Jeder Stamm hat einen König, dessen Ansehen aufrecht zu erhalten sie stets bestrebt sind, um so mehr als ihrer Ansicht nach die Könige göttlicher Abkunft sind. Sie haben die Gerechtsame, von jedem ihrer Unterthanen 4 Tage Arbeit und einen Korb Reis (160 Pfd.) zu fordern, und so oft die Schweine Junge werfen, ist ein Ferkel und von jeder Hühnerbrut ein Küchlein ihr Antheil, ebenso das Viertel von jedem auf der Jagd erlegten Thier. Den König unterstützt ein Rath „Thuspoi" im Regierungsgeschäft. Auf Verrath steht Todesstrafe. Mord im eigenen Clan begangen wird mit Verlust des freien Bürgerrechts geahndet und der Mörder wird mit seiner Familie Sklave des Königs. Bei Diebstahl verliert der Schuldige seine Freiheit. In Fällen von Ehebruch oder Verführung überlässt man die Strafe dem beleidigten Ehemann oder Vater. Alle Frauen und Mädchen müssen aber dem König zur Verfügung stehen.

Götter. Die Kukis kennen einen Schöpfer und höchsten Gott, Puthen, welcher den Menschen wohlgesinnt, aber der allwissende Richter ihrer Handlungen, und die Uebelthäter hier sowohl als auch nach dem Tode bestraft. Seine Frau Nongdschar besitzt die Kraft, krank und gesund zu machen, und versieht das Mittleramt zwischen den Menschen und Puthen. Beide haben einen Sohn Thila, der grausam und rachsüchtig ist. Seine Frau ist Ghammu, eine Art Xantippe. Der böse Geist Ghamoischi ist ein unehelicher Sohn Puthens und seine Frau Khatschran ist ebenso bösartig wie er

selbst. Man betet nie zu ihnen, opfert ihnen aber, um ihren Zorn zu stillen. Ihre Tochter Hilo hat die unangenehme Angewohnheit, die Speisen derer, welche sie beleidigt haben, zu vergiften. Der Hausgott heisst Khanungao. Ausser den oben angeführten haben sie Fluss-, Wald- und Berggötter, und einen Gott für jede Metallart.

Krankheiten etc. Wie die meisten der früher erwähnten Stämme, so glauben auch die Kukis, dass die erzürnten Götter Urheber ihrer Krankheiten seien, Bei Leibschmerzen denken sie z. B. gleich an Hilo, in andern Fällen werden Priester, Thimpu, zu Hülfe gerufen. Diese gehen bei ihren Krankenbesuchen ganz methodisch zu Werke. Der Thimpu fühlt den Puls, macht ein gelehrtes Gesicht, thut einige Fragen und bestimmt schliesslich, welcher Gott zu versöhnen sei. Glaubt er, ein Huhn sei für diesen Zweck genügend, so schlachtet, röstet und isst er es auf der Stelle, auf welcher der Kranke zuerst von dem Uebel befallen wurde. Was er nicht essen kann, wirft er in den Jungle und geht nach Hause. Ist das Versöhnungsopfer ein Schwein oder ein Hund, so bittet er einige Freunde, ihm bei der Vertilgung desselben zu helfen, und wenns ein Büffel ist, so giebt er ein grosses Diner.

Zustand nach dem Tode. Das Paradies der Kukis liegt ihrer Meinung nach im Norden. Da wächst der Reis von selbst; die Jagdgründe sind voll Wild; alle Feinde, die er hier erschlug, werden ihm dort als Sklaven dienen, und alle Thiere, welche er hier mit seinen Freunden verspeist hat, werden dort seinen Viehstand bilden.

Dörfer. Die Kukis wandern viel umher, oft in grossen Scharen und gründen überall wohin sie kommen, neue Niederlassungen. Das zuerst errichtete Haus gehört dem König. Die übrigen Wohnungen werden in Reihen je nach der Einwohnerzahl in grösseren oder kleineren Dimensionen aufgeführt. Sobald das Dorf steht, befestigen sie es und verbarrikadiren die Zugänge.

Sitten. Drei Tage nach der Geburt eines Mädchen und fünf nach der eines Knaben geben sie einen Festschmaus, an dem das neugeborene Kind Theil nimmt. Die Mutter füttert das kleine Wesen bei dieser Gelegenheit mit Reis aus ihrem eignen Munde. Mit 12 oder 13 Jahren dürfen die Knaben nicht mehr im elterlichen Hause schlafen, sondern müssen mit den andern jungen Leuten des Dorfes die Nacht in den an den Eingängen des Dorfes gelegenen Wachthäusern zubringen.

Eine Braut kostet bis 30 Rupies, doch kann sie der Freier auch durch einen zweijährigen Dienst erwerben. Die Hochzeitsmahlzeit wird im Hause des Mädchens ausgerichtet. Am Morgen nach dem Schmaus wird das zu verheirathende Paar vor den Thimpu geführt; dieser reicht beiden eine Kanne voll Branntwein, die sie austrinken, und bindet zwei Baumwollenfäden um den Hals des Mannes. Zuletzt giebt er den beiden Eheleuten je einen Kamm und seinen Segen. Diese Kämme spielen eine wichtige Rolle. Mann und Frau gebrauchen gewöhnlich denselben Kamm. Ihn zu verlieren gilt für

ein grosses Unglück. Stirbt ein Kuki, so wird sein Kamm mit ihm begraben und seine nächsten Verwandten zerbrechen die ihrigen und gehen Tage lang mit aufgelöstem Haar umher.

Tracht. Die National Kleidung der Kukis ist ebenso leicht und luftig wie die der Nagas. Sie tragen einen Turban, den die Reicheren mit den rothen Flaumfedern des Hatipaki-Vogels und mit rothen aus Ziegenhaaren geflochtenen Bändern schmücken. Schultertasche und Davgürtel sind von Leder mit Muschelreihen geziert. Um die Waden legen sie einen Ziegenbart, der mit Riemen, die aus dem Nackenfell des Thieres geschnitten sind, festgebunden wird. Ein Stück Rhinoceroshaut dient ihnen als Schild.

Lieder. Die Kukis besitzen Gesänge in einem veralteten Dialekt, welche nach Major Stewarts Aussage nicht unpoetisch sein sollen. Ihr Instrument „Ghosen" besteht aus Bambuspfeifen, welche in einem hohlen Kürbis befestigt sind.

Begräbniss. Die Kukis begraben ihre Todten, lassen sie aber vorher einige Tage zur Schau liegen. Die Leichen vornehmer Leute werden am Feuer langsam ausgetrocknet, dann mit ihren Waffen und Kleidern angethan ein oder zwei Monate hindurch ausgestellt. Während dieser Zeit halten die Verwandten offenes Haus. Schliesslich wird der Verstorbene, mit einer Wegzehrung von Speise und Trank versehen, begraben. Die Schädel der für die Trauermahlzeiten geschlachteten Thiere werden wie ein Zaum um das Grab gelegt. Früher musste unter diesen auch der frisch abgeschnittene Kopf eines bei dieser Gelegenheit getödteten Menschen sein. Die Kukis aber, welche sich im britischen Territorium niedergelassen, haben diese Sitte aufgegeben.

(Fortsetzung folgt)

Uebersicht
der
Literatur für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im J. 1872.

Zusammengestellt von W. Koner.

Allgemeines und Einleitendes.

Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique. 6e session. Discours d'ouverture par M. d'Omalius d'Halloy et M. E. Dupont. 22 Août 1872. Bruxelles 1872. 8.

de Petit, Le congrès d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. — Revue générale de Bruxelles 1872. p. 284.

Mestorf (J), Der internationale Congress der Archäologen und Anthropologen in Brüssel. — Correspondenzbl d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. N. 11 f.

Die dritte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Stuttgart am 8.—11. August 1872. Nach den stenographischen Aufzeichnungen red. v. A. v. Frantzius. Braunschweig 1872. 4.

Die dritte allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. — Archiv für Anthropologie. V. 1872. p. 483. vgl. Ausland 1872. No. 41 f.

v. Strobel (P), Die Wissenschaft, die Steuerpflichtigen und die Gelehrten-Versammlungen. Wien 1872. 8.

Instructions ethnographiques. Projet de questionnaire concernant les caractères ethniques du système reproducteur chez les diverses races humaines et leur différence ou variations particulières, par E. Calmette, Duhousset, Ch. de Labarthe, L. de Rosny et Cl. Boyer. — Recueil des actes de la Soc. d'ethnographie. 2e Sér. T. III.

Rathschläge für anthropologische Untersuchungen auf Expeditionen der Marine. Auf Veranlassung des Chefs der Kaiserl. Deutschen Admiralität ausgearbeitet von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Z. f. Anthropologie IV. 1872. p. 325.

Catalogo del gran Museo antropologico, anatomico ed etnologico del dottor A. Neger. Torino 1872. 40 S. 8.

Anthropologische und ethnographische Photographien aus dem britischen Museum. — Globus XXII. 1872. p. 206.

Bastian (A), Geographische und ethnographische Bilder. Jena (Costenoble) 1873. gr. 8. (4⅓ Thlr.)

Broca (P.), Progress of Anthropology in Europa and America. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York I. 1871/72. p. 22.

Macario, Saggio di statistica generale di antropologia (Genere umano). Traduzione dal francese. Nice 1872. 48 S. 16.

Bellinck (S. J.), L'antropologia secondo il A. de Quatrefages: versione dal francese dell'abate prof. A. Alessandri. Bologna 1871. 80 S. 16.

Bray (Ch.), A Manual of Anthropology; or, Science of Man based on Modern Research. London (Longmans) 1871. 382 S. 8. (6 s.)

Lubbock (J.), Pre-Historic Times, as illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages. 3d edit. London (Williams & N.) 1872. 670 S. 8. (18 s.)

de Vertus (A.), Les sciences et les arts antéhistoriques. Paris 1862. 64 S. 8.

Wollschläger (C. S.), Handbuch der vorhistorischen, historischen und biblischen Urgeschichte. Oberhausen und Leipzig (Spaarmann) 1873. 8.

Der gegenwärtige Stand der prähistorischen Wissenschaft. — Oesterreich. Wochenschr. für Wissenschaft u. Kunst. N. F. II. Heft. 42 f.

v. Hellwald (F.), Eine Anfechtung der prähistorischen Wissenschaft. — Ausland 1872. No. 47.

Sjöberg (G.) och G. Klingberg. Lärobog i antropologi för högre elementar-läroverk. Upsala 1872. 62 S. 8. (75 öre).

Virchow (R.), Ueber die Methode der wissenschaftlichen Anthropologie. Eine Antwort an Herrn de Quatrefages. — Z. f. Ethnologie IV. 1872. p. 300.

de Rossy (L.), De la méthode ethnographique, pour servir d'introduction à l'étude de la race jaune. Paris (Amyot) 1872. 22 S. 8.

Fico (S.), L'uomo imbestiato. Antropologia dello sviluppo cosmico della nostra specie storico, morale, civile, religioso. Milano (Muggiani e c.) 1872. 360 S. 16. (L. 3,00).

Dawson (J. W.), The Story of the Earth and Man. London 1873. 412 S. 8. (7 s. 6 d.)

Reich (E), der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie. Berlin (Nicolai) 1872. gr. 8.

Eine Culturgeschichte wie sie nicht sein soll. (In Bezug auf Kolb's Culturgeschichte der Menschheit. 2. Aufl.) — Ausland 1872. No. 50 ff.

Wuttke (H.), Die Menschen als Bewohner der Erde. — Der Pfadfinder. I. 1872. p. 337.

Büchner (L.), Man in the Past, Present and Future: a Popular Account of the Results of

recent scientific Research as regards the Origin, Position and Prospects of the Human Race. From the German. By W. S. Dallas London (Asher) 1872. 370 S. 8. (10 s. 6 d.)

Seligmann (F. R.), Bericht über die Fortschritte der Racenlehre. — Behm's geogr. Jahrb. 1872. p. 273.

Müller (F.), Probleme der Ethnographie. — Behm's geogr. Jahrb. 1872 p. 299.

de Chancourtois, Rapports de la géologie et de l'ethnologie. — Bullet. de la Soc. géolog. de France. 2e Sér. XXVIII. 1871. p. 39.

Bastian (A.), Ethnologie und vergleichende Linguistik. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 137 211.

Steinthal, Ueber die sprachwissenschaftliche Richtung der Ethnologie. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsbericht. p. 92.

Fontaine, How the World was peopled. Ethnological Lectures. New-York 1872. 341 S. 12. (4 Thlr.)

Caspari (O.), Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens. 2 Bde. Leipzig (Brockhaus) 1873. gr. 8. (4⅔ Thlr.)

Fergusson (J.), Rude Stone Monuments in all Countries; their Age and Uses. With 234 Illustrations. London (Murray) 1872. 570 S. 8. (24 s.)

Müller (Fr.), Ueber die Verschiedenheit des Menschen als Rassen- und Volks-Individuum — Mitthl. d. anthropolog. Ges. in Wien. I. 1872. No. 14.

Racenlehre und Geschichte. — Ausland 1872. No. 49.

Gould Avery (J.), Racial characteristics as related to Civilisation. — Journ. of the Anthropological Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 63.

Spengel (J. W.), Die Darwin'sche Theorie. Verzeichniss der über dieselbe in Deutschland, England, Amerika, Frankreich etc. erschienenen Schriften und Aufsätze. Berlin (Wiegandt und Hempel) 1872. gr. 8. (⅓ Thlr.)

Silvanus (Ph.), Charles Darwin und seine Vorgänger und Nachfolger in Deutschland. — Illustrirte Zeitung 1872. No. 1526.

Darwin (Ch.), The Origin of Species. 6th edit. with additions and corrections. London (Murray) 1872. 478 S. (7 s. 6 d.)

—, La descendance de l'homme et la seletion sexuelle. Trad. d. l'anglais par J. J Moulinié. Préface par C. Vogt. T. I. Paris (Reinwald & Co.) 1872. XV. 456 S. 8.

—, De afstamming van den mensch, en de seksueele teeltkens. 2 dln. Delft (Ykema) 1872 8. (f. 13.60).

—, L'origine dell'uomo e la scelta in rapporto col sesso prima traduzione italiana col consenso dell'autore del prof. M. Lessona. Torino e Napoli 1872. 8.

The Descend of Man. — The Cape Monthly Magaz. III. 1871. p. 321.

Lyon (W. P.), Homo versus Darwin; a Judicial Examination of Statements recently published by Mr. Darwin. 2d edit. London (Hamilton) 1872. 158 S. 8. (2 s. 6 d.)

„Homo versus Darwin". Eine richterliche Untersuchung der neulich von Mr. Darwin veröffentlichten Behauptung in Betreff „der Abstammung des Menschen". Leipzig (Schlicke) 1872. 8. (1⅓ Thlr.)

Würtenberger (L.), Neuer Beitrag zum geologischen Beweise der Darwin'schen Theorie. — Ausland 1873, No. 1 f.

Darwin (Ch.), The Expression of the Emotions in Men and Animals. London 1872. 370 S. 8. (12 s.)

—, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. A. d. Engl. übers. von J. V. Carus. Stuttgart (Schweizerbarth) 1872. 8.

Spengel (J. W.), Ueber den Ausdruck der Gemüthbewegung bei den Menschen und den Thieren. — Gaea. IX. 1873. p. 77.

Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegung. — Ausland 1873. No. 4 f.

Howorth (H. H.), Strictures on Darwinism. P. 1. On Sterility and Fertility. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain II. 1. 1872. p. 21.

Ferrière (E.), Le Darwinisme. Paris (Baillière) 1872. 448 S. 18. (4 fr. 50 c.)
Neue Consequenzen der Darwin'schen Lehre. — Ausland 1872. No. 48.
Our Blood Relations; or the Darwinian Theory. London (Simkin) 1872. 84 S. 8. (2 s.)
Bree (C. R.), An Exposition of Fallacies in the Hypothesis of Mr. Darwin. London (Longmans 1872. 438 S. 8. (14 s.) Vergl. Athenaeum 1872. No. 2336.
Frauenstädt (J.), Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens der Menschen. — Unsere Zeit. N. F. VIII. 1. 1872. p. 535. 597.
Darwin und die praktische Philosophie. — Ausland 1872. No. 15.
Schleicher (A.), Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Weimar (Böhlau) 1873. gr. 8. (8 Sgr.)
Rauch (P. M.), Die Einheit des Menschengeschlechtes. Anthropologische Studien. Augsburg (Butsch Sohn) 1872. gr. 8. (2⅓ Thlr.)
Seidlitz (G.), Noch einmal die Brochüre eines Ungenannten „über die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl." — Ausland 1873. No. 6.
v. Hellwald (F.), Die Einheit des Menschengeschlechts (in Bezug auf: Rauch, die Einheit des Menschengeschlechts). — Ausland 1873. No. 7.
Vogt (K.), Stabilität und Entwickelung. Jena (Frommann) 1872. gr. 8. (3 Sgr.)
Kleinpaul, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in seiner Anwendung auf die Psychologie. — Ausland 1873. No. 2.
Oidtmann, Erblichkeit der Eigenschaften. — Der Pionier 1872. No. 157.
Wilkins (P.), Discovery of the Origin of Man. By F. G. S. London (Simpkin) 1872. 32 S. 12. (Satyre).
de Mortillet, L'homme des cavernes. — Revue scientifique. 1872. Mai.
Langerhans (P.), Beiträge zur anatomischen Anthropologie. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 27.
Bonomi (J.), Notes of a new Instrument for measuring the proportions of the Human Body. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 180.
Peschel (O.), Ueber den wissenschaftlichen Werth der Schädelmessungen. — Ausland 1872. No. 10.
Virchow, Vergleichung finnischer und esthnischer Schädel mit alten Gräberschädeln des nordöstlichen Deutschlands. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsbericht. p. 74.
—, The Cranial Affinities of Man and Ape. Boston (Half-hour Recreations in Popular Science No. 25). 54 S. 12. (25 c.)
—, Untersuchung des Neanderthal-Schädels. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsbericht. 1872. p. 157.
Ein neuer Neanderthalschädel. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 226.
v. Bischoff (Th. L. W.), Anatomische Beschreibung eines mikrocephalen 8jährigen Mädchens, Helene Becker aus Offenbach. München (Franz, in Comm.) 1873. 4. (1 Thlr)
—, Gehirn eines Microcephalen. — Sitzungsber. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1872. Vgl. Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 473.
Schüle, Morphologische Erläuterungen eines Microcephalen-Gehirns. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 437.
v. Mierjecevsky (J.), Ein Fall von Mikrocephalie. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsberichte. p. 100.
v. Jhering (H.), Ueber das Wesen der Prognathie und ihr Verhältniss zur Schädelbasis. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 359.
Lissauer, Ueber die Ursachen der Prognathie und deren exacten Ausdruck. — Ebds. V. 1872. p. 409.
Ueber die Entstehung der Verschiedenheit des Geschlechtes. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie, 1872. p. 21.
Virchow, Ueber den Hermaphroditismus beim Menschen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 268.
Pozzi (S.), Sur les altérations séniles du crâne. — Revue d'anthropologie T. I. 1872. p. 93.
Broca (P.), Recherches sur l'indice nasal. — Revue d'anthropologie. T. I. 1872. p. 1.

Hamy (E. T.), Recherches sur les proportions du bras et de l'avant-bras aux différents ages de la vie. — Revue d'anthropologie. T. I. 1872. p. 79.

Harris (S.), On the Hereditary Transmission of endowments and qualities of various kinds. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 3.

Gibb (D.), The physical Condition of Centenarians, as derivid from personal Observations in nine genuine examples. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 78.

Harris (G.), The Comparative Longevity of Animals and of Man. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 69.

Der menschliche Leib im Lichte der Sprache. (Forts.) — Ausland 1872. No. 11. Vgl. 1871 No. 47. 49.

Grandjean (M. C.), Menschenverstand und Thierverstand. — Die Natur 1872. No. 46. f.

Kuhn (E.), Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker. Berlin (Henschel) 1872. 8. (¼ Thlr.)

Ueber Farbensinn in sprachlicher Entwickelung. — Ausland 1872. No. 13.

Hartmann (R.), Beiträge zur zoologischen und zootomischen Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen. — Arch. f. Anatomie, Physiologie etc. 1872. p. 107.

Nissle (C.), Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen. I. Molly, der Chimpanse des Berliner Aquariums. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 201.

—, Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen. — Z. f. Ethnologie V. 1873. p. 50.

v. Helwald (F.), Ueber den Ursprung des Lebens. — Ausland 1872. No 21.

Figuier (L.), The Human Race, illustr. by 243 engrav. on wood, and 8 chromolithograps. London 1872. 550 S. 8. (18 s.)

Faliès (L.), Études historiques et philosophiques sur les civilisations européenne; romaine, grecque, des populations primitives de l'Amérique septentrionale, le Chiapas, Palanqué, des Nahuas, ancêtres des Toltèques, civilisation yucatique, zapotèques, mixtèques, royaume de Michoacan, populations du nord-ouest, du nord et de l'est, bassin du Mississippi, civilisation toltèque. T. I. Paris 1872. 463 S. 8.

Chabas (F.), E'tudes sur l'antiquité historique d'après les sources égyptiennes et les monuments réputés préhistoriques. Paris (Maisonneuve) 1872. 559 S. gr. 8.

Klingender (W.), Abier, Aethiopen und Hyperboreer. Progr. d. Gymnas. zu Gütersloh. 1872.

Burgault (E.), Les Aryens en Orient et les Celtes en Italie. Vannes 1873. 64 S. 8.

Liétard (G.), Les peuples ariens et les langues ariennes. Paris (Masson) 1872. 14 S. 8.

Hoefer (A.), Die Heimath des indogermanischen Urvolkes. — Z. f. vergleich. Sprachforschung. XX. Hft. 5.

Schmidt (J.), Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar (Böhlau) 1872. gr. 8. (12½ Sgr.)

Müller (J. G.), Die Semiten in ihrem Verhältniss zu Chamiten und Japhetiten. Gotha (Besser) 1872. gr. 8. (1⅔ Thlr.)

Stricker, Ethnographische Untersuchungen über die kriegerischen Weiber (Amazonen) der alten und neuen Welt. — Arch. f. Anthrepologie V. 1872. p. 220.

Twesten (C.), Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwickelung. 2 Bde. Berlin (Dümmler) 1872. gr. 8. (4 Thlr.)

Steur (Ch.), Ethnographie des peuples de l'Europe avant Jésus-Christ, ou essai sur les nomades de l'Asie, leurs migrations, leur origine, leurs idées religieuses, leurs caractères sociaux. Étude mise en rapport avec les moeurs des principales nations européennes de race gréco-latine, germanique et slave. 3 vols. Bruxelles (Muquardt) 1872. 8. (24 fr.)

Kohl (J. G.), Die Völker Europas. 2. Aufl. Hamburg (Berendsohn) 1872. gr. 8. (3½ Thlr.)

Die kaukasische Linie. Ihre Entstehung, Entwickelung und gegenwärtige Lage. — Ausland 1872. No. 40.

Obermüller (W.), Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch (bis jetzt 16 Lief.). Leipzig. gr. 8. (à ½ Thlr.)

Bacmeister, Keltische Studien. — Oesterreich. Wochenschr. f. Wiss. u. Kunst. N. F. II. Hft. 41.

v. Maack (P. H. K.), Die Entzifferung des Etruskischen und deren Bedeutung für nordische Archäologie und für die Urgeschichte Europas. Hamburg (Meissner) 1873. 8. (½ Thlr.)

De Quatrefages (J. L. A.), The Prussian Race ethnologically considered to which is appended come account of the bombardement of the Museum of Natural History etc. by the Prussians in January 1871. Transl. by Isabella Innes. London (Virhel) 1872. 100 S. 8. (5 s.)

Finnisch-Ugrisches. — Globus XXI. 1872. p. 108.

Surville-Toussaint, De la race noire. Paris 1872. 16 S. 8.

On the Affinity between the Indo-European and the Bantu Languages. — The Cape Monthly Magaz. III. 1. 1871. p. 298.

Zur Charakteristik des jüdischen Volkes. — Auslsnd 1872. No. 38. 40.

Brüll (A.), Trachten der Juden im nachbiblischen Alterthume. Thl. I. Frankfurt a/M. (St. Goar) 1873. 8. (1 Thlr.)

Lévy (A.), Le deuil et les cérémonies funèbres chez les israélites. Etude historique. Paris 1872. 59 S. 8.

Rösler, Zur Frage von dem ältesten Auftreten der Zigeuner in Europa. — Ausland 1872. No. 17.

Kopernicki (J.), Ueber den Bau der Zigeunerschädel. Vergleichend craniologische Untersuchung. — Arch. f. Anthropologie V. 1872. p. 267.

Miklosich (F.), Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas. Wien (Gerold's Sohn, in Comm.) 1872. 4.

Avé-Lallemant (F. Chr. B.), Die herumziehenden Zigeunerbanden in Deutschland. — Daheim 1872. No. 49.

Zigeunersitten. — Grenzboten 1872. No. 45 f.

v. Hellwald (F.), Der Kampf ums Dasein im Menschen- und Völkerleben. — Ausland 1872. No. 5 f.

Fritsch, Die Bedeutung physiognomischer Darstellungen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 11.

Lindenschmit (L.), Zur Culturgeschichte der Vorzeit. — Globus. XXII. 1872. p. 39. 55.

Fiske (J.), Myths and Myth Maker: Old Tales and Superstitions, interpreted by comparative Mythology. London 1873. 250 S. 8. (10 s. 6 d.)

Bastian (A.), Die Verehrung der Himmelskörper. — Z. f. Anthropologie. IV. 1872. p. 359.

Spiegel (Fr.), Zur vergleichenden Religionsgeschichte. — Ausland 1872. No. 10.

Ploss (H. H.), Die Glückshaube und der Nabelschnurrest; ihre Bedeutung im Volksglauben. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 186.

—, Ueber die Lage und Stellung der Frau während der Geburt bei verschiedenen Völkern. Leipzig (Veit & Co.) 1872. gr. 8. (½ Thlr.)

—, Die ethnologischen Merkmale der Frauenbrust, nebst einem Anhang: das Säugen von jungen Thieren an der Frauenbrust. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 215.

—, Das Männerkindbett (Couvade). — 10. Jahresber. d. Ver. v. Freunden d. Erdkunde in Leipzig (1871) 1872.

Stricker, Ethnographische Notizen über den Kindermord und die künstliche Fruchtabtreibung. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 451.

Dancing Parsons: a Treatise on Dancing as a Religions Exercise, showing its Rise, Progress, and Ultimate Development in there Latter Days. London (Simpkin) 1871. 16 S. 8. (3 d.)

Hassencamp (R.), Der Regenzauber. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. — Ausland 1872. No. 29.

Friedel, Ueber symbolische Eiersteine. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 267.

Menschenköpfe als Trophäen bei wilden Völkern. — Globus XXI. 1872. p. 340.

Menschenopfer bei Begräbnissen. — Globus XXIII. 1873. p. 60.

Andree (R.), Neue Untersuchungen über die Steinzeit. — Grenzboten 1872. No. 47.
Virchow, Ueber die Deutung und die Bereitung der Steingeräthe. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 289.
Steinbeile aus Nephrit oder Jade. — Correspondenzbl. d. deutschen Gesellschaft f. Anthropologie. 1872. p. 46.
Zink, Die Gräber der Bronzezeit in ihren Beziehungen zu denen der Steinzeit. (Forts.) — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 9. 37.
Ganzhorn (W.), Die Gräber der Bronzezeit in ihren Beziehungen zu denen der Steinzeit. — Ebds. 1872. p. 64.
Bainer (Th.), The existence of the Unicorn. — The Traveller. 1872. p. 52.
Zur Geschichte der Gefässe. Nach dem deutschen Centralmuseum für Völkerkunde. — Ausland 1872. No. 12. 14. 16.
v. Ledebur, Ueber die deutsche Urnenliteratur vom 16. — 18. Jahrhundert. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 17.
Berendt (G.), Die pommerellischen Gesichtsurnen. Königsberg (Koch, in Comm.) 1873. gr. 4. (1 Thlr.)
Lissauer, Bericht über die Abhandlung Dr. Berendt's „über Gesichtsurnen“. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. No. 2.
Ebers (G.), Ueber Gesichtsurnen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 90.
Steudel (A.), Ueber die Pfahlbauten. Vortrag. Lindau (Stettner, in Comm.) 1872. Hoch 4.
Gutberlet (C.), Die Pfahlbauten und ihr Zusammenhang mit dem Alter der Menschheit. Münster (Russel) 1872. gr. 8. (3 Sgr.)
v. Martens, Ueber die Verwendung von Conchylien bei verschiedenen Völkern. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1872. p. 21. 65. 154.
Mumien. — Ausland 1872. No. 51.
Tättowirung oder Aetzschrift. — Ausland 1873. No. 3 f.
Franke (A. W.), Description of the Tattood Man from Burmah. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 228.
Virchow, Ueber den tättowirten Sulioten Costanti. Mit Bemerkungen von Bastian. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 201.
Maurer (F.), Runen und Runensteine. — Das Ausland 1872. No. 19.
Ueber berauschende Genussmittel. — Ausland 1872. No. 34.
Meitzen, Ueber Bildung von Dörfern und deren nationale Bedeutung. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 134.
v. Düringsfeld (J.) und O v. Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen. Bd. I. Leipzig (Fries) 1872. Lex. 8. (6 Thlr.)
Crecelius (W.), Kosenamen. — Z. f. deutsche Philologie. IV. 1872. p. 344.
Ueber den Luxus in der Gegenwart. — Unsere Zeit. N. F. VIII. 2. 1872. p. 480.
Luxusgerichte. — Ebds. VIII. 1. 1872. p. 771.
Martins (Ch.), Les populations végètales, leur origine, leur composition, lesers migrations sous l'influence des causes naturelles et par celle de l'homme. Paris 1872. 29 S. 8.
Die Pflanzen in der Sagenwelt. — Ausland 1872. No. 29.
Heer (O.), Ueber den Flachs und die Flachscultur im Alterthum. Eine culturhistorische Skizze. — Neujahrsbl. d. Naturforsch. Ges. in Zürich. 1872.
Braun (A.), Ueber fossile Pflanzenreste als Belege für die Eiszeit. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 152.
Schleiden (M. J.), Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Leipzig 1873. (2⅔ Thlr.)
Stricker (W.), Die Feuerzeuge; eine kulturhistorische Skizze. — Im neuen Reich 1873. I. p. 485.
Ascherson (P.), Ueber einige als Zunder dienende Substanzen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 55.
Pauli (C.), Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen. München (Augustin) 1873. gr. 8. (¼ Thlr.)
Weiss (H.), Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom

14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 11.–14. (Schluss-) Lieferung. Stuttgart (Ebner & Seubert) 1872. gr. 8. (à 24 Sgr.)
Gesetze und Sitten. — Ausland 1872. No. 26.
Zur Geschichte der Arbeit in Colonien. — Ausland 1872. No. 15 ff.
De Beauvoir, Pekin, Jeddo and San Francisco. The Conclusion of a Voyage round the World. Transl. from the French by Agnes and Hellen Stephenson. London (Murray) 1872. 300 S. 8. (10 s. 6 d.)
Lehr (E.), Scènes de moeurs et récits de voyage dans les cinq parties du monde. 3. et 4. Série. Paris (Berger-Levrault & Co) 1872. 8. (à 18 Sgr.)
Prince (E. D. G.), Around the World. Sketches of Travel through many Lands and over many Seas. With numerous Illustr. New-York 1872. 455 S. 8. (6 Thlr.)

Europa.

Deutschland.

Meyer (L.), Zur Germania des Tacitus. — Z. f. deutsche Philologie. IV. 1872. p. 173.
d'Arbois de Jubainville (H.), Les Cimbres et les Kymri. — Revue archéol. XXIV. 1872. p. 39.
Dahn (F.), Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes. — Im neuen Reich. 1872. I. p. 281.
Riecke (C. F.), Die Schichtung der Völker und Sprachen in Deutschland. Gera (Strebel) 1872. gr. 8. (16 Sgr.)
Das römisch-germanische Museum in Mainz. — Globus. XXII. 1872. No. 16 ff.
Friedländer (J.), Funde römischer Münzen im nordöstlichen Deutschland. — Z. f. Ethnologie IV. 1872. p. 162.
Friedel (E.), Ueber Knochenpfeile aus Deutschland. – Archiv f. Anthropologie. V. 1872. p. 359.
Meitzen (A.), Die deutschen Dörfer nach Form ihrer Anlage und deren nationaler Bedeutung. Berlin (Wiegandt & Hempel) 1872. gr. 8. (¼ Thlr.)
v. Hellwald (F.), Der Streit über die Race prussienne. — Ausland 1873. No. 5 f.
Friederici (W.), Ueber altpreussische Gräber und Bestattungsgebräuche. Vortrag gehalten in der Aula der Realschule zu Wehlau. Königsberg 1872. gr. 8. vgl. Altpreuss. Monatsschr. 1872. Heft 2.
Dewitz (H.), Ueber altpreussische Begräbnissstätten an der Samländischen Küste und in Masuren; mit Bemerkungen von Virchow. — Z. f. Ethnologie. Sitzungbericht 1872. p. 177.
—, Eine altpreussische Wohnstätte bei Aweninken. — Ebds. p. 183.
Altpreussische Hochzeit und altpreussische Götter. — Ausland 1873. No. 10.
Festliche Gebräuche in Preussisch-Littauen. — Globus XXIII. 1873. p. 58.
Rubehn, Urgeschichtlicher Fund in Westpreussen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. No. 1.
Jaquet (G.), Bilder aus dem unteren Weichselgebiet. — Aus allen Welttheilen III. 1872. p. 201.
Virchow, Ueber ein Gräberfeld bei Zaborowo (Prov. Posen). — Z. f. Ethnologie IV. 1872. Sitzungsber. p. 47.
v. Gentzkow, Todtenurnen aus einem Gräberfelde bei Zlotowo (Prov. Posen). — Z. f. Ethnologie IV. 1872. Sitzungsber. p. 8.
Ein Urnenfeld bei Lussowo in der Provinz Posen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 15.
Witt, Pfahlbauten von Alt-Görtzig (Prov. Posen). — Z. f. Ethnologie. Sitzungsbericht 1872. p. 175.
Crüger (G. A.), Ueber die im Regierungsbezirk Bromberg (Alt-Burgund) aufgefundenen Alterthümer und die Wanderstrassen römischer, griechischer, gothischer und keltischer

Heere von der Weichsel nach dem Rheine. Mit einem Anhange: Ueber die Verbindung einiger Gesänge der Edda mit der positiven Geschichte. Mainz 1872. 8. (1⅓ Thlr.)

Kattner, Stärke und Vertheilung des deutschen und polnischen Elements in Posen. — Grenzboten 1873. No. 11.

Noack, Ueber eine alte Ansiedelung am Mühlbach unterhalb Cöslin und einige andere Alterthumsfunde aus der Nachbarschaft. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 215.

Virchow (R.), Ausgrabungen in dem Pfahlbau bei Bonin am Lüptow-See in Pommern. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1872. p. 165.

Krasiski, Das Gräberfeld bei der Persanziger Mühle. Danzig (Anhuth, in Comm.) 1873. gr. 8. (16 Sgr.)

Kauffmann (W.), Ausgrabungen in Pommerellen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 68.

Lissauer, Alt-pommerellische Schädel. Ein Beitrag zur germanischen Urgeschichte. Danzig (Anhuth, in Comm.) 1873. gr. 8. (1 Thlr.)

Berendt (G.), Die Pommerellischen Gesichtsurnen. Berlin (Friedländer u. S., in Comm.) 1873. 4. (1⅓ Thlr.)

Noack, Ueber Elen- und Renthiergeweihe aus Hinterpommern. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p 200.

Wagener (R.), Aus der Hünenzeit. (Hünengrab auf der Feldmark Darsow, Kreis Stolpe.) — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 13.

Virchow, Ueber ein Gräberfeld bei Alt-Lauske (Kreis Birnbaum) und einige andere Alterthümer. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 241.

—, Ueber eine alte Zufluchtsstätte im Boisiner See bei Belgard in Pommern. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 198.

Meitzen, Ueber Bronzefunde bei Damerow in Pommern. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1872. p. 173.

Virchow, Ausgrabungen auf der Insel Wollin. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 58.

Münter, Ueber einen Renthierfund in Neu-Vorpommern. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 43.

Die Burgwälle der Insel Rügen nach den auf Befehl Sr. Maj. des Königs im Sommer 1868 unternommenen Untersuchungen. Stettin. 8.

Virchow, Renthierkeule aus einer Torfwiese bei Neu-Brandenburg. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. IV. 1872. p. 276.

—, Knochengeräthe von Georgenhof bei Neu-Strelitz — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsbericht p. 4.

Lisch (G. C. F.), Römergräber in Mecklenburg. 2. Heft. Schwerin (Stiller, in Comm.) 1873. gr. 8. (8 Sgr.) Vgl. Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie 1872. p. 32 und Z. f. Ethnologie. IV. Sitzungsber. p. 92.

v. Hammerstein, Ueber die Bedeutung des Wortes Obotriten. — Jahrb. d. Ver. f. meklenburg. Gesch. Jahrg. XXXVI.

—, Spuren Wendischen Götzendienstes in den Benennungen des Festbrotes. — Ebds.

v. Martens, Ueber Schnecken in einem Burgwall bei Lübeck. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 69.

Jessen (C.), Ueber eine alte Arbeitsstätte für Steinäxte bei Hohenstein in Schwannsen unweit Eckernförde. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 223.

Hansen (C. P.), Das Nordseebad Westerland auf Sylt und dessen Bewohner. Altona (Uflacker) 1872. 8. (1 Thlr.)

Löbe (W.), Land und Leute in Angeln. — Buch der Welt. 1872. No. 30.

Handelmann (H.). Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt. 1870, 1871, 1872. Kiel (Schwers) 1873. gr. 8. (28 Sgr.)

Siegwart (K.), Die vorweltlichen Menschen der Scheven-Lache in der Mark Brandenburg. — Spenersche Ztg. 1872. No. 52.

Friedel, Ueber die Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Wohnstätte im Vollkropp bei Cöpenick. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 246.

Friedel, Ueber eine alte Wohnstätte bei Wilmersdorf in der Nähe von Berlin. — Ebds. p. 248.
Verzeichniss der prähistorischen Alterthümer des historischen Vereins zu Brandenburg a. H. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 265.
Virchow, Ueber moderne Pfahlanlagen und Küchenabfälle in Berlin. — Z. f. Ethnologie IV. 1872. Sitzungsber. p. 123. 132.
Ahrendts (H.), Ueber ein Steinkammer-Grab bei Tempelberg (Mark). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 211.
Die Hünengräber der Altmark. — Beil. z. Deutschen Reichs-Anzeiger. 1872. No. 24.
Lehfeldt (W.), Antiquitäten aus der Oberlausitz. — Rübezahl. N. F. XI. Heft 9.
Virchow, Ueber Gräberfelder und Burgwälle der Nieder-Lausitz und des überoderischen Gebietes. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 226.
Andree (R.), Slawische Gänge durch die Lausitz. — Unsere Zeit. N. F. VIII. I. 1872. p. 307. 479.
Beyersdorff, Slawische Städtenamen in Schlesien. — Rübezahl. N. F. XI. Heft 9.
Aus deutschen Landschaften. Westschlesien und seine Bewohner. — Globus XXII. 1872. p. 316. 330.
Brückner, Ueber den heutigen Gebrauch von Schlitten-Knochen in Schlesien. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 42.
Riedel (R.), Volksthümliches vom und am Zobten. — Rübezahl. N. F. XII. Heft 6.
Die Knochenreste bei Heiligenstadt. — Ausland 1872. No. 35.
Klopfleisch (F.), Ausgrabungen bei Camburg an der Saale. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. für Anthrogologie. 1872. p. 46.
Virchow, Ueber Spuren alter Ansiedlungen in der goldenen Aue. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 258.
Spuren von Pfahlbauten bei Leipzig. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. für Anthropologie 1873. No. 2.
Legrelle, Voyage en Thuringe. — Le Tour du Monde. No. 625.
Braun (A.), Schlackenwall auf der Hünenkoppe bei Blankenburg (Thüringen). — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. IV. 1872. p. 277.
Virchow, Ueber bewohnte Höhlen der Vorzeit, namentlich die Einhornshöhle im Harz. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 251. 273.
Wibel (F.), Pfahlbau bei Nincopf an der Elbe. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 70.
Kohl (J. G.), Nordwestliche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. 2. Aufl. 2 Thle. Bremen (Kühtmann & Co.) 1872. 8. (2⅔ Thlr.)
Müller, Ausgrabungen und Beiträge zur Statistik vorchristlicher Denkmäler. 1. Ausgrabungen: Stemmermühlen. Rethem. Lohe. Nordheim. Hedemünden. 2. Zur Statistik: Das Steindenkmal bei Deitingshausen. Basdahl. — Arch. d. Ver. f. Gesch. u. Alterth. der Herzogth. Bremen u. Verden. IV. 1871. p. 337.
Horstmann, Ueber Urnen von besonderer Form aus Hannover und den benachbarten sächsischen Gebieten. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 209.
Horstmann, Ueber Ausgrabungen in den Aemtern Blekede und Danneberg (Hannover). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 7.
Lisch, Ueber den Fund eines Menschenschädels im Elbboden bei Dömitz. Mit Bemerkungen von Virchow. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 7. 71.
Kohl (J. G.), Ueber die Herkunft der Bevölkerung der Stadt Bremen. — Z. f. deutsche Culturgeschichte. N. F. I. 1872. p. 37.
Poppe (F.), Aus deutschen Landen. Das Saterland. — Globus XXII. 1872. p. 182. 198.
Zur Kennzeichnung der alten Friesen. — Globus XXI. 1872. p. 298.
Schmidt, Drei Märchen aus dem Ammerlande. — Ausland 1872. No. 8.
Virchow, Ueber westfälische Dolicho- und Brachycephalen-Schädel. — Z. f. Anthropologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 191.
v. Dechen u. Schaaffhausen, Ausgrabungen in der Höhle bei Balve. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 42. 79.

Aschenurne aus dem Kieslager bei der Porta Westphalica. — Correspondenzbl. d deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 40.

Das Museum der Alterthümer in Wiesbaden. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. No. 2.

Alte Ansiedelungen am Laacher See. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 40.

Diehl, Einige eigenthümliche Ausdrücke im vorderen Odenwald. — Arch. f. hessische Gesch. u. Alterthumsk. XIII. 1872. Heft 1.

Bauer (Fr.), Schlangen und Krödenjagen in der untern Ostenau (Grossh. Baden). — Z. f. deutsche Philologie. IV. 1872. p. 70.

Leiner (L.), Pfahlbauten in Constanz. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 31.

Funde aus der Römerzeit in Konstanz. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 86.

Buck, Zur Ethnologie der Bodenseegegend. – Schriften d. Ver. f. Gesch. des Bodensees. Heft 3. 1872. p. 18.

Haager, Ueber Sitten und Gebräuche am Bodensee. — Ebds. p. 49.

Steudel (A.), Ueber Pfahlbauten. — Ebds. p. 66.

Birlinger (A.), Volksthümliches aus Schwaben. — Germania XVII. 1872. p. 79.

—, Zur Mythologie und Sprache des Niederrheins. — Ebds. p. 77.

v. Seydlitz (G.), Der Schwarzwald; Land und Leute. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 331.

Fraas (O.), Resultate von Ausgrabungen im Hohlenfels bei Schelklingen. — Württenberg. naturwiss. Jahreshefte. XXVIII. 1872. p. 21.

Sandberger (F.), Uebersicht über die prähistorischen Ueberreste Unterfrankens. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. No. 10.

—, Ueber die bisherigen Funde im Würzburger Pfahlbau. – Arch. d. hist. Ver. f. Unterfranken u. Aschaffenburg. Bd. XXI. 1871.

Virchow, Die Knochenhöhle im Schelmengraben bei Regensburg. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 5.

Zittel (K. A.), Die Räuberhöhle am Schelmengraben; eine prähistorische Höhlenwohnung in der bayerischen Oberpfalz. — Sitzungsber. d. Münchener Akademie d. Wiss. math. physik. Cl. 1872. p. 28. Vgl. Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 325. 226.

Pfahlbauten im Starnberger See. — Deutscher Reichs-Anzeiger. 1873. No. 69.

Grad (Ch.), Skizzen aus Elsass und den Vogesen. — Ausland 1872. No. 36 f. 51.

Zur Beurtheilung der Sprachverhältnisse in Elsass-Lothringen. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 241.

Delitsch (O.), Der Wasgenwald. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 100.

Oesterreich-Ungarn.

Menschliche Ueberreste aus dem Diluvium in Böhmen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 13.

Födisch (J. E.), die alten Wallbauten Böhmens. - Mitthl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Jahrg. X. No. 4.

Andree (R), Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien. Bielefeld und Leipzig (Velhagen u. Klasing). 1872. 284 S. 8.

Der deutsche Bezirk Nikitnitz in Böhmen. — Globus XXI. 1872. p. 94.

Rhinocerosreste bei Karlsbad. — Ausland 1872. No. 9.

Vogel (J. F.), Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem J. 1538. — Mitthl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Jahrg. XI. No. 1.

Mährens vorgeschichtliche Thierwelt — Ausland 1872. No. 45 f.

Ficker (A.), Beschäftigung und Erwerb der Bewohner des österreichischen Alpengebiets. — Jahrb. d. österreich. Alpen-Vereins. VII. 1871. p. 221.

Wolff (A.), Le Tyrol et la Carinthie. Moeurs, paysages, légendes. Paris 1872. 380 S. 18. (3 fr. 50 c.)
Zingerle (J.), Die Deutschen in Südtirol und ihre Sagen. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 166.
Das Deutschthum in Wälschtirol. — Ausland 1872. No. 12.
Steub (L.), Ueber rhäto-romanische Studien. — Ausland 1872. No. 27 ff.
Die alten Wohnsitze der Romänen. — Ausland 1872. No. 22.
Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten. Lief. 5. 6. Leipzig (Brockhaus) 1872. Imp. 4. (à 2 Thlr)
(Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana), Der Golf von Buccari-Porto Rè. Bilder und Skizzen. Prag (Mercy) 1871. 4.
Klun, Die Slovenen. — Ausland 1872. No. 11 ff. 14. 20. 23.
Szaraniewicz (J.), Kritische Blicke in die Geschichte der Karpaten-Völker im Alterthum und im Mittelalter. Lemberg (Wild, in Comm.) 1873. gr. 8. (1 Thlr.)
Kolberg (O.), Ethnographisches aus dem Krakauer Gebiet. — Mitthl. d. Wiener geograph. Ges. XV. 1872 p. 174.
Obermüller (W.), Die Abstammung der Magyaren mit einer Einleitung über die keltischen Wanderungen und die heutigen europäischen Völker. Wien (Herzfeld u. Bauer) 1872. gr. 8. (18 Sgr.)
—, Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen? Nebst einer Erörterung über die Bedeutung der Zahlwörter. — Oesterreich. Wochenschr. f. Wiss. und Kunst. N. F. II. Heft 35.
Ethnographische Verhältnisse in Ungarn. — Ausland 1872. No. 10 f.
v. Hellwald (F.), Die niederländischen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen. — Oesterreich. Wochenschr. f. Wiss. u. Kunst. N. F. II. Heft 39.
Braun (K.), Tokoj und Jókaj. Bilder aus Ungarn. Berlin (Stilke) 1872. 8. (1 Thlr. 26 Sgr.)
A magyar népdalról. (Ueber das ungarische Volkslied). Pest 1872. 8. Vergl. Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes. 1872. p. 539.
Reisebriefe aus Siebenbürgen. Forts. — Kölnische Ztg. 19, 25. Sept., 16., 19., 27., 31. Dec. 1871, 1. Jan. 1872.
Obermüller (W.), Die Herkunft der Sekler und die atlantidisch-indische oder Zigeuner-Race. Wien (Gebr. Winter) 1873. gr. 8. (12 Sgr.)
—, Die Herkunft der Sekler. — Oesterreich. Wochenschrift. N. F. II. 1872.
Zöllner (R.), Die Sachsen in Siebenbürgen. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 6.
Die letzten deutschen Einwanderungen im Siebenbürger Sachsenlande. — Im neuen Reich. 1872. II. p. 855.

Die Schweiz.

Berlepsch (H. A.), Alperne, Billeder af Naturen og Folkelivet. Efter Originalens 4de Opl. Paa Dansk ved. J. Collin. 1. Heft. Kopenhagen (Gyldendal) 1872. 8. (40 s.)
Dixon (W. H.), The Switzers. London (Hurst & B.) 1872. 374 S. 8. (15 s.)
Hungerbühler (H), Vom Herkommen der Schwyzer. — Mitthl. zur vaterländ. Gesch. N. F. Heft 4. St. Gallen. 1872.
Heer (O.), Le monde primitif de la Suisse. Basel (Georg) 1872. gr. 8.
Hartmann (R.), Einiges über Pfahlbauten, namentlich der Schweiz, sowie über noch einige andere, die Alterthumskunde Europas betreffende Gegenstände. Forts. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 88.
Die alamannischen Denkmäler in der Schweiz. — Mitthl. d. antiquar. Ges. in Zürich. Bd. XVIII. Heft 3.
Zorn (Th.), Land und Volk in Appenzell. — Globus XXI. 1872. p. 209. 225.
Herzog (J.), Refugium auf dem Nack-Gütschi bei Kirch-Leerau (Ct. Aargau). — Anzeiger f. Schweizer Alterthk. 1872. No. 1.
Messikommer (J.), Die Nachgrabungen auf den Pfahlbauten Robenhausen und Niederweil in den Jahren 1870 bis und mit 1872. — Ausland 1873. No. 5.

Keller (F.), Aelteste Spur einer Niederlassung in den Urkantonen. — Anzeiger f. Schweizer Alterthumk. 1872 No. 3.

Pfahlbaufunde am Bielersee. — Arch f. Anthropologie V. 1872. p. 226.

Gross (V.), La station de l'âge de la pierre de Locras (Lücherz). — Anzeiger f. Schweizer Alterthk. 1872. p. 334.

Keller (F.), Die Pfahlbauten in und um Zürich. — Anzeiger f. Schweizer Alterthk. 1872. p. 329.

Stutz (J.), Der neulich entdeckte Pfahlbau am Baldegger- oder Heideggersee im Ct. Luzern. — Anzeiger f. Schweizer Alterthk. 1872. No. 1.

Pfahlbauten im Engadin. — Correspondenzbl d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 32.

Keller (F.), Der Matronenstein, Pierre aux Dames, bei Genf. — Anzeiger f. Schweizer Alterthumsk. 1872. p. 336.

Frankreich.

Roget de Belloguet, Ethnographie gauloise, ou Mémoires critiques sur l'origine et la parenté des Cimmériens, des Cimbres, des Ombres, des Belges, des Ligures et des anciens Celtes. Introduction. 1re partie. Glossaire gaulois. 2e édit. Paris (Maissonneuve & Co.) 1872. XXI. 456 S. 8. (9 fr.

de Tremaudan, Études celto-bretonnes Noms des communes et rivières (Ille et Vilaine). Etymologie et observations philologiques établissant l'existence, au 12e siècle, de la langue celtobretonne en Haute-Bretagne. Renne 1872. 71 S. 8.

Halléguen (E.), Armorique et Bretagne, origines armorico-bretonnes. T. III. Histoire politique et religieuse. Paris 1872. XII, 282 S. 8.

Van der Kindere (L.), Betrachtungen über die Ethnologie Frankreichs. — Globus XXI. 1872. p. 236. 261.

Cranile (A.), Solutré, ou les chasseurs de rennes de la France centrale. Histoire préhistorique. Paris (Hachette & Co.) 1873. 200 S. 8.

Cazalis de Foudouce (P.), Les temps préhistoriques dans le sud-est de la France. I. Paris 1873. 90 S. 4.

de Baye (J.), Histoire naturelle de l'homme, époque de la pierre polie, grottes préhistoriques de la Marne. Paris 1872. 15 S. 8.

—, Communication sur les grottes préhistoriques de la Marne, faite au congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique de Bruxelles. Paris 1872. 37 S. 8.

de Ferry (H.), Le Mâconnais préhistorique. Mémoire sur les âges primitifs de la pierre, du bronze et du fer en Mâconnais et dans quelques contrées limitrophes. Paris 1872. VIII, 199 S. 4.

Bulliot, Fouilles de Bibracte. Suite. — Revue archéol. XXIII. 1872. p. 235. 321. XXIV. p. 52.

Flouest (E.), Les fouilles du Magny-Lambert (Côte-d'Or). — Revue archéolog. XXIV. 1872. p. 346. XXV. 1873. p. 111.

Tholin (G.), Note sur un cimetière antique à Razimet (Lot-et-Garonne). — Revue archéolog. XXV. 1873. p. 48.

Flouest (E.), Le Tumulus du bois de Langres et les tumulus du Chatillonnais. — Revue archéol. XXIV. 1872. p. 317.

Fox (A. L.), Report on a Collection of Implements from Saint Brieuc, Normandy. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1872. p. 68.

Vasseur (Ch.), Le Souterrain de Carves. Caen 1872. 8. (Extr. du Bull. monument. publ. à Caen).

de Cessac, L'homme préhistorique dans la Creuse. Le Souterrain-refuge de Langlard, commune du Grand-Bourg (Creuse). Caen 1872. 12 S. 8.

Fihol (H.), Description des ossements de Felis spelaea découverts dans la caverne de Lhern (Ariége). Paris (Masson & fils) 1872. 122 S. 8.

Grasilier (P. Th.), Recherches à Chérac et à Pons. — Revue archéolog. XXV. 1873. p. 62.

Braun (A.), Ueber die vorgeschichtlichen Wohnsitze des Menschen unter der jetzigen Stadt Bordeaux. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 57.

Brassart (F.) Fêtes populaires aux XVIe siècle dans les villes du nord de la France et particulièrement à Valenciennes (1547 et 1548); publ. d'après les manuscrits de Noël Le Boucq et de Sire Simon Le Boucq. Douai 1872. 38 S. 8.

Lauser (W.), Reiseskizzen aus Südfrankreich und Corsica. — Unsere Zeit. N. F. VIII. 2. 1872. p. 244. 619.

Belgien. Die Niederlande. England.

Virchow, Ueber die Urbevölkerung Belgiens. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 282.

Friedel (E.), Ueber niederländische Alterthümer. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 33.

Oetker (Fr.), Der Sprachen- und Rassenstreit in Belgien. — Preuss. Jahrb. XXIX. 1872. p. 257.

Charnock and Carter Blake, On the physical, mental, and philological Characters of the Wallons. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 10.

Vlämische und wallonische Kirmesspiele. - Illustr. Ztg. 1872. No. 1524.

v. Reinsberg-Düringsfeld (O.), Die Riesen in Belgien. — Vossische Ztg. Sonntags-Beilage 1872. No. 33.

Dupont (E.), Les temps préhistoriques en Belgique. L'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinant-sur Meuse. 2e édit. Bruxelles 1872. 8. (2⅔ Thlr.)

Briart (A.), Cornet (C.) et Houzeau de Lahaie (A.), Rapport sur les découvertes géologiques faites à Spiennes en 1867. Mons 1872. 8.

Peterssen (F. C.), Skizzen aus dem Brüsseler Volksleben. Kirmess zu Laeken. — Ausland 1872. No. 35.

Weijenbergh (H.), Over onlangs ontdekte fossiele menschenbeenderen. — Isis. 1872. No. 8.

Die Wohnhäuser in der Zaangegend. — Ausland 1872. No. 45.

Bilder aus England und Wales — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 219.

Kauffmann (W.), Ueber alte Menschengräber in der Nähe von Hull (England). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 281.

Hardwick (Ch.), Traditions, Superstitions, and Folk-Lore (chiefly Lancashire and the North of England); their Affinity to others in widely distributed Localities. London (Simpkin) 1872. 324 S. 8. (7 s. 6 d.)

Entdeckung eines Druidentempels (Grafschaft York). — Correspondenzbl. d. deutsch. Gss. f. Anthropologie. 1872. p. 64.

Die neu entdeckten Höhlenwohnungen bei Andover, Hampshire — Globus XXI. 1872. p. 223.

Francis (G. G.), Stone Implements from Paviland. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1872. p. 2.

Freien und Heirathen in Schottland. — Ausland 1872. No. 22.

Westropp (H. M.), On Ogham Pillar Stones in Ireland. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of Great Britain. II. 1872 p. 217.

Joyce (P. W.), Irish Local Names explained. 3^d edit. Dublin (Mc Glashan) 1872. 108 S. 8. (2 s.)

Jeffcott, Mann, its Names and their Origins. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 159.

Adams (L.), On a Series of Implements from the Islands of Guernsey and Herm. — Journ. of the Anthropol. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 68.

Dänemark. Schweden und Norwegen.

Virchow, Ueber den Schädel von Kay Lykke. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 225.

Mestorf (J.), Ueber Gesichtsurnen von Möen. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. 1872. p. 184.

Maurer (K.), Zur Urgeschichte der Godenwürde. — Z. f. deutsche Philologie. IV. 1872. p. 125.

Island und die Isländer. — Unsere Zeit. N. F. VIII. 1872. p. 600. 681.

Mestorf (J.), Die von der schwedischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen archäologischen Zeitschriften. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 347.
—, Weiteres Archäologisches aus Schweden. — Ebds. p. 347.
—, Aus Dänemark. — Ebds. p. 348.
Römische Funde in Skandinavien. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1873. No. 1.
R. Aspelin's archäologische Forschungen im südlichen Oesterbotten und alten Barmien. — Russische Revue. I. 1872. Heft 4.
Shairp (Th.), Up in the North; Notes on a Journey from London to Luleä and into Lapland. London (Chapman & H.) 1872. 250 S 8. (9 s.)
Friis (J. A), En Sommer i Finmarken, Russisk Lapland og Nordkarelen. Skildringer af Land og Folk. M. 24 Taff. Christiania 1872. (1 Sp. 108 ss.)
—, Wanderungen in den drei Lappländern. — Globus XXII. 1892. p. 1. 17. 49. XXIII. 1873. p. 33.
—, Lappisk Mythologi, Eventyr og Folkesagn. Christiania 1872. 8. (1 Sp. 30 ss.)
Prof. Frijs über die Zauberer bei den Lappen. — Globus XXI. 1872. p. 316.
Frauberger (H.), Der Besitz der Nomadenlappen — Ausland 1872. No. 13.

Das europäische Russland..

Howorth (H. H.), The Westerly drifting of Nomades from the fifth to the nineteenth Century. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 205.
Russland. Land, Staat und Volk. Thl. I. II. Prag (Kober) 1872. 888 u. 384 S. 8 (3 Thlr. 6 Sgr.)
Bilder aus Russland. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 339. 356.
Barchwitz, Ueber russische Racentypen — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsberichte. p. 14.
v. **Reinsberg-Düringsfeld**, Russische Volkserzählungen. — Ausland 1872. No. 50.
Aus dem Völkerleben der Russen — Globus XXII. 1872. p. 369.
Die Altgläubigen und die Secten in Russland. — Globus XXIII. 1873. p. 85.
Barsof (N.), Die geistlichen Lieder der Sekte der Gottesleute. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Ethnographie. IV. 1871. p 1.
Oschanski (J. G.), Die Juden in Russland. Skizzen und Untersuchungen. Thl. 1. St. Petersburg 1872. 233 S. 8. (Russisch.)
Im weissen Meer und an der Dwina. — Globus XXI. 1872. p. 353. 369.
Russische Niederlassungen an der Grenze von Norwegen. — Globus XXII. 1872. p. 271.
Mehwald, Zur Kennzeichnung der Finnen im hohen Norden. — Globus XXI. 1872. p. 328.
Hjelt (O.), Ueber die Finnen und ihren Charakter. — Z. f. Ethnologie. Sitzungsber. IV. 1872. p. 89.
Israel (C. Chr.), Kalewipoeg oder die Abenteuer der Kalewiden. Eine estnische Sage. Frankfurt a. M. (Heyder und Zimmer) 1872. 16. (12 Sgr.)
Mikuzki (S.), Ueberreste der Sprache der polabischen Slawen — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Ethnographie. IV. 1871. p. 221.
Ueber Grewingk's Buch, Ueber heidnische Gräber Russisch-Litauens. Dorpat 1870. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 227.
Galkin (N.), Erklärende Note zur ethnographischen Karte des Königreichs Polen. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Ethnographie. IV. 1871. p. 155.
Les études préhistoriques en Pologne. — Revue d'anthropologie. T. I. 1872. p. 161.
Die Tataren in Kasan und in der Krim. — Globus XXII. 1872. p. 257.
Die Tataren in der Krim. — Ausland 1872. No. 19.
Remy (F.), Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Leipzig (Berndt) 1872 8. 1⅓ Thlr.
Am Südgestade der Krim. — Globus XXII. 1872. p. 289.
Ueber das permische Volk der Wogulen. — Ausland 1893. No. 11.

Die Pyrenäische Halbinsel.

Obermüller (W.), Ueber den Ursprung der Basken Wien (Herzfeld u. Bauer) 1872. 8. (2 Sgr.)

Webster (W.), On certain points concerning the origin and relations of the Basque Race. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain II. 1872. p. 50.

Neu entdeckte Pfahlbauten in den Pyrenäen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 14.

(Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana), Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Bd. I. Die eigentlichen Balearen. Leipzig (Brockhaus) 1871. 4. (Nicht im Buchhandel.)

Italien.

Virchow, Ueber italienische Craniologie und Ethnologie. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 31.

Cuno (J. G.), Die Ligurer. — Rhein Mnseum f. Philologie. N. F. XXVIII. p. 193.

Capellini, Ueber das Vorkommen von Bernstein im Bolognesischen und an anderen Punkten Italiens. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 198.

Scavi della Certosa presso Bologna. — Bullett. dell'Instit. di corrispond. archeol. 1872. p. 12.

v. Düringsfeld (Ida), Volksgebräuche in Bologna. — Ausland 1872. No. 24.

Finzi (F.), Ueber die Auffindung von Bronzefibeln im Vibrata-Thale. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 69.

Bonizzi (P.), Relazione e conclusioni sugli scavi fatti nella terramare del Montale nel settembre 1872. Modena 1872. 36 S. 8.

Bertolini (F.), Della provenienza degli Etruschi. — Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. Vol. XX. Fasc. V.

Wibel (F.), Die Etrusker und die chemische Analyse. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 62.

Die Necropole der alten etrurischen Stadt Felsina. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1871. p. 15.

Lauth, Ueber die Racenhaftigkeit der Römer. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1873. No. 1.

Klügmann (A.), Ein lateinisches Pompeji im Albanergebirge. — Im neuen Reich. 1872. I. p. 874.

Virchow, Ueber ein archaisches Thongefäss von Alba Longa. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872 Sitzungsber. p. 221.

Oliver (S. P.), Non-Historic Monuments of the Mediterranean (Malta). — Athenaeum 1872. No. 2350.

Die europäische Türkei und Griechenland.

Farley (J. L.), Modern Turkey. London (Hurst & B.) 1872. 366 S. 8. (14 s.)

Engelhardt (E.), Division ethnographique de la Turquie d'Europe. — Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 327.

Leitner (G W.), A Lecture on the Races of Turkey (both in Europa and Asia), and the State of their Education. Lahore 1871. 8.

v. Hellwald (Fr.), Die Ethnologie der Balkanländer. — Ausland 1872. No. 49 f.

Sandreczki (C.), Türkische Sprüchwörter und einige Weisheitssprüche. — Ausland 1872. No. 51.

Thirty Years in the Harem; or, the Authobiography of Melek Hanum, Wife of H. H. Kibrizli Mehemet-Pasha. London 1872. 430 S. 8. (5 Thlr. 18 Sgr.)

Harvey (Mrs), Türkische Harems und circassische Heimath. Leipzig (Schlicke) 1872. 8. (1⅓ Thlr.)

Gauthey (L.), A travers la Valachie. Scènes de la vie roumaine. — Bibl. universelle et Revue Suisse. 1872. Octobre.

Kanitz, Das Völker-Kaleidoskop am Limflusse in Westbulgarien. – Globus XXI. 1872. p. 41.
Mainof (W.), Das Rechtsleben der Bolgaren, nach Bogischitsch. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Ethnographie. IV, 1871. p. 577.
Kanitz (F.), Die Kunstindustrie der Bulgaren des Balkans. — Ausland 1873. No. 6.
Südslawische Erzählungen. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 289.
Joan Popow und die Wila. — Bulgarisches Volkslied (Macedonien). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 288.
Valenta (J.), Volkskrankheiten und ärztliche Zustände in Serbien. — Mitthl. d. Wiener geograph. Ges. XV. 1872. p. 156.
Dumont (A.), Souvenirs de l'Adriatique: Scutari et les Albanais, les tribus des montagnes et les moeurs de la Grèce héroique. – Revue d. deux Mondes. 1872. 15. Octobre.
Wanderungen in Epirus und Süd-Albanien während der J. 1867–69. — Westermann's Monatshefte. XV. p. 287.
Pischel (R.), Ueber den Namen Πελασγός. — Z. f. vergleich. Sprachforsch. XX. 1872. p. 369
v. Gerbel, Die Nationalität der Griechen. — Ausland 1872. No. 8.
Der Zusammenhang der Alt- und Neugriechen. — Globus. XXII. 1872. p. 120. 378.
Hirschfeld (G.), Ueber einen altgriechischen Schädel; mit Bemerkungen von Virchow. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 146.
Eichhoff (K.), Ueber die Blutrache bei den Griechen. Duisburg (Ewich) 1872. gr. 8. (⅓ Thlr.)

Asien.

Schott (W.), Altajische Studien oder Untersuchungen auf dem Gebiete der tatarischen (turanischen) Sprachen. — Abhdl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1871.
Chwolson (D.), Die semitischen Völker. — Berlin (F. Duncker) 1872. 8. (⅓ Thlr.)
Nöldeke (Th.), Ueber die Begabung der Semiten. — Im neuen Reich. 1872. II. p. 881.
Jagor (F.), Ueber moderne Pfahlbauten in Asien. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 125.
Erman, Ueber Beschaffenheit und Alter einiger asiatischen Industrien. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 127.
Nostiz (Gräfin P.), J. W. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. 2 Thle. Leipzig (Brockhaus) 1872. gr. 8. (3 Thlr.)

Sibirien.

Radloff, Skizzen aus Sibirien. — Kölnische Ztg. 1872. 18. u. 30. Januar.
v. Lankenau (H.), Die Schamanen und das Schamanenwesen. — Globus XXII. 1872. p. 278.
Gross (W.), Eine Begräbnissfeier bei den Baschkiren. — Buch der Welt. 1872. Heft 5.
Wagin (W. J.), Die englischen Missionäre in Sibirien. — Iswestija d. Sibirischen Sect. d. kais. russ. geogr. Ges. I. 1870. 71.
Meinshausen (K.), Nachrichten über das Wilui Gebiet in Ost-Sibirien. — Beiträge zur Kenntniss d. Russ. Reiches etc. Her. von v. Helmersen. Bd. XXVI. 1871.
Wenjukof, Die Bestandtheile der Bevölkerung im Amurgebiete. — Iswestija d. kais. russ. geogr. Ges. VII. 2. p. 387.
Palladi, Die Mantsy des Ussuri. — Iswestija d. k. russ. geogr. Ges. VIII. 2. p. 371.
Alabiew, Das ferne Russland. – Die Ussurische Gegend. St. Petersburg 1872. 115 S. 8. (2 Thl.) (Russisch)
Wenjukoff, Ueber die Bevölkerung des Dsungarischen Grenzstriches. — Iswestija d. k. russ. geogr. Ges. VII. Abthl. 2. p. 333.
Netschewolodoff's Reisen an den Grenzen der Dsungarei. — Globus XXII. 1872. p. 25. 42.
Klikoff, Aperçu géographique, météorologique et ethnographique sur les côtes de la golfe

de Pierre-le-Grand. Trad. par Chardonneau. — Annal. hydrograph. 1872. 1er trimestre. p. 106.

Alte unterirdische Wohnungen auf Unalaschka im Archipelagus der Aleuten. — Globus XXIII. 1873. p. 55.

Polonski (A.), Die Kurilen. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Ethnographie. IV. 1871. p. 367. Vgl. Gaea. IX. 1872. p. 93.

Wenjukoff, Tabelle der Bevölkerung im Kreise Kuldscha, nach Stämmen geordnet. — Iswestija d. k. russ. geogr. Ges. VIII. 2. p. 26.

Turān.

Sagas from Far East: or Kalmouk and Mongolian traditionary Tales. With historical Preface and explanatory Notes, by Author of „Patrañas". London (Griffith & F.) 1872. 438 S. 8. (9 s.)

v. Hellwald (F.), Neue Forschungen in Centralasien. — Ausland 1872. No. 11 f.

Radloff (W.), Ein Ausflug in die westliche Mongolei im Sommer 1870. — Kölnische Ztg. 8. Mai 1872.

Wood (J.), A Journey to the Source of the River Oxus. New edit. Edited by his Son. With an Essay on the Geography of the Valley of the Oxus by Col. H. Yule. London (Murray) 1872. 340 S. 8. (12 s.)

Stebnitzki, Les steppes des Turcomans. — Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 457.

Monschejef, Geographische, ethnographische und statistische Materialien über Türkistān. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Statistik. II. 1871. p. 1.

Lerch (P.), Das russische Turkestan. Seine Bevölkerung und seine äusseren Beziehungen. — Russ. Revue. I. 1. 1872.

Adamoli (G.), Riccordi di un viaggio nelle steppe dei Kirghisi nel Turkestan. — Bollet della Soc. geograf. italiana. VIII. 1872. p. 95.

Vámbéry (H.), Geschichte Bochara's oder Transoxaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Stuttgart (Cotta) 1872. gr. 8. (7 Thlr.)

—, History of Bochara from the earliest Period down to the Present, composed for the first time after Oriental Known and Unknown Historical Manuscripts. London (King) 1872. 456 S. 8. (18 s.)

Shaw (R.), Visits to High Tartary, Yarkand and Kashgar (formely Chinese Tartary). London (Murray) 1871. 500 S. 8. (16 s)

Robert Shaw's und eines indischen Mirza Berichte über ihre Reise nach Ostturkestan. — Globus XXI. 1872. p. 12.

China.

Zur Völkerkunde der alten Chinesen. — Ausland 1872. No. 25.

Chinesisch-arische Beziehungen. — Globus. XXIII. 1873. p. 44.

Edkins (J.), Celtic compared with Chinese. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 17.

Dabré de Thiersant (P.), De l'émigration chinoise. — Revue marit. et colon. 1871. p. 877.

Morgan (E. D.), On Muhammadanism in China. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1872. p. 133. 154. 176.

Fortschritt und Barbarei in China. — Globus. XXIII. 1873. p. 105.

Baeckström (A.), Ett besök i Japan och Kina jemte bilder fran vägen dit öfver Goda-Hopp-sudden, Bourbon, Nya Kaledonien, Manilla och Kokinkina. M. 63 illustr. Stockholm (Bonnier) 1871. 391 S. 8. (6 rd. 50 öre.)

Butin, Historischer Umriss der Beziehungen der Russen zu China und Beschreibung des Weges von der Grenze des Nertschinskischen Kreises bis Tientzin. — Iswestija der Sibirischen Sect. d. kais. russ. geogr. Ges. I. 1870. 71.

Sitten und Gewohnheiten im Kwei-Tschéu. — Ausland 1872. No. 5.

Voyage de Canton à Sy-lin-bien. — Annales de la propagation de la foi. 1872. Janvier.
Notes on Kiukiang. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. I. 1871. p. 152.
Popof, Reisebemerkungen über Hankow und die russischen Theeplantagen. — Sapiski d. kais. russ. geogr. Ges. Sect. f. Statistik. II 1871. p. 283.
Aus Cooper's Reise im westlichen China und in Tibet. — Globus XXI. 1871. p. 42. 168.
Parker (E. H.), A Month in Mongolia. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. I. 1871. p. 113. 120.
Howorth (H. H.), Ethnology of Manchuria. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 19. 130.
—, Origin of the Manchus. — Ebds. II. 1871. p. 53. 73. 102.
—, The Western Mongols. — Ebds. I. 1871. p. 181. 213.
—, The Eastern Mongols. — Ebds. II. 1871. p. 4.
Campbell (A.), Notes on Eastern Tibet. — Ebds. I. 1871. p. 83. 107. 142.
Anderson (J.), Report on the Expedition to West Yunnan. Calcutta 1872. 8.
Müller (C.), Ueber Religion und Mission in China. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 249. 259.
Allerlei Aberglauben in China. — Globus. XXII. 1872. p. 349.
Pfizmaier, Der Geisterglaube in dem alten China. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Philos. hist. Cl. LXVIII. 1871. p. 641.
—, Zur Geschichte der Wunder in dem alten China. — Ebds. LXVIII. 1871. p. 783.
—, Kunstfertigkeiten und Künste der alten Chinesen. — Ebds. LXIX. 1871. p. 147.
Smith (F. P.), Games and Sports of Chinese Children. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 33.
Martin, Considérations sur la valeur ethnique de la mutilation des pieds de la femme chinoise. Paris 1872. 8. (Extr. d. Bullet. de la Soc. d'anthrogologie de Paris).
Welcker (H.), Die Füsse der Chinesinnen. 2. Mitthl. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 133.
Ecker, Zur Geschichte der Füsse der Chinesinnen. — Ebds. V. 1872. p. 355.
Darby de Thiersant, La pisciculture et la pêche en Chine, précédé d'une introduction sur la pisciculture chez les divers peuples par J. L. Souberan. Paris (Masson) 1872. IX. 195 S. 4. (40 fr.)
Martin (E.), L'opium en Chine, étude statistique et morale. Paris 1871. 8.
Beta (H.), Die Chinesen unsere Sprachverwandten. — Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes. 1873. No. 4.
Hughes (T. F.), Visit to Tok-e-Tok, Chief of the eighten Tribes, Southern Formosa. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XVI. 1872. p. 265.
Carroll (C), Rambles among the Formosa Savages. — The Phoenix. Monthly Magaz. I. 1871. p. 133. 164.
Doolittle (J.), Vocabulary and Handbook of the Chinese Language in two volumes. Romanized in the Mandarin Dialect. Vol. I. Foochow (China). (Rozario, Marcal & Co.) 1872. 548 S. 4.
Baldwin (C. C.), Manual of the Foochow Dialect. Foochow (China). 1871. 256 S. 8.

Japan.

Mohnike (O.), Die Japaner. Eine ethnographische Monographie Münster (Aschendorff) 1872. gr. 8. (⅓ Thlr.)
Williamson, Japan, a Sketch. — United Presbyterian Missionary Record. 1872. p. 152.
Rösler (R.), Das alte Japan. — Ausland 1873. No. 7.
On ancient Japan. Origin of the Military Class. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India. II. 1872. p. 153.
Mitford (A. B.), Wanderings in Japan. — Cornhill Magaz. 1872. Februar. März.
Notes on the City of Yedo. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 66.
Culturbestrebungen in Japan. — Globus XXI. 1872. p. 156. 249.

Mohnike, Volksaberglauben, Legenden und Ueberlieferungen der Japaner. — Globus XXI. 1872. p. 330.

Tatouage au Japon. — Le Monde. 1872. No. 3.

Mohnicke, Tatouiren in Japan. — Globus XXI. 1872. p. 303.

v. Brandt, Ueber die Ainos. — Z. f. Ethnologie IV. 1872. Sitzungsber. p. 23.

St. John (H. C.), The Ainos: Aborigines of Yeso — Journ. of the Anthropol. Institut of Great Britain. II. 1872. p. 137.

Die Kaukasusländer. Kleinasien.

Bastian (A.), Die Stellung des Kaukasus innerhalb der geschichtlichen Völkerbewegung. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 1.

Das Kaukasusgebiet. — Ausland 1872. No. 10 f.

Hörschelmann (E.), Bilder aus Tiflis. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 257.

Pfaff, Ethnographische Forschungen in Ossetien. — Iswestija d. Kaukas. Sect. d. kais. russ. geogr. Ges. I. 1872.

Radde, Ueber die Völker und die vorhistorischen Alterthümer des Kaukasus und Transkaukasiens. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 85.

Stark (B.), Eröffnung einer iberischen Grabstätte in der Nähe von Tiflis. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 45.

Bayne (Fr.), Ausgrabungen der alten Gräber bei Mzchet. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 168. 268.

Seidlitz (N.), Untersuchungen der alten Gräber beim Dorfe Mzchet. — Iswestija d. kaukas. Sect. d. kais. russ. geogr. Ges. I. 1872.

Clarke (Hyde), The Phrygian, Cappadocians, Lydians, Carians, Lycians etc. and Caucaso-Tibetan. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India. I. 1871. p. 151.

Cunynghame (A. Th.), Travels in the Eastern Caucasus, on the Caspian and Black Seas, especially in Daghestan and on the Frontiers of Persia and Turkey, during the Sommer of 1871. London (Murray) 1872. 382 S. 8. (18 s.)

Mounsey (A. H.), A Journey through the Caucasus and the Interior of Persia. London (Smith & E.) 1872. 340 S. 8. (14 s.)

Antiquities from Cyprus. — Athenaeum 1872. No. 2352 f.

Ceccaldi, Découvertes en Chypre. — Revue archéologique. XXIV. 1872. p. 221. XXV. 1873. p. 31.

—, La patère d'Idalie. — Revue archéol. XXIV. 1872. p. 304.

Syrien. Arabien. Persien.

Burton (R. F.) and Drake (Ch. F. T.), Unexplored Syria: Visits to the Lebanus, the Tulūl-el-Safa, the Anti-Lebanus, the Northern Lebanus and the 'Alāh. 2 vols. London (Tinsley) 1872. 670 S. 8. (32 s.)

v. Kremer (A.), Ein Jahr in Beirut. — Ausland 1872. No. 7.

—, Die Heidengemeinden der Nosairyer im nördlichen Syrien und in Cilicien. — Ausland 1872. No. 24.

Renan (E.), Mission en Phénicie. 6e livr. Paris (Michel Lévy frères) 1872. 4. (10 fr.)

Tournal, Découverte de couteaux de silex dans le tombeau de Josué. Montpellier. 1872. 16 S. 16.

Carter Blake (C.), Description of Remains from Siloah. — Journ. of the Anthropolog. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 53.

—, Description of Skull obtained by M. Clermont-Ganneau from Deir-es-Sinné, near Siloah, from one of the graves in the Necropolis termed Mághára 'Isá. — Ebds. II. 1. 1872. p. 54.

—, Description of human and animal Remains from Marad Syria. — Ebds. II. 1. 1872. p. 54.

—, Description of Remains from Bassus's Tower at Shakkah. — Ebds. II. 1. 1872. p. 55.

—, Description of Remains from Yarkúd. Ebds. II. 1. 1872. p. 58. 60.

Palestine Exploration Society. No. 1. First Statement. July 1871. Jerusalem, the Moabite Stone, the Hauran. New-York. 8.

Burton (R. F.), Anthropological Collections from the Holy Land. No. III. On the Hamah Stones with reduced Transcripts. — Journ. of the Anthropolog. Soc. of Great Britain. II. 1. 1872. p. 41.

Sprenger (A.), The Ismaelites, and the Arabic Tribus who conquered their Country. — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. VI. 1. 1872. p. 1.

Taylor (B.), Arabia: Travel and Adventure. New-York 1872. 12. (7 s. 6 d.)

Zehme (A.), Arabische Charakterzüge. — Globus. XXII. 1872. p. 203.

Wetzstein, Zwei arabische Amulette. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 42.

Die Wahabiten und die Religionsbewegung im Islam. — Ausland 1872. No. 38.

Statistik der Mekkapilger. — Globus. XXI. 1872. p. 319.

Halévy (J.), Rapport sur une mission archéologique dans le Yémen. — Arch. d. missions scientifiques et littér. VII. 2.

v. Maltzan (H.), Joseph Halévy's Reise in Arabien. — Globus. XXI. 1872. p. 251. 263. 280. 296.

—, Resultate einer im Winter 1870/71 unternommenen Reise in den südwestlichen Theil der arabischen Halbinsel. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 1.

—, Geography of Southern Arabia. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XVI. 1872. p. 115.

—, Geographische Forschungen in Süd-Arabien. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 168.

(E.), Notizie sull' Hadramaut raccolte ad Aden. — Bollet. della Soc. geograf. Italiana. VII. 1872. p. 25.

—, (H.), Sittenschilderungen aus Südarabien. — Globus. XXI. 1872. p. 8. 26. 103. 122. 138.

Zehme (A.), Zur Charakteristik der Frauen im heutigen Arabien. — Globus. XXII. 1872. p. 300.

Ross (E. C.), Memorandum on Tribal Divisions in the Principality of 'Omân. London 1872. Fol.

Spiegel (F.), Zwei ethnographische Fragen. 1. Erân und Turân. — Ausland 1872. No. 41. 44.

Rhea (S. A.), Brief Grammar and Vocabulary of the Kurdish Language of the Hakari District. — Journ. of the American Oriental Soc. XI. 1.

Lowett (B.), Route from Shiraz to Bam. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XVI. 1872. p. 261.

Ross (M. E. C.), Report on a Journey through Mekran. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVI. 1872. p. 139.

Vorder- und Hinterindien.

Muir (J.), Original Sanskrit Texts on the Orgin and History of the People of India, their Religion and Institutions. Vol. I. 2d edit. London (Trübner) 1872. 532 S. 8. (21 s.)

Butler (W. A.), The Land of the Veda, being Personal Reminiscences of India, its People, Castes, Thugs, and Fakirs; its Religion, Mythology, Principal Monuments, Palaces and Mausoleums. New-York (Carlton & Lanahan) 1872. 550 S. 8.

Hodgson (B. H.), Buddhist Philosophy. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 11. 44. 62. 76. 93. 145. 161. 207. III. 1872. p. 10.

—, The Literature and Religion of the Buddhists. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. I. 1871. p. 166. 191. 217.

Braddon (E), Life in India: a Series of Sketches, showing something of the Anglo-Indian, the Land he lives in, and the People among whom he lives. London (Longmans) 1872. 350 S. 8. (9 s.)

Summers (J.), The Non-Aryan Languages of India and High Asia. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. II. 1871. p. 36.

Growse (F. S.), On the Non-Aryan Elements in Hindi Speech. — The Indian Antiquary. 1872. p. 103.

Mason (F.), The Pâli Language from a Burmese point of view. — Journ. of the American Oriental Soc. X. No. 1.
Childers (R. C.), A Dictionary of the Pâli Language. Part. 1. Leipzig (Brockhaus' Sort.) 1872. Hoch 4. (10 Thlr.)
Rousselet (L.), L'Inde des Rajahs. Voyage dans les royaumes de l'Inde centrale et dans la présidence du Bengale, 1864—68. — Le Tour du Monde. XXIII. 1872. p. 177. XXV. p. 145.
Skizzen aus Ostindien. — Globus XXII. 1872. p. 81. 97.
Baierlein (E. R.), Nach und aus Indien. Reise- und Culturbilder. Leipzig (Naumann) 1872 gr. 8. (1 Thlr.)
Hunter (W. W.), Indian Musalmans. 2d edit. London (Trübner) 1872. 214 S. 8. (10 s. 6 d.)
Verfall der Mohammedaner in Indien. — Globus XXI. 1872. p. 111.
Friedel (E.), Ostindien auf der internationalen Ausstellung von 1871. Zur Kulturgeographie des Orients. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 314.
Sitten und Gebräuche im Punjäb. — Ausland 1873. No 9.
Flex (O.), Ueber Anbau und Zubereitung des Thees in Ostindien. — Aus allen Welttheilen. VII. 1872. p. 207.
Hodgson (B. H.), On the Aborigines of the Himalaya. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India. II. 1872. p. 186. III. p. 15.
Native Tribes of Sikhim. — The Indian Antiquary. 1872. p. 160.
v. Schlagintweit-Sakünlünski (H.), Reisen in Indien und Hochasien. Bd. III. Jena (Costenoble) 1872. gr. 8. (4⅓ Thlr.)
—, Mein Weg durch die englische Provinz Spiti in Tibet. — Westermann's Monatshefte. XV. p. 263.
Thomes (W. H.), Life in the East Indies. London 1872. 12. (7 s. 6 d.)
Trumpp (E.), Grammar of the Sindi Language. Leipzig (Brockhaus' Sort.) 1872. gr. 8. (6 Thlr.)
Unter den Bhils und bei den Radschputen in Udäpur. — Globus. XXI. 1872. p. 193.
Bose (Baby Rashbihari), Extracts from my Diary regarding a Visit to Kharakpúr, in the district of Munger (Monghyr), and several Places in the Banka Sub-Division (Bhágalpúr). — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1871. P. I. p. 22.
Boswell (J. A. C.), On the Ancient Remains in the Krishna District. — The Indian Antiquary. 1872. p. 149. 182.
Burgess (J.), The Rock-Temples of Elephanta or Ghârâpurâ. With photographic illustrations by D. H. Sykes. Bombay 1871. 40 S. qu. Fol. (£ 4. 14½ s.)
Westland (J.), A Report on the District of Jessore, its antiquities, its history and its commerce. Calcutta 1871. 8.
Agra in Ostindien. — Globus. XXIII. 1873. p. 97.
An den westlichen Ghats. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 361.
Bombay, seine Bewohner und sein Baumwollenmarkt. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 325.
Gover (Ch. E.), The Muharram. A Shiah House of Mourning in Madras. — The Indian Antiquary. 1872. p. 165.
The Trivyar Festival. — The Indian Antiquary. VII. 1872. p. 226.
Temple at Tripetty. — The Indian Antiquary. 1872. p. 192.
Scanlan (C.), Notes on the Gonds met with in the Sâthpurâttils, Central Provinces. — The Indian Antiquary. 1872. p. 54.
Gonds and Kurkus. — The Indian Antiquary. 1872. p. 128.
Sinclair (W. F.), On the „Gauli Raj" in Khandesh and the Central Provinces. — The Indian Antiquary. 1872. p. 204.
Shankar Pandurang, An Inscription at Sálotgi in the Kaladgi District, dated Saka 867 or A. D. 945. — The Indian Antiquary. 1872. p. 205.
Legend of the Orgin of the Tungabhadra River. — Ebds. 1872. p. 212.
Ramsay (W.), The Sacred Fire of the Parsis at Udwâdâ. — Ebds. 1872. p. 213.
Rock Inscription in Ganjam District. — Ebds. 1872. p. 219.

A Lake Legend of the Central Provinces. — The Indian Antiquary. 1871. p. 190.
Fleet (J. F.), An old Canarese Inscription from the Belgâm District. — Ebds. 1872. p. 141.
Jellinghaus (Th.), Die Sage der Munda Kolhs in Ostindien über die Vernichtung der übermüthigen Asurs durch Singbonga's (Gottes) Sohn. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 257.
Growse (F. S.), Sketches of Mathurâ. — The Indian Antiquary. 1872 p. 65.
—, The Country of Braj. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1871. P. 1. p. 34.
Brames (J.), The Jungle Forts of Northern Orissa. — The Indian Antiquary. 1872. p. 33. 74.
Hunter (W. W.), Orissa; or the Vicissitudes of an Indian Province under Native and British Rule. In two volumes; being the 2nd and 3rd Volumes of the Annals of Rural Bengal. London (Smith & E.) 1872. 540 S. 8. (32 s.)
Beames (J.), Folklore of Orissa. — The Indian Antiquary. 1872. p. 168.
Damant (G. H.), Bengali Folklore. — Ebds. 1872. p. 115. 170.
Bennet (W. C.), Oudh Folklore. A Legend of Balvampur. — Ebds. p. 143.
Flex (O.), Am Brahmáputre. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 97.
The Hill Tribes of the North-east Frontier. — The Indian Antiquary. 1872. p. 62.
Baru Râjendrálâla Mitra, The so-called Dasyus of Sânchi. — The Indian Antiquary. 1872. p. 36.
Scanlan (C.), Notes on the Bharias. — The Indian Antiquary. 1872. p. 159.
Tipera and Chittagong Kukis. — The Indian Antiquary. 1872. p. 225.
Rise of the Kuka Sect. — The Indian Antiquary. 1872. p. 161.
Die Secte der Kukas in Ostindien. — Globus. XXI. 1872. p. 151.
Leitner (G. W.), Manners and customs of the Dards. — The Indian Antiquary. 1872. p. 7.
—, Form of Government among the Dards. — Ebds. 1872. p. 187.
—, Dardu Legends, Proverbs and Fables. — Ebds. 1872. p. 84.
Dr. Leitner unter den Völkern Dardistans. — Globus. XXI. 1872. p. 325.
Smith (F. Porter), The Panthay Mission. — Ocean Highways. II. 1872. p. 171.
Megalithische Denkmale und die Steinbauten der Khassias. — Globus. XXII. 1872. p. 86.
Maulmein Caves. — The Indian Antiquary. V. 1872. p. 160.
Veniukoff, Les Louchaïs et l'expedition anglaise. — Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 328.
Andree (R.), Ergebnisse der Expedition gegen die Luschais. — Globus. XXII. 1872. p. 70.
Mc Mahon (A. R.), Divination among the Karens. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India. III. 1872. p. 9.
Bunker (A.), On a Karen Incription Plate. — Journ. of the American Oriental Soc. X. No. 1.
Progrès de la mission chez les Carians. — Annales de la propagation de la foi. 1872. Janvier.
Howoth (H. H.), The Naimans. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India etc. I. 1871. p. 107.
St. John (Andrew), A short account of the Hill Tribes of North Aracan. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 137.
Die Nagas in Assam. — Ausland 1872. No. 45.
Racchia (C. A.), Notizie intorno alla storia Birmana. — Bollet. della Soc. geograf. italiana. VII. 1872. p. 35.
Burmans, Cambodians and Peguans in Siam. — The Phoenix. Monthly Magaz. for India. III. 1872. p. 2.
Limestone Caves in Burmah. — Ebds. III. 1872. p. 19.
St. John (Andrew), Cradle of Buddhism in Burma. — Ebds. II. 1872. p. 180. 204.
Lels (J.), Mittheilungen über Bangkok. — VIII. u. IX. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Dresden. 1872. p. 60.
Des Michels (A.), Chrestomathie cochinchinoise, recueil de textes annamites, publiées, traduits et transcrit en caractères figuratifs. Paris 1872. XV, 78 S. 8. et 67 p. de fac-simile.
Wyts (E.), Prise de possession des provinces de Vinh-Long, Chaudoc et Ha-Tien en 1867. — Revue marit. et colon. XXXII. 1872. p. 812.

On Cambodia. By the late King of Siam. — The Phoenix. Monthly Magaz for India etc. II. 1872 p. 85.

Hamy (E. T.), Coup d'oeil sur l'anthropologie du Cambodge. Paris 1871. 8.

La Cochinchine en 1871. — Revue d. Deux Mondes. 1872. Janvier.

Brossard de Corbigny, De Saigon à Bangkok par l'intérieur de l'Indo Chine. Notes de voyage. Janvier-Février 1871. — Revue marit. et colon. 1872. Juni p. 440. Juli p. 787. August p. 48.

Senez, De Saïgon an nord du Tonkin. — Revue marit. et colon. XXXIV. 1872. 346.

Granier (Fr.), Voyage d'exploration en Indo-Chine. 1866—68. Forts. — Le Tour du Monde XXIII. 1872. p. 353.

de Carné (L.), Voyage en Indo-Chine et dans l'empire chinois. Paris (Dentu) 1872. XIX, 528 S. 18. (4 fr.)

—, Travels in Indo-China and the Chinese Empire. Transl. from the French. London (Chapman & H.) 1872. 362 S. 8. (16 s.)

d'Arfeuille (C. M.), Voyage au Laos. — Revue marit. et colon. XXXII. 1872. p. 465.

Im Lande der nördlichen Laos. — Globus. XXII. 1872. p. 305. 321.

Unter den Laosvölkern am Mekong in Hinterindien. — Globus. XXI. 1872 p. 33. 49.

Maxwell (W. E.), Civilisation in the Malay Peninsula. — Ocean Highways. II. 1872. p. 184.

Rhys Davids (T. W.), The Cave of the Golden Rock, Dambula, Ceylon. — The Indian Antiquary. 1872. p. 139.

de Quatrefages, Étude sur les Mincopies et la race Négrito en général. — Revue d'anthropologie. T. I. 1872. p 37.

Basevi (J. P.), Beschreibung der Insel Minicoy. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 295.

Der Indische Archipel.

Rijnenberg (J.), De Oost-Indische Archipel. Beknopt aardrijkskundig leerboek en beschrijving der zeden en gewoonten van de verschillende volksstammen. Arnhem (Tjeenk Willink) 1872. VIII, 95 bl. gr. 8. (f. 0, 65.)

Löffler (K.), Reiseerinnerungen aus Java und Sumatra. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 19. 34. 66.

Wallace (A. R.), The Malay Archipelago. 3d edit. London (Macmillan) 1872. 660 S. 8. (7 s. 6 d.)

—, L'archipel malaisien, patrie de l'orang-outang et de l'oiseau de paradis. Récit de voyage et étude de l'homme et de la nature. — Le Tour du monde No. 623 ff.

Moderne Pfahlbauten bei den Malayen. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 86.

Wiselius (J. A. B.), Jets over het geestendom en de geesten der Javanen. — Tijdschr. voor Nederlandsch Indië. N. S. 1872. Juli. p. 23.

Veth (P. J.), Java'sche landschappen. — de Gids 1872. No. 1.

Contribution à la géographie médicale. Les possessions néerlandaises des Indes orientales: Bornéo. — Arch. de médecine navale. 1872. Janvier f.

de Crespigny (C.), On Northern Borneo. — Proceed of the Roy. Geograph. Soc. XVI. 1872. p. 171. Vgl. Ausland 1872. No. 50.

Warneck (G.), Nacht und Morgen aus Sumatra oder Schilderungen und Erzählungen aus dem Heidenthum und der Mission unter den Battas. 2 Aufl. Barmen (Klein, in Comm.) 1872. gr. 8. (⅙ Thlr.)

Van Coeverden (C. C. L.), Sumatra's westkust. Leiden (Van Doesburg) 1872. 8. (f. 0,60.)

Riedel (J. G. F.), Nord-Selebesche Pfahlbauten. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 193.

Matthes (B. F.), Over de Bissoe's of heidensche priesters en priesteressen der Boeginezen (Zuid Celebes) — Verhandll. d. Kon. Akad. van Wetenschapen. Afd. Letterkunde D. VII. 1872.

Meyer (A. B.), Schädel und Steinwaffen von Celebes. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 201.

de Castro (A.), Timor et les Timoriens. Trad. du portugais par C. Neveu. — Revue marit. et colon. 1872. Mai. p. 169.
Jagor (F.), Reisen in den Philippinen. Berlin (Weidmann) 1873. gr. 8. (5 Thlr)
Virchow, Ueber Negrito- und Igorroten-Schädel von den Philippinen. Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 204.

Afrika.

Hartmann (Rob.), Einiges über Ursachen und Wirkungen der im älteren und neueren Afrika stattgehabten und noch gegenwärtig stattfindenden Völkerbewegungen. — Z d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1972. p. 497.
Ecker (A.), Ueber die Excision der Clitoris bei afrikanischen Völkerschaften. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 225.
Rohlfs (G.), Ueber Reiz- und Nahrungsmittel afrikanischer Völker. - Ausland 1873. No. 5. 9.

Die Nilländer.

Hassencamp (R.), Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen. — Ausland 1872. No. 16.
Lauth, Ueber die aegyptischen Mumien. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 50. 60.
May, Die Stellung der ägyptischen Frauen zur Pharaonenzeit. — Ausland 1872. No. 14.
Adams (D.), The Land of the Nile; or Egypt Past and Present. Boston (Lothorp & Co.) 1872. XI, 338 S. 8. (D. 1, 50.)
Werner (C.), Niles Sketches. Painted from Nature during his travel through Egypt; with preface and descriptive Text by A. E. Brehm and Dümichen. London (Low) 1871. Imp.-Fol. (70 s.)
Lane (E. W.), An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians. 5th edit. edit. by St. Poole. London (Murray) 1872. 780 S. 8. (12 s.)
Wallner (F.), 100 Tage auf dem Nil. Reisebilder. Berlin (Janke) 1872. 8. (1⅓ Thlr.)
Ebers (G.), Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Leipzig (Engelmann) 1872. gr. 8. (3⅓ Thlr.)
Aus der deutschen Colonie in Aegypten. — Im neuen Reich. 1872. II. p. 1.
Dimothéos (R. P.), Deux ans de séjour en Abyssinie. Neuchatel (Sandoz) 1872. gr. 8. (2 Thlr.)
Praetorius (F.), Grammatik der Tigrinasprache in Abessinien. Hauptsächlich in der Gegend von Aksum und Adoa. Halle (Waisenhausbuchhdl.) 1872. gr. 8. (4⅓ Thlr.)
Hartmann (R.), Schilderungen aus dem Innern von Ostafrika. — Westermann's Monatshefte. 1872. XVI. p. 37. 174.
Marno (E.), Reisen in Hoch-Sennaar. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 450.
Die Reform der Zustände im ägyptischen Sudan. — Ausland 1872. No. 39.
Aus dem Sudan. — Mitthl. d. Wiener geograph. Ges. XV. 1872. p. 201. 249.
Zustände im ägyptischen Sudan. — Globus. XXII. 1872. p. 44.
Baker's Expedition nach den Aequatorialseen Afrika's. — Globus. XXI. 1871. p. 106. 1040.
Baker (Sir Sam.), The Albert N'Yanza. Great Basin of the Nile, and Exploration of the Nile Sources. New edit. London (Macmillan) 1871. 518 S. 8. (6 s.)

Der Nordrand und Nord-Central-Afrika.

Daux (A.), Voyage et recherches en Tunisie, 1868. — Le Tour du Monde. XXIII. 1872. p. 257.
Auf den Ruinen von Utica. — Globus. XX. 1872. p. 20. 33.
Bartling (H.), Aus Algerien. Studien und Skizzen. — Unsere Zeit. N. F. VIII. 1. 1872. p. 657. VIII 2. p. 81. 324.
Seiff (J.), Bericht über eine Reise nach Algerien 1867. — VIII. u. IX. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Dresden. 1872. p. 19.

v. Rose (Emma), Skizzen aus Algier. — Westermann's Monatshefte. 1872. XVI.

Quinemant (J.), Du peuplement et de la vraie colonisation de l'Algérie. Constantine 1872. 31 S. 8.

Villot, Moeurs, coutumes et institutions des indigènes de l'Algérie. Paris (Challamel) 1871. 438 S. 8. (3½ fr.)

Derrégagaix (V.), Le sud de la province d'Oran. — Bull. de la Soc. de Géogr. VIe Sér. V. 1872. p. 5.

La colonisation de la Kabylie par l'immigration, avec itinéraires, cartes et plans. Alger 1872. 195 S. 8.

Hanoteau et Letourneux, La Kabylie et les coutumes Labyles. Paris 1873. 1085 S. 8.

v. Rose (E.), Erinnerungen an den Tell und die Sahara. — Ausland 1872. No. 30.

Rohlfs (G.), Eine Stadt in der Wüste Sahara. (Rhadames). — Unsere Zeit. N. F. VII. 1871. p. 851.

—, Die Zahlzeichen der Rhadamser. — Ausland 1872. No. 29.

Blackmore (Tr.), A ride to Gebel Mousa, in North Western Barbary. — Bates, Illustr. Travels III. 1871. p. 15.

—, Visit to the Sultan of Marocco, at Fez, in the Spring of 1872. — Ebds. p. 276. 310. 364.

Maw (G.), A Journey to Marocco and Ascent of the Great Atlas. Ironbridge 1872. 8.

Rohlfs (G.), Mein erster Aufenthalt in Marocco und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen (Kühtmann & Co.) 1872. gr. 8 (2⅓ Thlr.)

Land und Volk in Marokko. — Ausland 1872. No. 43 f.

Rohlfs (G.), Die Bevölkerung von Maroko. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 56.

—, Höflichkeitsformeln und Umgangsgebräuche bei den Marokkanern. — Globus. XXII. 1872. p. 105.

Baumier (A.), Le choléra au Maroc, marche au Sahara jusqu'au Sénégal, en 1868. — Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 286.

Aus der Region des Gazellenflusses in Afrika. — Globus. XXI. 1872. p. 114. 129. 199.

Dr. Schweinfurth's Reisen nach den oberen Nil-Ländern. VI. Reise durch Dar Fertit und auf dem Bachr-el-Ghasal; Rückkehr nach Europa, 1871. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 31.

Schweinfurth (G.), Ergebnisse einer Reise nach Dar-Fertit, Januar bis Februar 1871. — Ebds. 1872. p. 281.

—, Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr-el-Ghasal. — Globus. XXII 1872. p. 74. 88. XXIII. 1873. p. 1. 23. 39.

—, Tagebuch einer Reise zu den Niam-Niam und Monbuttu 1870. — Z. d. Berliner Ges. f. Erdkunde. VII. 1872. p. 385.

—, Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Central-Afrika. Berlin (Wiegandt u. Hempel) 1873. gr. 8. (1 Thlr.)

—, Das Volk der Monbuttu in Central-Afrika. — Z. f. Ethnologie. V. 1873. p. 1.

Rohlfs (G.), Reise durch Nord-Afrika von Kuka nach Lagos. — Petermann's Mitthl. Ergänzungsheft No. 34.

Der Westrand Afrikas.

Zustände in Liberia. — Mitthl. d. Wiener geograph. Ges. XV. 1872. p. 102.

Blyden (E. D.), On mixed Races in Liberia. — Annual Rep. of the Smithson. Instit. for the Year 1870. p. 386.

Le Berre (P. Missionaire au Gabon, Guinée), Grammaire de la langue pongouée. Paris 1873. IV. 227 S. 8.

Walker (J. B.), Note on the Old Calabar and Cross Rivers. — Proceed. of the R. Geograph. Soc. XVI. 1872. p. 135.

Old Calabar. — United Presbyterian Missionary Record. 1872. p. 78.

Die neueren Forschungen über den Ogowai. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 5.

Du Chaillu (P.), The Country of the Dwarfs. London (Low) 1872. 320 S. 8. (3⅓ s.)

Hinderer (Anna), Seventeen Years in the Yoruba Country. With an Introduction by R. B. Hone. London (Seeley) 1872. 354 S. 8. (5 s.). — Dass. 2d edit. Ebds. 1872. 362 S. 8.

Buxton (W. F.), Some Weeks in the River Congo. — Ocean Highways. II. 1872. No. 6 f.

Süd-Afrika und die Ostküste Süd-Afrikas.

Fritsch (G.), Die Eingeborenen Süd-Afrika's. Breslau (Hirt) 1872. Hoch 4. Mit Atlas in Fol. (25 Thlr.)

Kretzschmar (E.), Südafrikanische Skizzen. 2. Ausg. Leipzig (Hinrichs, Verl.-Compt.) 1872. 8. (½ Thlr.)

Verne (J.), Meridiana: the Adventures of three Englishmen and three Russians in South Africa. Transl. from the French. London (Low) 1872. 238 S. 8. (7 s. 6 d.)

Chalmers (J. A.), Tiyo Soga. — The Cape Monthly Magaz. IV. 1872. p. 1.

South African Museum. — The Cape Monthly Magaz. III. 1871. p. 376. IV. 1872. p. 126.

Mackenzie (J.), Die Wirkung von Klima und Nahrung auf Buschmänner und andere Volksstämme. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 191.

Atherstone, From Graham's Town to the Gouph. — The Cape Monthly Magaz. II. 1871. p. 304. 364. III. p. 42.

Haverland (G.), Ein Besuch bei dem Kaffernkönig Mapoch. — Die Natur. 1872. No. 40 f.

Stow (G. W.), Griqualand West. — The Cape Monthly Magaz. V. 1872. p. 65.

Thiaka, König der Zulu's. — Ausland 1873. No. 9.

A few words about Natal and Zululand. By a Colonist of seven years experience. — Bates, Illustr. Travels, III. 1871. p. 174. 220.

Life in Natal. — The Cape Monthly Magaz. IV. 1872. p. 65. 105.

Baldwin (W. C.), Du Natal au Zambèse 1851—66. Trad. par Mme. Henriette Loreau. 2e édit. Paris (Hachette & Co.) 1872. 18. (2 fr. 25 c.)

La république Trans-vaal-Boers, trad. du portugais par M. C. Neveau. — Revue marit. et colon. XXXIV. 1872. p. 427.

Payton (Ch. A.), The Diamond Diggins of South Africa: a Personal and Practical Account with a brief Notice of the New Gold Field. London (Cox) 1872. 244 S. 8. (6 s.)

Breithaupt (H.), Aus den Diamantfeldern Südafrikas. — Globus. XXII. 1872. p. 177.

Karl Mauchs Entdeckungen im südlichen Afrika. — Ausland 1872. No. 22 f.

Beke (Ch.), The Gold Country of Ophir and Carl Mauch's latest discoveries. — Athenaeum 1872. No. 2311.

Das Land Ophir der Bibel. — Mitthl. d. Wiener geograph. Ges. XV. 1872. p. 187.

Nardi (Fr.), Sull' Ofir della Sacra Scrittura. Discorso. Roma 1872. 22 S. 8.

Carl Mauch's Entdeckungen der Ruinen von Zimbaoe. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 121.

Gaume, Voyage à la côte orientale d'Afrique pendant l'année 1866 par R. P. Horner, accompagné de documents nouveaux sur l'Afrique. Paris 1872. VII. 267 S. 8.

Burton (R. F.), Zanzibar City Island and Coast. 2 vols. London (Tinsley) 1872. 1020 S. 8. (30 s.)

Zanzibar and the Slave Trade. (Forts.) — Nautical Magaz. 1872. p. 598.

East African Slave Trade. — Quaterly Review. 1872. No. 266.

Stanley (H. M.), How I found Livingstone: Travels, Adventures and Discoveries in Central Africa; including Four Month's Residence with Dr. Livingstone. London (Low & Co.) 1872. 8. — Dass. 2d edit. Ebds. (21 s.)

Beeton (S. O.) and Smith (R.), Livingstone and Stanley. An Account of Dr. Livingstone's early Career, his Travels, and Discoveries etc. London (Ward & L.) 1872. 102 S. 8. (1 s.)

Miles (S. B.), On the Somali Country. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XVI. 1872. p. 149. Vgl. Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 333. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. XV. 1872. p. 183.

Die afrikanischen Inseln.

Ruge (S.), Madagascar. — Aus allen Welttheilen. VII. 1872. p. 163. 203.

Grandidier (A.), Madagascar. — Bull. de la Soc. de Géogr. III. 1872. p. 369.
Bevölkerung von Madagascar. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 274.
Die Sakalaven auf Madagascar. — Globus. XXII. 1872. p. 268.
Notes sur une partie de la côte est de Madagascar. — Annales hydrograph. 1872. 1er trimestre. p. 37.
Bleek, African Folk Lore. II. A Madagascar Tale. — The Cape Monthly Magaz. III. 1871. p. 334.
Nossi-Bé, französische Kolonie von Madagaskar. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 252.
Langlois, Jomby-Soudy, scènes et récits des îles Comores. Abbeville 1872. 250 S. 18.
The Canarian, or Book of the Conquest and Conversion of the Canarians in the year 1402, by Messire Jean de Bethencourt, transl. and edit. by R. H. Major. London (Hakluyt Society) 1872. 8.
Die älteste Geschichte der Canarischen Inseln. — Globus. XXIII. 1873. p. 28.

Amerika.

Nordamerika.

Baldwin (J. D), Ancient America, in Notes of American Archaeology. New-York (Harper & Bros.) 1872. 12. (D. 2,00).
de Charency (H.), Le mythe de Votan, étude sur les origines asiatiques de la civilisation américaine. Alençon 1872. 144 S. 8.
Müller (Fr.), Ueber den Ursprung der Cultur der amerikanischen Rasse. — Mitthl. d. anthropol. Ges. in Wien. I. 1871. No. 11.
Schmidt, Zur Urgeschichte Nordamerika's. — Arch. f. Anthropologie. 1872. p. 233. 253.
Rau (C.), Die Rechtsverhältnisse der Eingebornen Nordamerika's. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 1.
Catlin (G), La vie chez les Indiens, scènes et aventures de voyage parmis les tribus des deux Amériques. Trad. de l'anglais. 3e édit. Paris (Hachette & Co.) 1872. 340 S. 18. (2 fr.)
Dall (W. H.), On some peculiarities of the Eskimo Dialect. — Proceed. of the Americ. Assoc. for the Advancement of Science. 19. Meeting. 1870 (1871). p. 332.
Die Missionen der Brüder-Unität. I. Labrador. Gnadau 1871. 85 S. 8. (2½ Sgr.)
O' Hara, Reise nach dem Süden von Hoffenthal, Labrador. — Missionsbl. d. Brüdergemeine. 1871. p. 211.
Dashwood (R. L.), Chiploquorgan; or, life by the camp fire in Dominion of Canada and Newfoundland. Dublin (White) 1872. 292 S. 8. (10½ s.)
Pelz (E.), Die Völkeramalgamation in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. — Der Pfadfinder. I. 1871. p. 201. 233.
—, Ueber die Englisirung der Deutschen. — Der Pfadfinder. I. 1872. p. 175.
Chinesische Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 274.
Zum Racenkampf in Amerika. — Globus. XXII. 1872. p. 270.
Rau (C.), Indianische Netzsenker und Hammersteine. — Arch. f. Anthropologie. V. 1872. p. 260.
Gebrauch des Bumerang in Amerika. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 88.
Squier (E. G.), The Arch in America. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 78.
Wilson's Untersuchungen über den Indianerstamm der Huronen. — Globus. XXII. 1872. p. 248.
Brown (R.), A doctor's life among the North American Indians. — Bates, Illustr. Travels. III. 1871. p. 126. 143.
Jones (C. C.), Canoe in Savannah-River Swamp. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 67.

Das Fetischwesen unter den Negern in Louisiana und Mississippi. — Globus. XXII. 1872. p. 95.

Ward (J. W.), Sculptured Rocks, Belmont Co., Ohio. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 57.

Harwood (A. A.), Some Account of the Sarcophagus in the National Museum now in charge of the Smithsonian Institution. — Annual Rep. of the Smithson. Instit. for the Year 1870. p 384.

Grant (M.), Account of the Discovery of a Stone Image in Tennessee, now in possession of the Smithson. Instit. — Ebds. p. 385.

Williams (H. C.), On Antiquities of the Southern States. — Ebds. p. 367.

Gardner (W. H.), Ethnology of the Indians of the Valley of the Red River of the North — Ebds. p. 369.

Dunning (E. O.), Account of Antiquities in Tennessee. — Ebds. p. 376.

Dayton (E. A.), Explorations in Tennessee. — Ebds. p. 381.

Stelle (J. P.), Account of Aboriginal Ruins of Savannah, Tennessee. — Ebds. p. 408.

—, Account of Aboriginal Ruins on the Williams Farm, in Hardin County, Tennessee, two Miles below Savannah. — Ebds. p. 416.

Stephenson (M. F.), Account of ancient Mounds in Georgia. — Ebds. p. 380

Peale (T. R.), On the Uses of the Brain and Marrow of Animals among the Indians of North America. — Ebds. p. 390.

Lyon (S. S.), Report of an Exploration of ancient Mounds in Union County, Kentucky. — Ebds. p. 392.

Barrandt (A.), Sketch of ancient Earthworks in the Upper Missouri. — Ebds. p. 406.

Reid (M.), A flying Visit to Florida. — Bates, Illustr. Trav. IV. 1872. p. 1.

Bonwick (J.), The Mormons and the Silver Mines. London (Hodder & S) 1872. 430 S. 8. (7 s. 6 d.)

Grayson (A. J.), In the Wilds of Western Mexico. — The Overland Monthly, San Francisco 1871. Octob.

Fröbel (J.), Denkmäler altindianischer Cultur am Rio Grande und Gila. — Correspondenzbl d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 35.

Foote (L. H.), In the Sierras. — The Overland Monthly, San Francisco 1871. October.

Die Stadt Denwer im Territorium Colorado. — Globus. XXII. 1872. p. 27.

Die Indianer-Reservationen und die Otoes in Nebraska. — Gaea. 1872. p. 500.

Indianer im Stromgebiete des Saskatchawan und Assineboine. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 275

Deutsche Ansiedelungen am nördlichen Red-River. — Globus. XXI. 1872. p. 318.

Butler (W. F.), The Great Lone Land; a Narrative of Travel and Adventure in the North-West of America. London (Low) 1872. 398 S. 8. (16 s.) — Dass. 2d bis 4th edit. Ebds. Vgl. Globus. XXI. 1872. p 77. 91.

Das „Böse Land“ im Gebiet Dakotah. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 227.

Mengarini, Indians in Oregon. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 81.

Kirchhoff (Th.), Streifzüge in Oregon und Californien. — Globus. XXI. 1872. p. 184. 208. 232. 246. 282. 346.

v. Schlagintweit (R.), California en zijne bevolking. 1—4 afl. Deventer (ter Gunne) 1872. 8. (à f. 0,50.)

Das Naturvolk der Kahrocks, Californien. — Globus. XXI. 1872. p. 359.

The Northern Californian Indians. — Overland Monthly. 1872. May.

De Costa de la Groye (Comte Ed.), Rambles in Mount Desert. With Sketches of Travel on the New England Coast from Isles of Shoals to Grand Menan. New-York 1871. 275 S. 16. (9 s.)

Raymond (Ch. W.), Report of a Reconnaissance of the Yukon River, Alaska Territory. July to September 1869. Washington (Senate, 42d Congress, 1st Session. Ex. Doc. No. 12). 1871. 8.

Poole (F.), Queen Charlotte Islands; a Narrative of Discovery and Aventure on the North Pacific. Edit. by J W. Lyndon. London (Hurst & B.) 1871. 354 S. 8.

Mexico. Central-Amerika. West-Indien.

An der mexikanischen Nordgrenze. — Westermann's Monatshefte. XV. p. 176.

Domenech (E.), Journal d'un missionaire au Texas et au Mexique. 1846—52. 2e édit. Paris (Gaume frères et Duprey) 1872. XII, 417 S 18.

Reid (M.), A zigzag journey through Mexico. — Bates, Illustr. Trav. III. 1871 p. 249. 263. 315. 344. 372.

Löffler (K.), Bilder aus Mexiko — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 111. 177.

Winckler (W.), Bilder aus Mexiko Forts. — Ausland 1872. No. 5. 9.

Gutierrez (M.), Ligerisimas noticias sobre antigüedades de indios en la provincia de Nueva Galicia. - Bolet. d. Soc. mexicana d. Geogr. 1871. p. 277.

de Charency (H.), Recherches sur les lois phonétiques dans les langues de la famille mame-huastèque. — Revue de linguistique. V. Fasc. 2.

Finck (H.), Account of Antiquities in the State of Vera Cruz. — Annual Rep. of the Smithson. Instit. for the Year 1870. p. 373.

Morelet's Reisen in Centralamerika — Globus. XXI. 1872. p. 94.

Klein (N.), Wegmachen in den Tropen. — Ausland 1872. No. 46.

Das Volk der Chibcha. — Ausland 1872. No. 17.

Levy (P.), Notas geograficas y economicas sobre la republica de Nicaragua, su historia, topografia, clima, producciones y riquezas, poblacion y costumbres, gobierno etc. Paris 1873. XVI, 628 S. 8.

Jacob (Sir George Le Grand), Western India before and during the Mutinies. Pictures drawn from Life. London (King) 1871. 270 S. 8. (7 s. 6 d.)

Die indischen Kulis in Westindien. — Globus. XXII. 1872. No. 16.

v. Krug (L.), Ueber Alterthümer von Puerto Rico. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsberichte. p. 44.

Bello y Espinosa, Geschichtliche, geographische und statistische Bemerkungen über Puerto Rico. Aus dem spanischen Ms. übers. von E. v. Martens. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 36.

Süd-Amerika.

Rau (Ch.), Von Martius on South American Ethnology. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 43.

Engel (F.), Die narkotischen Genussmittel im tropischen Amerika. — Der Welthandel. IV. 1872. p. 255.

—, Beiträge zur Völkerpsychologie Der Mensch unter den Tropen Amerikas. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VIII. 1873. p. 28.

Steingeräthe aus vorgeschichtlicher Zeit in Südamerika. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1872. p. 56.

Virchow, Ueber einen Schädel von Chiriqui (Panama). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 22.

Saffray, Voyage à la Nouvelle-Grénade. — Le Tour du Monde. No. 605.

Ernst (A.), Notizen über die Urbewohner der ehemaligen Provinz Santa Marta in Neu Granada. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 190.

Arango (A. P.), Ensayo etnografico sobre los aborigines del Estado de Antioquia en Colombia presentado a la Sociedad de Antropologia de Paris. Paris 1871. 32 S. 8.

Flemming (B.), Wanderungen in Ecuador. — Globus. XXII. 1872. p. 266. 283.

Broca (P.), Trepaning among the Incas. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York 1871/72. p. 71.

Marcoy (P.), Voyage dans les vallées de Quinquina, Pas-Pérou, 1849—61. Forts. — Le Tour du Monde. No. 572 ff.

Ein Tag in der südamerikanischen Stadt Tacna in Peru. — Globus. XXI. 1872. p. 187.

Ernst (A.), Menschen und Pflanzen in der peruanischen Provinz Loreto, nach A. Raimondi. — Globus. XX. 1872. p. 300. 314.

Squier (E. G.), Antiquities from the Huanu Islands of Peru. — Journ. of the Anthropolog. Instit. of New-York. I. 1871/72. p. 47.

Philippi, Ueber chilenische Schädel. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 195.

Hache en cuivre de Copiapo (Chili). — Revue archéol. XXIII. 1872. p. 257.

Im Lande der Tehuelchen. — Ausland 1872. No. 7 ff.

Musters (G. Ch.), A Home with the Patagonians: a Years Wanderings over Untrodden Ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro. London (Murray) 1872. 342 S. 8. (16 s.)

Aus G. Ch. Musters' Jagdzügen in Patagonien. — Globus. XXI. 1872. p. 305.

Burmeister, Ueber Alterthümer am Rio Negro und Rio Paraná. — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 196.

Scully (W.), Brazil, its Provinces and Chief Cities, the Manners and Customs of the People. New edit. London (Trübner) 1871. 8. (7 s. 6 d.)

Reisebriefe aus Brasilien. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 65. 104. 214.

Die Ansiedlungen der Walliser am Chubut in Patagonien misslungen. — Globus. XXII. 1872. p. 15.

Die Deutschen in Brasilien. — Im neuen Reich. 1873. I. p. 92. 126.

L'abolition de l'esclavage au Brésil. — Revue marit. et colon. XXXII. 1872. p. 148.

Wickham (H. A.), Rough Notes of a Journey through the Wilderness from Trinidad to Pará, Brazil, by Way of the Great Cataracts of the Orinoco, Ababapo and Rio Negro. Also a previous Journey among the Soumoo or Woolwa and Moskito Indians, Central-America. London (Carter) 1872. 8. (15 s.)

Brasilianische Indianer. — Westermann's Monatshefte. XV. p. 47.

Hartt (C. F.), The ancient Indian pottery of Marajo, Brasil. — Americ. Naturalist. 1871. p. 259.

Leiva (P. H.), Documentos antiguos relativos al estado de Aguascalientes. — Ebds. 1871. p. 17.

Kreplin (H.), Briefliche Mittheilungen aus der Kolonie Dona Francisca, Brasilien. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 235.

—, Ueber die Muschelberge von Dona Francisca (Brasilien. — Z. f. Anthropologie. IV. 1872. Sitzungsber. p. 187.

Virchow, Ueber einen in den Muschelbergen von Dona Francisca gefundenen Schädel. — Ebds. p. 189.

de Saint-Quentin, Introduction à l'histoire de Cayenne, suivie d'un recueil de contes, fables et chansons en créole avec traduction en regard, notes et commentaires. Antibes 1872. VI, 210 S. 32.

Brinton (D. G.), The Arawak Language of Guiana in its Linguistic and Ethnological Relations. — Transact. of the Philol. Soc. held at Philadelphia. 1871. — Dasselbe auch einzeln erschienen. Philadelphia 1871. 18 S. 4. (5 s.)

Noak (F. W.), Die Mythen der Guyana. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der kosmogenischen Mythen. — Ausland 1872. No. 16.

Brown (Ch. B.), Indian Picture Writing in British Guiana. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 137.

Appun (K. F.), Die Indianer von Britisch Guyana. Forts. — Ausland 1872. No. 27. 29. 31. 33. 35. 37. 39. 41. 43.

—, In Guyana. Leben am Demerara-River. — Buch der Welt. 1872. No. 38 ff.

Ernst (A.), Zu Nicolaus Federmann's erster Reise in Venezuela (1530—31). — Z. f. Anthropologie. IV. 1872. p. 357.

—, Anthropologische Miscellen aus Venezuela. — Globus. XXI. 1872. p. 124.

—, Ueber die Sprache der Cumanogotos (Venezuela). — Z. f. Ethnologie. IV. 1872. p. 293.

—, Ueber die venezuelanischen Personennamen. — Globus. XXIII. 1873. p. 93.

Australien.

Millett (Mrs. Edward), An Australian Personage; or. The Settler and the Savage in Western Australia. London 1872. 426 S. 8. (12 s.)

Bradley (G. M.), Note on the Peculiarities of the Australian Cranium. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p 137.

Beckler (H.), Die Ureinwohner Australiens. — VIII. u. IX. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Dresden. 1872. p. 1.

Topinard (P.), Études sur les races indigènes de l'Australie. Instructions présentées à la Société d'anthropologie. Paris (Masson) 1872. 119 S. 8.

Australische Wilde — Westermann's Monatshefte. XV. p. 270.

Legende unter den Eingeborenen Süd-Australiens. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 479.

Barlow (H.), Vocabulary of Aboriginal Dialects of Queensland. — Journ. of the Anthropol. Instit. of Great Britain. II. 1872. p. 166.

Mc Donald (A.), Mode of preparing of Dead among the Nations of the Upper Mary River, Queensland. — Ebds. II. 1872. p. 176.

Polynesien.

Life in Australia II. Tasmania. — The Cape Monthly Magaz. V. 1872. p. 85.

Gerland (G.), Die ethnographischen Verhältnisse des Grossen Oceans. — Petermann's Mitthl. 1872. p. 140.

Lobscheid (W.), Evidence of the affinity of the Polynesians and American Tribes, with the Chinese and other Nations of Asia, derived from the Language, Legends and History of those Races. Hongkong 1872. 68 S. 8. (3 s. 6 d.)

de Quatrefages, Les Négritos. — Bull. de la Soc. de Géogr. VI[e] Sér. III. 1872. p. 306.

Powell (G S. Baden—), New Homes for the Old Country: a Personal Experience of the Political and Domestic Life, the Industries, and the Natural History of Australia and New Zealand. With 46 Illustr London (Bentley) 1872. 530 S. 8. (21 s.)

Johnson (R. B.), Very Far West Indeed: a few Rough Experiences on the North-west Pacific Coast. 2[d] edit. London (Low) 1872. 280 S. 8. (10 s. 6 d.)

Turner (Nath.), The Pioneer Missionary: Life of Rev. Nath. Turner, Missionary in New Zealand, Tonga, and Australia, by his Son, Rev. J. G. Turner. London (Wesleyan Conf. Office) 1872 342 S. 8.

Thiercelin, Chez les anthropophages. Aventures d'une Parisienne à la Nouvelle-Calédonie Paris (Lachaud) 1872 317 S. 18. (2 fr.)

Neukaledonien. — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 268.

Neucaledonien. — Ausland 1872. No. 20.

Neu Guinea und die benachbarten Eilandsgruppen. — Globus. XXI. 1872. p. 241.

Die Insel Tud in der Torres-Strasse und ein Besuch an der Südküste von Neu-Guinea. — Petermann's Mitthl. 1872. p 254.

Die Papuas an der Dourga-Strasse und am Utanata auf Neu-Guinea — Globus. XXI. 1872. p. 214.

Christmann (F.) und R. Oberländer, Oceanien, die Inseln der Südsee. Leipzig (Spamer) 1872. gr. 8. (2⅚ Thlr)

Aus der Südsee. — Globus. XXII. 1872. p. 246.

Von den Navigatoren und den Fidschi-Inseln. — Globus. XXII. 1872. p. 47. 95.

Die Insulaner des Fidschi-Archipelagus in der Südsee. — Globus. XXI. 1872. p. 145. 161.

Aus der oceanischen Inselwelt (Fidschi-Inseln). — Ausland 1872. No. 51 f.

The Pitcairn Islanders. — Harper's New Monthly Magaz. 1871. p. 653.

Gulick (L. H.), Vocabulary of the Ponape Dialect, Ponape-English and English-Ponape, with a Grammatical Sketch (Ponape oder Ascension, Carolinen-Archipel). — Journ. of the American Oriental Soc. XI. 1.

Semper (K.), Die Polau-Inseln im Stillen Ocean. Leipzig (Brockhaus) 1872. gr. 8. (2 Thlr.)

Baumdörfer auf der Isabella-Insel (Salomon's-Archipel) — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VIII. 1873. p. 96.
Dubois (L.), Ein erlöschendes Volk. (Sandwich-Insulaner). — Aus allen Welttheilen. III. 1872. p. 193.
v. Maclay (N.), Ueber die „Rohau rogo", oder die Holztafeln von Rapa-Nui. — Z. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. VII. 1872. p. 81.
Bastian (A.), Bemerkungen zu den Holztafeln von Rapa-Nui. — Ebds. p. 81.
Miklucho-Maklay, Die Osterinsel, Pitcairn- und Mangarewa-Inseln. — Iswestija d. k. russ. geogr. Ges. VIII. 2. p. 42.
de Lapelin (T.), L'île de Pâques. — Revue maritime et coloniale. XXXV. 1872. p. 526.
Viaud (J.), Expedition der Fregatte „La Flore" nach der Osterinsel. — Globus. XXIII. 1873. p. 65. 81.

Miscellen und Bücherschau.

Baldwin: Ancient America. New-York 1872.

Assuming the facts to be as Mr. Wilson reports (1860) it follows that there was human civilization to a certajn extent in South America at the time of the older stone age of Western Europe. The oldest Peruvian date of Montesinos is quite modern compared with this. The fact may be considered in connection with another in American Ethnology, that the most ancient fauna on this Continent, man probably included, is that of South-America.

Frantzius, v.: San Salvador und Honduras im Jahre 1870. Berlin, New-York, London 1873.

Uebersetzung des von Palacio abgestatteten Berichtes mit erklärenden Anmerkungen des Verfassers, dem sein langer Aufenthalt in Costa Rica Gelegenheit zu eingehenden Studien gewährt hat. Unter den Zusätzen finden sich sprachliche Bemerkungen Dr. Berendt's.

Adams: Field and Forest Ramble. London 1873.

The form and feature of the native of New Brunswick (in the present race) seem to resemble the Esxquimaux rather, than the Red Indian of the south and west. The stature was to all appearances short, but now the admixture of white blood has changed the original S. 21). Abbildungen der Steinwerkzeuge begleiten die Beschreibung S. 29. Kitchen middens (along the Atlantic coast line of the American continent) are found on the shore and island of the Bay of Fundy, and other portions of the coast of New-Brunswick and the adjoining State of Maine (S. 35). B.

Sullivan: Dhow Chaning in Zanzibar Waters. London 1873.

Unter den befreiten Stämmen werden (ausser Galla) 10 Stämme genannt: Monheka (the tribe of the country adjoining the Gallas), Legoha or Messegora, the tribe that being ivory from the interior), Minyemazer (next, close to, the Legoha tribe), Kamango, Machinga, Mazo, Makoo, Maheow, Nehassa, Morginda, more southern tribes. Die Nimeameayer figuriren als Nachbarn der Messira im Lazembe-Reich.

Beverley: Report on the Census of Bengal 1872. Calcutta 1872.

Mit Vermehrung dieser statistischen Aufnahme wird sich die verwickelte Ethnology Indiens allmählig zu klären beginnen, und dann gerade der Vielfachheit der dort verlaufenden Processe wegen, wenn eine Uebersicht darüber möglich ist, die sicherste Stütze für Weiter-

folgerungen abgeben. Tho number of separate tribes and castes, which have been found to exist in Bengal do not probably fall for short of one thousand. If their respective sub. divisions and septs or clans were taken with account, they would probably amount to many thousands. The aboriginal tribes alone are very numerous, while those for whom, though Hiuduised to a certain extent, an aboriginal origin may reclaimed would well the number by a very large increment. Unsere allzeit schlagfertigen Generalisten mögen also bedenken, wie viele Special-Forschungen hier noch zu erledigen sind, ehe eine inductive Wissenschaft sich auch nur das erste Wort zu sprechen berechtigt fühlen kann.

Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (1873. Mai. 1. Heft).

So lautet der Titel einer so eben angelangten, in Yokohama gedruckten Veröffentlichung, welche ebenso Zeugniss ablegt von der Schnelligkeit der deutschen Cultur-Propaganda im fernen Osten, als von dem auch auf dem Gebiete der Wissenschaft sich darstellenden Geiste der Einigung deutscher Männer zur Erreichung nationaler Aufgaben. Die neue Gesellschaft ist am 22. März d. J. gegründet und zählte schon am 1. Mai 52 Mitglieder (darunter 23 aus Yokohama, 20 aus Yedo, 7 aus Hiogo und 2 aus Singapore). — Der deutsche Ministerresident Herr v. Brandt und Dr. Hilgendorf zeichnen als Vorstand. Die erste Nummer enthält meteorologische, historische, zoologische, medicinische etc. Abhandlungen der Herren Knipping, Kempermann, v. Brandt, Hilgendorf, v. Knobloch, Cochius, Hoffmann. Wir begrüssen das vielversprechende Unternehmen mit herzlicher Freude. Virchow.

In der Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft am 10. Juni 1873 stellte Herr Virchow die russischen Haarmenschen (Homines hirsuti), Andrian, 55 Jahre, und dessen Sohn Fedor, 3 Jahre alt, aus dem Gouvernement Kostroma vor. Aus dem in der Berliner klinischen Wochenschrift No. 29 mitgetheilten Vortrage folgen hier die wesentlichsten Stellen.

„Bei beiden Individuen handelt es sich um eine übermässige Haarbildung, die im Wesentlichen auf ein ganz bestimmtes Körpergebiet, das Gesicht und die angrenzenden Theile, beschränkt ist. Allerdings findet sich auch auf dem übrigen Körper, nämlich am Rumpfe und den unteren Extremitäten eine stärkere Haarbildung, und namentlich bei dem Kleinen tritt dieselbe inselförmig stärker hervor, in der Art, dass auf dem Rücken und den Armen kleine, 4—6 Mm. im Durchmesser haltende Flocken von ganz weichem, weissgelblichem Haar, dessen einzelne Fäden 3—6 Mm. lang sein mögen, entwickelt sind. Bei Andrian selbst sind einzelne Abschnitte des Rumpfes im Zusammenhange mit 4—5 Ctm. langen, jedoch nicht sehr dicht stehenden Haaren besetzt. Immerhin ist dies gegenüber der excessiven Haarbildung am Gesicht doch so untergeordnet, dass die Aufmerksamkeit mit Recht sich auf den Kopf beschränkt. Hier aber ist der auch sonst behaarte Theil nicht in ungewöhnlichem Zustande. Hals und Nacken dagegen sind etwas stärker als gewöhnlich behaart und bilden eine Art von Uebergangszone bis zu der Grenze zwischen Hals und Brust.

„Keineswegs also liegt der Fall vor, dass sich eine generelle Neigung zu excessiver Haarbildung zu erkennen giebt und dass es sich rechtfertigen würde, diese Leute als Homines hirsuti in dem traditionellen Sinne zu bezeichnen. Dafür sind aber die Haare im Gesicht und an den sonst unbehaarten Theilen des Kopfes so ausserordentlich stark entwickelt, dass meines Wissens nur wenige Beispiele ähnlicher Art existiren. Das ausgezeichnetste derselben ist ein gleichfalls durch eminente Erblichkeit ausgezeichneter Fall, der in Hinterasien zuerst von dem englischen Reisenden Crawford 1829 beobachtet, beschrieben und abgebildet worden ist, und über den in der neueren Zeit noch weitere Nachrichten gekommen sind, die Herr Beigel in einem im 44. Bande meines Archivs erschienenen Aufsatze zusammengestellt hat. Es handelt sich dabei um eine Familie im Königreich Ava, welche nun schon durch drei Generationen mit derartigen Individuen ausgestattet ist. Der ursprüngliche Träger dieser Eigenschaft, Shwe-Maon, muss nach den Abbildungen die höchste Aehnlichkeit im Aussehen mit Herrn Andrian gehabt haben. Derselbe hatte eine Tochter, Maphoon, welche dieselbe Eigenschaften in ausgezeichnetem Maasse fortpflanzte, und diese hat wieder einen Sohn mit

derselben excessiven Haarbildung. Die anderen Kinder sowohl des Shwe-Maon, als der Maphoon waren normal; von einigen ist es zum Mindesten zweifelhaft, ob sie eine Anomalie besessen haben.

„Nun ist eine ganz besondere Sache dabei, die in der That das Problem erheblich complicirt, aber es auch zu einem Problem höchsten Interesses macht Schon in der Familie von Ava ist festgestellt worden, und zwar sowohl bei dem ursprünglichen Träger, dem Grossvater, als bei dessen Tochter, dass, während der übrige Körper sich scheinbar regelmässig entwickelt hatte, ein höchst auffallendes Störungsgebiet vorhanden war: eine mangelhafte Zahnbildung der sonderbarsten Art. Der Grossvater hatte im Oberkiefer nur 4 Zähne und zwar nur Schneidezähne, im Unterkiefer 5, indem ausser den Schneidezähnen noch ein Eckzahn hervorgetreten war; ausserdem waren diese Zähne ungewöhnlich spät zur Erscheinung gekommen, indem der erste Durchbruch derselben im 20. Lebensjahre stattgefunden hatte. Bei der Tochter Maphoon ist es analog: sie hat in jedem Kiefer 4 Zähne; die Eck- und Backzähne fehlen. Die ersten zwei Schneidezähne sind im zweiten Lebensjahre zum Vorschein gekommen.

„Dieselbe Eigenthümlichkeit findet sich auch bei der Familie Andrian und zwar noch auffälliger, indem eigentlich nur der Unterkiefer Zähne hat, der Oberkiefer dagegen bis auf einen linken Eckzahn bei dem Vater ganz zahnlos ist. Wenn man bei dem Anblick der Gesichter den Eindruck eines bis zu den Löwenaffen oder den Affenpinschern zurückreichenden Atavismus erhält, so kann man sich durch den Zahnmangel noch weiter rückwärts bis zu den Edentaten führen lassen. Der Kleine ist in dieser Beziehung noch auffallender als der Alte, denn er hat nur im Unterkiefer 4 Schneidezähne; der ganz zahnlose Oberkiefer, dem der Alveolarfortsatz beinahe ganz fehlt, ist dem entsprechend niedrig und die Oberlippe schmal. Bei dem Alten ist es ähnlich. Die daraus hervorgehende Erniedrigung des Gesichts und die Verkümmerung der Obermundgegend giebt der Physiognomie etwas Seltsames". —

Es wird dann gezeigt, dass die hier in Rede stehende Art der Behaarung ganz verschieden ist von der besonders bei Frauen vorkommenden excessiven Behaarung nach männlichem Typus und von den mit abweichender Hautbildung complicirten behaarten Naevi und dass sie ebensowenig auf eine ethnologische Eigenthümlichkeit, wie etwa bei den Ainos, bezogen werden dürfe. Es heisst dann weiter:

„Interessant ist es aber, dass nach den vorliegenden Erfahrungen anzunehmen ist, man könnte, wenn man sich darauf legte, eine Art von Race erziehen. Nachdem in Ava durch drei Generationen, hier durch zwei, die Uebertragungsfähigkeit dargestellt ist, so lässt sich nicht bezweifeln, dass, wenn Jemand nach Darwin diese Leute züchtete, er ein Geschlecht heranziehen könnte, welches eine von der ganzen übrigen Menschheit verschiedene Erscheinung darböte. Wir wissen bis jetzt sehr wenig über die Bildung der Racen bei unseren Haussäugethieren, aber man kann daran nicht füglich zweifeln, dass z. B. die Hunderacen auf die Weise entstanden sind, dass irgend einmal ein abweichendes Individuum existirt hat, welches seine Abweichungen fortgepflanzt hat; denken wir nur an den Bulldog mit seinem veränderten Oberkiefer. Hier wäre die Handhabe dafür geboten zu sehen, wie eine solche Entwickelung sich macht. Daher sind diese Leute von dem allerhöchsten Interesse für Diejenigen, welche sich dafür interessiren, Erfahrungen zu sammeln, wie man sich den Uebergang einer gewöhnlichen Race zu einer ungewöhnlichen zu erklären habe, das Wort ‚Race' in dem Sinne von Spielart oder Abart verstanden.

„Ich habe vielfach überlegt, ob man einen näheren Zusammenhang zwischen der Zahnlosigkeit und der Behaarung anzunehmen habe; ich bin aber zu keinem entschiedenen Resultate gelangt. Die immerhin bemerkenswerthe Vergleichung mit den zahnlosen Säugethieren trifft nirgends ganz zu, da ein Theil derselben keine Schneide- und Eckzähne, andere überhaupt keine Zähne besitzen. Das aber scheint mir kaum bezweifelt werden zu können, dass man auf die Nerven zurückgehen muss, wie wir denn im Allgemeinen, wenn wir die besonderen Verhältnisse der Behaarung in geschlechtlicher Beziehung bedenken, nicht umhin können, dieselbe durch die Nerven zu erklären".

seiner Verdienste erst zum Mitregenten machte und dann zu seinem Nachfolger bestimmte. So wurde Yü Kaiser und gründete die erste erbliche Dynastie, welche nachher noch 500 Jahre regierte. In einem schönen Werke, dem Yü-kung, erhalten wir nun eine genaue Beschreibung der Arbeiten und Reisen des Yü, und ein Abschnitt des Buches behandelt die Geographie des damaligen Reiches, mit besonderer Rücksicht auf Flüsse und Gebirge. Als ich meine Reisen in China vollendet hatte, habe ich dieses Werk mit grossem Interesse studirt und an vielen Stellen die genaue Beschreibung dessen, was ich gesehen hatte, erkannt. Es lässt sich daraus mit Sicherheit schliessen, dass die Chinesen von Nordwesten hergekommen sind und sich zunächst im Thal des Wei-Flusses, dem grossen Agriculturland im mittleren Theil der Provinz Schensi, niedergelassen haben; dass sie dann am Gelben Fluss hinab nach der grossen Niederung und den Ebenen am unteren Lauf des Yang-tse-kiang sich ausbreiteten, immer aber sich auf die weiten Thäler beschränkten, in denen sie Ackerbau treiben konnten. Denn die genaue Beschreibung der Flüsse reicht nur so weit, als sie von solchen Ebenen begleitet sind, und die Gebirge werden uns wesentlich nur vorgeführt, insofern sie die Ackerbauflächen begrenzen. Die dahinter liegenden Berglandschaften waren nach der Beschreibung im Yü-kung von wilden und halbwilden Stämmen bewohnt, welche zum Theil tributpflichtig waren, aber in steter Fehde mit den Chinesen lebten. Das ganze Land, welches damals von dem eingewanderten Ackerbau-Volk bewohnt war, nimmt wahrscheinlich kaum den sechsten Theil des heutigen China ein; der ganze Rest war Gebirgsland, und dieses besassen die Chinesen nicht. Und jetzt? — jetzt sehen wir die Stämme, welche ehemals diese Berglandschaften unabhängig besassen, bis auf die kleinen Völkerinseln der bereits erwähnten Miau-tse, Man-tse und Lolo, verschwunden, und die Nachkommen des eingewanderten Ackerbauvolkes an ihre Stelle getreten. Wir fragen: wie ist dies geschehen, durch welche Mittel ist der Eine Stamm dazu gelangt, grosse, vorher von vielen Völkerschaften bewohnte Länderstrecken so vollständig in Besitz zu nehmen und zu überschwemmen? und ferner, wie kommt es, dass so bedeutende, nach Regionen geordnete Schwankungen im Typus dieses Stammes stattfinden? Ich glaube, dass wir den Schlüssel zur Lösung dieser Fragen bekommen, wenn wir einige der gegenwärtigen Zustände und Vorgänge in China näher betrachten.

Unter den Völkern, welche an den Grenzen des jetzigen eigentlichen China wohnen, giebt es einige, die sich, wie z. B. die Bewohner von Korea, der Mongolei und Tibet, von den Chinesen abschliessen. Sie verkehren mit ihnen in geringem Maasse und vermischen sich beinahe gar nicht mit ihnen. Auch räumlich ist die Absonderung scharf. Aber während die Grenze gegen Korea unverrückbar ist, drängen sich die Chinesen gegen die Mongolei hin immer weiter und weiter ein und zwar in geschlossenen Massen, vor denen die Mongolen allmälich zurückweichen. Gegen Tibet hin ist die Grenze am wenigsten bestimmt. Dort findet eine Untermischung der beiden Elemente statt, wobei die Chinesen allmälig an Raum gewinnen. — Es giebt aber noch andere Grenzvölker, welche nicht im Stande gewesen sind, der andringenden Fluth den gleichen Damm socialer Absonderung entgegenzusetzen. Dazu gehören vor Allem die Mantschu, welche ehedem ein Land von ungefähr 20,000 Quadratmeilen selbstständig bewohnten. Seit langer Zeit hat dort eine Einwanderung von Chinesen begonnen. Sie setzten sich fest, bebauten den Acker, haben aber in ihrem allmäligen Vordringen die Bevölkerung nicht vor sich her gedrängt, noch auch ausgerottet, sondern sich durch Vermischung gleichsam mit ihr amalgamirt. Die Sprösslinge aus einer Mischehe sprechen stets nur chinesisch. Darum ist das Mantschurische in den letzten Decennien zu einer todten Sprache geworden; es wird noch in

einigen Dörfern bei Kirin gesprochen, ist aber auch dort im Aussterben begriffen. Mit der Sprache kommen chinesische Kleidung, Sitten, religiöse Gebräuche und die Lehren des Confucius.

Derselbe Vorgang einer ganz allmäligen Verschmelzung findet auch an anderen Grenzen statt, wie an der von Tongkin; auch dort dringen die Chinesen langsam in die Bevölkerung ein und verbreiten mit ihrer Sprache und ihren Sitten auch ihren Racentypus. Es ist wohl aber selbstverständlich, dass aus einer solchen Verbindung mit anderen Elementen der chinesische Typus nicht rein hervorgeht. Es entstehen Zwischenstufen, bei denen sich jedoch das chinesische Element weit stetiger zu erhalten scheint als im ersten Fall das mantschurische und im zweiten das anamitische.

Diese Grenzverhältnisse nun geben uns einen Schlüssel an die Hand, um einige der Vorgänge zu enträthseln, durch welche seit den frühesten Zeiten die allmälige Ausbreitung der chinesischen Race stattgefunden haben mag. Theils mögen die Chinesen durch ihr seit sehr alter Zeit eingeführtes System vorgeschobener Colonien feste Punkte gewonnen haben, durch welche sie ohne Gewaltmassregeln die fremdartigen Bevölkerungen zurückdrängten, wie sie es jetzt mit den Sifan oder Ost-Tibetanern und den Mongolen thun; theils mögen sie in noch friedlicherer Weise, wie in der Mantschurei, die ansässigen Stämme durch Vermischung in sich aufgenommen haben. Auf die häufige Anwendung des letzteren Vorganges, insbesondere, weisen jene örtlichen Schwankungen im Racentypus hin, deren ich vorher erwähnte. In ihm finden wir die wahrscheinlichste Erklärung für die bedeutenden und sehr auffälligen Schwankungen, welche in den südöstlichen maritimen Provinzen stattfinden, wo beinahe jedes Becken der Küstenflüsse seine eigenartige Bevölkerung hat. Für die Richtigkeit dieser Erklärungsweise spricht der Umstand, dass die Chinesen selbst sie in einzelnen Fällen anwenden. So stehen z. B. die Bewohner der Gegend des Tungting Sees in dem Rufe besonderer Rohheit und Wildheit. Die Chinesen selbst wagen sich nur mit Furcht unter sie, und ich kann den Grund dieser Scheu aus eigener Erfahrung bestätigen. Es ist die Meinung in China verbreitet, dass die Ursache der Erscheinung in dem Vorherrschen des Elementes der San-miau liege, eines Volkes dass schon vor viertausend Jahren die Ufer des Sees bewohnte und dem Lande durch seine rohen kriegerischen Einfälle viel zu schaffen machte.

Ausser diesen friedlichen, gleichsam unbewusst und ohne Vorbedacht ausgeführten Maassregeln haben nun die Chinesen auch noch Mittel der stärksten und gewichtigsten Art angewendet, um ihre eigene Race über Länderstrecken zu verbreiten, die vorher im Besitz anderer Stämme waren, oder um einzelne Typen der ersteren durch andere zu verdrängen. Auch hierfür bietet uns die neueste Geschichte des Landes auffallende Belege. Sie haben Alle, meine Herren, von der grossen Taiping-Rebellion gehört, welche im Jahre 1850 im südlichen China ausbrach, und deren Leiter ein Mann von niederer Herkunft war, der protestantischen Missionären einen Theil seiner Ausbildung verdankte. Er schwang sich, in Opposition zur Mantschu-Dynastie, bald zu einem Gegenkaiser von chinesischer Herkunft auf, und die Rebellion nahm grosse Dimensionen an. Im mittleren China angelangt, begannen die Taipings ihre Verheerungszüge und während der Dauer von ungefähr zehn Jahren haben sie die reichen und fruchtbaren Provinzen am unteren Yangtsze in einer Weise verwüstet, wie die Geschichte Europas kein ähnliches Beispiel aufweist. Ich habe diese Länder bereist und die schreckenerregenden Wirkungen des Vernichtungskrieges kennen gelernt. Die grössten Städte lagen in Ruinen; die in zahlloser Menge zerstreuten weitläufigen und wohlhabenden Dörfer und Marktflecken waren zerstört. Ein Landstrich, grösser im Umfang als das Deutsche Reich und ungleich stärker bevölkert, hatte dieses Schicksal erfahren. Gegen die Bewohner wurde ein System vollständiger Ausrottung

befolgt. Frauen, Kinder und Greise wurden ohne Erbarmen niedergemacht, nur die jungen, kräftigen Burschen unter zwanzig Jahren geschont, aber in den Dienst der Rebellen gepresst. Am grössten war die Vernichtung von Menschenleben in den weiten Ebenen, wo die Leute keine Zufluchtsstätte fanden. Näher am Gebirgsrande flüchteten sie sich in die Berge, wo sie jahrelang unter den grössten Entbehrungen aushalten mussten. Die Meisten unterlagen, nur Wenige kehrten nach der Herstellung des Friedens zurück. In der Provinz Tschekiang besuchte ich Thäler, wo die Ruinen der durchgehends zweistöckigen massiven Häuser, die verkommenen Maulbeerbaumpflanzungen und zahlreichen Ueberreste von Tempeln von dem Wohlstand und der Zahl der Bevölkerung zeugten, die früher dort gelebt hatte. Jetzt waren dort nur wenige Menschen zu sehen, meist Einwanderer aus anderen Provinzen. So unglaublich es scheinen mag, habe ich doch mehrere Beispiele von Städten gesehen, die früher 50 — 60,000 Einwohner zählten, und wo jetzt kaum fünf oder sechs Ruinen der früheren Häuser bewohnt waren. Ich pflegte mich häufig nach dem Procentsatz derjenigen zu erkundigen, welche die Schrecken der Rebellion überlebt hatten. Gewöhnlich wurde mir geantwortet, dass nur drei von je hundert Individuen übrig geblieben sein; eine grosse Zahl sei getödtet, die meisten aber durch Entbehrung an den Zufluchtsstätten zu Grunde gegangen. Der Augenschein schien die Richtigkeit dieser Angabe zu bestätigen. So war es in den Gebirgsgegenden. Im Flachland war die Verheerung, was absolute Zahlen betrifft, noch grösser. Su-tschau, die Stadt des Luxus und Wohllebens, mit angeblich anderthalb Millionen Einwohnern, und Hangtschau, die Hauptstadt der reichen Seidengegenden, die auf eine noch grössere Einwohnerzahl geschätzt wurde, sind vollkommen verwüstet worden, und dazu könnten noch viele andere grosse und volkreiche Städte genannt werden, deren Bewohner sämmtlich niedergemacht wurden. Die Gesammtzahl der Menschen, welche durch die Taiping-Rebellion ihr Leben verloren, wird auf dreissig Millionen geschätzt. Wer in Europa eine solche Zahl hört, wird sie natürlich für eine sinnlose Uebertreibung halten, und dies war meine eigene Meinung, als ich im Jahre 1868 nach China kam. Als ich jedoch die so schwer betroffenen Gegenden, eine nach der anderen, bereiste, und fortdauernd die Anzeichen der unbeschreiblichen Verwüstungen sah, da gewann ich die Ueberzeugung, dass jene Zahl nicht zu hoch sei.

Es sind nun besonders die Folgen dieser Verheerung ausgedehnter Landstriche, welche eine Beziehung auf unsere gegenwärtige Betrachtung haben. Wo die Menge der Menschen so gross ist wie in China, ist es eine einfache Folge natürlicher Gesetze, dass eine Strömung aus übervölkerten Gegenden nach denjenigen einsetzt, wo die Bevölkerung im Verhältniss zum Areal des ackerbaufähigen Bodens gering ist. So kommt es, dass jetzt eine Einwanderung nach den verwüsteten Ländern aus anderen Provinzen stattfindet, welche von den Gräueln der Rebellion verschont geblieben sind, und zwar zunächst aus denjenigen Theilen der grossen Ebene, welche an zu dichter Bevölkerung leiden. Viele der zerstörten Dörfer sind zum Theil wieder angesiedelt; man findet dort ein Gemisch verschiedener Volkselemente und verschiedener Dialekte, und da die Chinesen im Verstehen der letzteren sehr schwerfällig sind, so herrscht eine babylonische Sprachverwirrung. Im Laufe der Zeit wird sich als die Folge dieser Zusammenwürfelung eine Vermischung der verschiedenen Elemente ergeben und dadurch voraussichtlich ein Mitteltypus entstehen, welcher von jedem einzelnen der provinziellen Typen, aus denen er zusammengesetzt ist, abweichen, und die Eigenthümlichkeiten aller zu einem neuen Ganzen vereinigen wird. Ebenso dürfte es hinsichtlich der Sprache gehen und ein neuer eigenartiger Dialect sich entwickeln.

Diese Methode der Vernichtung der Bevölkerung grosser Gebiete und der Wiederansiedelung der verwüsteten Strecken hat jedenfalls in der Geschichte von China

eine grosse Rolle gespielt; besonders zur Zeit von Rebellionen, mögen diese erfolglos gewesen sein, wie die der Taiping, oder zu einem Wechsel der Dynastie geführt haben. Ein auffallendes Beispiel bietet die Provinz Sz'-tschwan, welche ein Areal von 11000 deutschen Quadratmeilen umfasst. Der Sage nach war sie von den Lolo bewohnt, die dann von den Man-tse in die Gebirge zurückgedrängt wurden, wo sie sich bis heute erhalten haben. Der Herrschaft der Man-tse wurde vor 2000 Jahren ein Ende gemacht, als der grosse Kaiser Tsin-tshi-hwang das Land Sz'-tschwan durch List eroberte und dem chinesischen Scepter unterwarf. Es ist nicht bekannt, wie weit damals die Vernichtung der ansässigen Bevölkerung getrieben wurde. Doch wurde von da an das Land von Chinesen bewohnt und cultivirt. Es ist wahrscheinlich, dass sie Man-tse-Frauen heiratheten und eine Mischrace erzeugten. Als die Mongolen im 13. Jahrhundert ihre Herrschaft über China ausbreiteten, eroberte Kublaï Khan die Provinz Sz'-tschwan. Die Bevölkerung wurde ausgerottet, so vollständig als es möglich war, und den Bewohnern der Nachbarprovinzen gestattet, sich auf dem verödeten Boden anzusiedeln. Dort entstand nun ein Gemisch von Elementen aus dem Norden und Süden von China, und ein kleiner Antheil von Man-tse-Blut mochte wohl auch noch mit dabei vertreten sein. Die Bevölkerung mehrte sich und lebte fast durch vier Jahrhunderte in Ruhe und Frieden. Da kam ein neuer Schlag, furchtbarer als alle vorhergehenden, ein Ereigniss, von dem die jetzigen Bewohner mit Schrecken erzählen. Es war um das Jahr 1650, als die jetzt regierende Mantschu-Dynastie ihre Herrschaft in den einzelnen Provinzen befestigte. Ein Rebellenführer, Namens Tschang-hiän-tschung, einer der grausamsten Despoten, die je gelebt haben, verwüstete die ganze Provinz Sz'-tschwan mit Feuer und Schwert. In der Hauptstadt allein wurden angeblich 600,000 Menschen hingerichtet, und das schöne und reiche Land vollkommen entvölkert. Als die Mantschukaiser nach dem Tode des Rebellen die verödete Provinz in Besitz nahmen, gaben sie besondere Erleichterungen für Einwanderer. Wieder kamen die Bewohner der Nachbarprovinzen, und viele aus den fernsten Theilen von China, um sich auf dem gepriesenen ertragreichen Boden anzusiedeln. Hunan, Hupè und Schensi lieferten das grösste Contingent. Die Volkstypen dieser drei Provinzen weichen so weit von einander ab, als es überhaupt innerhalb der Sphäre des chinesischen Racentypus vorkommt. Jetzt vermischten sie sich auf neutralem Boden, die Bevölkerung vermehrte sich ungemein schnell und in der jetzigen, auf 35 Millionen geschätzten, Einwohnerschaft waltet ein ganz eigenthümlicher Typus vor, der sich von jedem anderen in China vorkommenden ein wenig unterscheidet. Wahrscheinlich hat kein anderer Stamm in China eine aus so zahlreichen Elementen zusammengesetzte Abstammung aufzuweisen, wie der von Sz'-tschwan. Es ist eigenthümlich, dass die Bewohner die besseren Eigenschaften ihrer Vorväter in sich vereinigen, deren Schattenseiten aber nicht in gleicher Weise geerbt zu haben scheinen. In keiner anderen Provinz findet sich ein so hohes Durchschnittsmass von Bildung, Verfeinerung, Intelligenz, und damit von Reinlichkeit, Kunstgeschmack und industrieller Entwickelung. Zugleich ist dort der reinste und beste Mandarinendialect die Volkssprache.

Ich will mich auf dieses eine Beispiel aus der Geschichte von China beschränken. Es liessen sich jedoch noch viele von ähnlicher Art anführen.

Sie werden aus dem bisherigen Verlauf unserer Betrachtung ersehen haben, dass die gegenwärtigen Zustände und Vorgänge in China uns insbesondere auf zwei Factoren hinweisen, welche den Chinesen als Mittel gedient haben, um so grosse Länderstrecken in Besitz zu nehmen. Das erste derselben war die Verschmelzung mit den Nachbarvölkern auf friedlichem Wege, durch Einwanderung unter sie, durch Colonisation und allmälige Ausbreitung mittelst geschlechtlicher Vermischung. Das zweite

war die gewaltsame, durch Ausrottung ganzer Völker bewerkstelligte Verdrängung. Allein wir haben damit noch keine hinreichende Erklärung gewonnen; denn dieselben Mittel hätte jedes andere Volk, welches Theile des heutigen China in Besitz hatte, z. B. die Man-tse, auch gegen die Chinesen anwenden können. Warum mussten gerade diese in dem Kampf um die Ausbreitung ihrer Race so grossen Erfolg haben? Wir müssen da wohl noch das Vorhandensein einer gewissen latenten Kraft annehmen, durch welche es den Chinesen möglich war, ihren Mitbewerbern den Preis so vollständig abzuringen. Sehen wir uns, um zu einiger Klarheit darüber zu gelangen, nach analogen Fällen in der Geschichte um, in denen irgend ein Volk sich ähnlicher Mittel bedient hat. Wir haben, was die friedlichen Maassregeln allmäliger Ausbreitung durch Colonisation und Verschmelzung fremder Elemente betrifft, einen passenden Anhalt an den Römern. Es ist ihnen, trotz ihres ausgezeichneten Systems von Colonien und einheitlicher Verwaltung, trotz Handel und Schiffahrt und hoher Intelligenz, nicht golungen, ihre Sprache und Einrichtungen mit dauerndem Erfolg in diejenigen Länder einzuführen, welche eine ältere Cultur und Civilisation gehabt hatten, wie Griechenland, Aegypten und Kleinasien, noch auch hat der äussere Typus der Römer in diesen Ländern sich in bemerkenswerther Weise fortgepflanzt. Dagegen haben die Römer in denjenigen Ländern, welchen sie mit ihren Colonien auch Cultur brachten, wie Spanien, Frankreich und Rumänien, nicht nur bedeutende Elemente ihrer Sprache, Civilisation und staatlichen Einrichtungen hinterlassen, sondern auch auf die typische Ausbildung des Volksstammes den grössten Einfluss ausgeübt, ganz in ähnlicher Weise, wenn auch in weniger vollkommenem Maasse, als dies den Chinesen in der Mantschurei gelungen ist. Auch in diesem Fall drückt die civilisirtere Nation derjenigen, welche in der Cultur zurückgeblieben ist, ihr Merkmal auf. Dieselbe latente Kraft ist es, welche den friedlichen Siegeszügen der Chinesen gegen die Mongolen, Tibetaner, Tongkinesen, Siamesen und andere Völker zu Grunde liegt; und wir haben volles Recht, sie auch für die Erfolge in Anspruch zu nehmen, welche die Chinesen in ähnlicher Weise seit den ältesten Zeiten gahabt haben. Der Umstand, dass sie allein unter den Völkern von Ost-Asien vor 4000 Jahren ein ausgebildetes System von Schriftzeichen gehabt haben, dass sie wohl entwickelte Normen bei staatlicher Verwaltung und religiösen Ceremonien besassen, und vor Allem dass sie in eminentem Grade ein Ackerbau-Volk waren — Alles dies sicherte ihnen ein moralisches Uebergewicht über ihre uncivilisirten, gebirgsbewohnenden Nachbarn. Es scheint, dass die Chinesen bei ihrer ersten Einwanderung von Nordwesten her die Kenntniss eines rationellen Ackerbaues mit sich brachten und zuerst in dem neuen Lande einführten, und dass sie in keinem Fall, wie die Römer, es mit einem Volk zu thun bekamen, welches eine ältere Cultur besass als sie selbst. Darum wol ist ihr Erfolg ein so viel grösserer gewesen.

An Analogien mit dem zweiten Mittel, welches die Chinesen angewendet haben, um sich über ihr jetziges Reich auszubreiten, fehlt es zum Glück in der europäischen Geschichte; selbst aus der Zeit der Völkerwanderung würden sich nur schwache Anklänge finden lassen. Wir können da zum Vergleich nur jene grauenhaften Vernichtungszüge heranziehen, welche die Herrscher der Mongolei im 13. Jahrhundert ausführten, als Dshingiskhan seine Herrschaft bis an das kaspische Meer ausdehnte und seine Nachfolger, nachdem sie Persien und das nördliche Indien in Besitz genommen hatten, durch Russland nach Ungarn, Oesterreich und Polen vordrangen, bis sie durch die Schlacht bei Liegnitz gezwungen wurden umzudrehen. Das unermessliche Mongolenreich damaliger Zeit, das grösste Reich, welches die Welt je gesehen hat, verdankte seine Ausdehnung der höchsten Potenzirung desselben Vernichtungstriebes, welcher, wie ich zu zeigen versucht habe, in der Geschichte von China eine so furchtbare Rolle gespielt hat und eine Eigenthümlichkeit dieser ostasiatischen Völker

zu sein scheint. Blühende Stätten üppiger Cultur wurden damals in menschenleere Einöden verwandelt, und viele von ihnen haben sich nie wieder erholt. Und was ist aus dem grossen Weltreich der Mongolen geworden? Noch klingt der Name der Tartaren als ein Schreckbild für Kinder aus alter Zeit herüber. Aber ihre Herrschaft ist längst gebrochen. Sie hielt sich wol noch ein Jahrhundert in Bagdad und zwei Jahrhunderte in Russland; aber es gelang den Mongolen nicht, ihre eigne Race an der Stelle der Bevölkerung auszubreiten, welche sie vertilgt hatten. Die wenigen übrig gebliebenen Reste von dieser erwiesen sich kräftiger als die Eindringlinge und drängten sie im Laufe der Zeit wieder hinaus.

Jetzt besitzen zwar die Mongolen auch noch ein ausgedehntes Reich. Aber es ist ohne Bedeutung und vielleicht nur desshalb in ihrem Besitz, weil es von andern Völkern als Wohnplatz nicht begehrt wird. So haben die Mongolen nur zerstört ohne wieder aufzurichten; ihre gewaltigen Verheerungen haben der Menschheit endlosen Jammer und Schaden bereitet, ohne zum Ausgleich ein einziges versöhnendes Moment zu bieten; sie haben Cultur vernichtet und nicht einmal vermocht, die Macht von Barbaren dauernd an deren Stelle zu setzen. Der Contrast zwischen diesem gänzlichen Misserfolg auf der einen Seite und den bedeutenden Resultaten, welche die Chinesen, auf der andern, mit so viel Glück und Geschick durch Anwendung gleicher Mittel erzielt haben, ist in die Augen springend. In diesem Fall wie im vorigen, müssen wir als die Ursache dieser Erfolge das hohe Culturelement betrachten, welches das Eigenthum der chinesischen Race ist und ihr um so fester innewohnt als sie es selbst geschaffen und ausgebildet, nicht aber von andern Culturvölkern übernommen hat.

Die ausserordentlich kräftige und dominirende Wirkung dieses durch und durch eigenartigen Culturelements wurzelt wahrscheinlich in dem Umstand, dass es in allen seinen Theilen einheitlich und harmonisch ist, und die starre Form, in die es sich kleidet, mit den strengsten Principien eines festgeschlossenen Familienlebens zusammenhängt. Wohin es sich verpflanzt, da erscheint es mit der Glorie einer reichen Literatur und einer Schrift, deren gedrungener, nach scharfen Gesetzen geregelter Cyklopenbau das beste Sinnbild der Starrheit ist, mit der alle Theile der chinesischen Civilisation anscheinend unverrückbar ineinandergefügt sind. Weder die Berührung mit andern ostasiatischen Völkern, noch diejenige mit Europäern hat diesen uralten festen Apparat von Formen und Normen im Geringsten zu ändern oder zu erschüttern vermocht. Er kann neben anderen Elementen bestehen, aber sich diesen nicht anschmiegen. Sind diese Elemente von einer niederen Art, so imponirt ihren Trägern die geschlossene Phalanx chinesischer Cultur; sie suchen sich aus ihr eins und das andere anzueignen, bleiben aber so lange untergeordnet, bis sie sich Alles angeeignet haben und ganz mit dem chinesischen Element verschmolzen sind. Eine besonders kräftigende und verlockende Seite dieser merkwürdigen Cultur müssen wir noch darin erblicken, dass sie, trotz des Nimbus, den ihr ihre alte philosophische und socialpolitische Literatur verleiht, den praktischen Bedürfnissen des Lebens in besonderem Maasse Rechnung trägt. Von früh an war der Ackerbau als die den Menschen am meisten ehrende Beschäftigung auf ihre Fahne geschrieben, und noch sind die möglichste Ausnützung der natürlichen Hilfsquellen und der ruhige Erwerb des Lebensunterhaltes diejenigen Ziele, denen der Chinese vor allen anderen nachgeht. Allein prosaische und praktische Zwecke verfolgend, und mit idealen Bestrebungen wie mit poëtischen Empfindungen unbekannt, haben die Chinesen in Betriebsamkeit, Nüchternheit, Genügsamkeit und praktischer Intelligenz stets allen ihren Nachbarn im östlichen Asien vorangestanden.

Dies, meine Herren, sind die Mächte, mit denen die Nationen, welche mit den

Chinesen den Kampf um's Dasein führten, zu streiten hatten, dies die Kräfte, welche es den Chinesen möglich gemacht haben, die beiden Mittel, welche ich angeführt habe, mit so schlagendem Erfolg anzuwenden, die grosse Fläche ihres Reiches fast ausschliesslich in Besitz zu nehmen, und sich zu dem allseitig anerkannten Herrn und Meister im östlichen Asien aufzuschwingen. Und noch immer wenden sie, unbewusst und ohne ihren Willen, dieselben Mittel an, noch immer wirken dieselben Kräfte, um ihnen stetigen Erfolg zu sichern. In Cochinchina, Siam, Malakka, Birma, Java, den Philippinen breiten sie sich aus, gründen blühende Colonien, und erwerben Reichthümer durch Handel und Ackerbau. Gehen wir den Ursachen nach, wesshalb sie dort so grossen Erfolg erringen. Man glaubt, dass sie darin liegen, dass sie sich allen Verhältnissen mit Leichtigkeit anzuschmiegen verstehen. Ich glaube ganz im Gegentheil sie darin suchen zu müssen, dass sie sich gar nicht anschmiegen, auch nicht den entferntesten Versuch dazu machen, sondern vielmehr den starren Bau ihrer Gewohnheiten und Institutionen unverändert mit sich nehmen und auf fremden Boden verpflanzen. Betrachten Sie sie in America. Dort, sollte man meinen, müssten sie einer höheren Cultur unterliegen und in ihr aufgehen. Allein noch ist dies nicht zu erkennen. Obgleich sie durch ihre Verwendung als Diener die Gewohnheiten und Bedürfnisse der fremden Race gründlich kennen lernen und für deren Befriedigung zu sorgen verstehen, eignen sie sich doch selbst nichts davon an, und Jeder bleibt durch und durch Chinese.

Und welche Schlüsse sind wir wohl berechtigt aus diesen Betrachtungen für die Zukunft zu ziehen? Wir dürfen wol annehmen, dass das Mittel der Ausbreitung vermittelst der friedlichen Amalgamation mit anderen Völkerschaften im östlichen Asien mit stets wachsendem Erfolg angewendet werden wird; denn die europäischen Nationen bahnen den Chinesen den Weg dazu und öffnen ihnen die Pforten anderer Länder, Von Jahr zu Jahr wächst ihre Zahl in den tropischen Regionen des südlichen Asien; und schon beginnen die Europäer ihnen auch das tropische America zur Wohnstätte anzuweisen, gegenwärtig noch durch barbarische Zwangsmassregeln; aber wenn sich der Boden günstig erweist, wird die spontane Auswanderung dorthin nicht ausbleiben. Das grösste Problem der Zukunft aber, im Hinblick auf unsern Gegenstand, ist die Frage, welchen Einfluss der Contact der chinesischen mit der europäisch-amerikanischen Civilisation haben wird. Es ist die einzige ausser ihr existirende, welche, auf eigener Grundlage entsprossen, ein in allen Theilen harmonisches und einheitliches und zugleich hochentwickeltes Ganzes ist. Beide Formen der Cultur sind fundamental verschieden und stehen fast in allen ihren Bestandtheilen als unversöhnliche Gegensätze einander gegenüber. Auf geistigem Gebiet findet sich hier die höchste Entwicklungsfähigkeit, dort starre Abgeschlossenheit. Nur in Einem Punkt berühren sich beide, und dies ist das praktische Leben, das Streben nach Erwerb und nach der möglichsten Ausnützung der von der Natur gebotenen Hilfsquellen. Dieser Punkt ist es, von dem aus es möglich sein wird, das gigantische Gebäude der chinesischen Cultur in seinen Grundfesten zu erschüttern. Man hat umsonst versucht, den Anfang dazu auf geistigem Gebiet zu machen. Da ist der Unterschied in den Fundamenten so gross, dass es den ruhmvollen Bestrebungen und eifrigen Arbeiten der Missionäre durch mehr als zwei Jahrhunderte nur gelungen ist, die Formen des Christenthums einzuführen. Dem Geist desselben, sowie jenem Streben nach Entwickelung und Fortschritt, das eine so wesentliche Grundlage der europäischen Civilisation bildet, sind die Chinesen bis jetzt fremd geblieben. Mehr und mehr treten sich jetzt die beiden Culturformen, die europäische und die chinesische, einander gegenüber; und wie die Chinesen in der Ausbreitung der ihrigen so grosse Erfolge erzielt haben, ist auch zu erwarten, dass es vorwaltend friedliche Mittel sein werden, durch welche das

erstarrte Gebäude derselben zum Wanken gebracht und so umgestaltet werden wird, dass das geistig hochbegabte Votk wieder einmal den Weg des Fortschritts betreten kann. Verbesserung der Verkehrsmittel und Aufschwung der Industrie und des Handels sind die wahrscheinlichsten Mittel, durch welche sich der Umschwung vollziehen wird; denn durch ihre Anwendung muss ein Theil des Aberglaubens und der althergebrachten Einrichtungen fallen, welche jede selbstständige geistige Regung bei den Chinesen hemmen und die Arbeit der Missionäre so unfruchtbar machen.

So allgemein auch die Züge sind, in denen es mir vergönnt gewesen ist, Ihnen die Mittel vorzuführen, deren sich die Chinesen bedient haben, um sich zu fast ausschliesslichen Besitzern ihres weiten Reiches zu machen, sowie die Ursachen, wesshalb es ihnen möglich gewesen ist, so grossen Erfolg in der Anwendung derselben zu haben, darf ich doch hoffen, dass Sie die Ueberzeugung gewonnen haben werden, dass die Erforschung beider Fragen ein ebenso gewichtiger Gegenstand für den Ethnographen und Historiker wie für den Staatsmann ist, und dass die noch jetzt fortdauernde Anwendung derselben Mittel und die stete Wirkung derselben Kräfte es als keine müssige Aufgabe erscheinen lässt, über den ferneren Entwicklungsgang der chinesischen Race und die Rolle, welche sie wahrscheinlich in der Völkergeschichte zu spielen berufen sind, nachzudenken.

Sitzung vom 15. Februar 1873.

(1) Der Vorsitzende, Herr **Bastian**, begrüsst die in der Sitzung anwesenden HHrn. Kapitän Köhler, Kommandant Sr. Maj. Schiff „Hertha" und Marine-Prediger Cramer von demselben Schiffe, und theilt die neuesten Nachrichten über Dr. Nachtigal mit.

(2) Herr **M. Kuhn** überreicht 4 Photographien von Nubiern und Beduinen; darunter zwei ganz neue, — sowie von Hrn. Dr. Scheiber aus Bukarest, der schon früher einmal eine Sammlung von Photographien übersandte, 10 Photographien von Rumänen.

(3) Herr **Bastian** zeigt an, dass von Dr. Wilh. Reil in Cairo ein längerer Bericht über Feuersteinsachen eingesandt ist, die in Egypten gefunden worden sind. Derselbe ist von einer Menge Photographien begleitet und wird in der Zeitschrift veröffentlicht werden.

(4) Herr Marine-Prediger **Cramer** spricht über

über die Reise der kaiserlichen Corvette „Hertha", insbesondere nach Korea.

Sr. Maj. Schiff „Hertha" verliess am 8. Sept. 1869 Kiel mit der Bestimmung, über England, Amerika, Rio, um das Cap der guten Hoffnung nach Ostasien zu gehen und dort, wie die früheren Schiffe ein bis zwei Jahre Station zu nehmen. Als wir aber nach einer sehr stürmischen und unangenehmen Reise, die uns beinahe vierzehn Tage in der Nordsee festgehalten hatte, endlich nach Portsmouth gelangten, fanden wir Befehle vor, die uns bestimmten, den Kronprinzen an Bord zu nehmen, der zur Einweihung des Suezkanals ins Mittelmeer wollte.

Wir fuhren daher über Malta und Corfu nach Corinth, wo wir den Kronprinzen an Bord nahmen und ihn nach Constantinopel, Palaestina und Aegypten brachten.

Nachdem wir die Einweihung des Suezcanals mitgemacht, auch Cairo besucht, endlich im Januar die Corvette durch den Suezkanal gebracht hatten, — eine Tour, die mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war, gingen wir über Aden, Sumatra, Singapore, Bleas-harbour an der Ostküste von Malakka, Saigon, nach Hongkong.

Wir haben nachher sämmtliche Häfen an der Ostküste China's besucht, Swatau, Amoy, Shanghai u. s. w., gingen dann nach Nangasaki hinüber und nahmen dort den Generalconsul v. Brandt an Bord, mit dem wir nach einem kurzen Besuche der Umgegend von Nangasaki, ein jetzt neu entstehendes Kohlenbergwerk und die Insel Zymea am Koreasund besuchten. Sodann kehrten wir wieder nach Japan zurück,

wo wir nicht nur alle dem Handelsverkehr eröffneten, sondern auch alle unzugänglichen Häfen anliefen, bis wir endlich nach Yokohama selbst gelangten. Auch dort war unsres Bleibens nicht allzulange. Vielleicht entsinnen Sie sich noch der Nachricht, dass die Chinesen in Nordchina ein Massacre, speziell in der Stadt Tientsin ausgeführt hatten, durch welches besonders französische Unterthanen, namentlich die barmherzigen Schwestern, die dort ein Krankenhaus unterhalten, und die französischen Consuln betroffen waren. In barbarischer Weise waren diese Frauen dort zerhackt und verbrannt worden, und den Consul selbst hatte ein gleiches Schicksal betroffen. Dies veranlasste natürlich sämmtliche civilisirten Nationen, ihre Kriegsschiffe dort hin zu schicken, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, und um bei einem etwa zwischen Frankreich und China ausbrechenden Kriege auf Seiten der europäischen Mächte stehen zu können. Bei uns war zur Zeit nur ein Schiff zu wirklicher Bewegung fähig, die „Hertha“, weil die „Medusa“ in Yokohama in Kesselreparatur lag, und dort hierdurch noch monatelang festgehalten wurde. In Tschifu, dem Tientsin zunächst gelegenen und nur für grössere Schiffe zugänglichen Hafen erreichte uns die erste Nachricht von dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich. Ueber die ganze Periode des Krieges und über die Leistungen Sr. Maj. Schiff in dieser Periode glaube ich um so eher mit Stillschweigen hinweggehen zu können, als noch vor unserer Rückkehr im Mittler'schen Verlage eine Brochure erschienen ist, die die Thätigkeit der Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern während dieser Zeit ausschliesslich behandelt. Ich übergehe also unsere Kreuzfahrten von den chinesischen nach den japanesischen Gewässern, von dort in die chinesische See nach Fioogo und nach Yokohama, und beginne erst wieder mit dem Frühsommer 1871, nach geschlossenem Frieden.

Damals begab sich die „Hertha“ wieder nach der koreanischen Küste, und zwar nach der südwestlichen Küste, um einen dort für besonders günstig gehaltenen Hafen für grössere Schiffe zu untersuchen, den Christian-harbour.

Von dort begaben wir uns nach Schanghai und als die dortigen klimatischen Verhältnisse eine Rücksicht auf den Gesundheitszustand unserer Mannschaft durch Aenderung des Stationsortes dringend wünschenswerth machten, nach Tschifu, demjenigen Hafen, der von allen Nationen im Hochsommer aus Gesundheitsrücksichten aufgesucht wird. Damals begannen die Amerikaner einen Krieg mit den Koreanern, und wenn auch dem Commando Sr. Maj. Schiff dies an und für sich keine Veranlassung gegeben hätte, nach Korea hinüberzugehen, so kam doch hinzu, dass auf einer Inselgruppe an der Westseite von Korea ein deutscher Schooner „Tschusang“ gestrandet und von der Mannschaft verlassen war. Ein Theil derselben gelangte glücklich nach Tschifu in einem offenen Boote, der andere Theil aber wurde vermisst, und dies veranlasste zunächst die „Hertha“, gleichfalls an die koreanische Küste hinüberzugehen und uns dort nach dem Verbleib des anderen Theiles umzusehen. Gleichzeitig wurde hiermit freilich auch einem politischen Zwecke gedient, denn wir befolgten damit nur das Prinzip, welches die Engländer in jenen Gewässern befolgen und sich zur Richtschnur nehmen, und welchem sie zum grossen Theile ihren Ruf und Namen verdanken, — denn, ich glaube es mit voller Berechtigung aussprechen zu können, dass die Leistungen der Engländer in jenen Gewässern keineswegs derartige sind, dass sie die allgemeine Anerkennung, die ihnen Europa gezollt, verdienen! Der Engländer ist aber durch eine so grosse Anzahl von Schiffen vertreten, dass er bei Allem was passirt im Stande ist, binnen 24 Stunden mit einem Schiff zur Stelle zu sein und sich umzusehen; selbstverständlich dient dies dazu, die englische Flagge bekannt und damit auch mehr und mehr geachtet zu machen. Die „Hertha“ begab sich damals nach dem Prince-Imperial-Archipel (wie die Inselgruppe

auf den fransösischen Karten genannt ist). Dort erfuhren wir, dass eines der koreanischen Kanonenböte das zweite Boot des „Tschusang" aufgenommen hatte, die Leute also geborgen waren. Zu weiteren Reisen dort an der Küste, speciell zu weiteren Bemühungen um das Schicksal des deutschen Schooners „Tschusang" waren wir weder verpflichtet noch berechtigt, ein Punkt, den ich hier ausdrücklich hervorzuheben mir erlaube gegenüber — Anschuldigungen kann ich es wohl kaum nennen, aber gegenüber — vagen Gerüchten, die damals in den Zeitungen hier colportirt wurden, als wäre das Interesse jenes Schiffes ausser Augen gesetzt worden. Ich bemerke, dass nach dem Verlassen des Schiffes „Tschusang" das Wrack nicht mehr den deutschen Rhedern, sondern den englischen Versicherungsgesellschaften gehörte; diese Gesellschaft versteigerte das Schiff in Tschifu. Es wurde für den Preis von 8 Dollars zwei Amerikanern zugeschlagen — ein Vorgang, der allen weiteren Bemühungen unsererseits einen Riegel vorschob.

Nach dieser Episode unserer Reise ging die „Hertha" wieder nach Tschifu zurück, da nach Eintritt der besseren Jahreszeit und namentlich im October erwartet werden durfte, dass die dort so gefährlichen Typhoone vorüber waren. Freilich sollten wir die Reise dahin nicht so ganz ruhig zurücklegen, denn gerade am 6. October 1871 — das Datum habe ich treu behalten — überfiel uns einer der Typhoone, und machte uns nicht wenig zu schaffen. — Nach kurzem Aufenthalt in Hongkong gingen wir nach den Philippinen. Durch das südchinesische Meer richtete sich dann der Weg nach Singapore und statt der sehnlichst erwarteten Rückordre traf uns dort im März der Befehl, noch einmal nach Japan hinaufzugehen. Wir besuchten auf diesem Wege, da uns ein bestimmter Termin für unser Eintreffen in Yokohama gestellt war, nur Hongkong, kamen dann nach sechstägigem Aufenthalt nach Yokohama, fanden dort den Befehl, sofort nach San Franzisco zu gehen, und nach einem kurzen Aufenthalte, wo wir das Vergnügen hatten, die Besatzung der „Nymphe" anzutreffen, richtete sich unsere Reiseroute weiter nach der Westküste Nordamerikas. Es war das für uns eine um so anstrengendere und strapazenvollere Reise, als wir erst vor Kurzem, nach viermonatlichem Aufenthalt in den Tropen, diese heisse Luft verlassen hatten, und nun südlich vom Behringsmeere unsren Aufenthalt nehmen mussten. Der grössere Theil der Schifffahrt führte unterhalb der Aleuten entlang, und kaltes Wetter, Stürme, Eis und Schnee überfielen uns hier. In San Francisco blieb dies Schiff 8—10 Tage, eine Zeit, die uns durch liebenswürdiges und freundliches Entgegenkommen unserer deutschen Landsleute — ihre Zahl ist 33,000 bei noch nicht 150,000 Einwohnern — sehr angenehm gemacht wurde, und die wir noch immer zu den liebsten Erinnerungen unserer Reise rechnen werden. — Von San Francisco führte der Weg westlich Amerika entlang nach Callao, der Hafenstadt von Peru, die nur eine ganz kurze Strecke von der Hauptstadt Lima liegt. Es lag dort eine Reclamation eines deutschen Kaufmanns der peruanischen Regierung gegenüber vor. Dem Commando der „Hertha" war der Auftrag geworden, diese Reclamation, die unser Consulat in Calao nie recht hatte in Fluss bringen können, weiter zu betreiben. Zu unsrem Bedauern war gerade damals eine Revolution in Peru ausgebrochen, — ein Pronunciamiento, wie es dort bei jeder Präsidentenwahl an der Tagesordnung ist. Der alte Präsident Balta, dem kurz vor Ende seiner Präsidentzeit der Muth gebrach, dieses Pronunciamiento selbst in Scene zu setzen, war von seinem Schwager erschossen worden und dieser suchte sich nun gegenüber dem neu gewählten Präsidenten Pardo ans Ruder zu bringen. Eine Regierung, welcher gegenüber wir unsere Reclamation anbringen sollten, war daher nicht vorhanden. Der alte Präsident war todt und der neue noch nicht da. In der Stadt unterhielt sich das Volk damit, dass das Volk auf das Militär, und das Militär auf das Volk schoss. Zu unserem Glück gelang es, das jämmerliche peruanische

Militär sehr bald zu entwaffnen, denn sobald der Faccioso Gutierrez mit seinen Brüdern gefallen war, lief die aus Halbblutindianern zusammengesetzte Soldatesca auseinander und der neue Präsident Pardo hielt seinen Einzug in Callao und später auch in Lima. Es gehört freilich strenggenommen nicht hierher, aber ich will doch Einiges davon erwähnen, in welch wahrhaft unmenschlicher Weise damals dort verfahren wurde.

Der frühere Kriegsminister Gutierrez, ein Mann von grosser Energie, der sich allgemeinen Respectes in Stadt und Land erfreute, hatte das schon erwähnte Pronunciamiento in Scene gesetzt. Ein Bruder von ihm, ein Oberst von den vielen Obersten, die die kleine peruanische Armee hat, commandirte eines der Forts von Callao. Er hatte das Unglück, von einer Flintenkugel getroffen zu werden, gerade als er sich das Vergnügen machte, aus einem 96pfünder auf die ruhige Stadt Lima zu schiessen; es war das ein Vergnügen, welches sich die Truppen in den Forts so regelmässig in den Tagen des Aufstandes erlaubten, dass alle europäischen Gesandten ihre Frauen und Kinder nach den Schiffen zu bringen genöthigt waren; so hatten auch wir viele Frauen und Kinder an Bord. Nach seinem Fall wurde sein Leichnam nach Lima geschleift, um dort den Muth des Proletariats anzufachen. Das wirkte so, dass auch sein zweiter Bruder auf dem Bahnhofe gesteinigt wurde. So hatte man die zwei Brüder umgebracht, und nun zögerte man auch nicht länger, den älteren, den Kriegsminister, der die Seele des ganzen Aufruhrs war, anzufassen. Er flüchtete in das Haus eines Apothekers, und dieser, obgleich sein politischer Gegner, machte doch Rettungsversuche. Als man jedoch endlich den Unglücklichen unter einem Bette fand, schoss man so lange auf ihn, bis man glaubte, er möchte wol todt sein, und das Volk hatte denn auch die Genugthuung, einen Todten unter dem Bette hervorzuziehen. Aber nicht genug damit, schleppte man die Leichen der Brüder nach dem Marktplatze von Lima. Dort wurden sie an der Kathedrale, die mit zwei Thürmen die Front nach dem Marktplatze hat, emporgezogen, und schwebten zum Vergnügen der Stadt an dem angebrachten Krahn. Sobald das Volk aber die Absicht der katholischen Priester merkte, die Leichen zu beerdigen, schnitt es die Stricke ab, so dass die Leichen auf die Strasse stürzten. Alsdann ging es nach dem Hause Gutierrez', nahm dort alles Holzwerk und trug es auf die Strasse. Was alsdann noch vom Hause übrig blieb, wurde durch eine darauf angebrachte Wasserleitung weggeschwemmt. Mit dem Holze wurde unmittelbar vor der Kathedrale ein Scheiterhaufen aufgeworfen und die Brüder dort hinaufgeworfen, und, wie mir sehr glaubwürdige Augenzeugen mittheilen, haben die Bewohner ihre Bestialität dadurch gekennzeichnet, dass sie diesen muthigen Leuten, denen sie bei Lebzeiten nicht nahe zu kommen wagten, das Fleisch aus dem Leibe geschnitten und verschlungen! —

Wir passirten im August, also im Winter, unsrem Februar entsprechend, das Cap Horn, — eine nicht wenig anstrengende Reise — hielten uns dann 36 Stunden auf den Falklandsinseln und Fort Williams auf, wo wir zu unserer Freude Briefe aus der Heimath vorfanden, — eine Zeit, die wir auch nothwendig gebrauchten, um die theilweise nicht unerheblichen Beschädigungen der Näthe des Schiffes, die es unter den furchtbaren Stürmen unter dem Cap Horn davongetragen, auszubessern. Wir segelten sodann nach England und trafen nach 84 Tagen von Callao in Plymouth ein. So nahe dem Ziele sollte uns dennoch einmal zum Bewusstsein gebracht werden, dass zwischen Lippe und Kelchesrand noch Manches liegen kann. Am 12. bis 14. November, am Eingange zur Nordsee, als wir zur Rechten die Schelde und zur Linken die Themse hatten, wurden wir von orkanartigen Stürmen überfallen, die hier durch herbeigeführte Ueberschwemmungen so grosses Unheil angerichtet haben. Infolgedessen

mussten wir noch einmal in die Themse einlaufen und Kohlen einnehmen, und erst am 20. November, nach einer Abwesenheit von 3 Jahren und 3 Monaten, trafen wir in Wilhelmshafen, dem ersten heimischen Hafen, wieder ein. —

Wie Sie aus dieser Uebersicht werden gesehen haben, ist es mir während dieser Zeit zu wiederholten Malen vergönnt gewesen, die koreanische Küste zu besuchen. Das erste Mal, im Juni 1870, langten wir in Schauliangbai oder Tschusan-harbor, an der Südostküste von Korea an. Es liegt unter 35° 6,1′ nördl. Breite und 135° 1,8′ östl. Länge von Greenwich. Schaulianghai ist die letzte Station, welche die Asiaten noch auf Korea inne haben Als wir dort an Land kamen, wunderten wir uns, eine kleine, vollkommen japanisch gebaute Stadt zu finden. Niemals aber habe ich so den Eindruck einer „verwunschenen" Stadt bekommen wie dort. Zur Erklärung mag Ihnen dienen, dass dort nicht eine Frau, nicht ein Kind, nicht ein Hausthier zu finden ist. Die Japaner haben ihren ganzen Einfluss, den sie früher in Korea hatten, verloren. Sie halten nur dieses Stück Erde fest, und werden dort in einer Abhängigkeit erhalten, wie etwa früher die Holländer auf Desima. Es ist dort eine kleine japanische Wache von 8 oder 10 Leuten, die während unserer Anwesenheit auf ihren Kohlenbecken sassen und ihre Pfeife rauchten. Nur wenige japanische Schiffe dürfen im Jahre dahin kommen, um mit den Koreanern Handel zu treiben. Uns lag beim ersten Versuche selbstverständlich daran, etwas von diesem, immer als absolut verschlossen angesehenen Lande zu sehen, und unsere Neugierde wurde umsomehr gereizt, als wir in einer Entfernung von etwa 1—1½ Meilen am Lande ein koreanisches Dorf liegen sahen. Wir machten uns denn eines Mittags dahin auf den Weg und landeten dem Ankerplatz der „Hertha" gegenüber. Es ist uns aber damals nicht gelungen, in das Dorf hineinzukommen. Kurz unter dem Dorfe mussten wir einen Hohlweg passiren, und da wurden wir von den Koreanern auf Anlass eines alten Dorfältesten — dessen ganz ähnliche Photographie ich Ihnen vorlegen kann, verhindert weiter zu gehen. Alle Bemühungen, einen internationalen Verkehr mit den jüngeren Leuten durch Cigarren, Schwefelhölzchen u. dgl. anzuknüpfen, scheiterten und wollten nirgends glücken. Wir mussten froh sein, die Steine und Stöcke, die über uns geschwungen wurden, glücklich zu vermeiden und endlich den Landungsplatz unseres Bootes wieder zu erreichen.

Die zweite Landung auf Korea oder auf zu Korea gehörigen Inseln wurde zu Christian-harbour an der Westküste von Korea im Mai vorgenommen. Dieselbe liegt unter 34,11° nördl. Breite und 136,40° östl. Länge von Greenwich. Ich erwähnte schon früher, dass diese Inselgruppe in dem Rufe stände, einen sehr schönen Hafen zu bieten. Es wurden also mit verschiedenen, vom Bord der „Hertha" ausgesetzten Böten Peilungen und Lothungen vorgenommen. Es war ein wahres Hundewetter, wie wir es nur an den englischen Küsten gewohnt sind; Nebel, Sturm, Regen — kurzum, wie nur der es kennt, der im Herbst an der englischen Küste hat fahren müssen. So war denn auch wenig Neigung vorhanden, länger an Land zuzubringen. Die Aufgabe, die den einzelnen Böten gestellt war, gestattete es zudem auch nicht, und nur ein Boot war vorübergehend in einem einsam liegenden Hause. Sie wurden freudig aufgenommen, es wurde ihnen frisches Wasser und Feuer gegeben, aber das Innere des Hauses wurde damals von ihnen nicht besucht.

Den dritten Besuch machten wir endlich im Juli 1871 während des koreanischen Krieges an der Mündung des Flusses Sale im Prince-Imperial-Archipel an der Westküste von Korea. Die Hertha ankerte in San Fernando 37° 9,8′ nördl. Breite und 126° 105′ östl. Länge. Dieser Aufenthalt gestattete uns auch, die Insel San Fernando selbst zu besuchen, und hier konnte ich denn in das Innere eines koreanischen Hauses eindringen. Die Leute benahmen sich da sehr freundlich gegen uns, zogen uns selbst

die Boote durch die Brandung an Land; als sich aber eine der koreanischen Magistratspersonen mit Papier und Dintefass mit uns begegnete und schriftlich Auskunft zu haben wünschte, wurde, wie gewöhnlich, die Bevölkerung etwas kopfscheu.

Wie Sie wissen, kamen die Koreaner zum ersten Male in Beziehung zu einer europäischen Macht 1865, wo die Franzosen für die Ermordung einiger Jesuitenmissionare Rache zu nehmen versuchten. Diese hatten indessen zu ungenügende Vorbereitungen getroffen und das Unternehmen endete damals mit einem sehr eiligen Rückzuge der Franzosen, ohne ein anderes bleibendes Resultat zu hinterlassen als die sorgfältige Aufnahme und Vermessung einiger Küstenstriche an der Westküste von Korea. Ich meine, dass man kaum annehmen kann, dass in Folge jener von Plünderung und Greuelscenen begleiteten Unternehmen die Verfolgungen auf Korea nachgelassen hätten oder die Aufnahme freundlicher gewesen wäre. Damals im Sommer 1871 hatten sich Nordamerikaner veranlasst gesehen, eine Fahrt dahin zu unternehmen, weil die Besatzung eines dort gestrandeten Schiffes, des „General Sherman" ermordet worden war. Im Mai sammelten sie ihre Streitkräfte zu Nangasaki. Die Aufgabe war, für künftige Schiffbrüche dortselbst eine freundschaftlichere Behandlung zu erlangen, in zweiter Reihe, wenn es anginge, einen Handelsvertrag ins Werk zu setzen; keinenfalls aber sollten sie, was in den dortigen Zeitungen zu lesen war, durch Waffengewalt einen solchen Vertrag erzwingen. Nicht nur die Theilnahme ihrer eigenen Landsleute, sondern auch aller dort angesessenen Europäer begleitete damals die Nordamerikaner. War es ihnen doch gelungen, das so strenge Absperrungssystem Japan's mit einem Stosse über den Haufen zu werfen, und dies damals so argwöhnisch verschlossene Land nicht nur dem europäischen Verkehr zu eröffnen, sondern auch in den lebendigsten Strudel des Weltverkehrs hineinzuziehen. Wie damals hoffte man auch jetzt ein Gleiches von ihnen in Bezug auf Korea. Als Ausgangspunkt wählte der Admiral Rodgers das Mündungsgebiet des Flusses Sale, ins gelbe Meer mündend, desselben, an welchem die Landeshauptstadt Tseul gelegen ist. Ich führe die Namen nach der französischen Karte an, da es mir nicht möglich ist, die zungenbrechenden koreanischen Namen für die betreffenden Orte anzugeben. Langsam und vorsichtig suchte sich das amerikanische Geschwader, von Süden kommend, seinen Weg längs der koreanischen Küste, und machte da die Bemerkung, dass die französischen Karten durchaus zuverlässig waren, obgleich dort durch die häufigen Nebel und Meeresströmungen die Navigation ausserordentlich gefährlich ist, — eine Thatsache, die auch dadurch indirect anerkannt ist, dass alle Schiffe, die aus dem Golf von Petschuli kommen und nach Bolivastok hinfahren, bedeutend höhere Versicherungssummen bezahlen müssen, als die, die an der Ostküste hinfahren, wo Typhoone herrschen, während dies dort nicht der Fall ist. Am 29. Mai erreichten die 5 Schiffe des Geschwaders die Mündung des Flusses bei île boisée, einer dicht bewaldeten Insel. Unmittelbar trat man in Verbindung mit den koreanischen Beamten, die schon am 30. Mai kamen, um sich nach dem Zwecke der Expedition zu erkundigen. Ich erlaube mir, Ihnen hier eine Photographie der Dschunke, auf welcher die Gesandtschaft kam, vorzulegen, sowie die Photographien der damaligen bevollmächtigten Gesandten nebst einer Photographie des vorhin von mir erwähnten Dorfältesten. Interessant ist ein Brief, der im Laufe der gegenseitigen Unterhandlung den Amerikanern übermacht warde. Er ist von der koreanischen Regierung an Capitän Rodgers gerichtet und lautet in ausführlicher Uebersetzung wie folgt:

„Ein Mann Eurer Nation, mit Namen Febiger, kam im Jahre 1868 hieher, trat in Verbindung mit uns und ging dann wieder fort. Warum könnt Ihr nicht dasselbe thun? Im Jahre 1865 kam ein Volk, das Französische genannt, hieher, und wir verweisen Euch auf sie in Betreff dessen, was sich ereignet hat. Unser Volk hat 4000

Jahre im Genuss seiner eigenen Civilisation gelebt, und wir verlangen nichts Anderes. Wir belästigen keine andere Nation — warum belästiget Ihr uns? Unser Land liegt im äussersten Osten, und das Eurige im äussersten Westen! In welcher Absicht kommt Ihr so viele Tausend Meilen über das Meer? Wollt Ihr Euch erkundigen nach dem zerstörten Schiff (General Sherman)? Seine Besatzung beging Seeraub und Mord und wurde mit dem Tode bestraft. Verlangt Ihr unser Land? Das kann nicht sein. Verlangt Ihr Verkehr mit uns? Das kann ebensowenig sein."

Dieses Schreiben liefert den Beweis, dass die Koreaner schon von Peking aus über die Nationalität und über das Vorhaben der Expedition, die an ihren Küsten erschien, unterrichtet sein mussten. Die Verhandlungen trugen bisher das Gepräge so mancher früheren mit Japan und China, weil die Eingebornen sich zu keinen festen Versprechungen herbeiliessen, sich vielmehr mit der unfassbaren Regierungsgewalt deckten, um deren Meinung erst gefragt werden müsste. Zugleich erschienen die Abgesandten ohne jede officielle Beglaubigung, so dass sich der Admiral darauf beschränkte, zu sagen, dass er mit seinen Dampfbarkassen Vermessungen an der Küste vornehmen wollte; die Beamten möchten doch der Bevölkeruug mittheilen, dass diese Ausmessungen einen ganz friedlichen Charakter trügen. Und in der That! Zahlreiche Forts zur Linken wie auf den Inseln wurden damals von den amerikanischen Schiffen ohne Unfall passirt, bis Nachmittags 2 Uhr ein Fort, von den Amerikanern Duconte genannt, in Sicht kam, auf der westlichen Seite des Flusses Sale gelegen auf der Insel Konghoa an einer Stelle, wo gerade die Strömung des eingeengten Flusses sehr heftig ist. Hier an diesem Fort zeigten sich bedeutende Truppenmassen, die plötzlich ein wüthendes, aber schlecht gezieltes Feuer auf die Amerikaner eröffneten, was von diesen natürlich erwidert wurde. Die Dampfbarkassen wurden von den inzwischen herangekommenen Kanonenböten sehr wirksam unterstützt, so dass die Soldaten bald die Flucht ergriffen. Die Amerikaner hatten nur die Aufgabe, das Wasser zu untersuchen, und so wurde denn am Abend von dem amerikanischen Geschwader die Rückkehr angetreten, zumal die Lucasse ein sehr bedenkliches Leck erhielt. Es gehörten 10 Tage dazu, um die an den verwendeten Schiffen sichtbar gewordenen Beschädigungen wieder auszubessern. In dieser Zeit wartete der Admiral auf ein Entschuldigungsschreiben der koreanischen Behörden. Als aber diese Zeit verstrichen war, ohne dass eine Erklärung abgegeben wurde, konnte man sich nicht mehr darüber täuschen, dass der Weg friedlicher Verständigung abgeschnitten war, denn die Beschiessung war eine Schmach für die nordamerikanische Flagge, wofür Revanche genommen werden musste. Es ist ja auch in den ostasiatischen Gewässern und Reichen Sitte, dass die Eroberung der Hauptstadt den Krieg beendet und den Sieger in die Lage versetzt, dem Besiegten Vorschriften zu machen. Für ein energisches Vorgehen wäre es unnöthig gewesen, sich der Hauptstadt Se-ul zu bemächtigen, die nur 4 deutsche Meilen vom Ankerplatz der Amerikaner, von der île boisée entfernt war. Für ein solches, in diesem ganz unbekannten Lande aber immerhin sehr gewagtes Unternehmen standen dem amerikanischen Admiral keineswegs die nöthigen Streitkräfte zur Disposition. Die Landungscompagnie wäre nicht einmal stark genug gewesen, dem Feinde in einem offenen Kampfe entgegenzutreten, geschweige denn ihn zu besiegen. Man hätte höchstens einen Punkt an der Küste occupiren können, um ihn zur Vertheidigung einzurichten und dann mit Verstärkungen, die erst von San Francisco hätten geholt werden müssen, vorzugehen. So blieb ihnen nur übrig, den Koreanern ihre sehr empfindliche Züchtigung zu Theil werden zu lassen, und Admiral Rodgers gab den Befehl, das Fort, aus dem gefeuert worden war, anzugreifen. Es ist den Amerikanern nicht abzusprechen, dass sie mit grosser Energie vorgegangen sind. Am 10. Juni wurde die Expedition vorgenommen, bestehend aus 945 Mann, wovon 647

Mann zur Ausschiffung bestimmt waren, mit 7 Bootsgeschützen. Am 11. Juni hatten die Amerikaner ein Fort bereits genommen, und so stand man bald vor dem genannten Fort Ducomte. Nach einer kurzen gegenseitigen Beschiessung haben die Amerikaner bald gestürmt, und zwar mit einem Verluste von nur 3 Todten und 7 Verwundeten, und haben dann, ohne weitere Unternehmungen versucht zu haben, die Küste verlassen.

Ich will mir nun erlauben, Ihnen zum Schluss einige kurze Notizen über die Bevölkerung von Korea zu geben. In Korea hat bald japanischer, bald chinesischer Einfluss vorgewaltet. Im 3. Jahrhundert haben die koreanischen Elemente sich Japan unterworfen und sich nach Japan verpflanzt. Nicht nur die Schrift und andere Künste und Wissenschaften, sondern auch Handwerker wurden hinübergeführt, unter denen die Töpfer noch heute eine streng abgeschlossene Zunft bilden. Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, die Fürsten dieser Zunft noch heute koreanische Haarzöpfe tragen zu sehen. Mit Japan ist heute der Verkehr der Koreaner fast ganz abgebrochen. Lebhafter ist dagegen der Verkehr noch mit China, von welchem sie jährlich ihren Kalender empfangen und von dessen Regierung sie auch heute noch als tributpflichtig angesehen werden. Die Koreaner besitzen sehr viele Aehnlichkeit mit den Chinesen von Tschi-fu. Sie sind ein grosser kräftiger Menschenschlag von mongolischer Abstammung. Seit 1837 wird dort von römisch-katholischen Missionären das Christenthum gepredigt, aber wie weit die Leute gekommen sind, ist wohl schwerlich zu beurtheilen; ich möchte auch zweifeln, ob ihren Angaben hierüber unbedingt Glauben zu schenken ist. Die Sprache auf Korea ist heute mit dem Chinesischen sehr vermischt, die Religion Buddhaismus mit Zusätzen und Veränderungen. Die Schrift ist die chinesische, die in allen Ländern Ostasiens verstanden wird. Sie ist ein Begriffssprache ähnlich wie unsere Zahlzeichen, die Jeder versteht, obgleich Jeder seine andere Aussprache für die Zahl hat. Eine Verständigung mit den Koreanern findet der Art statt, dass sie aufschreiben was sie wollen, und dass man das Schreiben wieder beantwortet. — Die Kleider bestehen beim niederen Volke aus weiten Beinkleidern und Hanfjacke; die Füsse und der Kopf sind nicht bedeckt. Die Haare drehen sie zu einem Strang, ohne ihn zu flechten, und wickeln ihn auf dem Scheitel des Kopfes auf, ähnlich wie vor etwa 20 Jahren die Nester bei uns von den Frauen getragen wurden. Bei Regenwetter tragen sie grosse, aus Gerstenstroh geflochtene Hüte, welche in der Mitte ein Gestell haben, welches über diesen Haarzopf zu sitzen kommt. Man sieht auch lange, bis zum Knie fallende Leinenkittel von hellblauer Farbe. Dies ist namentlich bei den Frauen die Lieblingsfarbe. Männer in amtlicher Stellung tragen einen schwarzen Ueberrock und einen aus Pferdehaar geflochtenen Hut, als Zeichen ihrer amtlichen Stellung. Dieser Hut hat eine etwa drei Finger breite, aus Pferdehaar geflochtene Binde, die um die Haare herumgelegt wird, und zwar zum Schutze, damit sie sich unter dem Hute nicht verschieben. — Die vornehmen Koreaner sollen sehr viel auf Pracht halten, und es sind dort vielfach werthvolle Pferdegeschirrbeschläge gefunden worden. Die Frauen und Mädchen werden dem Anblicke der Fremden entzogen, und mir ist es nie gelungen, in San Fernando auch nur eine der ärmsten Frauen aus der niedrigsten Volksklasse zu Gesicht zu bekommen. Die Häuser sind zusammengeflochten zu einem Dache aus Stroh, was viel Aehnlichkeit hat mit dem Schilde einer Schidkröte. Die Wohnungen sind ohne Rauchfang und die Fenster nach japanischer Sitte mit Papier verklebt. Eine künstliche Beleuchtung scheint dort nicht stattzufinden; wir wenigstens haben dort nie ein Licht irgend welcher Art durch diese Fenster herausschimmern sehen. Die ganze Einrichtung besteht aus strohgeflochtenen Matten und Kürbisschalen. Sie haben eine grosse Fertigkeit im Herstellen von Flechtarbeiten. Ich glaube schliesslich nicht zu irren, wenn ich

behaupte, dass Korea eine sehr dünne Bevölkerung hat. Nur die unmittelbarste Umgegend von Korea ist bebaut, und würde irgendwelcher Ueberfluss an Land sein, so würde sich auch die Absperrung gegen China bei den wüst gelassenen Landstrichen kaum aufrecht erhalten lassen. Die Hauptnahrung ist Hirse, Gerste, Reis, Fisch. Essstäbe werden eben so gebraucht, wie in China und Japan; sie rauchen auch aus ebensolchen Pfeifen wie die Chinesen. — An Vieh haben wir nur ganz kümmerliches Rindvieh dort bemerkt. Uns wurde gesagt, dass Schaaf- und Ziegenzucht ausschliessliches Vorrecht von Korea wären. Die Pferde werden nur zum Reiten benutzt; die Rinder aber ziehen den Pflug und auch andere Lasten. Man stellt sie zu diesem Zwecke in das Geschirre eines zweirädrigen Karrens, über welches vorn ein Querholz gelegt wird, gegen welches man dann die Rinder mit dem Rücken schieben lässt. Das Kriegswesen der Koreaner steht auf einer so niedrigen Stufe, dass es sich kaum verlohnt, darüber Ausführlicheres zu sagen, zumal ich Ihnen die groben koreanischen Waffen nicht vorlegen kann, die ich allerdings mitgebracht habe. Sie haben kein gekörntes, sondern Stückenpulver. Ihre Rohre liegen nicht auf Lafetten, sondern werden in der Erde festgerammt. Wo die Kugel hinfliegt, ist die Schusslinie, und wer sich innerhalb der Schusslinie zeigt, auf den wird geschossen. Dies erklärt auch, warum die Amerikaner bei ihrem Sturme so wenig Todte und Verwundete hatten. Sonst sind die Koreaner sehr muthig. So kann ich anführen, dass mehrere Koreaner, die in ein Haus geflüchtet waren, nicht herauskommen wollten, und lieber in dem darauf angezündeten Hause verbrannten, als dass sie herauskamen. Einem hatte ein Amerikaner die eine Hand mit der Lanze auf die Erde festgenagelt; dennoch hat er die andere Hand genommen und den Feind mit Sand beworfen. Dies kann zugleich die Gewaltthätigkeit, mit welcher die Amerikaner dort zu Werke gegangen sind, zur Anschauung bringen.

Zum Schluss will ich noch bemerken, dass die Abschliessung des Landes nur künstlich und mit aller Mühe seitens der Behörden aufrechterhalten wird. Das Volk ist uns überall freudig entgegengekommen, und trotz aller Aufsichtsmassregeln wird z. B. ein grosser Schmuggelhandel mit Baumstämmen betrieben. Nur sobald Beamte sich sehen lassen, werden die Bewohner zurückhaltend, und in dem einen Falle ist einem Koreaner eine Strafe dafür, dass er eine Cigarre von einem Europäer angenommen hatte, zuertheilt worden, indem er auf die Erde gelegt und mit einigen Bambusstockhieben tractirt wurde. Man sprach damals sehr viel darüber, dass es binnen Kurzem eine unabweisbare Nothwendigkeit werden würde, eine Expedition nicht nur von Seiten einer einzelnen Nation, sondern von Seiten aller civilisirten Nationen dahin zu unternehmen, um den immerhin bedauerlichen Grausamkeiten, die dort vorkommen, ein Ende zu machen, gleichzeitig aber auch dieses Land dem europäischen Handelsverkehr zu eröffnen. Es wird viel über den Reichthum Korea's an Metallen und anderen Producten aller Art gefabelt. Wieviel daran Wahres ist, lässt sich schwer entscheiden. Ich glaube, dass die guten Beutegegenstände, die die französischen Soldaten nach dem damaligen Zuge zu Nangasaki für Spottpreise verschleudert haben, viel zu diesem Renommé beigetragen haben. Wenn Goldsachen in diesem Lande gefunden worden sind, so ist das noch kein Beweis, dass es sehr reich an Gold ist. Sollte Korea eröffnet werden, so ist nur zu wünschen, dass es nicht in einer sich so überstürzenden Weise geschieht, wie es jetzt in Japan vor sich geht, — ein Vorgehen, welches jedenfalls nicht ohne Rückschläge bleiben wird.

Herr **Bastian** theilt im Anschluss an diesen Vortrag mit, welche Gegenstände aus Korea in das hiesige ethnologische Museum gelangt sind.

(5) Herr **Fritsch** spricht unter geschenkweiser Vorlegung der betreffenden Gegenstände

über schlesische Gräberfunde von den Gütern Niklasdorf und Paulsdorf am Riesengebirge.

Es sind Scherben von Urnen mit Ueberresten von Menschen- und Thierknochen Die meisten schlesischen Gräberstätten finden sich im Oderthale, mehr auf dem rechten Ufer als auf dem linken; speciell nach dem Gebirge zu werden dieselben seltener. Die Art der Eingrabung ist immer dieselbe. Die Urnen finden sich in einem Raume von 4 Fuss Quadrat und 1—1½ Fuss tief unter dem Boden. Sie sind mit einem flachen Deckel geschlossen, der natürlich beim Pflügen zuerst zerstossen wird. In den meisten befinden sich gebrannte Knochen, in viele sind auch kleinere Geschirre eingesetzt. Die Formen und die Figuren daran sind auch sonst schon bekannt. Seltsam ist nur, dass sich auch einige eiserne Nägel darin vorfanden, die völlig in der Form den heutigen gleichen; es ist wohl anzunehmen, dass diese nur zufällig durch die Umwälzungen mit dem Pfluge dahineingerathen sind. — Ausserdem befinden sich unter diesen Funden auch zwei von den sogenannten Eiersteinen, wie sie schon öfter gefunden worden sind, d. h. thönerne Körper in Gestalt eines Eies, welches klappert. Angebohrt zeigte sich eine Thonkugel darin, von härterer Beschaffenheit als das Ei selbst.

(6) Herr **Voss** zeigt

einen auf dem Gute Wildenhagen im Kamminer Kreise (Pommern) gefundenen gerillten Stein.

Es ist eine regelmässige Tafel von 0,29^{m} Länge, 0,20^{m} Breite und ungefähr 0,06^{m} Dicke. Die eine Fläche trägt 5 flache parallele Rinnen, welche perpendiculär zur Längachse stehen. In unmittelbarer Nähe des Steines ist Nichts gefunden worden, was auf seine Verwendung deuten könnte. In ziemlicher Entfernung davon indess ein kleines Beil aus gelbem Feuerstein, zierlich polirt und gut geglättet, und ein gürtelförmiger Feuerstein mit gerilltem Rande. Es findet sich dort überall schwarzes Land mit kohlenhaltiger Erde und im Feuer zertrümmertem Geschiebe. — In der Literatur sind mir nur entfernte Analogien zu Gesicht gekommen. Herr Friedel hat auf der Insel Sylt einen ähnlichen Stein ausgegraben; ausserdem befindet sich im K. Museum ein solcher aus Mexico, am Rande mit einer Rinne versehen, um welchen ein Rohrstock lief, der als Handhabe diente. Diese Steine wurden gebraucht, um den Bast der Brussonetia brasserifera zu zerkleinern; möglicherweise hat der pommersche zu einem ähnlichen Zwecke gedient.

Herr **Bastian** bemerkt, dass sich bereits eine regelmässige Serie dieser Steine aus den entferntesten Gegenden bilde, selbst aus Ostasien und den verschiedensten Theilen Polynesiens.

Berichtigung.

In meinem Vortrag in der anthropolog. Gesellschaft — Januar 1873 ist am Ende von einem Unio sinuatus die Rede, der in dem Römerkastell bei Mainz gefunden wurde. Es muss hier statt Mainz Wiesbaden heissen.

E. v. Martens.

Sitzung vom 15. März 1873.

Vorsitzender, Herr **Virchow**.

(1) Herr **v. Tschudi**, Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Wien, sendet ein Dankschreiben für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft, desgleichen

Herr **Carl Rau** und Herr Dr. **Berendt** in Newyork.

(2) Von dem Herrn Cultusminister liegt ein Schreiben d. d. 18. Febr. c. vor, welches eine ältere Eingabe der Gesellschaft vom 6. April v. J. beantwortet. Es lautet:

> Auf die Vorstellung vom 6. April v. J. um Schutz für die vorhistorischen Denkmale in Deutschland eröffne ich dem Vorstand im Einverständniss mit dem Herrn Minister für Handel pp., für landwirthschaftliche Angelegenheiten und der Finanzen, dass wir gern geneigt sind, die Bestrebungen und Arbeiten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zur topographischen und kartographischen Feststellung der bemerkenswerthesten vorhistorischen Ansiedelungen, Befestigungen und Pfahlbauten pp. zu unterstützen. Sämmtliche Oberbergämter, Regierungen, Landdrosteien, Auseinandersetzungsbehörden, die hiesige Ministerial-Bau-Commission, die Chefs der Elb- und beziehungsweise Rheinstrom-Bau-Verwaltungen, sowie die Eisenbahn-Direktionen sind angewiesen und durch die Eisenbahn-Commissariate ist den Privat-Eisenbahn-Verwaltungen empfohlen und auch den Organen der Domainen- und Forst-Verwaltung zur Pflicht gemacht worden, die Zwecke der anthropologischen Gesellschaft zu fördern und vorkommenden Falles von Entdeckungen alter Steindenkmäler, Pfahlbauten, Gräber, Grabfelder und bewohnt gewesener Höhlen, sowie von vorhistorischen Funden — soweit solche nicht als von besonderer Wichtigkeit mir, resp. dem Conservator der Kunstdenkmäler anzuzeigen sind, — demjenigen Mitgliede der ernannten Commission, welches dem Fundorte am nächsten wohnt, Mittheilung zu machen. Die Namen der Commissions-Mitglieder sind demgemäss jenen Behörden bezeichnet worden.
>
> Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.
> In Vertretung.
> H. Achenbach.

Dieses Schreiben hat denn auch eine Reihe von Einsendungen zur Folge gehabt, von denen einige schon früher zur Kenntniss der Gesellschaft gebracht worden sind. In letzter Zeit sind die folgenden zwei weiteren Berichte eingegangen:

(3) Herr **Schnitger**, Sektions-Ingenieur der Berlin-Görlitzer Eisenbahn bei der Bauabtheilung Senftenberg, macht eine Mittheilung

über ein Urnenfeld bei Neu-Döbern in der Lausitz.

Bei den Erdarbeiten zu der Zweigbahn von Lübbenau über Senftenberg nach Camenz sind in einer südlich von dem Dorf Döbern liegenden Bodenerhebung etwa 20 Urnen und Gefässe von gebranntem Thon gefunden, welche zu einem offenbar grösseren Gräberfelde gehören.

Die gleichzeitig übersandten Zeichnungen sind sehr geschickt und übersichtlich ausgeführt. Sie ergeben, dass der Fund dem Lausitzer Urnenkreise angehört.

Die Gefässe sind von sehr verschiedenartiger Grösse und Form. Neben ganz grossen und höchst einfachen Urnen finden sich verhältnissmässig kleine gehenkelte Schalen und Töpfe. Ganz besonders charakteristisch aber sind einige grössere Buckelurnen, darunter eine mit steilem und hohem, jedoch weitem Halse und kleinen Oehren zum Einziehen einer Schnur.

(4) Ebenso theilt der Abtheilungsbaumeister **Nowack** aus Zerbst mit, dass man beim Bau der Biederitz-Zerbster Eisenbahn an zwei Stellen, nämlich auf der Biederitzer Feldmark nahe der Königsborner Grenze auf den sogenannten „Schöninger Stücken" und in der Feldmark Königsborn zwischen der Chaussee nach Möckern und der nach Gommern in der sogenannten „kleinen Thurmbreite" auf alte Grabfelder mit wohlerhaltenen Urnen gestossen sei.

(5) Sodann werden verschiedene neue Erwerbungen der Gesellschaft vorgelegt. Zunächst 4 grössere photographische Abbildungen, welche Sioux-Indianer darstellen. Es ist die bekannte Gesandtschaft, welche vor einiger Zeit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgestellt worden ist, deren vortreffliche Photographien durch Vermittlung des Herrn Dr. O. Finsch für die Gesellschaft angekauft worden sind.

Ferner ist ein überaus reiches Geschenk für die Gesellschaft eingegangen. Unser auswärtiges Mitglied, Herr **Quetelet** überschickt seine Anthropometrie, seine Physique sociale, seine Tables de mortalité nebst mehreren kleineren Sachen.

Sir **John Lubbock** schickt sein neuestes Werk: Origin of civilisation.

Sodann liegen noch eine Reihe von Zusendungen vor von den Herren Hans Hildebrand und Emil Hildebrand in Stockholm.

Endlich die erste Lieferung von dem Anthropologisch-Ethnologischen Album, welches Herr Dammann in Hamburg mit unserer Unterstützung herausgiebt, und für welches wir dringend wünschen, dass diejenigen Herren, welche sich im Besitze seltener ethnologischer Photographien befinden, dieselben zur Verfügung stellen mögen. Wir haben Herrn Dammann autorisirt, unseren Namen auch für seine Ankündigungen zu benützen; wir sind also sehr interessirt dabei, dass die Sache gut ausgeführt wird.

(6) Als neue Mitglieder sind vorgeschlagen
die Herren
Dr. Alfred Tuckerman aus Newyork.

Borkenhagen in Berlin.
Dr. Awater desgl.
Stud. med. Manthey, desgl.

(7) Als Gast ist anwesend ein Mitglied der persischen Gesandtschaft, der Minister Mirza-Malkom-Khân Nasim Mûlmuk, Wezîr der Házreti Djemâli Mbârek Nasr-ed-Dīn Khân Schâh'-i-Schôh'-i-Irân.

(8) Herr **Jagor** schenkt eine Sammlung von Funden

aus der Knochenhöhle Cueva de Dima in Biscaya.

Die Cueva de Dima, aus der die vorgelegten Knochenbreccien und behauenen Steine stammen, liegt eine kleine Meile NO. von Villáro in Biscaya.

Es ist eine grosse Tropfsteinhöhle der oberen Kreideformation, in der Collomb einige Orbituliten fand.

Aus einer malerischen Felsenschlucht führen drei natürliche Pforten in eine grosse flachgewölbte Vorhalle, an deren Seitenwänden ringsum ein etwa einen Fuss dickes schmales Band einer festen durch Kalksinter verkitteten Knochenbreccie haftet. Dies ist der Rest einer Bank, die früher den ganzen Boden dieses Theiles der Höhle bedeckte; der abgetragene Theil ist in den Bauernhöfen der Nachbarschaft zu Bausteinen verwendet worden.

Jetzt besteht die Oberfläche des Bodens aus einer 4 Fuss mächtigen Sandschicht, darunter liegt dunkelgrauer plastischer Thon. In beiden Schichten kommen zahlreiche Knochen, Zähne und behauene Feuersteine vor. Ich fand auch einen schönen Bergkrystall von 6^{cm} Länge und 4^{cm} Dicke. Alle grossen Knochen waren zerschlagen. Weder Bergkrystall noch Feuerstein kommen in der Umgegend vor; die Bauern holen sich daher die Steine zum Feuerschlagen aus dieser Höhle; dadurch war ich auf die Lokalität aufmerksam geworden.

Von Topfscherben, künstlicher behauenen oder polirten Steinen, oder sonstigen Geräthschaften fand sich keine Spur, obwohl 2 Arbeiter einen Tag lang beschäftigt waren, den Sand durchzusieben.

Die wichtigsten Stücke des Fundes wurden seiner Zeit an den ältern Lartet in Paris geschickt, der sie bestimmte und einige interessante Bemerkungen daran knüpfte. Sein Brief d. d. Paris, 11. Mai 1868, lautet:

Cher Monsieur Jagor,

J'ai reçu en premier lieu la caisse à ossements de la Cueva de Dima, et plus tard votre bonne lettre du 29 avril passé. J'ai trouvé dans la caisse plusieurs silex taillés dont quatre libres et les autres empâtés dans la brêche. C'est bien assez pour établir qu'ils sont de même caractère et probablement aussi de même âge que ceux de nos cavernes de l'époque du Renne dans le midi de la France. Mais pourquoi le Renne que l'on prétend avoir trouvé dans une ancienne station, sur les bords de la Nive, près de Bayonne, n'aurait-il pas passé la Bidassoa pour aller se promener en Biscaye d'où nulle barrière orographique ne le séparait? a-t-il voulu, par anticipation, respecter la barrière politique qui nous sépare aujourd'huy de l'Espagne? Le fait est que je n'ai sû reconnaître aucun fragment de Renne parmi vos ossements de la caverne de Dima.

Le cerf commun (*C. Elaphus*) y est représenté par un bon nombre de dents et des ossements fracturés.

Le Bouquetin aussi; mais je ne puis dire si c'est le Bouquetin des Alpes (*Capra ibex*) qui, dans les temps préhistoriques s'était avancé jusque dans le midi de notre

France, ou bien la *Capra hispanica*, de Schimper, qui vit aujourd'hui dans les montagnes de l'Espagne centrale, et dont on croit aussi avoir eu quelques rares individus des Pyrénées occidentales.

J'ai trouvé aussi un dent molaire de *cheval*, un fragment de tibia fort endommagé de *Carnassier*, que je ne pourrais rapporter, avec toute reserve, qu'à un *Blaireau*.

Il y a aussi quelques restes de Rongeurs, dont une demi-machoire de Campagnol, et ce qui m'a fait grand plaisir, un fragment de grosse incisive que je ne peux attribuer qu'à un *Castor* de grande taille

Je dois vous dire encore que j'ai trouvé un tronçon d'instrument (poinçon ou flèche) qui a du être aiguisé en pointe assez aigue. Les traces du travail humain y sont très manifestes; la matière osseuse me parait être de la corne ou bois de *Cervidé*, probablement du cerf commun, la seule espèce du genre qui se trouve représentée dans cette caverne.

Il y a aussi deux morceaux rapportables l'un à un boeuf de petite taille (fragment de *Radius*) et l'autre à un assez grand boeuf (*molaire* supérieur); mais ces pièces n'ont ni l'aspect de vétusté ni la même apparence d'altération que les autres produits osseux de votre fouille. Peut-être sont-ils d'une date plus récente, et cela est même très probable.

Par la faune votre caverne de Dima me paraîtrait être de même âge que l'une de celles fouillées dans la vieille Castille (*à la pegna la Miel*), par mon fils, en 1865, et dans laquelle, il ne s'est trouvé que des espèces (cerf, Bouquetin, cheval), n'ayant pas subi en apparence l'influence de la domesticité.

(9) Herr **Lepsius** spricht

über Buschmänner und Hottentotten, sowie über die Stein- und Eisenzeit im alten Aegypten.

Ich erlaube mir, der Gesellschaft ein gemaltes Bild vorzulegen, welches mir vor Kurzem durch Dr. Bleek vom Cap der guten Hoffnung zugeschickt worden ist [1]).

Es stellt einen Buschmann vor und ist insofern von Interesse, als man höchst selten die Hautfarben fremder Völkerschaften, namentlich der Buschmänner, kennen lernen kann. Meines Wissens sind noch keine Buschmänner in Berlin gewesen. Die Hautfarbe derselben ist mehr röthlich und nichts weniger als negerhaft, wie ja überhaupt die Züge keineswegs etwas Negerhaftes haben. Dieser Mann zeichnet sich noch dadurch aus, dass er, wie alle Buschmänner, eine ausserordentliche Menge Falten im Gesicht hat. Die Buschmänner sind das faltenreichste Volk, welches wir kennen; das ist ja auch in dem höchst interessanten Werke des Herrn Fritsch hervorgehoben. Hier haben Sie nun einmal eine Darstellung en face von einem Buschmann, den man für einen achtzigjährigen halten könnte, der aber erst ein 36jähriger Mann ist. Die Sprache der Buschmänner ist ganz verschieden von allen übrigen afrikanischen Sprachen; sie haben nichts zu thun mit den Sprachen der Kaffern; es liegen aber auch die Sprachen der Hottentotten und Buschmänner obgleich zusammengehörig sehr weit von einander. Es ist gewiss höchst wunderbar, dass die Hottentotten zu den Völkern gehören, die in ihrer Sprache die Geschlechter unterscheiden, — Masculinum und Femininum, was sonst nur in den indo-germanischen, semitischen und hamitischen Sprachen vorkommt. Ausser den Völkern, welche diese drei Sprachstämme umfassen, haben nur die Hottentotten nebst einigen Ausnahmen andrer Art in ihrer Sprache die Geschlechter, und was besonders merkwürdig ist, sie unterscheiden Masculinum und Femininum durch dieselben Consonanten wie alle Hamiten und zum Theil Semiten

[1]) Hierzu Taf. VIII.

nämlich durch (p), b, (f) masc. und t, (d), s fem. Das Bild gehört dem Dr. Bleek, der am Cap der reichsten Bibliothek von afrikanischen Literaturwerken aller Art vorsteht (Sir George Grey's Library) und der sich selbst jetzt viel mit dem Hottentottischen und Buschmännischen beschäftigt. Dieser Mann hier, den das Bild zeigt, ist sein Lehrer. Er ist in europäischer Tracht, weil er ein Sträfling ist. Er war bei einem Morde betheiligt und ist zur Strafe nach dem Cap geschafft worden.

Ich erlaube mir ferner ein Wort zu sagen über einen Aufsatz, welchen ich der Gesellschaft übergebe, von Dr. Reil in Aegypten, dem Leibarzte des Vicekönigs. Derselbe hat in der Wüste östlich von Kairo eine heisse Quelle entdeckt und eine Heilanstalt damit verbunden. In der Nähe dieser Quelle hat er ein grosses Feld gefunden, welches voll von Feuersteinen liegt, und worunter er namentlich eine grosse Menge der alten Messer und kleinen Spähne gefunden hat, die man jetzt „prähistorisch" nennt. Es ist also wieder die Frage, ob man dergleichen Werke für prähistorische ansehen darf. Ich gehöre in dieser Beziehung zu den Schwergläubigen, namentlich in Bezug auf die Feuersteinfelder, die man jetzt auch in der Nähe von Theben dafür aufweist. Es sind Felder, wo sich eine grosse Menge von Feuersteinen zusammen findet, die ursprünglich in Kreidemassen gelagert waren. Der Kalkstein wurde allmälig abgeschwemmt und so blieben diese Feuersteinknollen in Schichten übrig. Während der vielen Jahrtausende, die darüber hingegangen sind, scheint es, dass die Stücke sich durch den atmosphärischen Einfluss von selbst gespalten haben. Namentlich auf den Thebanischen Feldern sind keine Stücke gefunden worden, die irgend eine Kunstanwendung voraussetzen liessen. Jedenfalls glaube ich, dass für Aegypten eine prähistorische Zeit nicht angenommen werden muss und zwar desshalb, weil wir in den Gräbern Aegyptens eine grosse Anzahl dieser Messer nachweisen können, die wirklich aus Feuerstein geschlagen sind. Also für Aegypten war dies eine historische Zeit. Ich habe deren selbst in Gräbern gefunden, die in eine datirbare Zeit gehören. Es ist diese Frage auch in Verbindung gesetzt worden mit der andern wegen des früheren oder späteren Vorkommens des Eisens, und in dieser Beziehung möchte ich noch auf ein Factum aufmerksam machen, was mir erst neuerdings bekannt geworden ist.

Es wurde bereits 1835 bei der Untersuchung der aegyptischen Pyramiden durch den Architecten Perring in der grössten derselben ein ziemlich grosses Stück Eisen gefunden. Wenn hin und wieder Eisenstücke präsentirt werden, die von dort herstammen sollen, so ist es wirklich schwer zu sagen, ob sie thatsächlich aus dem alten Aegypten herstammen oder ob es modernes altes Eisen ist, das von den Leuten dort nur wieder verkauft wird. Wir haben in den Gräbern kein Eisen gefunden, von dem man sagen könnte, es müsse aus der alten Zeit sein. Das kommt daher, dass alles Eisen mit der Zeit verschwindet, es löst sich durch den Sauerstoff der Luft in Rost auf. Nun kann man aber von dem im Jahre 1835 in der grossen Pyramide gefundenen Stück Eisen in der That behaupten, dass es ungefähr 5000 Jahre alt sein muss. Man untersuchte dort den Ausgang eines Luftkanals, deren zwei durch das Gebäude hindurch geführt sind. Bei näherer Untersuchung eines solchen Canal-Ausganges, die ziemlich schwierig war, weil die Steine ausserordentlich fest und sicher auf einander gefügt sind, so dass man zur Sprengung mit Pulver schreiten musste, fand man in einer bis dahin vollkommen luftdicht verschlossen gewesenen Fuge ein flaches Stück Eisen von 6 Zoll Länge und 2 Zoll Höhe, welches zwei ganz gerade Kanten hatte. Da der Fundort bis dahin vollkommen luftdicht verschlossen gewesen, und es unmöglich war, dass Jemand das Eisen vor dieser Operation hätte hineinprakticiren können, so ist nothwendig anzunehmen, dass es wirklich aus der Zeit des Baues herstammt. Wir besitzen von Mr. Hill ein schriftliches Zeugniss, dass und wie er es gefunden hat. Auch Mr. Perring und noch zwei andere Herren haben schriftliche Zeugnisse

abgegeben, dass das Eisen wirklich in dem Steingefüge gefunden worden ist. Es ist der Tag und die näheren Umstände angegeben; die Sache ist also so beglaubigt, wie man es nur irgend wünschen kann. Wir müssen daher jetzt der Ueberzeugung sein, dass zur Zeit der grossen Pyramide Eisen nicht nur existirte, sondern auch schon zum gewöhnlichen Gebrauch diente. Das betreffende Eisenstück ist kürzlich in einer kleinen Schrift des Mr. Wilson in Glasgow photographisch abgebildet worden; die erwähnten Zeugnisse sind beigedruckt, und aus der Gestalt und den erwähnten Maassen scheint mir hervorzugehen, dass das Eisen etwa dazu gebraucht wurde, die vorher zugerichteten Steinblöcke bei dem Aufeinanderfügen noch etwas zu beschaben. Es wird eine Art ein Schabeisen oder Ziehklinge gewesen sein. Man baute die Blöcke der Pyramiden so ausserordentlich exact aufeinander, dass, wie ich selbst beobachtet habe, diese Blöcke von etwa 3 Fuss Höhe und entsprechender Breite und Länge so aufeinander gesetzt wurden, dass sie bis auf Kartendicke gleichmässig fest auf einander schlossen, zu welchem Zwecke also die Fuge meist noch beschabt werden musste. Dieses Eisen halte ich also für ein solches, welches zum genaueren Abrichten der Auflagsflächen gebraucht worden ist. Es ist dann jedenfalls bei der Arbeit in einen Spalt gefallen, und man hat es entweder übersehen, oder nicht mehr herausholen können und so hat es sich beidem gänzlichen Abgeschlossensein von der Luft fast vollständig erhalten. Obwohl man gegen die Eisenstücke, die jetzt noch als aus jener Zeit herstammend präsentirt werden, sehr misstrauisch sein muss, so steht doch nichts der Annahme entgegen, dass sie sich unter solchen Umständen in der That so lange erhalten konnten. Dass also, was ich übrigens nie bezweifelt habe, zur Zeit des Pyramidenbaues schon Eisen im gemeinen Gebrauch gewesen ist, müssen wir jetzt als ein bestimmtes Faktum registriren. Granit, Quarzit und Basalt hätten ohne Stahl gar nicht bearbeitet werden können. Nun hat man wohl gesagt, das Eisen bedürfe bei seinem Schmelzprocesse einer so grossen Hitze, dass diese von den alten Aegyptern gar nicht hätte hergestellt werden können. Dagegen muss ich bemerken, dass es, um Stahl zu gewinnen, gar nicht nöthig ist, das Eisen vorher zu schmelzen. Wenn man die Eisenerze nur bis zu einem gewissen Grade erhitzt, so werden sie, ohne wirklich zu schmelzen, doch hämmerbar, und so wird man Stahl erzielen ohne hohen Hitzegrad. Es ist ja bekannt, dass auch jetzt noch Afrikanische Völker das Eisen bearbeiten, ohne es zum Schmelzen zu bringen. Sie erhitzen es in kleinen Oefen so lange, bis das Oxyd ganz durchgedrungen ist und es hämmerbar macht.

Herr **Fritsch**: Zu dem von Dr. Bleek überschickten Bilde will ich bemerken, dass auch ich dasselbe für einen höchst charakteristischen Typus eines Buschmannes halte. Der Maler ist nur nicht in jeder Beziehung gleich glücklich gewesen — um mich so auszudrücken — denn eine etwas schräge Stellung liesse die Backenknochen mehr hervortreten, als wenn ein volles Profil gewählt wird. Es ist das eine Eigenthümlichkeit der Buschmänner gegenüber den Hottentotten, die einen mehr ausgeschrägten, spitzen Untertheil des Gesichtes haben. Auch dieser Buschmann hat, von vorn gesehen, ein wesentlich viereckiges Gesicht. In Beziehung auf die Hautfarbe erwähne ich, dass auch in meiner Publikation eine Farben-Skala angegeben ist. Da fällt es nun bei der Betrachtung auf, wie hell die Buschmannsfarben im Vergleich mit den Negerfarben sind. Der Maler hat zwar, um das Bild plastisch hervortreten zu lassen, den grösseren Theil des Gesichts etwas zu hell dargestellt; immerhin ist aber im Vergleich zu den Negern die Hautfarbe der Buschmänner ausserordentlich hell. Endlich mache ich noch aufmerksam auf die Bildung der Augen. Es lässt sich sehr gut erkennen, wie das obere Augenlid schräg im äussersten Winkel herabgezogen ist und also keineswegs einen mongolischen Anblick gewährt. Es ist hier auch viel

werth, dass der Maler die Gesichtsfalten angegeben hat, denn es ist Thatsache, dass die Buschmänner, sobald sie zur Geschlechtsreife gelangen, sehr viele Falten im Gesicht bekommen, besonders aber in der Backengegend, wo die Folgen einer zeitweise guten Ernährung die Faltenbildung noch besonders begünstigen.

Herr **Lepsius**: Es ist mir von einem Arzte gesagt worden, dass gewisse Völker — und dazu gehören vielleicht die Hottentotten und Buschmänner — zu Zeiten sehr üppig leben, wenn sie etwas haben und hernach wieder sehr hungern. Dieser häufige Wechsel zwischen Fettwerden und Abmagern veranlasst vielleicht diesen Faltenreichthum.

Herr **Fritsch**: Es kommt aber auch eine eigenthümliche Natur der Haut bei ihnen vor, so dass die kleinen Falten sich immer netzartig mit einander verbinden.

(10) Herr **Virchow** spricht

über Schädel von Neu-Guinea.

Unter der grösseren Sammlung von Schädeln, die Dr. A. B. Meyer aus Asien mitgebracht hat, waren auch ein Paar Schädel aus Neu-Guinea angezeigt, welche er von den Officieren der russischen Fregatte erhalten hatte, welche den Dr. Maclay dorthin gebracht hat. Es handelt sich hier um ein Material welches im Augenblick im Vordergrunde des ethnologischen Interesses steht. Bekanntlich hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher in letzter Zeit ganz besonders den schwarzen Racen Oceaniens, Hinterindiens und des indischen Archipelago zugewandt, einerseits deshalb, weil die Frage sich ganz natürlich darbot, in welcher Beziehung diese Racen unter einander und zu den schwarzen Racen Afrika's stehen, andererseits desshalb, weil seit langer Zeit gerade diese Racen als solche betrachtet worden waren, deren Mitglieder auf der niedrigsten Stufe des Menschen stehen, ja gewissermassen den Anfang der Menschenbildung überhaupt repräsentiren. Mit dem Namen Papua ist schon lange die allerprimitivste Form der menschlichen Entwickelung bezeichnet worden, so dass man, wenn man einen sehr niedrig stehenden Menschen bezeichnen wollte, unbedenklich diesen Ausdruck anwandte. Es kommt dazu, dass sich hier geologische Untersuchungen von äusserstem Interesse anknüpfen, deren Gegenstand die Entscheidung der Frage ist, in wie weit etwa alte Continente in dieser Gegend versunken sind und die gegenwärtigen Inseln nur Ueberreste derselben darstellen, auf welchen eine Bevölkerung zurückgeblieben sei, welche aus allerältesten Zeiten der Entwickelung herstammen möchte.

Nachdem man lange Zeit hindurch sich der Meinung hingegeben hatte, dass alle diese schwarzen Urbevölkerungen einer einzigen Race angehörten, und eben nur Glieder eines Stammes seien, die zerstreut auf die verschiedenen Inseln, sich der Gewalt fremder Vermischung entzogen und sich überall da rein zu erhalten vermocht haben, wo die Einwanderung noch keine grössere Ausdehnung gewonnen hat, so ist in neuerer Zeit in Folge des reicher zuströmenden Materials auch in dieses scheinbar eintönige Verhältniss ein Geist der Zersetzung gefahren. Wir haben ja selbst eine solche Erfahrung praktisch durchgemacht, insofern die nördlichste Bevölkerung dieser Art, die Negritos auf den Philippinen theils durch die Mittheilungen des Herrn Jagor, theils durch die Schädelsendungen des Herrn A. B. Meyer uns zu genauerer Kenntniss gekommen ist, und dadurch festgestellt wurde, dass dieses Volk von der schwarzen Bevölkerung sowohl Afrika's, als Melanesiens absolut verschieden ist und in keiner Richtung nähere Vergleiche zwischen ihnen zulässig erscheinen. Stellt man neben unsere Neu-Guinea-Schädel einen Negrito- oder Aeta-Schädel, so bemerkt selbst der Ungeübte, wie gross die Differenzen sind. Es scheidet

also hier zunächst eine nördliche Gruppe von schwarzen Stämmen aus, welche in keiner Weise, bis jetzt wenigstens, irgend eine nähere Verwandtschaft oder Beziehung zu den südlicheren Gruppen darbieten.

Die zweite Scheidung, welche schon etwas länger vollzogen ist, war diejenige, welche die Schwarzen Melanesiens getrennt hat von den sogenannten Austral-Negern, deren typische Form in einem vorgelegten Schädel zu sehen ist; derselbe stimmt durchaus überein mit dem, was durch mehre Untersucher der neuern Zeit beschrieben worden ist. Ich selbst besitze noch einen zweiten Schädel aus einer andern Gegend Australiens, der so sehr mit dem vorgelegten übereinstimmt, dass diese Species als eine ganz typische betrachtet werden kann. Die ausserordentliche Verschiedenheit von dem Negrito-Schädel ist schon von Weitem leicht erkennbar. Beide sind sehr stark prognath, aber während der Negritoschädel verhältnissmässig kurz und breit, dabei zierlich und zart erscheint, ist der australische von sehr schmaler und langer Form, dabei aber von äusserst massiver Struktur und starkem Knochenbau, eine Verschiedenheit, die am meisten in der Augengegend hervortritt, wo bei dem Australier mächtige Wülste liegen, welche an den ehemaligen Bewohner des Neander-Thales mit der ihm eigenen affenartigen Bildung der Augenbrauenbogen erinnern.

Am schwierigsten zugänglich sind bis jetzt diejenigen Inselgruppen geblieben, welche zwischen Australien und den Inseln des Sunda-Archipels liegen. Es handelt sich da zum Theil um grosse Inseln von fast continentalem Charakter, die aber bis jetzt so wenig erforscht sind, dass wir von den grössten derselben mit Ausnahme sehr unvollständiger Küstenbeschreibungen fast gar nichts wissen und dass selbst die Küsten noch nicht einmal vollständig festgestellt sind. Unter ihnen ist Neu-Guinea unzweifelhaft dasjenige Gebiet, welches das höchste Interesse darbietet, schon seiner Grösse wegen, denn es hat ein Flächengebiet von 11—12,000 Quadratmeilen. Einwanderer (Malayen) haben bis jetzt nur kleine Bezirke im Norden berührt. Europäischer Contact hat fast noch gar nicht stattgefunden und europäische Reisende sind noch immer genöthigt gewesen, sich auf einzelne Küstenpunkte zu beschränken. Ich erinnere nur an die Mittheilungen des Hrn. Wallace! In seiner wichtigen Reisebeschreibung giebt er an, dass er lange Zeit in der Nähe von Doreï gewesen, aber kaum über die erste Hügelkette hinausgekommen ist. In der neuesten Zeit beginnt sich die Aufmerksamkeit, auch die politische, auf diese Gebiete zu lenken, und auch wir haben neulich Veranlassung genommen, in den von uns ausgearbeiteten Rathschlägen an die deutsche Marine darauf hinzuweisen, wie nothwendig es sei, dass unsere maritimen Expeditionen dieses Gebiet mit berührten. Es ist das um so nothwendiger, als gegenwärtig von verschiedenen Seiten her der Versuch gemacht wird, sich wenigstens in den Besitz des wissenschaftlichen Materials von Neu-Guinea zu setzen. Zuerst haben die Holländer Expeditionen ausgesandt, die freilich überwiegend Occupationszwecke hatten. Sie haben einen ganzen Theil der Insel unter ihre Fahne gestellt und bemühen sich, Punkte zu finden, die für ihre Niederlassungen geeiget sind; in Folge davon sind sie, wenn sie auch noch kein wesentliches Resultat erzielt haben, doch sehr eifersüchtig auf jede fremde Mitwirkung. Die italienischen Forscher Albertis und Beccari, welche von Westen her einzudringen versuchten, haben ihr Unternehmen, wie es scheint, ganz aufgeben müssen. Dazu ist endlich die neue russische Expedition gekommen, veranlasst durch die grosse Arbeit des Hrn. Carl von Bär. Der berühmte Anthropolog hat in seinen Crania selecta Abbildungen und Beschreibungen von Neu-Guinea-Schädeln gegeben und dabei, gegenüber dem bisher immer noch festgehaltenen einheitlichen Standpunkte auch für Neu-Guinea die These aufgestellt, dass zwei verschiedene Racen auf der Insel lebten. Er nennt die eine Papua und die andere Alfuren, — ein Ausdruck, der schon bei den Franzosen gebräuchlich geworden war.

In der sehr gelehrten Abhandlung, welche Herr von Bär zu diesen Abbildungen lieferte, hat er aus der verhältnissmässig reichen Literatur zu zeigen gesucht, dass auch in früheren Zeiten schon derartige Differenzen constatirt seien, aber er war bei der geringen Zahl vorhandener Schädel nicht in der Lage, genau festzustellen, ob es wirklich zwei Racen seien, die sich hier verbinden. Er hat nur den Gesichtspunkt aufgestellt, auf welchen hin weitere Untersuchungen zu veranstalten seien, und darauf hin ist denn eben die letzte russische Expedition erfolgt, welche uns Veranlassung gegeben hat, zu diesen Schädeln zu kommen. Herr Dr. A. B. Meyer hat in Manila von den russischen Officieren, welche Hrn. Miclosich Maclay auf Neu-Guinea ausgesetzt hatten, zwei vortreffliche Schädel von der Astrolabe-Bay erhalten und die Güte gehabt, sie uns zu schicken.

Ich wiederhole zunächst, dass bis jetzt erst sehr wenige Schädel von Neu-Guinea selbst beschrieben worden sind. Die Mehrzahl derjenigen, die sich in europäischen Sammlungen befinden, sind sogar etwas zweifelhafter Herkunft, indem sie zum Theil von Personen herrühren, die auf anderen, namentlich holländischen Inseln als Sklaven oder Soldaten benutzt worden waren; andere sind auf der Insel, aber zufällig an Orten gefunden worden, wo eben so gut auch fremde Einwanderer zurückgeblieben sein können. Denn bei der ausserordentlichen Wildheit der melanesischen Stämme ist es ja sehr leicht denkbar, dass von irgend einer schiffbrüchigen oder sonstigen Bemannung eines kleinen Fahrzeuges, welche gelegentlich in die Hände der Anthropophagen fällt, die Schädel als Trophäen gesammelt werden.

Wir besitzen die wiederholten Zeugnisse französischer Marineofficiere, welche sehr genaue Nachrichten über die socialen Verhältnisse in Neu-Caledonien gebracht haben. Aus diesen geht hervor, dass die dortige Bevölkerung für gewöhnlich ganz auf vegetabilische Kost angewiesen ist, da der Reichthum an Säugethieren sehr gering und die Jagd nicht von Erheblichkeit ist. Auch Wallace erzählt, dass es ihm in Neu-Guinea nur durch die wenigen Vögel, die er schiessen lassen konnte, zuweilen möglich war, sich Fleischkost zu verschaffen. Nun wird von Neu-Caledonien berichtet, dass die Nachbarstämme dort periodisch unter einander Krieg führen, lediglich um Fleisch zu erhalten, der jedesmal, sobald zwei, drei Mann gefallen sind, beendet wird. Die feindlichen Parteien gehen dann zu Hause, die Hauptstücke der Beute werden den Häuptlingen und ihren Familien zugetheilt, die nun wieder für einige Zeit Fleisch genug haben, und der nächste Feldzug beginnt erst dann wieder, wenn das Bedürfniss nach Fleischnahrung sich durch dauernden Mangel wieder erheblich geltend macht. Es liegt also wohl unter solchen Umständen nahe, dass auch andere Menschen, als die nächsten Nachbarn, zur Nahrung benutzt werden dürften und dass daher auch Schädel von Fremden an solchen Orten im Innern gefunden werden könnten.

Wenn man nun die Berichte der Franzosen über die Neucaledonier liest, so ergiebt sich daraus manche wesentliche Verschiedenheit gegenüber den Beschreibungen, welche andere und zwar sehr zuverlässige Autoren von benachbarten Inseln geben. So muss ich namentlich hervorheben, dass es mich im höchsten Maasse überrascht hat, bei Gelegenheit der Untersuchungen, die ich letzthin in der Literatur angestellt habe, eine so grosse Differenz zu finden in den Angaben, die ein so zuverlässiger Mann wie Wallace über die Papuas gemacht hat, im Verhältniss zu dem, was die Franzosen über Neu-Caledonien und Andere über die Neuen Hebriden und andere östlich gelegenen Inseln mittheilen. Es ist wohl allgemein die Stelle in dem schönen Buche [1])

---

[1]) Alfr. Russel Wallace. Der Malayische Archipel. Deutsch von A. B. Meyer. 1869. Bd. II. S. 283.

von Wallace bekannt, wo er einen Papua abbildet, dem das Wollhaar einen Fuss weit um den Kopf herum absteht und dessen energisches, wohlgebautes Gesicht sich auszeichnet durch eine grosse, stattliche Adlernase. Von letzterer wird an verschiedenen Stellen des Buches betont, dass die Spitze herabhänge und über die Nasenscheidewand und die Nasenlöcher nach unten hervortrete. Wallace beruft sich zum Zeugniss für die Richtigkeit dieser Beobachtung auf Schnitzereien und Amulete der Papuas, an welchen dieselben grossen herabhängenden Adlernasen angebracht seien [1]). Diesem gegenüber lese ich in den meisten Berichten [2]) über Neu-Caledonien, dass die Nase kurz, die Nasenwurzel écrasé, also eingequetscht sei, die Nasenspitze nach oben hervorstehe, die Nase im Ganzen eingebogen sei — also der absoluteste Gegensatz. Diese Verhältnisse zeigen sehr gut die Photographien, welche ich einem Sohne unseres Mitgliedes Herrn Martin, verdanke, der in Neu-Caledonien, in der Nähe der französischen Hauptstadt Numea wohnt. Eine davon ist allerdings ziemlich verschieden von der andern; sie stellt einen Mann von der Insel Tanna dar, der auch sonst ein weit gefälligeres Aeusseres besitzt. Indess ist doch auch seine Nase mehr kurz und stumpf. Die Mehrzahl der andern zeigt sehr deutlich eine kurze platte Nase mit breitem Ansatz und sehr breiter Stellung der Nasenflügel. Was den Ausdruck „écrasé“ anbetrifft, den die Franzosen in der Regel gebrauchen, so habe ich schon bei einer früheren Gelegenheit (Sitzung vom 15. Juni 1872) bezüglich unserer Negrito-Schädel darauf aufmerksam gemacht, dass nach dem Berichte eines scheinbar sehr zuverlässigen französischen Missionärs, Herrn Montrouzier auf Neucaledonien der Gebrauch besteht, schon den neugebornen Kindern die Nasenwurzel künstlich einzuquetschen. Es ist also möglich, dass ein Theil dieser Nasen artificiell in die platte Form gebracht wurde, und es wäre dann zu entscheiden, ob diese künstliche Veränderung bewirken kann, dass an Stelle einer grossen und langen Adlernase eine so kurze und stumpfe Nase entsteht. Theoretisch lässt sich dagegen Nichts sagen; empirisch muss ich zugestehen, dass auch bei uns zuweilen etwas Aehnliches vorkommt. Wenn bei Kindern durch Fall die Nasenbeine brechen, so erfolgt nicht selten eine Heilung in abnormer Stellung und die Nase wird nicht nur kürzer, sondern auch platter und stumpfer. Eine so grosse Differenz indessen, wie sie sich hier darstellt, verdiente näher untersucht zu werden. Ein französischer Marinearzt, Hr. Bourgarel spricht auch in Neu-Caledonien von einzelnen Ausnahmefällen, in welchen die Nasen sich der Adlergestalt nähern; er ist geneigt, diese Fälle, welche auch durch geringeren Prognathismus und höhere Stirn sich auszeichnen, auf Mischungen mit europäischem Blute zu beziehen. Indess verschweigt er nicht, dass ein ganz schwarzer Häuptling von Puebo diese Charaktere besitze [3]).

Immerhin besteht bis jetzt ein unlösbarer Widerspruch zwischen der Schilderung, welche Wallace von den Papua's in Neu-Guinea, den Kei- und Aru-Inseln entwirft, und dem, was wir über Neu-Caledonien wissen. Wenn jener sorgsame und scharfsinnige Beobachter ausserdem die Alfuren auf der nördlichen Halbinsel von Gilolo gleichfalls ausscheidet [4]), so ergiebt sich daraus, wie vorsichtig man über die Racenverbreitung dieser Inselwelt urtheilen muss. Seiner Meinung nach erstreckt sich die Papua-Race von Neu-Guinea östlich bis zu den Fidschi-Inseln.

Es wäre aber leicht möglich, dass wir, wie wir jetzt schon drei grosse Racendifferenzen feststellen können, wenn wir von Norden nach Süden gehen, ähnliche

---

[1]) Ebendaselbst S. 412—13.

[2]) de Rochas. Bull. de la soc. anthrop. de Paris. T. I. p. 389. Bourgarel ibid. p. 446.

[3]) Mémoires de la soc. anthrop. de Paris. T. II. p. 385.

[4]) A. a. O. S. 415.

Verschiedenheiten zulassen müssen, wenn die Völker-Verhältnisse in der Richtung von Osten nach Westen genauer, als bisher, studirt werden. Die früheren Beschreibungen der Papuas sind schon desshalb ganz unbrauchbar, weil sie, von der vorausgesetzten Identität aller schwarzen oceanischen Racen ausgehend, dasjenige, was an einem Orte beobachtet war, auf alle Gebiete ausdehnten. An diesem Fehler leidet namentlich noch die Beschreibung, welche Herr Müller in dem Novara-Werk von den Papuas liefert. Er giebt ihnen durchweg eine breite, stumpfe, aufgestülpte Nase, und lässt sogar die Nasenscheidewand häufig durchbohrt sein, wodurch die Nase unförmlich und von besonderer Grösse werde. Alle diese willkürlich generalisirten Angaben müssen mit grösster Vorsicht aufgenommen werden.

Die beiden uns zugekommenen Schädel von Neu-Guinea stammen von der Ostküste, und zwar von der Astrolabe-Bay. Wahrscheinlich gehören die meisten, wenn nicht alle bis jetzt nach Europa gelangten Schädel von Neu-Guinea derselben Region an. Nur die Italiener haben Versuche gemacht, von der Westseite aus vorzudringen. Es ist eben das erste Heft einer neuen italienischen Zeitschrift angekommen, des „Kosmos" von Herrn Guido Cora, in welcher ein Bericht über die Westküste der Insel nebst zwei Karten vorliegt. Ein schon früher in diesen Gegenden thätiger Mann, Herr Beccari ist mit Herrn d'Albertis an diese Küste gegangen, allein sie haben auch nicht mehr erreicht, als seiner Zeit Wallace; sie haben sich sogar von der Küste wieder zurückziehen müssen.

Wenn man nun unsere beiden Schädel unter einander vergleicht, so flösst zunächst der eine von ihnen, den ich als Nr. I. bezeichnen will, ein besonderes Interesse ein, schon seiner äussern Erscheinung wegen: er zeigt nehmlich an der rechten Seite, im Gesicht und an der Basis eine ungewöhnliche, stark grünliche Färbung, wie es scheint, in Folge einer starken Pilz- oder Algenvegetation. Als ich ihn untersuchen wollte, stellte sich heraus, dass eine Menge stark aromatisch riechender Erde von torfartiger Beschaffenheit darin war, untermischt mit Fasern und kleinen Conchylien. Herr von Martens hat dieselben untersucht und bemerkt darüber Folgendes: „In der mitgetheilten Erde finde ich nur eine Conchylie, welche mir ein jüngeres Exemplar von Stenogyra gracilis Hutt. zu sein scheint, eine Landschnecke, welche zwar bis jetzt noch nicht von Neu-Guinea bekannt war, aber wie ich in der Bearbeitung der ostasiatischen Landschnecken der Preussischen Expedition S. 375, 376 und S. 428, 429 angegeben, über die meisten Inseln des indischen Archipels, namentlich auch die Molukken und Timor verbreitet ist, daher ihr Vorkommen in Neu-Guinea nicht auffällig ist. Sie kommt oft noch nahe am Meeresstrand vor, ist aber doch eine entschiedene Landschnecke und ich kann auch in den sonstigen Eigenschaften der mitgetheilten Erde keinen direkten Hinweis auf's Meer, namentlich keinen salzigen Geschmack finden."

Herr Alex. Braun hat dann die Erde weiter untersucht, er sagt darüber: „Ich finde in dieser Erde bei mikroskopischer Prüfung keine Spur von Diatomeen, auch keine sonstigen Algen. Einige wenige vegetabilische Zellen scheinen Haare und Epidermiszellen zu sein. Schon mit blossem Auge sieht man weissliche Fasern; es sind Wurzeln und zwar nach dem grosszelligen Bau wohl von Sumpfpflanzen. Eine Menge kleiner Steinchen scheinen Kiesel zu sei. Kohlensaurer Kalk fehlt, wie die Prüfung mit Salzsäure zeigt."

Mir schien es wichtig, die Natur dieses Inhaltes festzustellen, weil wir über den Fundort nichts wissen. Er musste sich irgendwo mehr der Oberfläche nahe in einem sumpfigen Boden befunden haben, so dass das Eindringen von Schnecken möglich war. Nach dem Mitgetheilten scheint diess also nicht unmittelbar an der Küste, sondern mehr landeinwärts stattgehabt zu haben.

Der andere Schädel, den ich mit II bezeichne, hat Nichts derartiges dargeboten; in Farbe und sonstiger Erscheinung sieht er ganz anders aus. Er hat eine mehr braune Färbung, welche stellenweise den Eindruck macht, als wenn er im Feuer gelegen hätte.

Beide Schädel haben unter sich eine Verschiedenheit, die ungefähr auf das herauskommt, was Herr v. Bär angiebt, und was ihn veranlasste, Papua und Alfuren in Neu-Guinea zu unterscheiden [1]). Nr. I. nämlich ist ein Schädel, der in der That in einer grossen Menge von Eigenthümlichkeiten mit dem übereinstimmt, was die französischen Beobachter von Neu-Caledonischen Schädeln angeben; ich bin sehr geneigt anzunehmen, dass er seinem Typus nach derselben Familie angehören muss, obwohl die Bildung der Nase weit mehr den Angaben von Wallace entspricht. Erstlich ist es ein stark prognather, ausserordentlich langer und schmaler (183 Millim. langer und 133,2 breiter) Schädel. Sodann, wenn man die Ansätze des Schläfenmuskels verfolgt, so bemerkt man, dass dieselben sehr weit in die Höhe reichen: sie gehen bis an die Höcker des Scheitelbeines hinauf, ja sogar noch darüber hinweg und lassen nur einen verhältnissmässig kleinen Theil des Schädels unbedeckt [2]). Es beweist diess eine höchst auffällige Entwickelung der Kaumuskeln, welche allerdings mit der Schwierigkeit der Pflanzennahrung übereinstimmt. Ich will gleich an dieser Stelle die Bemerkung anknüpfen, dass, entsprechend dieser Erscheinung, auch ein sehr stark entwickeltes Gebiss vorhanden ist. Leider fehlt zu diesem Schädel nicht bloss der Unterkiefer, sondern es fehlen auch sämmtliche Zähne; aber wenn man am Oberkiefer die Reihe der Zahnlöcher ansieht, so ist es auffallend, wie gross dieselben sind. Dies ist einer der stärksten Gegensätze gegenüber der Feinheit, welche die Negritos zeigen, bei denen, wenn man die sehr zierlichen Zähne herausnimmt, auch eine ausserordentliche Zierlichkeit und Grazilität der Zahnhöhlen hervortritt. Bei dem Papua findet sich ausserdem eine nach hinten hin zunehmende Grösse der Zahnhöhlen, so dass für die letzten Backenzähne aussergewöhnlich tiefe und breite Alveolen vorhanden sind. Auch der andere Schädel zeigt diese Erscheinung in höchst ausgezeichneter Weise; ich komme darauf zurück. Wie mir scheint, ist dieses Verhältniss von grossem Interesse deshalb, weil diese Bevölkerung eine ganz überwiegend pflanzenessende ist und in so fern sich von manchen benachbarten Racen, wie den australischen, auf das auffälligste unterscheidet.

Was nun die ungewöhnliche Länge und Schmalheit des Schädels anbetrifft, so besteht hier allerdings ein Verhältniss, welches den Verdacht aufkommen lassen muss, dass dabei etwas Pathologisches im Spiele sein könne. Es ist nämlich der hintere Theil der Pfeilnaht ganz verschmolzen, ebenso der obere Theil der Lambda-Naht und die seitlichen Theile der Kranznaht, und es lässt sich nicht bezweifeln, dass schon frühzeitig eine Verwachsung der Knochen in der Gegend der hinteren Fontanelle stattgefunden hat. Ich wage nicht zu sagen, dass es im strengeren Sinne pathologisch ist, da es bei verwandten Racen mehrfach beobachtet wird. Man bemerkt ferner, dass die Schmalheit des Schädels im Vordertheil im Gegensatz steht zu der verhältniss-

---

[1]) Nach Hrn. v. Bär beträgt der

	Breitenindex	Höhenindex
beim Papua	74,6	74,8
beim Alfuren	75,7	76,3

Ueber die Unzweckmässigkeit der Bezeichnung „Alfuren“ will ich hier nicht sprechen; sie ist absolut unannehmbar.

[2]) Man vergleiche die analogen Angaben des Hrn. Trélat über neu-caledonische Schädel (Bull. de la soc. d'anthrop. I. p. 452.)

mässigen Breite des Hinterkopfes, und dass namentlich die Entfernung der Zitzenfortsätze eine ungewöhnlich grosse (126 Millim.) ist.

Hierzu kommt, dass die Basis des Hinterkopfes eine Art Dreifuss bildet, indem sowohl die beiden Zitzenfortsätze, als auch der untere Theil der Hinterhauptsschuppe über die Grundfläche des Schädels vorspringen. Daraus resultirt die sonderbare Erscheinung, dass, wenn man diesen Schädel hinstellt, er auf den drei genannten Punkten steht, während der Oberkiefer frei in der Luft schwebt, — eine vollkommene Abweichung von den gewöhnlichen Verhältnissen. Selbst bei den Australiern ist Nichts, was damit vergleichbar wäre, obwohl bei ihnen der untere Theil der Hinterhauptsfläche überall die tiefsten Muskeleindrücke zeigt und kein Zweifel bestehen kann, dass hier eine Unmasse von Fleisch und Sehnen angewachsen gewesen sein muss. Dagegen ist gerade die geschilderte Eigenschaft in einer der ersten Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft gelegentlich von Hrn. Trélat bei einem neu-caledonischen Schädel constatirt worden [1]).

Ich habe endlich etwas sehr Sonderbares zu erwähnen, nehmlich die ganz abweichende Bildung des Unterkiefergelenkes, und ich bedaure in dieser Beziehung doppelt, dass wir den Unterkiefer selbst leider nicht besitzen. Während bei allen andern Schädeln die Gelenkgrube, in welche der Gelenkkopf des Unterkiefers eingreift, eine einfache, quer liegende Eintiefung hinter dem Ansatze des Jochbeins darstellt, haben wir hier gleichsam noch eine zweite Grube vor der eigentlichen Gelenkgrube, so dass wir nach unseren europäischen Begriffen glauben müssten, es hätte eine Verrenkung nach vorn stattgefunden. Es liegt auf der Hand, dass ein solches Verhältniss, wo der Kopf des Unterkiefers aus seiner Grube heraus auf die Fläche des Jochfortsatzes getreten ist, eine viel ausgiebigere Bewegung des Kiefers gestattet. Wenn man erwägt, dass dadurch eine mahlende Bewegung des Kiefers und eine weit grössere sagittale Verschiebung desselben möglich wird, als bei fleischessenden Menschen, so stimmt das vollkommen mit den Ernährungs-Verhältnissen dieser Leute überein.

Was die eigentlichen Maasse anbetrifft, so kann ich mich in dieser Beziehung wohl auf die Verhältnisszahlen beschränken. Der Breitenindex dieses Schädels beträgt 72,7, der Höhenindex 72,4. Es wird dadurch dargethan, dass dieser Schädel nicht zu derjenigen Gruppe gehört, welche Herr Barnard Davis als eine gewissen Völkern der Südsee-Inseln eigenthümliche hingestellt hat, nämlich der hypsistenocephalen, bei welcher ausser der beträchtlichen Höhe eine auffällige Schmalheit vorhanden ist. Bei manchen Analogien dieses Schädels mit denjenigen, welche Herr Davis beschreibt, ist doch eine stärkere Höhen-Entwickelung nicht vorhanden. Dagegen darf ich wohl erwähnen, dass diese Form einigermaassen an die grönländische erinnert.

Herr Davis schliesst auch seinerseits Neu-Guinea von dem hypsistenocephalen Gebiete aus, während er Neu-Caledonien, die Neu-Hebriden, die Loyalitätsinseln, ja selbst die Carolinen demselben zurechnet. Er verwahrt sich daher ausdrücklich gegen eine nothwendige Verbindung zwischen Papuanism und Hypsistenocephalie [2]). Gewiss will ich ihm in diesem Punkte nicht entgegentreten. Seitdem jedoch Herr Swaving dieselbe Hypsistenocephalie auch in Palembang gefunden hat, scheint es überhaupt kaum noch möglich, darin irgend einen Racencharakter zu sehen. Vielmehr wird es in hohem Grade wahrscheinlich, dass diese Schädelform in einer viel näheren Be-

[1]) Bullet. de la soc. anthr. I. p. 450—53.

[2]) Jos. Barnard Davis. On the peculiar crania of the inhabitants of certain groups of islands in the Western Pacific. Haarlem 1866. p. 18.

ziehung zu den Lebensverhältnissen, namentlich zu der Ernährungsweise der einzelnen Völkerschichten, als zu ihrer Abstammung steht.

Der zweite Schädel, den ich schon in Beziehung auf seine Färbung erwähnte, zeigt sehr erhebliche Verschiedenheiten von dem ersten. Eine Mehrzahl der Eigenschaften, die ich dort angeführt habe, ist hier nicht vorhanden. Er ist weniger prognath, weniger lang, mehr breit und von mässiger Höhe; er hat nicht die eigenthümliche dreifussartige Bildung des Hinterhauptes, sondern liegt auf seiner untern Seite in weiterer Ausdehnung auf. Er besitzt ein ziemlich kurzes Hinterhaupt, welches wesentlich anders gebildet ist. Dagegen zeigt sich hier bei einer gleichfalls ziemlich stark entwickelten Schläfenmusculatur, die nur nicht so hoch hinaufreicht als bei dem andern Schädel, eine Bildung des Kieferrandes, welche ganz der von französichen Autoren beschriebenen entspricht, dass nehmlich jeder folgende Zahn relativ grösser, als der vorhergehende ist, und dass selbst die letzten Backzähne, sowohl was die Breite, als was die Zahl der Wurzeln betrifft, ausserordentlich entwickelt erscheinen. Dieses Verhältniss ist dasjenige, welches bekanntlich die vielen Discussionen über gewisse praehistorische Unterkiefer in Belgien und Frankreich, namentlich die von La Naulette und Moulin Quignon veranlasst hat. Hier ist allerdings eine wesentliche Abweichung von der Form unserer Kiefer. Zugleich zeigt sich ein Herüberrücken der Gelenkfläche an den Jochfortsatz, welches den europäischen Verhältnissen fremd ist. Auch hier scheint mir daher der Character einer mehr pflanzenessenden Bevölkerung hervorzutreten, was für die Beurtheilung des Stammes nicht gering anzuschlagen ist. Der Schädel nähert sich im Uebrigen schon der Brachycephalie, denn er hat einen Breitenindex von 78,8. Sein Höhenindex beträgt 78,2, während er in dem anderen Falle nur 72,4 betrug. So gern ich nun gestehe, dass sehr viele andere Verhältnisse an diesen Schädeln Parallelen zwischen ihnen zulassen und dass die Frage vollkommen berechtigt ist, ob es sich hier nicht blos um Differenzen, sei es der Individuen, sei es gewisser Unterstämme, handelt, so müssen wir doch zunächst daran festhalten, dass eine solche Gleichartigkeit der Formen nicht existirt, wie sie bei der Gleichartigkeit der Lebensverhältnisse und der vorausgesetzten Reinheit der Stämme wohl hätte erwartet werden können.

Die Thatsache tritt jedoch ganz besonders hervor, dass wir es ganz sicher mit einer Bevölkerung zu thun haben, welche keineswegs etwa kleine und schlecht entwickelte Schädel besitzt, sondern im Gegentheil eine starke und kräftige Entwickelung zeigt. Zur Ehrenrettung der Papuas muss ich constatiren, dass, während die Entfaltung des Schädelraums der Australneger sich nicht viel über 1200 Ccm. erhebt, der eine unserer Schädel 1400, der andere 1460 hat — Maassverhältnisse, womit jeder Europäer zufrieden sein würde. Nun ist ja nicht Alles Nervensubstanz, was den Schädelraum erfüllt; die Capacität des Schädels kann nicht einfach als Maass der intelligenten Kraft betrachtet werden; allein man wird zugestehen müssen, dass, wo sich so grosse Schädel ausbilden, immerhin anzunehmen ist, dass da auch eine günstige und reichliche Entwickelung des Gehirns stattgefunden hat. Wenn ich die verschiedenen neueren Schriftsteller über die Papuas zu Rathe ziehe, so bekomme ich auch immer den Eindruck, dass die Papuas weit davon entfernt sind, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwickelung zu stehen, dass sie im Gegentheil unter den schwarzen Racen als eine verhältnissmässig hoch entwickelte, ja unter den schwarzen pacifischen Racen gewissermassen als die edelsten erscheinen. Wallace legt mit Recht grossen Werth auf die Kunstwerke, welche sie trotz ihrer so elenden Lebensweise herstellen. Während sie auf ihre Wohnung so geringe Mühe verwenden, dass dieselbe kaum als eine bleibende Wohnung nach unseren Begriffen angesehen werden

kann, während sie ihre Ernährung nur in der allerelendesten Weise zu Stande bringen, so zeigen sie eine so ungewöhnliche Neigung zum Ornamentiren, dass sie, nach einer Mittheilung von Wallace, jedes Holz, was sie in einer dauernden Weise verwenden, mit schön geschnitzten Ornamenten bedecken, z. B. die Spitzen der Kähne, die Griffe von Werkzeugen. Es ist dies auch insofern ethnopsychologisch nicht ohne Interesse, als ja die alten Höhlenbewohner Belgiens und Frankreichs uns Kunstwerke hinterlassen haben, welche so vollendet sind, dass ihrer Vollendung wegen noch jetzt immer wieder Zweifel aufgeworfen werden, ob sie in der That von einer prähistorischen Bevölkerung herstammen möchten und nicht vielmehr untergeschobene Producte seien. Gerade das Beispiel der Papuas ist in dieser Beziehung lehrreich. Sie zeigen uns dieselbe Kunst, die uns auch bei den Trogolodyten der Dordogne und der Lesse entgegen tritt, und wenn ich auch nicht jedes Stück, welches die Museen den letzteren zuschreiben, als ein Original bezeugen will, so steht doch fest, dass ein guterTheil von Originalstücken von den glaubwürdigsten Forschern am Fundorte selbst in Lagerungsverhältnissen constatirt worden ist, welche keinen Zweifel lassen über die Zeit der Herstellung.

(11) Herr **Virchow** spricht, unter Vorlegung eines entsprechenden Schädels,

über rachitische Synostose der Knochen des Schädeldaches.

Ich beschränke mich für heute auf ein Paar Bemerkungen in Bezug auf die zur Verhandlung gestellte Frage der synostotischen Schädel, solcher also, welche Verwachsungen benachbarter Knochen zeigen. Ich werde mir erlauben, bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher über diese Frage zu handeln, und namentlich zu erörtern, in welches Gebiet eigentlich diese Schädel gehören, ob in das der Pathologie oder in das der Ethnologie. In Beziehung auf die Pathologie möchte ich aber schon jetzt eine Mittheilung machen, die nicht ohne grosses Interesses sein dürfte, weil sie bestimmte Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Ursachen der Störungen liefert.

In seiner Abhandlung über synostotische Schädel bei wilden Racen hat Herr Barnard Davis die Abbildung eines Kanaka-Schädels von Oahu, einer der Sandwich-Inseln, geliefert[1]), bei welchem am äusseren Umfange, mit Ausnahme der Nähte, durch welche die Keilbeinflügel und die Schuppen der Schläfenbeine umgrenzt werden, sowie der Lambdanaht, Nichts weiter von Nähten zu sehen ist. Die ganze obere Kappe (Stirn- und Seitenwandbeine) ist verschmolzen in eine einzige Masse. Diese Form kommt aber auch bei uns nicht allzuselten vor und sie bedingt sehr merkwürdige Abweichungen in der Gesammtgestalt des Schädels. Wenn der ganze obere Theil des Schädels frühzeitig in einen einzigen Knochen verwandelt wird, so muss für das wachsende Gehirn Raum geschafft werden in anderen Richtungen.

Ein sehr lehrreiches Beispiel dieser, durch secundäre Compensation verstärkten Schädeldifformität habe ich in meinen gesammelten Abhandlungen (S. 993 Fig. 37 u. 38) mitgetheilt. Es ist ein platycephaler Schädel aus der Würzburger pathologisch-anatomischen Sammlung, bei dem eine vollständige Synostose der Stirn-, Kranz- und Pfeilnaht besteht, während alle seitlichen und hinteren Nähte persistiren und die Lambdanaht überdies durch grosse Schaltknochen auseinandergeschoben ist. Man sieht hier deutlich die Hemmung in der Entfaltung des eigentlichen Schädeldaches, insbesondere in der Längenrichtung; die compensatorische Ausweitung des Schädel-

[1]) Jos. Barnard Davis On synostotic crania among aboriginal races of man. Haarlem 1865. p. 17. Pl. VIII.

raumes in seinen unteren und seitlichen Abschnitten hat den Schädel erhöht und verbreitert. Es handelt sich also um obere Hemmung und untere Ausgleichung. (Vergl. auch Ges. Abh. S. 910. Fig. 20 u. 21.)

Obwohl ich auf diese Schädelform schon seit 20 Jahren meine Aufmerksamkeit gerichtet hatte, so war mir der Grund der sonderbaren Abweichung doch unbekannt geblieben. Zu meiner Ueberraschung habe ich im Laufe des letzten Jahres zwei Mal Gelegenheit gehabt, die Entwickelung dieser Synostose zu sehen, und zwar bei Kindern in den ersten Lebensjahren. Es ergab sich, dass diese Störungsform durch die sogenannte englische Krankheit, die Rachitis hervorgebracht wird.

Der vorgelegte Schädel eines zweijährigen, stark rachitischen Kindes (No. 90 vom Jahre 1872 aus der Sammlung des Pathologischen Instituts) zeigt schon die Verwachsung vollständig. Die ganze Calvaria ist verschmolzen und zugleich ist eine beträchliche Verdickung der Schädelknochen nach aussen eingetreten. Unsere Sammlung besitzt noch einen zweiten ganz analogen Schädel (No. 9c vom Jahre 1872), bei welchem noch deutlicher nachzuweisen war, wie durch eine zunehmende Ablagerung von äusseren Knochenschichten aus dem Pericranium die Nähte überdeckt werden und die Verschmelzung zu Stande kommt.

Wenn ein Kind mit einem solchen Schädel am Leben bleibt, so muss sein Schädel genau die Form annehmen, welche Hr. Davis abbildet. Daraus geht hervor, dass diese Form absolut von den ethnologischen Eigenthümlichkeiten getrennt bleiben muss, und dass ihr Vorkommen bei wilden Racen nur dem Umstande zuzuschreiben ist, dass auch unter ihnen Rachitis vorkommt und Störungen macht. In Frankreich ist diese Frage von dem Vorkommen der Rachitis bei Urvölkern sehr häufig erörtert und namentlich von Hrn. Pruner-Bey immer wieder angeregt worden. Er hat sowohl an prähistorischen, als auch an modernen Knochen von Wilden bestimmte rachitische Veränderungen nachweisen wollen. Auch ich bin der Meinung, dass er darin nicht immer glücklich war und dass ihm genauere Kenntnisse der besonderen pathologischen Formen abgingen. Aber die Idee, dass überhaupt Rachitis, diese so gewöhnliche und durch so verschiedenartige Einflüsse hervorgebrachte Entwickelungskrankheit der Knochen, bei Urracen vorkomme, ist gewiss eine vollkommen berechtigte, und wenn man sich erst mehr daran gewöhnen wird, die Diagnose der Rachitis nicht abhängig sein zu lassen von dem Vorkommen bestimmter Verkrümmungen der Knochen, so wird sich die Aufmerksamkeit der Reisenden und der Aerzte in fremden Ländern auch wohl diesem Gegenstande mehr erschliessen.

Für die Verwachsung der Schädelknochen oder, anders ausgedrückt, für die Verknöcherung der Schädelnähte hatte ich schon in meinen ersten Mittheilungen (Gesammelte Abhandl. S. 923, 996) entzündliche Ursachen aufgesucht. Die eben erwähnten Fälle von rachitischer Synostose fallen genau in dieselbe Betrachtung, denn in denselben war die Synostose in höchst auffälliger Weise durch eine, zum Theil bis auf die Gesichtsknochen ausgebreitete Periostitis ossificans bedingt. Unsere Beobachtung hat daher in mehr als einer Richtung eine principielle Wichtigkeit. —

(12) Herr Dr. **L. A. Gosse** (père.) in Genf hat an Hrn. Virchow folgenden Brief gerichtet

über künstliche Verunstaltungen des Schädels.

Genève, 5 Mars 1873.

Monsieur et très honoré Professeur!

Quoique depuis très long temps je sois resté étranger aux travaux récens de l'Anthropologie, je ne puis assez vous exprimer l'interêt que m'a offert la lecture de

votre savante dissertation, sur les crânes déformés des îles Philippines, insérée dans le supplément du voyage de Mr. F. Jagor.

Elle m'a d'autant plus intéressé, que j'y ai trouvé des preuves non équivoques de votre bienveillance envers mon modeste Essai sur les déformations artificielles du crâne. Mais, d'un autre côté, jai senti le besoin de ne pas laisser sans rèponse, quelques unes des objections que vous lui avez faites, et c'est le sujet de la présente lettre que j'ai l'honneur de vous adresser.

Je commencerai par la remarque de la page 372, et à laquelle je suis d'autant plus sensible, que j'ai toujours eu à coeur d'être fidèle à la vérité. Vous dites (ligne 19) au sujet de la citation que j'ai faite de l'ouvrage de Thevenot et de la date de 1591 que je lui aurais attribuée que „das Citat von Gosse also offenbar falsch ist.“ Je ne nie pas que vous n'ayez parfaitement raison, quant au chiffre 1591, car 1691 était la date de la nouvelle édition, in Fol. de Thévenot, et la faute doit en être imputée à l'imprimeur, qui a substitué un 5, au 6 que contenait mon manuscrit. On peut sans doute me reprocher l'inadvertance que j'ai commise, en laissant passer cette substitution, mais cela n'arrive t'il pas souvent à d'autres écrivains non moins conscientieux que moi? Et vous même, très honoré Professeur, n'avez vous pas commis la même inadvertance involontaire, quelques lignes plus haut, lorsque vous avez placé ma citation de Thevenot, dans le No de Juillet des Annales d'Hygiène publique, au lieu du No de Janvier, où elle se trouve.

Cela règlé, par compensation, à l'amiable, je passe à une autre objection p. 363, où il est question de l'influence que peuvent exercer sur le cerveau les modifications artificielles du crâne. Or non seulement vous ne balancez pas de combattre la possibilité de cette influence, mais vous semblez la considérer comme ridicule. En effet, à l'occasion des déformations de Tahiti, sur lesquelles j'avais reçu des informations positives de témoins oculaires, vous ajoutez facétieusement, lign. 46 „er (Gosse) ist ernsthaft der Meinung, dass dieser Versuch als Muster für moderne Pädagogik empfehlungswerth sei“, supposition gratuite, évidemment ridicule, car je n'ai parlé de l'emploi de la déformation occipitale artificielle, que comme d'une application peut-être à essayer, pour combattre le résultat des déformations opposées, chez les races humaines inférieures, certains Nêgres, les habitans de la Nouvelle Hollande. (Archives Juillet p. 70).

Malgré votre opposition laconique, je n'en persiste pas moins à admettre, que l'applatissement de l'os frontal, tout en diminuant la prédominance des facultés intellectuelles, favorise le développement des passions violentes ou irréfléchies et des penchans instinctifs, et que les peuplades à tête applatie sur le devant, ont été plutôt sauvages, guerrières et peu favorables à la civilisation, tandis que les déformations occipitales, chez d'autres peuples étaient plus favorables aux facultés intellectuelles, et par conséquent à un certain dégré de civilisation. Et je n'ai pas fondé mon opinion sur une simple théorie, mais, si vous vous donnez la peine de relire les faits nombreux que j'ai cités, extrait d'auteurs anciens et modernes, soit parmi les nations Américaines du Nord et du Sud, soit même en Europa et en particulier de l'Ouest et du Sud de la France, vous verrez que je n'ai pas tout à fait tort et que j'ai pu avoir des raisons assez valables, pour en tirer des conclusions favorables à ma thèse.

A cela vous objectez encore, que des rapports d'autorités compétentes semblent prouver que les têtes plâtes ne manquent en aucune façon d'intelligence. J'ai déjà répondu á cette objection dans mon Essai (de page 14—21 Archives Juillet) et en particulier, dans la note de la page 14, j'ai fait comprendre, que les auteurs ne s'accordaient pas encore sur ce qu'on doit entendre par le mot intelligence.

Vous arguez plus bas (p. 363 lig. 17) contre mes assertions par le raisonne-

ment suivant. „Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, insofern die Erfahrung ergibt, dass auch das Gehirn so gut wie der Schädel dislocirt werden kann, dass also das Vorderhirn sich zurückschiebt, wenn die Stirn zurückgedrängt wird, und ebenso die hinteren Theile des Gehirns sich vorschieben bei einer Abflachung der hinteren Partie des Schädels. Wie ich früher nachgewiesen habe, pflegt einer Verkürzung des Schädels eine compensatorische Verbreitung und umgekehrt zu entsprechen. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, dass eine Abflachung einzelner Schädeltheile an sich eine Verminderung der Hirnmasse nicht zur nothwendigen Folge hat.“ Cette opinion a été déja émise par plusieurs physiologistes, et en particulier, par Morton, d'Orbigny, Parchappe etc. et je l'ai déjà combattue de la manière suivante. Je conviens que s'il s'agit uniquement du volume total du cerveau, comme preuve de l'innocuité des fonctions cérébrales, on puisse, jusqu'à un certain point, soutenir cette thèse, surtout lorsqu'il s'agit des déformations artéficielles occipitales et bilatérales. Il n'y a en effet, dans ces deux cas, qu'un refoulement de la masse cérébrale, de derrière en avant dans le premier, et refoulement de cette même masse, vers le haut, en avant et en arrière, dans le second. Mais en est-il de même dans la compression frontale, surtout lorsqu'elle est portée un peu loin, comme c'est le cas de quelques unes des déformations rélatées par les auteurs. Nullement. Les lobes antérieurs du cerveau se trouvent comprimés entre l'os frontal et la voute susorbitaire et assez fortement, pour que dans certaines déformations, cette voute osseuse soit déprimée et que les yeux soient poussés en avant et au dehors. Or, je le demande, peut on admettre comme inoffensive une pareille compression, sur un organe aussi mou que le cerveau! La nutrition de cette partie de l'organe n'en doit elle pas souffrir et ses fonctions ne doivent elles pas en être altérées? Sans doute le reste de la masse cérébrale est repoussée en arrière, mais il n'en est pas moins vrai qu'il s'établit une disharmonie entre les diverses régions du cerveau et cela suffit pour expliquer les anomalies qu'on observa dans les facultés de l'ame. D'ailleurs beaucoup de physiologistes n'admettent pas le volume total du cerveau, comme base unique des conclusions qu'on peut en tirer pour l'harmonie de ses fonctions, la qualité de la substance cérébrale doit être prise en considération, et il est impossible d'admettre que les lobes antérieurs artéficiellement comprimés, lésés dans leur nutrition, dans leur circulation, au moment de la naissance et dans le bas age, puissent jouir de fonctions parfaitement normales. Ces quelques mots suffiront sans doute, très honoré Professeur, pour vous faire comprendre ma manière de voir.

J'en viens maintenant à la question de l'hérédité des déformations artéficielles, que vous niez absolument, et qui, suivant moi, ont joué un rôle initial assez important sur la conformation subséquente des crânes, chez plusieurs des races humaines actuelles.

Vous posez en principe, que je n'ai fait que reproduire l'opinion d'Hippocrate sur l'hérédité des déformations artéficielles, et pour le prouver, vous citez la première partie de ce qu'il dit sur les Macrocéphales. Mais si vous aviez continué votre extrait, vous auriez pu lire quelques lignes plus bas: „Ils naissent maintenant comme jadis avec une forme naturelle, depuis que cette pratique est tombée en désuétude, par la négligence (ἀμελίην Fors et Philot) des hommes, ou par la fréquentation (ὁμελίην Littré) des autres hommes.“ En présence de textes aussi contradictoires, vous conviendrez, très honoré Professeur, que je ne pouvais pas m'en servir pour asseoir mon opinion. Je les ai cités et rien de plus, et j'ai du baser mes convictions sur des documents plus authentiques. C'est ainsi que j'ai pu raisonnablement formuler les conclusions que jai consignées, soit dans mon Essai, soit dans ma Dissertation sur les anciennes races du Pérou, et qui sont les suivantes. Les déformations

artificielles du corps et en partiuulier du crâne et de la face, pratiquées d'une manière identique, et au même dégré, pendant plusieurs générations successives, semblent devenir plus ou moins permanentes, sous l'influence de l'hérédité et de l'action des causes extérieures générales ou locales;. mais lorsqu'elles n'ont été pratiquées que sur un des deux sexes, dans un petit nombre de générations, d'une manière irrégulière, ou avec peu d'intensité, elles ne se transmettent en général qu'imparfaitement et pour un temps. J'ai de plus ajouté, pag. 162 de ma Dissertation, que cette loi d'hérédité me parait soumise à une condition indispensable, c'est que les moyens employés pour imprimer des déformations artificielles héréditaires, doivent avoir modifié profondément la nutrition et la structure intime des os. Que, par conséquent, un simple déplacement de la voute crânienne, opéré à l'aide de compressions moins violentes, du simple pétrissage avec les mains etc. ne présentait pas la même condition d'hérédité et cessait de se transmettre par hérédité, dès qu'on supprimait la pratique. C'est en effet ce qui avait lieu chez les Macrocéphales, les Tahitiens, les Arabes, et chez les nations Européennes, au particulier en France, et ce qu'explique l'action puissante de la nature abandonnée à elle même pour rétablir l'équilibre.

La citation de Catlin que vous faites, pag. 358, comme objection à la loi d'héréditè, en est même la confirmation, car les Chinooks et le Choctaws, étaient précisement des nations chez lesquelles la déformation artificielle du crâne ne s'exerçait que sur le sexe masculin.

Mais il en est tout autrement lorsqu'il s'agit de déformations artificielles violentes pratiquées sur les deux sexes. Prenons pour exemple, l'écrasement du nez pratiqué sans distinction de sexe, sur tous les enfans nouveau- nés, depuis les temps les plus anciens, jusqu'à nos jours dans plusieurs parties du monde, en Asie, en Australie, dans plusieurs îles de la mer Pacifique, en Afrique et dans l'Amérique méridionale. Cette déformation était et est encore portée si loin, que souvent les os propres du nez sont brisés, et que la compression des apophyses montantes des os maxillaires supérieurs est assez forte, pour faire saillir plus tard le bord alvéolaire de la mâchoire supérieure. Quoique, dans un grand nombre de localités, on ait abandonné depuis fort longtemps cette pratique, tous les indigènes de nos jours, ont le nez épaté, les pommettes plus ou moins écartées et saillantes et le prognathisme de la machoire supérieure est encore parfois plus ou moins visible.

Voici un second exemple de transmission héréditaire, constaté depuis quelques années. Il existait fort anciennement, sur toute la côte du Mexique, qui répond à la province de la Vera Cruz et même dans le royaume de Guatemala, une déformation du crâne extraordinaire, exécutée sur les deux sexes, et dont les premiers échantillons ont éte recueillis dans l'île de Sacrificios. Je l'ai désignée sous le nom de trilobée. Elle déterminait de profondes gouttières, transversales et postérieures, sur le crâne, et parait avoir facilité le port des fardeaux. Les autorités ecclésiastiques Espagnoles étaient parvenues à la faire abandonner depuis des siècles, et cependant il y a seulement quelques années, Mr. Gratiolet apporta à la Societé Anthropologique de Paris, le crâne d'un indigène moderne, que je pus examiner. Or ce crâne représentait si exactement les formes de l'ancienne déformation trilobée, quoique fort adoucies, que l'on fut tenté de le considérer comme un type de la race autochthone de cette province.

C'est sur des principes, analogues à ceux que j'ai signalés, que paraissent basées les expériences faites pour créer des variétés permanentes d'animaux domestiques, transmissibles par hérédité, c'est ainsi qu'on dit avoir obtenu des races de chiens sans queue, de poules sans queue et de vaches sans cornes.

J'aurais désiré pouvoir aborder, dès aujourdhui, la 4ème objection que vous me faites, au sujet des rapports qui se sont établis, anciennement, entre les migrations des peuples et les déformations artificielles du crâne, devenues nationales, mais je m'apperçois que je risque de devenir indiscret et de vous fatiguer, en prolongeant davantage la discussion. Je la renverrai donc à une autre missive, si cela peut vous intéresser. —

Herr Virchow: Die Bemerkungen eines so anerkannten und verdienstvollen Forschers, wie Hr. Gosse, verdienen unter allen Umständen eine besondere Aufmerksamkeit, und sie fordern zu einer erneuten Prüfung der von ihm behandelten Punkte auf. Bei der vorgerückten Zeit muss ich mich darauf beschränken, für heute zwei Punkte daraus hervorzuheben, weil sie in der That Fragen ersten Ranges betreffen. Der eine betrifft die Frage, ob, wenn eine gewisse Zeit lang in einer Bevölkerung künstliche Verunstaltungen des Schädels im Gebrauche sind, die dadurch hervorgebrachten Formen sich auch nachher auf dem Wege der blossen Erblichkeit fortpflanzen, so dass eine ursprünglich arteficielle Schädelform sich in einer Bevölkerung als Racencharacter stabiliren könnte; der andere bezieht sich auf die Frage, in wie weit durch gewisse künstliche Deformationen des Schädels, z. B. durch Zurückdrücken des Hinterhauptes oder der Stirn ein bestimmter psychologischer Einfluss ausgeübt werden könne, indem dadurch ein entsprechender Mangel in der Ausbildung des Hinter- oder des Vorderhirnes eintritt.

Ich habe allerdings in meinem Vortrage am 15. Januar 1870 (Zeitschr. für Ethnol. II. S. 153) mich in Bezug auf beide Fragen skeptisch, wenn nicht geradezu verneinend ausgesprochen. Was zunächst die Vererbung künstlicher Deformation angeht, so scheint mir in der That noch kein einziges, ganz sicheres Beispiel dafür zu existiren. Wo die abweichende Schädelform sich in einer Bevölkerung forterhält, da erhält sich auch die Sitte der verunstaltenden Einwirkungen. So scheint sich nach den Mittheilungen des Hrn. Radde in der Sitzung vom 9. März v. J. (Zeitschr. IV. Verhandl. S. 87) noch gegenwärtig in Transkaukasien diese Sitte zu finden, gerade an der Stelle, von welcher die älteste Nachricht darüber von Hippocrates uns erhalten ist. Ob ohne solche Gewohnheiten, bloss kraft der Erblichkeit, eine derartige Persistenz difformer Gestaltungen sich zu erhalten vermag, ist naturwissenschaftlich sicher nicht dargethan, und selbst für die von Hrn. Gosse citirte Zerdrückung der Nasenbeine, über welche ich erst vorher bei Gelegenheit der Neucaledonier gesprochen habe, liegen noch keine entscheidenden Beobachtungen vor, aus welchen die Persistenz der Platyrrhinie nach Aufhören der Sitte in irgend einer Bevölkerung hervorginge.

Dass ferner künstliche Deformirung des Schädels einen nachtheiligen Einfluss auf das Gehirn ausüben könne, bezweifle ich nicht, obwohl keinesweges jede Art der Deformirung diesen Einfluss übt. Die Argumentation des Hrn. Gosse geht auch vielmehr dahin, dass bei einer Benachtheiligung der Entwickelung einzelner Gehirntheile andere Gehirntheile sich stärker ausbilden. Auch er nimmt daher, wie ich, eine gewisse Compensation an, und wir unterscheiden uns nur darin, dass ich annehme, derselbe Gehirntheil könne, wenn er gehindert werde, sich in der Länge regelmässig auszubilden, eine Compensation in der Breite finden.[1]) Bis jetzt sehe ich in der That nicht, dass die mangelhafte Entwickelung der Stirnlappen ein Grund

[1]) Ich verweise wegen der weiteren Ausführung auf meine „Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes im gesunden und kranken Zustande und über den Einfluss derselben auf Schädelform, Gesichtsbildung und Gehirnbau". Berlin 1857. S. 107.

für eine stärkere Entwickelung der Hinterlappen des Grosshirns und umgekehrt sein sollte. Nur das erkenne ich an, dass die Dislocation, welche irgend ein Gehirntheil durch die Abplattung oder Niederdrückung einer Schädelgegend erfährt, der Grund werden kann, dass auch ein entfernter Gehirntheil, der nicht direct von der Deformation betroffen wird, eine gewisse Ortsveränderung erfährt. So habe ich in der Sitzung vom 10. December 1870 dargethan, dass eine dreilappige Bildung der Hinterhauptswölbung, ähnlich der von Hrn. Gosse von der Insel Sacrificios beschriebenen, sich häufig an den Schädeln der Bewohner der Philippinen findet. Hier wird das Kleinhirn tiefer nach unten gedrängt, weil die Hinterlappen des Grosshirns sowohl von oben, als seitlich in ihrem Wachsthum beeinträchtigt sind. —

(13) Der Vorsitzende zeigt eine grössere Photographie des tättowirten Sulioten, von dem in der Sitzung vom 15. Juni 1872 gesprochen worden. —

Sitzung vom 12. April 1873.

Vorsitzender Herr **Bastian**.

(1) Herr **G. E. Dobson** in Calcutta übersendet durch Hrn. W. Peters 7 Photographien von

Eingebornen der Andamanen-Inseln,

welche er während seines Aufenthalts auf diesen Inseln im April und Mai vorigen Jahres aufgenommen hat. Er schreibt darüber Folgendes:

„Diese Photographien dürften vielleicht die grössten und in ethnologischer Beziehung die vollkommensten sein, welche man über diesen Gegenstand erhalten hat. Sie werden bemerken, dass die meisten Männer und Weiber aus europäischen Thonpfeifen rauchen. Diese wurden ihnen zur Zeit meines Besuches geschenkt, da sie ausserordentlich gern Tabak rauchen, und wir fanden, dass sie ganz ruhig blieben, um photographirt zu werden, wenn ihnen erlaubt wurde, ihre Pfeifen zu behalten. Sie werden bei der Vergleichung der grossen Gruppe bemerken, dass der Häuptling der Horde und ein Weib durch den Besitz von mehr Schmucksachen als die übrigen ausgezeichnet sind, wie das Halsband und die vom Unterleibsgürtel herabsteigenden Fasern des Häuptlings. Sein Weib trägt ein Halsband, welches aus den Knochen der Finger und Zehen ihrer Vorfahren zusammengesetzt ist. Wittwen tragen den Schädel ihres Mannes mit sich herum, bis sie einen anderen Mann bekommen; in der Mitte der Gruppe sieht man ein Weib mit dem Schädel ihres verstorbenen Mannes.

Alle beschmieren ihren Körper mit einer Salbe aus Schweinefett und gebrannter Erde; dieses beschützt sie, wie sie sagen, gegen die Fliegen und die Kälte. Die Zeichnungen auf ihrem Körper sind nicht tättowirt, sondern einfach mit der Fingerspitze in dem Fettüberzuge gezeichnet, ehe derselbe trocken geworden ist. Sie bauen keine Wohnungen irgend einer Art, um darin zu leben. Die hölzerne Leiter in der Photographie und die Bambuswand gehören zu einem Schuppen, der auf Befehl des Gouvernements von Verbrechern der Strafansiedelung von Port Blair aufgebaut ist, damit die wandernden Andamanen sich darin ausruhen können, wenn sie sich der Ansiedelung nähern. Dieser Schuppen liegt an einer kleinen Bucht, ungefähr 7 (engl.) Meilen von dem nächsten Punkte der Ansiedelung, inmitten der dichtesten Jungles. Die umherstehenden Bäume, meist zu der Gattung Dipterocarpus gehörend, haben eine enorme Höhe, indem manche über 200 (engl.) Fuss hoch sind; der Jungle ist während der Regenzeit vollkommen unpassirbar."

(2) Herr **Brehm** macht Mittheilungen

„Aus dem Leben des Chimpanse."

M. H.! Das Wenige, was ich Ihnen über einen gefangenen Chimpanse mitzutheilen mir erlauben wollte, ist durch allerlei Umstände verzögert worden.

Seit ungefähr acht Jahren habe ich fast stets lebende Chimpanses um mich gehabt und mit denselben in freundschaftlicher Weise verkehrt, — in so freundschaftlicher Weise, dass dieses schöne Verhältniss bereits Missdeutungen der verschiedensten Art aus sehr schwarzen Federn erhalten und man mich zu meinem grossen Vergnügen als directen Abkömmling der Chimpansen hingestellt hat.

Wenn man mit einem Affen dieser Art in der Weise verkehrt, wie wir es ge-

than haben, so muss man allerdings weiter vorgeschritten sein als diese Sachverständigen, denn das Menschenbewustsein, welches sich auf sogenanntem „ebenbildlichem" Grunde erhebt, könnte doch ganz gewaltig erschüttert werden. Ein Chimpanse lässt sich nicht behandeln wie ein anderer Affe; man kann mit ihm nur verkehren, wie man mit einem Menschenkinde verkehrt! Diese Ueberzeugung ist bei mir so eingewurzelt, dass sie mindestens denselben Werth beansprucht, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit.

Manches von dem, was wir beim Chimpanse beobachten, sehen wir auch bei anderen Thieren, bei Hunden beispielsweise. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass wir im Hunde, dem geschultesten unserer Thiere, ein Kunstproduct des Menschen vor uns haben ohne eigentlichen Stammvater, einen Nachkömmling von vielen Stammältern, auf welchen sich im Laufe von Jahrtausenden ein gutes Theil unseres eigenen Selbst vererbt hat, während der Chimpanse als ursprüngliches Wesen, und zwar als Kind vor uns hintritt. Alle Chimpansen, welche ich in der Gefangenschaft beobachtet habe, waren als Junge zu uns gebracht worden; wir kennen das Betragen der Alten in der Gefangenschaft noch nicht, denn die einzige Mittheilung, die wir haben und die sich auf einen 20 Jahre lang gefangen lebenden Chimpanse bezieht, ist so unbestimmt, dass ich darauf kein Gewicht lege.

Jedenfalls habe ich bei solchen Thieren, die ich drei volle Jahre beobachtete, eine Steigerung der geistigen Kraft beobachtet und gefunden, dass sie im Umgange mit Menschen ganz ausserordentlich fortbildungslustig und -fähig sind.

Die Chimpansen, welche ich erhielt — wenn ich nicht irre, 8 an der Zahl — und von denen ich 2 drei Jahre, 2 zwei Jahre und einen ein volles Jahr zu beobachten Gelegenheit hatte, glichen sich alle darin, dass sie eine ausserordentlich verständige Gutmüthigkeit zeigten, wie sie sonst bei Affen nicht gefunden wird. Ich bin weit entfernt davon, zu schliessen, dass die anderen Menschenaffen nicht in ähnlicher Weise sich zeigen könnten. Die einzige mir sonst bekannte Art der höheren Menschenaffen, der Orang-Utan entspricht aber dem Chimpanse durchaus nicht. Dieser ist vielmehr ein langweiliger Geselle, ein Philister, der Chimpanse aber ein aufgeweckter munterer Bursche, der sich in Gesellschaft des Menschen ausserordentlich wohl fühlt, während der Orang-Utan mehr den Eindruck macht, dass er sich äusserst unbehaglich fühle in Gesellschaft des Pflegers, denselben nur betrachte als ein Mittel zum Zweck, nämlich um eine warme Decke oder einen Bissen zu erhalten; ich möchte sagen, dass gleichsam in seinem Gesicht eine ewige Anklage zu lesen ist über den Frevel, dass man ihn aus seinen heimischen Wäldern nach Europa versetzte. Beim Chimpanse ist das ganz anders. Er ist munter vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er unterhält sich nöthigenfalls mit sich selbst, sei es, dass er in seinem Käfig auf und niederturnt und zwar in der ausgiebigsten Weise; sei es, dass er eines seiner Beine nimmt und mit diesem spielt, wie Kinder es ja auch thun; sei es, dass er sich eines Spielzeuges bemächtigt und es hin und herwirft, wie Kinder es thun; sei es, dass er mit den ihm gegebenen Spielkameraden sich unterhält. Letzteres geschieht in einer Weise, die dem sonst so trefflichen Character des Thieres nicht gerade Ehre macht. Er behandelt alle unter ihm stehenden Thiere auf geradezu nichtswürdige Weise. Ein Kaninchen wird noch viel ärger von ihm hin- und hergezerrt, als es von dem ungezogensten Bengel unsres Geschlechtes geschehen kann. Um andere Affen bekümmert er sich keineswegs in der Weise, wie es sonst in der Ordnung und üblich. Es fällt ihm niemals ein, als grosser stämmiger Geselle andere kleine Affen zu bemuttern und etwa nach Läusen zu suchen, wie es ein Pavian z. B. mit dem Bewustsein seiner Mütterlichkeit zu thun pflegt; daran denkt er nicht. Er maltraitirt geradezu die unter ihm stehenden Geschöpfe!

Ganz anders zeigt er sich den Menschen gegenüber. Als ich dem, jetzt unter dem Messer unseres Freundes Hartmann befindlichen Chimpanse zum ersten Male mein sechs Monate altes Töchterchen zeigte, sah er das Kind mit sichtlichem Erstaunen, ja mit Ueberraschung an, strich dann mit der Hand dem Kinde vorsichtig über das Gesicht, und reichte ihm die Hand hin, welches immer als Zeichen galt, dass er bereit sei Freundschaft zu schliessen. Aelteren Knaben gegenüber zeigte er sich anders, denn diese neckten ihn ununterbrochen; sowie er aber Freundschaft sah, ging er freundlichst darauf ein und klammerte sich mit Armen und Beinen an die Knaben an; er war nun die Liebenswürdigkeit selbst. Kannte er freundliche Kinder, wie beispielsweise meinen Sohn, der zur Zeit, als der Chimpanse ankam, 6 Jahre alt war, so trat er sofort in ein Freundschaftsverhältniss ein. Er spielte in der liebenswürdigsten Weise mit dem Kinde, ohne jemals von seinem Gebiss Gebrauch zu machen, während er doch denen gegenüber, die ihn neckten oder sonstwie beunruhigten, einen ganz umfassenden nnd guten Gebrauch davon zu machen wusste.

Ein anderer Chimpanse, den ich in Hamburg hatte und oft mit mir durch den Garten spazieren nahm, indem ich ihn theils frei laufen liess, theils an der Hand führte, zeigte genau dieselbe Achtung gegen den Menschen und dieselbe Missachtung gegen die Thiere wie der unsrige. Thiere interessirten ihn, und da er nach und nach gelernt hatte, die neuankommenden mit prüfenden Augen zu betrachten, so kostete es nur eines einzigen Wortes, um ihn auf ein neues Thier aufmerksam zu machen. Rief z. B. der Wärter: „Molly" — das ist so ein von den Wärtern beliebig angenommener Name — „Molly, sieh Dir mal die Enten an!" dann sah Molly auf das Federvieh. „Aber Molly, Du siehst ja auf die Gänse!" — und das zweite Mal, wo man sie ihm gezeigt hatte, kannte er ganz sicherlich die Enten!, Begegneten uns Knaben, so hieb er auf sie mit der Peitsche, die er bei sich führte. Begegneten uns Mädchen und er wollte die Peitsche erheben, so genügte es schon zu sagen: „Pfui, Molly, das sind ja Mädchen!" und augenblicklich liess er die Peitsche fallen und reichte die Hand. Seine Herren Mitaffen wurden von ihm ebenso malträtirt, wie der unsere es that. Wir hatten damals einige grosse Hamadryas-Pavianen, also alte Gottheiten, hochwürdige Herren, eingehüllt in ihren prachtvollen Mantel, mit ihrem immer ernsten Weltschmerzgesicht. Die Hamadryas, unter den Pavianen entschieden die würdigsten, hatten seinen ganz besonderen Zorn erregt, und zwar wegen der unsinnigen, ich möchte sagen, ultramontanen Wuth, die sie jeden Augenblick bethätigten. Wenn der Chimpanse sich ihnen zeigte, geriethen sie in die grösste Wuth und Aufregung, und Molly vergalt dies damit, dass er die Peitsche nahm und seine Herren Vettern durch das Gitter hindurch tüchtig durchbläute. Da konnte man nun den Unterschied sehen zwischen Chimpanse und Hamadryas. Beides Affenarten, aber hier den gesittet erzogenen Halbmenschen, dort die wüthende Bestie ihm gegenüber; — es konnten grössere Gegensätze nicht gedacht werden. Jedenfalls darf ich nach meinen Beobachtungen mit unzweifelhafter Sicherheit behaupten, dass es kein mir bekanntes thierisches Wesen giebt, welches sich so leicht unterrichten lässt, sich so leicht in der menschlichen Gesellschaft heimisch macht, als gerade der Chimpanse.

Der letzte, den wir erhielten, kam krank und elend hier an, und der Futtermeister des Aquariums, Seidel, nahm sich des Thieres mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit an. Schon nach drei Tagen wusste dieser arme kranke Affe vollständig, was er an diesem Thierpfleger hatte. Er hing mit einer Liebe an dem Manne, die damals schon grossartig war, sich im Laufe von $2^1/_2$ Jahren aber zu einem Anhänglichkeitsverhältniss steigerte, wie ich kein ähnliches gesehen. Man durfte wohl sagen, Seidel war die „männliche Mutter" des Chimpanse, denn „Vater"

ist eigentlich nicht genug, und Molly war das gehorsamste und folgsamste Kind unter der Sonne. Selbstverständlich huldigte Seidel nicht der Meinung, dass bloss das „Ebenbild Gottes“ mit Verstand ausgerüstet wäre und alle übrigen Thiere nur Instinkt hätten, sondern er behandelte ihn, wie erziehende Menschen ein freundliches Kind. In Folge dessen nahm der Chimpanse in sehr kurzer Zeit menschliche Sitte und Gewohnheiten bis zu einem Grade an, dass er einen Thüringer Bauernjungen unbedingt in vieler Hinsicht beschämt haben würde. Dass er mit Messer und Gabel ass, den Löffel gebrachte wie wir, den Zucker im Thee umrührte, bis er vollständig zergangen war, dass er den Bissen, den er mit den Fingern nicht herauslangen durfte, mit dem Löffel nahm, — das ging rasch und verstand sich eigentlich von selbst. Da der Futtermeister mit ihm zusammenwohnte, so konnte sich dieser ja derartige thierische Gewohnheiten nicht gefallen lassen, sondern musste einen Kameraden haben, der seine Gewohnheiten mit ihm theilte. Es war nun etwas Ausserordentliches, wie der Chimpanse sich daran gewöhnt hatte Es sind hier Herren gegenwärtig, die selbst miterlebt haben, dass dieser Chimpanse bei einer Zusammenkunft meiner Freunde gebracht wurde, um den Platz eines sehr witzigen Herren, der leider ausblieb, auszufüllen. Molly wurde unter die Gesellschaft, die schon einige Gläser Wein getrunken hatte und deshalb schon in empfänglicher Stimmung war, auf einen Stuhl gesetzt, und benahm sich nun in einer Weise, die dem ganzen Chimpansegeschlecht ewig zur Ehre gereichen wird. Das Erste war, dass er sich eine Flasche nahm, um sich ein Glas Wein einzuschenken, — so echt vernünftig menschlich, wie nur etwas sein konnte. Hierauf fasste er das Weinglas und stiess nach rechts und links mit seinem Nachbar an. Hierauf zog er sich einen Teller heran, und als ihm vorgelegt wurde, bediente er sich des Messers und der Gabel in der ihm von Seidel gelehrten Weise ausserordentlich geschickt. Er ass und trank, letzteres mehr als das erstere, was ja auch wieder der Veranlassung ganz entsprechend war. Er gerieth nun in die heiterste Laune von der Welt, machte Scherze und ging auf jeden Scherz ein, so dass ich schliesslich der Ueberzeugung war, meine Gäste hätten sich mehr durch den Chimpanse amüsirt als durch sich und mich.

Ein ähnliches Betragen zeigte er immer, wenn er in den Kreis unserer Familie gebracht wurde. Hier befand er sich offenbar am Besten. Thüren wurden geöffnet, aus einem Zimmer in das andere gelaufen, Kommodenkasten wurden ausgekramt und hier glich er freilich einer liederlichen Hausfrau, die bei hastigem Suchen Alles durcheinanderwirft. Dann wurden die Ofenthüren aufgemacht, dieser und jener Gegenstand untersucht u. s. w. Meine ethnographische Sammlung erregte, wie billig, sein höchstes Interesse; das Eine oder das Andere wurde von ihm in die Hand genommen. Zeigte ich ihm, wie man einen Fliegenwedel benutzte, so that er es so graziös, wie eine Spanierin ihren Fächer gebraucht.

Nun verstand sich auch von selbst, dass er so wohl erzogen war, dass er sich Unarten nie erlaubte. Als ich mein Thierleben schrieb, hatte ich einen Stenographen sitzen und übersetzte nun jede Handlung des Thieres sofort in Worte, die in die Feder des Stenographen flossen. Er bewegte sich also vollständig ungenirt. Er kannte uns alle, liebte uns alle und fürchtete Niemand. Es fiel ihm niemals ein Jemand zu beleidigen oder zu nahe zu treten, so dass wir ihn ohne jegliche Sorge herumlaufen lassen durften, wohlverstanden unter Aufsicht, denn er war ein Kind von vier Jahren, und ein solches muss ja auch beaufsichtigt werden, obwohl es ein Menschenkind ist.

Genau kannte der Chimpanse die Zeit. Morgens erwachte er von seinem Lager. Die Nacht hatte er in verschiedenen Stellungen zugebracht; bei warmem Wetter die Hände unter dem Kopf, wie Menschen es zu thun pflegen; bei kaltem Wetter zog er

eine Decke über sich hinweg und hüllte sich in dieselbe ein. Zuletzt verstand er die Decken meisterhaft zu handhaben und spielte mit ihnen ebensoviel, als ein zünftiger Spanier mit seiner Manta. Er wickelte sich auf die verschiedenste Weise ein, und wenn ihm Einer die Grandezza besagten Spaniers beigebracht haben würde, — ich bin überzeugt, er würde schliesslich mit derselben Sicherheit diese Bewegungen ausgeführt haben. So war er munter den ganzen Tag und gönnte sich wirklich nur dann und wann eine kurze Zeit der Ruhe. Im Uebrigen turnte er und lief und beschäftigte er sich ununterbrochen. Sein Käfig war mit Heu ausgefüllt, um seine Sprünge, die er in leichtsinnigster Weise ausführte, zu mildern. Da kam es denn wiederholt vor, dass er sich in dem Heu an seinem eigenen Kothe verunreinigte. Futtermeister Seidel zeigte ihm das: „Pfui, Molly, wie hast Du dich wieder schmutzig gemacht!" — nahm darauf Heu und rieb ihn ab. Kurze Zeit darauf trat Molly wieder in etwas, er nahm sofort eine Hand voll Heu, wischte sich den Fuss selbst ab und warf es aus dem Käfig. So that er von da ab immer, so dass er immer reinlich und sauber erschien. Er turnte bewundernswürdig. Sein Klettern war kein Affenklettern, sondern er kletterte wie ein Mensch; ebenso turnte er nicht nach Affenart, sondern wie wir. Jeden Tag erfand und ersann er sich eine neue Uebung, und jedes Turngeräth verstand er wirklich in der passendsten Weise zu verwenden, so dass es ein Vergnügen war, ihm zuzusehen. Dabei war er sehr empfänglich für Lob und ebenso für Tadel, natürlich nicht von dem grossen Publicum. Das war nur zahlendes Publicum, das ging ihn nichts an. Wenn aber einer von uns kam, dann turnte er so eifrig, wie ein Schüler bei der Prüfung. Er wollte zeigen, was er konnte. Rückte der Tag vor, so wurde er unruhig, und eine Stunde vor Schluss des Aquariums ging das Lamentiren an. Er liess Töne kläglicher Art hören. Der Wärter durfte sich nicht mehr entfernen, wenigstens nicht nach dem Ausgange zu. Höchstens wurde ihm gestattet, nach dem Futterboden zu gehen, denn von dort musste er ja wieder vor ihm vorbei. Ging der Wärter nach dem Ausgange, so warf er sich auf den Rücken, gebährdete sich wie ein ungezogener Knabe, kreischte laut, und war, kurzum, der ungezogenste Bengel. Sowie er aber aus dem Käfig genommen und auf sein Zimmer gebracht wurde, zeigte er sich höchst erfreut und heimisch. Jetzt hatte er zunächst das Bedürfniss nach Abendbrod zu befriedigen. Letzteres schmeckte ihm am besten. Obwohl er täglich seine Leckereien hatte und von den Besuchern mit Zuckerwerk aller Art verfüttert wurde, so zog er doch Hausmannskost vor und namentlich der Thee schmeckte ihm ausgezeichnet. Blieb die Haushälterin länger aus, so klopfte er an die Thür; wenn sie kam, wurde sie mit einem freudigen O! O! O! begrüsst. Hierauf setzte er sich zu Tisch und speiste mit Seidel in der angegebenen Weise.

Nachdem der bellende Magen befriedigt war, wollte er sich auch noch zerstreuen. Er zog sich die Hausschuhe seines Pflegers an und rieb sie auf dem Boden hin und her. Dann nahm er einen Lappen und scheuerte. Das hatte er von der Haushälterin gesehen; es hatte ihn sehr interessirt; er musste es also nachmachen. Das bekam er bald satt, und es ging nun an die Papageien, die in demselben Zimmer standen. Die Papageien kannte Molly sehr genau; es waren seine gefiederten Freunde; dennoch konnte er nicht umhin, sie dann und wann zu necken. Er schlich sich still an den Käfig heran, um dann plötzlich die Hand in die Höhe zu strecken. Da nun Seidel dieses frevelnde Beginnen durch ein wiederholtes Pst! bestraft, so dauerte es nicht lange, und die Papageien nahmen sich dasselbe an und sagten nun selbst Pst! — und Molly zog nun die Hand auch schnell wieder herunter.

Das Thier nahm zu und wurde von Tag zu Tag vollkommener. Da kam eine Lungenentzündung, in Folge deren eine Lungenschwindsucht ausbrach; wenigstens

nahm unser Arzt an, dass es eine Schwindsucht sei. Gleichzeitig bekam er eine Eiterung der Halsdrüsen. Ich schickte zunächst zu einem freundlichen Arzt und liess ihn bitten, zu mir zu kommen. Er hatte es falsch verstanden und nach Kranken in meiner Wohnung gefragt, und als meine Frau sagte: das wird wohl der Chimpanse sein! antwortete er ziemlich entrüstet: Nun, auf den Affen bin ich bis jetzt doch nicht gekommen! —

Ich fand einen anderen Arzt. Diesem gegenüber benahm sich das Thier höchst verständig, sobald es ihn kennen gelernt hatte. Es reichte ihm unaufgefordert den Puls, und wenn es Arznei einnehmen sollte, so genügte ein einziges Wort des Wärters: „Molly, das musst Du nehmen!" vollständig, um dem Befehle nachzukommen. Er benahm sich dabei viel artiger, als die meisten Kinder, welche oft durch kein Zureden zu bewegen sind, Arznei zu nehmen.

Leider genügte die vorgenommene Operation nicht, um das Thier zu retten. Sein Auge wurde trüber und gewann einen kläglichen Ausdruck. Es kam zur letzten Stunde. Es sah dem Wärter nochmals dankbar ins Gesicht, reichte ihm die Hand, drehte den Kopf auf die andere Seite und war verendet.

Dies, m. H., sind Beobachtungen, für deren Wahrheit ich Wort für Wort einstehe. Sie sollen mir auch von Niemanden bemäkelt werden. Nicht aller Mensch, aber sehr viel Mensch ist im Chimpanse! —

(3) Herr **Wetzstein** spricht, im Anschlusse an die in der Januarsitzung stattgehabte Verhandlung,

über den syrischen Dreschschlitten.

Der Vortrag wird ausführlich in der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen.

(4) Herr **Hartmann** macht auf die verdienstlichen Leistungen und die ungünstige finanzielle Lage des jungen Afrikareisenden, Herrn Hildebrand aufmerksam, und giebt zu erwägen, ob der Verein ihm nicht eine Unterstützung zu Theil werden lassen möchte. Der Vorstand wird darüber entscheiden.

(5) Herr **Bastian** zeigte, anknüpfend an die, in der Zeitschrift[1]) veröffentlichten Mittheilungen des Missionär, jetzigen Prediger Jellinghaus zwei von demselben eingesandte indische Gräbermünzen, welche in Asuren-Gräbern gefunden sein sollen. Da sie Oerki und Kanerki (Kanischka) angehören, so würde sich ergeben, dass die unter so verschiedenen Wandlungen in indischen Traditionen spielenden Asuren für die Sagen der Kolh das Volk der Indo-Skythen vertreten, deren Einfluss, besonders unter Kanischka weit nach Indien hineinreicht, da obwohl bis jetzt die Münzen nicht südlicher als Benares gefunden sind, doch die von ihnen veranlassten Völkerverschiebungen bis an die Mündung des Ganges (und also vielleicht bis Chota-Nagpore) weiter wirkten. Nach Beverley ist der den Korwar verwandte Stamm der Asur oder Agarech besonders im Eisenchmelzen geschickt. Die Kaur oder Key-Kaur leiten sich von den Kurus ab.

(6) Als neue Mitglieder werden proclamirt die Herren:

Horatio Bridge, M. D. aus Boston,

Dr. E. Michaelis, Dr. Puchstein, Kaufmann O. Simon, Kaufmann Schubert, Stadtgerichtsrath Eberty — in Berlin.

---

[1]) Vergl. Zeitschr. f. Ethnologie Bd. IV. S. 257.

Sitzung vom 10. Mai 1873.

(1) Der Vorsitzende, Hr. **Bastian** eröffnet die Sitzung mit Mittheilungen über eingegangene Correspondenzen und Sendungen, darunter photographische Darstellungen von O-Jib-be-wä-Indianern durch Rev. Thomson und von Neu-Caledoniern durch Baron von Müller in Melbourne. Der Pommersche Verein für die Geschichtskunde ist bereit mit der Gesellschaft in Schriftenaustausch zu treten.

Als neue Mitglieder werden proclamirt die Herren:

Dr. med. Bartels in Berlin,

K. Oekonomie-Commissarius, Domänenpächter Thunig zu Unterwalden (Zaborowo) bei Priment, Prov. Posen.

(2) Hr. **Bastian** zeigt einen kürzlich von den Chatham-Inseln über Neuseeland hergebrachten Stein vor mit dem Bemerken, dass die ethnographische Sammlung des Museums eine grosse Anzahl von Geräthschaften der Marĕöri oder Chatham-Insulaner erhalten habe, und knüpft hieran eine Reihe geschichtlicher Mittheilungen über diesen Völkerstamm. Da derselbe immer mehr reducirt werde, so sei es um so interessanter, jetzt eine Sammlung ihrer Feuerstein-Werkzeuge zu erhalten, zumal letztere in sehr vieler Hinsicht instructiv seien, wie auch der vorliegende Stein, den er nur mitgebracht, da er sehr an andere, früher vorgelegte Steingeräthe erinnere.

(3) Hr. **Wilsky** legt einen bis dahin gut erhaltenen leider kurz vorher in der Hand eines Mitgliedes durch die eigene Schwere (durchgebrochenen) Mammuthzahn vor, den er durch den Ziegeleibesitzer von Phoeben bei Potsdam, Herrn Schnecker, erhalten habe. Es wurde auch ein daselbst vorgefundener Humeruskopf des Elephas primigenius vorgezeigt. Ebenso habe der Finder auf einem Windmühlen-Werder ein sehr gut erhaltenes, ausgegrabenes Stück einer Vase bekommen, die mit bronzenen Spangen, Armbändern, Fibeln u. dgl. angefüllt gewesen. Leider sei wenig von diesen Gegenständen zu erwerben gewesen, da das Meiste an einen jüdischen Handelsmann gekommen, der es an einen Gelbgiesser für 1½ Thaler verkauft habe. Der Preis lasse schon auf die Menge der Geräthe schliessen.

(4) Herr **Friedel** machte Mittheilung über eine von ihm und den Mitgliedern Liebe, v. Martens, Reinhardt und Tuckermann am 14. April d. J. nach der nordöstlichen Zauche unternommene Excursion, wobei in der Gegend zwischen Werder und Potsdam der Röber-Berg, der Göttiner Burgwall, der Wenden-Friedhof auf dem Stritz-Berg bei Neu-Töplitz, sowie die vorgeschichtlichen Ansiedlungen auf dem Violen-Werder bei Leest untersucht wurden. Special-Bericht bleibt vorbehalten. An diesen Vortrag schloss sich die Demonstration sehr zahlreicher, an jener Localität vorgefundener Schalen der für die norddeutschen Burgwälle so characteristischen Helix fruticum, von Knochen, Topfscherben u. s. w.

Herr v. Ledebur legt im Anschluss hieran eine Arbeit des Geh. Hofrath Schneider über den Röberberg vor, welche ihre Entstehung einer vom Potsdamer Verein für Geschichte unternommenen Excursion verdankt. Er erinnert an das häufige Vorkommen der Bezeichnung „Töpferberg“ oder „Topfberg“. Dass dieser Name mit „Töpfen“ zusammen-

hängt, sei klar. In Schlesien wird regelmässig eine Localität, wo sich viele solcher Töpfe finden, ein Töpfelberg genannt. Dahin gehört besonders die Localität Massel bei Oels, wo schon im vorigen Jahrhundert derartige Ausgrabungen gemacht worden. Natürlich ist diese Bezeichnung nur eine vulgäre.

Hr. Virchow fügt in Bezug auf dieses Zeugniss noch hinzu, dass er neulich in Schlesien einen solchen Berg in der Nähe angesehen habe, welcher „Butterberg" genannt wird. Auch dieser Name möge wohl aus einer Verstümmelung aus dem in Pommern gebräuchlichen Worte „Pottberg" hervorgegangen sein. Der Butterberg sei eine alte Grabstätte bei Kuttlau in der Nähe von Glogau, welche dem lausitzischen Urnenkreise angehöre.

Er macht ferner auf einen sofort mitzutheilenden Bericht des Herrn Schillmann in Brandenburg über mehrere Gräberfelder in der Nähe von Brandenburg aufmerksam, der sich anschliesst an das, was Herr Friedel mitgetheilt hat. In Bezug auf die vorgelegten Steingeräthe erwähnte er, dass auch auf dem von Herrn Major Kasiski zu Neu-Stettin ausgebeuteten Gebiete wiederholt Grab-Urnen in Verbindung mit Steinwaffen (jedoch nicht aus Flint) gefunden worden sind. —

(5) Herr **Schillmann** berichtet brieflich über

Grabfelder in der Nähe von Brandenburg.

1. An der Westseite der Stadt, auf der Feldmark des ehemaligen, schon im 13. Jahrhundert mit der Altstadt vereinten Dorfes Luckeberg, befindet sich ein ungefähr 50 Morgen grosses, jetzt vollständig wüstes Terrain, aus fliegendem Sande bestehend, die Neuendorfer Heide genannt. Wenn der Wind von dorther über die Stadt weht, so übergiesst er dieselbe mit einer förmlichen Staubwolke. Der durch das Uebungsreiten der Cürassiere beständig aufgelockerte Boden ist, wie man aus stehen gebliebenen Schollen schliessen darf, bereits in der Höhe von 2—3 Fuss fortgeweht. Dieses Areal ist fast in seiner ganzen Ausdehnung mit Urnenscherben bedeckt. Dieselbe fanden wir — der Kaufmann Stimming hierselbst und ich — besonders dicht liegend in der Nähe von bloss liegenden Feldsteinen und bei einer Untersuchung des Bodens stiessen wir bei ¼ Fuss Tiefe auf Pflasterungen; dieselben hatten offenbar den Boden von Gräbern gebildet, zu denen jene freiliegenden Steine als Decken gehört hatten. Der Wind hat allmählig die Gräber blossgeweht und die Pferde haben die Töpfe zerstampft. Wo diese Fläche gegen die Havel abfällt, sind von Kiesgräbern Urnen gefunden, natürlich aber zertrümmert worden. Wir werden im Laufe des Sommers dort nachgraben.

2. Im Westen des beschriebenen Feldes liegt das Dorf Neuendorf, auf dessen Stelle oder doch auf dessen Feldmark früher ein älteres Dorf gestanden hat (es hiess 1249 Blosendorf, ist aber 1375 schon verschwunden). Hinter Neuendorf befindet sich auf einer natürlichen Erhöhung ein künstlicher, kreisrunder Hügel, etwa 8 Fuss hoch und 36 Fuss im Umfange. An der einen Seite ist er etwa bis zu einem Viertheil des Durchmessers von dem Besitzer abgestochen und zeigt bis zu seiner Sohle eine merkwürdige Schichtung. Auf der natürlichen Grundlage von grobkörnigem Sande liegt eine zwei Fuss hohe Brandschicht, darunter spärliche Holzkohlen und über dieser Schicht liegt eine etwa handbreite Lehmschicht, über der bis zur Spitze des Hügels wieder Sand liegt. Der Lehm rührt, wie der Besitzer constatirte, aus einer auf einer ganz anderen Stelle der Feldmark liegenden, noch jetzt ergiebigen Grube her; jedenfalls ist er an dieser Stelle nicht heimisch. Wo er an die Brandschicht grenzt, ist er rothgebrannt. Am Fusse dieses Hügels deckten wir ½ Fuss unter dem Sande einen Heerd auf, gebildet durch eine einen halben Fuss hohe Lehmschicht, die oben durch Feuer gehärtet und geschwärzt ist. Reste von Ziegelsteinen fanden wir gar

nicht, auch nicht Holzreste; überhaupt keine Reste, die auf Trümmer eines neueren Baues hinwiesen, wohl aber in dem Hügel Urnenscherben. Ungefähr hundert Schritte von jenem Hügel hat der Besitzer eine Urne herausgepflügt; aus den Stücken, die er mir übergab, habe ich dieselbe wieder hergestellt, sie ist blaugrau, 10 Cm. hoch, 43 Cm. im Umfange in der Mitte, 37 an der ausgeschweiften Mündung. Der vor einigen Jahren verstorbene 86jährige Vater des Besitzers hatte geäussert, dass sein Vater diese Stelle als „unsern alten Hof" bezeichnet habe.

Jedenfalls verdient diese Stelle eine sachkundige Untersuchung. In der Rumpelkammer des Bauern fanden wir drei vom Rost scharf angefressene Eisenbeile und einen Hammer von ganz alterthümlicher Form und auch ein ziemlich langes Instrument aus Stein, leider schon zertrümmert. Die ganze Localität befindet sich unweit des Havelufers, etwa 1 Kilometer von dem Gemünde.

3. In südöstlicher Richtung von Brandenburg, also in der Zauche, 3/4 Meilen entfernt, liegt am gleichnamigen See das Dorf Rietz, vor demselben auf einem Sandhügel eine Mühle. Dieser Sandhügel enthält Urnen, die dort beim Steinegraben zum Vorschein gekommen und zertrümmert sind. Weiter südlich berührt der nach Lehnin führende Weg den Fuss eines zweiten Hügels, welcher hart an den See stösst; auch auf diesem Hügel steht eine Mühle. Auf dem Gipfel desselben befindet sich eine sogenannte Sandfege, d. h. eine durch Abwehen des Sandes entstandene Senke, in welcher durch eine Schweineheerde Urnenscherben ausgewühlt wurden. Der hiesige historische Verein hat dort nachgegraben und in einem Tage etwa 20 Urnen gefördert. Dieselben standen 2½ Fuss tief, zum Theil einzeln, zum Theil gruppenweis, neben einer oder zwei grösseren eine oder mehrere kleine, Kinderknochenreste enthaltend. Die Urnen sind graubraun und haben, abgesehen von einigen sehr zierlichen Kinderurnen, die grosse, plumpe Form ohne Verzierungen, sie enthalten die gewöhnliche Brandmasse. Geräthe fanden wir sehr wenige; ein kleiner Bronzering war zerbrochen, ein eisernes Messer, ein eiserner Nagel waren die ganze Ausbeute. Nach der Aussage eines Einwohners von Rietz hat vor ungefähr 20 Jahren ein Bauer am Nordrande des Berges Urnen von ungewöhnlicher Grösse und eine Menge Steingeräth ausgegraben und später an einen Händler verkauft. Am Nordrande des Berges befindet sich an einer Stelle auffallend viel Branderde. Die Untersuchungen mussten wegen der Witterung abgebrochen, sollen aber fortgesetzt werden. Der Berg heisst auf der Generalstabskarte Holzberg, im Munde des Volkes „de hohe Krog" und es verknüpft sich mit demselben die Sage von einem versunkenen Schloss.

Zur ferneren Untersuchung liegen ausserdem noch vor der Görnberg zwischen Pretzke und Grebs und der daneben liegende Görnsee, in dem sich Pfähle befinden sollen; ein Steindamm, der tief in den Rietzer See hineinführen soll; Grabfelder bei Brielow, Radewege u. a.

(6) Herr **Virchow** zeigt die photographische Abbildung des oberen Theiles einer Leiche aus der Certosa von Bologna, aus dem Zeitalter der Nekropolis von Villanova, welche ihm durch die Güte des Herrn Ercolani zugegangen ist (vgl. Taf. X.) Dieselbe ist besonders interessant wegen der Lage der einzelnen Bronzegeräthe, namentlich der Fibulae und der Armringe, an bestimmten Theilen der Leiche. Sie giebt zugleich ein schönes Beispiel der Sorgfalt, mit welcher diese, von Herrn Zannoni geleiteten Ausgrabungen vorgenommen werden.

(7) Das correspondirende Mitglied, Herr **Hans Hildebrand** zu Stockholm, übersendet nachstehenden Bericht über:

Kauri-Schnecken in einem schwedischen Grabfunde.

Im Jahre 1851 wurden bei Bjestuf im Kirchspiel von Sanda, Gotland, einige Alterthümer sammt Menschenknochen (ob gebrannte oder ungebrannte, ist nicht angegeben) gefunden; die Alterthümer kamen ins K. Museum zu Stockholm und sind im Inventarium mit Nr. 1763 bezeichnet.

Die gefundenen Gegenstände waren: aus Eisen eine Speerspitze, ein zweischneidiges und ein einschneidiges Schwert, die zwei grossen Ringe eines Pferdegebisses u. s. w.; aus Erz eine Fibula, die Verzierungen sowie die Schnalle eines Gürtels — und endlich drei Kaurischnecken (Cypraea moneta).

Die Schnecken haben ganz, wie die von Herrn Friedel beschriebenen von Stolpe, eine ovale Oeffnung von 9—10 mm. Länge und 6—7 mm. Querdurchmesser, die offenbar geschnitten ist. Einmal ist das Messer nicht mit gehöriger Vorsicht geführt worden, was durch einen tiefen und scharfen Einschnitt im Rande der Oeffnung gezeigt wird.

Von den übrigen Fundstücken ist die Fibula ohne Frage die wichtigste. Sie ist, obwohl etwas verschieden, von derselben Gattung wie die Fibula von Gruneiken d. h. sie gehört einer Zeit an, da die Nachwirkungen der Berührung mit der römischen Provincial-Cultur bei den Germanen in Nord-Europa noch lebendig waren. Die Schnalle und sonstige Verzierungen des Gürtels verrathen denselben halbrömischen Geschmack, und somit sind wir berechtigt, den ganzen Fund eher dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuzutheilen, was ja für die Geschichte der Verbreitung der asiatischen Schnecke nicht unwichtig ist.

In diesem Zusammenhang kann auch der Erwähnung werth sein, dass in einem Grabe der Broncezeit in Dänemark ein Conus mediterranens gefunden ist. Vgl. Annaler for Nord. Oldkyndighed 1848 s. 398.

(8) Herr Professor **Engelhardt** in Kopenhagen schreibt, unter Beziehung auf die in den Verhandlungen unserer Gesellschaft mehrfach besprochene Glaspaste von Alsen,

über die Glaspasten der dänischen Sammlungen.

In dem neulich erschienenen 1. Hefte der Aarbóger for nordisk Oldkyndighed og Historie für 1873 stellt Professor G. Stephens[1]) den sogenannten Runenstein von Alsen (Berl. Ges. für Anthropologie. Sitzung am 11. November 1871 und 9. März 1872) zusammen mit zwei ähnlichen Glaspasten

1) (oberste Abbildung auf S. 51) gefunden bei Aagerup unweit Roskilde auf Sjaeland (im Museum zu Kopenhagen);

2) (unterste Abbildung) gefunden unweit Roskilde, Privatbesitz.

Alle drei Glaspasten mit stehenden (nicht tanzenden) barbarischen Figuren sind einander sehr ähnlich, wahrscheinlich Nachahmungen von Nachahmungen römischer Kaisermünzen; das genaue Vorbild ist aber noch nicht ausfindig gemacht.

Vergleichungspunkte finden sich unter den nordischen Alterthümern aus dem früheren Eisenalter zwischen den Goldbracteaten, die ebenfalls Copien und Nachahmungen von römischen Kaisermünzen sind, namentlich Atlas for nordisk Oldkyndighed:

Figur S. 53. No. 69, ein Fürst oder Kaiser mit Standarte, stehend auf einem Wagen (?), hinter ihm ein Häuptling mit nach untem gerichtetem Spiess, rechts geflügelte Victoria mit einem Palmenzweige, darüber ein Vogel.

Figur S. 54. No. 71, ähnlich, aber noch mehr barbarisirt.

---

[1]) S. 50. Drei in Dänemark gefundene barbarisch-klassische Gemmen.

Figur S. 54 unten. No. 70. Kaiser mit Standarte, Krieger mit Lanze, geflügelte Victoria mit Palmenzweig, Kranz und Vogel.

Figur S. 55. No. 72, ähnlich aber sehr barbarisch.

Prof. Stephens meint nun, dass die erwähnten Glaspasten modificierte und barbarisierte Nachahmungen irgend einer (vielleicht nicht publicierten) Münze oder Medaille, deren Vorstellung der Kaiser mit dem Labarum, begrüsst vom Caesaren und gehuldigt von der geflügelten Victoria, gewesen ist.

Sie gehören wahrscheinlich dem 4. oder 5. Jahrhundert nach Christus und geben Zeugniss des directen oder indirecten Einflusses der classischen Kunst auf die nördlichen Barbaren. —

(9) Herr Dr. **Adolf Bernhard Meyer**, der nach einem an Herrn Virchow von Makassar (Celebes) unter dem 23. Januar 1873 gerichteten Brief eben im Begriff steht, nach Neu-Guinea abzureisen, sendet eine Notiz

über den Fundort der von ihm überbrachten Skelete und Schädel von Negritos, sowie über die Verbreitung der Negritos auf den Philippinen.

Wenn man Manila auf einem der kleinen Dampfböte, welche nach der Provinz Pampanga fahren, des Morgens verlässt, so muss man, um nach Balanga, in der Provinz Bataan, zu kommen, unweit dieses Ortes nach $2^1/_2$ stündiger Fahrt mitten in der Bai das Schiff verlassen und in einen, als Ruderboot dienenden, schlecht ausgehöhlten und bearbeiteten Baumstamm steigen, welcher den Postdienst mit dieser Provinz vermittelt. Halbnackte, in Ermangelung besserer Waffen, mit Pfeil und Bogen, wie sie die Negritos benutzen, bewaffnete Tagalen[1]) rudern unter der brennenden Sonne in flacher See etwa $1^1/_2$ Stunden weit an zahlreichen Fischreusen vorbei, wie man sie mit geringen Variationen überall bei malayischen Völkerschaften antrifft, an die Mündung des Flusses Talisay,[2]) und diesen Fluss $^1/_2$ Stunde hinauf bis nahe Balanga.

Balanga ist ein hübscher Ort, Sitz eines Alkalden, mit Kirche, Schul-, Gefängniss- und Gerichts-Haus, und erinnert mit seinen steinernen Gebäuden eher an einen österreichischen Marktflecken, als an ein indisches Dorf. Denselben Tag noch ins Gebirge sich aufzumachen, ist schwierig, da Begleiter und Träger trotz der liebenswürdigsten Unterstützung des Alkalden sich nicht sofort auftreiben lassen. Am folgenden Tage schon, noch in der langsam ansteigenden Ebene marschirend, stiess ein Negrito auf unseren Zug und wurde beauftragt, seine Kameraden zusammenzurufen und mit ihnen zu uns zu kommen. Wir schlugen unser Nachtquartier in einer allein stehenden Tagalenhütte auf, welche, etwa 400 Fuss über dem Meeresspiegel, einen weiten Blick auf die Bai von Manila und auf die angebauten Abdachungen zu unseren Füssen gestattete. Am Abend hatte sich nach und nach eine Gesellschaft von etwa 20 Negritos bei uns eingefunden; sie liessen sich mit Reis und Taback bewirthen und suchten an einem grossen Feuer Schutz und Wärme vor der Kälte der mondhellen Nacht.

Ein zweiter Tagesmarsch brachte mich auf die zerklüftete Bergkette von Mariveles, und nach mehrmaligem Auf- und Abklimmen von Bergrücken und Thalgründen, auf einem Wege, welcher nur den uns führenden Negritos kenntlich war, durch Urwald und Flussbetten, gelangten wir endlich an eine etwa 1000 Fuss hoch liegende, auf einer Lichtung allein stehende Hütte, die von Resten früherer Anpflanzungen —

---

[1]) Die Bewaffnung geschieht wegen des Seeraubes; selbst auf der Laguna de Bay werden grosse Schiffe, die s. g. Cascos angefallen und beraubt.

[2]) Talisay ist ein Name, der an den verschiedensten Orten des ostindischen Archipels wiederkehrt, so u. A. auf Cebu und im Norden von Celebes.

Reis, Mais, Bananen — noch umgeben, aber von Menschen verlassen war. Sie wurde als eine Negrito-Ansiedelung mit dem Namen „Imbuntungbató“ bezeichnet, und hier beschloss ich fürs Erste zu bleiben, um mich mit den Negritos etwas näher zu befreunden und um meine zoologischen Sammlungen zu beginnen. Es war dies im Januar 1872. Ich blieb hier etwa eine Woche, und war, abgesehen von einer tagalischen Begleitung von 10 Mann und meinem ternatanischen Jäger Kamis, die ganze Zeit hindurch stets von zwischen 20 bis 30 Negritos (Männern, Frauen und Kindern) umgeben, gab ihnen Geschenke und Essen und suchte, soviel ich konnte, diesem interessanten Volksstamme abzulauschen. Einige englische Meilen von diesem Platze entfernt war es denn auch, wo ich vor meiner Abreise, nächtlicherweise, eine Grabstätte öffnete, welche mir meine tagalischen Begleiter als solche bezeichnet hatten, und ein Kinderskelett zu Tage förderte, das sich augenblicklich, wie alle von mir mitgebrachten Negritoskelete, im Besitze der anthropolopischen Gesellschaft von Berlin befindet.[5]) Da ich aber von zu vielen Negritos hier umgeben war und fürchtete, dass sie meinen Raub entdecken würden, und da ich weiter keine Gräber in der Nähe auffinden konnte, so zog ich mich wieder in 2 Tagemärschen nach Balanga zurück, mit der Absicht, nun andere Negritostämme an den Ausläufern der Bergkette von Zambales aufzusuchen. Ich ging daher der Küste entlang über Samal und Orani bis Hermosa, und dann landeinwärts, die Ausläufer der Berge hinan, bis über Dalanupigan hinaus in 2 Tagemärschen, und nahm unter Führung von Leuten aus Hermosa mein Standquartier in einer tagalischen Hütte mitten im Walde, einige hundert Fuss hoch, von wo aus ich, wie man mir sagte, leicht Negritos erreichen könnte. Da dieser Punkt nicht weit von der Küste, von Wald und Anpflanzungen umgeben, sich als sehr günstig für meine Sammlungen erwies, so blieb ich hier längere Zeit und kam oft mit Negritos zusammen, wenn auch nicht mit so vielen, als an meinem ersten Standquartiere. Ich konnte daher hier meine Beobachtungen vervollständigen und vergleichen, und glaube auf diese Weise ein gutes Bild des Negrito entwerfen zu können, das zwar nicht viele neue Punkte zu den schon bekannten hinzufügen wird, das aber doch bei den mancherlei verwirrenden und übertriebenen Berichten, welche über denselben verbreitet werden, wie ich glaube, nicht für werthlos erachtet werden kann. Ich behalte mir die Mittheilung dieser meiner Erfahrungen für eine eingehende Schilderung nach meiner Rückkehr von Neu-Guinea vor, und gebe hier nur noch einige Bemerkungen über die Skelete, welche ich von dieser zweiten Station mitbrachte, damit man vollkommen sicher sei, von wo sie stammen, und dass es zweifellos Negrito-Skelete seien.

Da ich hier nicht von so vielen Negritos beständig umgeben und daher weniger beobachtet war, auch einige Tage vor meiner Abreise diese Wilden fortschickte, so gelang es mir mit Hülfe der christlichen Tagalen, welche die Hütte, bei der ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, bewohnten, eine Reihe von Negritogräbern ausfindig zu machen und sie nächtlicherweile und bewaffnet, wenn auch nicht ganz ohne Gefahr meines Lebens, ihres Inhaltes zu berauben.

Man möge nicht glauben, dass ich ohne Schwanken das Heiligste, was diese armen Wilden vielleicht besitzen, antastete, da ich wusste, dass ich sie ebenso empfindlich verletzte, wenn sie den Raub bemerkten, wie es uns verletzen würde, die Gebeine unserer Anverwandten von Freunden ausgegraben, in Säcke gepackt und

---

[5]) Ausserdem brachte ich von meinen Reisen auf Celebes und den Philippinen eine Reihe interessanter Racenschädel von Nord-, Central- und Süd-Celebes, den Sangi-Inseln und den Philippinen mit, im Ganzen 11 Skelette und 35 Schädel —, alle im Besitze der anthr. Gesellsch. zu Berlin.

fortgeschleppt zu sehen. Ich suchte daher so heimlich und vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen, was auch meiner eigenen Sicherheit wegen, um mich ihrer Rache nicht auszusetzen, geboten war, und die Gräber stets wieder in einen solchen Zustand zu bringen, dass äusserlich der Raub sich nicht leicht verrathen konnte. Allein von diesem Raube ganz abzustehen, konnte ich mich nicht entschliessen, da einerseits sich mir wohl nie mehr eine so günstige Gelegenheit geboten hätte, und andererseits bis jetzt ausser dem von de la Gironnière gebrachten Materiale Nichts, so viel ich weiss, nach Europa gekommen ist, das vollkommen sicher unvermischten Negritos angehörte, und ohne weiteres Material die interessante Frage nach der Verwandtschaft und Herkunft dieses isolirten Negerstammes nicht sachlich ventilirt werden kann.[1])

Dass es sich zweifellos hier um Negritoskelete handelt und um Nichts Anderes handeln kann, ist aus folgenden Gründen ersichtlich:

1. Es lebt an diesen 2 Punkten, welche ich im Vorigen als die Fundstätte meiner Skelete geschildert habe, kein anderer Volksstamm als Tagalen und Negritos.

2. Tagalen können es nicht sein, da sie alle Christen sind und auf christlichen Kirchhöfen begraben werden, selbst wenn diese sehr weit entfernt sein sollten.

3. Es wurden mir diese Gräber von Tagalen gezeigt, und mit ihrer Hülfe entleerte ich dieselben. Diese Menschen aber sind zu abergläubisch und in religiösen Vorurtheilen zu sehr befangen (etwa wie unsere Bauern), als dass sie christliche Gräber berauben würden, selbst wenn sie etwas dabei verdienen können; dagegen betrachten sie die Negritos, wie die katholischen Priester[2]) es sie lehren (da deren Künste an diesen Wilden scheitern), gar nicht als Menschen, sondern — aber mit grossem Unrechte — als eine Art Affen.

4. Die Zähne zeigen die für die Negritos charakteristische spitzgefeilte Form, worauf die Tagalen mich sofort immer aufmerksam machten, als auf eine ihnen lächerlich erscheinende und den Thieren nähernde Eigenthümlichkeit, eine Sitte, welche, so weit mir bekannt, sonst nur auf einigen Theilen von Neu-Guinea bei den Papuas gefunden wird, und welche vielleicht nicht ohne Bedeutung ist.

---

[1]) Es berührt eigenthümlich, in der Révue d'Anthropologie von Broca I, 1, 144 zu lesen: „La question des négritos, résolue depuis longtemps en France par les travaux ethnographiques de M. de la Gironnière et par les pièces dont il avait enrichi le Muséum dès 1839 apparaît comme un problème tout nouveau à la jeune société d'anthropologie de Berlin, qui ne brille pas, semble-t-il, par l'érudition." Bekanntermassen aber werden de la G's Berichte von jedem Sachverständigen als unwissenschaftliche und übertriebene angesehen, wie ich auch oft in Manila von mit der Persönlichkeit dieses Herrn Vertrauten aussprechen hörte, und wie ich später im Einzelnen darlegen werde; ferner hat das zwar dankenswerthe, aber zu wenig umfangreiche Material, welches Herr de la G. nach Europa brachte, keineswegs die „Negritofrage lösen" können. Diese Frage gelöst zu vermeinen, heisst sie nicht verstehen. Doch will ich meinerseits nicht dazu beitragen, mit Nadelstichen nationale Empfindlichkeiten zu schüren.

[2]) Die Priester leben trotz der Nähe, in der die Negritos von ihnen sich aufhalten, und trotzdem sie Einzelne oft sehen können, in totaler Unkenntniss über dieselben. So wurde mir überall in der Provinz Bataan von Beamten und Priestern gesagt, die Negritos hätten keine eigene Sprache, während es mir ohne Mühe gelang, eine beträchtliche Anzahl von Worten aufzuzeichnen, welche weder der tagalischen noch der Pampanga-Sprache angehören, sondern einem Idiom, das ihnen eigenthümlich ist, und dessen Verwandtschaft erst untersucht werden muss. Dass man in Manila, mit zu zählenden Ausnahmen, Nichts oder nur Uebertriebenes und Abenteuerliches von diesem Volksstamm weiss, ist aus allgemeinen Gründen nicht weiter zu verwundern. So sind u. A. auch die Berichte, die von Hügel, in Manila geschöpft, über die Negritos giebt, und die in der Literatur oft reproducirt werden, in keiner Weise zutreffend, und können durchaus nicht in Betracht gezogen werden.

Jeder dieser äusseren Gründe würde, wie mir scheint, für sich schon genügend für die Authenticität meiner Negritoskelete sprechen, wenn sie nicht selbst für sich reden könnten; allein ich unterliess es dennoch nicht, diese Gründe anzuführen, um jeden möglichen Einwand im Vorhinein abzuschneiden.

Die Beschreibung der Gräber selbst muss ich mir auf meine späteren Berichte vorbehalten und bemerke hier nur, dass in jedem Grabe je ein Mensch in liegender Stellung in einem ausgehöhlten und zugedeckten Baumstamme beigesetzt ist, und dass sich diese Gräber ganz vereinzelt, weit von einander, im Walde finden, beschützt von einem auf Bambusen ruhenden Dache aus Palmblättern.

Da über die Verbreitung der Negritos auf den Philippinen die sich widersprechendsten Angaben gemacht werden, so will ich diese Gelegenheit benutzen, vorläufig kurz zu erwähnen, wo ich selbst unvermischte Negritos gesehen habe, wo deren positives Vorkommen daher nicht bezweifelt werden kann.

Ihr Vorhandensein auf Luzon ist nie in Frage gestellt worden. Doch ist es lehrreich für die Beurtheilung über ihr Vorkommen überhaupt, zu erwähnen, dass sie u. A. z. B. in den Bergen von St. Mateo in grosser Nähe von Manila hausen, ohne dass man Einen zu Gesicht bekommen müsste, selbst wenn man Wochenlang in diesen Bergen herumschweifte. Sie leben dort so vereinzelt, versteckt und ohne Ansiedelungen, dass sie eben leicht übersehen werden können und factisch an vielen Orten übersehen werden. Es ergiebt sich daraus, dass eine negative Angabe wie die Semper's, Negritos auf Mindanao betreffend, noch nicht das Vorkommen thatsächlich ausschliesst.

Die zweite Insel, auf der ich Negritos antraf, war Panay, wo, kaum als ich den Fuss in Iloilo ans Land gesetzt hatte, ein Trupp Negritos von etwa 20 Mann (Männer, Frauen, Kinder) mir entgegenkam, die ich um so weniger verkennen konnte, da ich eben erst von meinen Ausflügen zu den Negritos Luzon's zurückgekehrt war. Man sagte mir, dass sie sehr häufig in Trupps aus den Bergen nach Iloilo kämen, so dass ihr Vorkommen auf Panay durchaus nicht bezweifelt werden kann. Semper's Angabe (Skizzen S. 139), dass sie auf Panay seit Langem spurlos verschwunden seien, ist daher nicht aufrecht zu erhalten.

Zwar sah ich auf Cebu, als ich vom Südende der Insel über Land nach der Hauptstadt reiste, mehrere echte Negritos, allein ich konnte doch nicht mit Sicherheit in Erfahrung bringen, ob sie noch in den Bergen Cebu's hausen, oder ob diese Individuen von Panay und Negros herübergekommen waren. Für beide Möglichkeiten lassen sich gute Gründe anführen.

Dem Theil der Bevölkerung von Negros, welchen ich sah (im Süden der Insel), ist so zweifellos der Negritotypus aufgeprägt, dass auf den ersten Blick schon zu sagen ist, hier habe eine so eingreifende Vermischung stattgefunden, dazs ihre Spuren kaum je verschwinden können. Es ist mir auch aus vielen Gründen wahrscheinlich, dass Negritos in grösserer Anzahl noch jetzt in den unzugänglichen, zerklüfteten und abgeschiedenen Gebirgen der Insel vorkommen.

So viel ist sicher, dass man bei dieser Frage mehr als bei vielen anderen aufs Genaueste die Glaubwürdigkeit des Autors zu untersuchen und besonders darauf zu sehen hat, ob derselbe nur nach Hörensagen mittheilt, und welches dann seine Quellen sind, — oder aber, ob er selbst gesehen hat, und in diesem Falle, ob seine Kenntnisse an der Hand vergleichender Gesichtspunkte ihm gestatteten, über die Natur des in Frage stehenden Volksstammes zu urtheilen.

(10) Herr **Desor** in Neuchatel schreibt, unter Uebersendung einer schönen photographischen Tafel, in einem an Herrn Virchow gerichteten Briefe

über altsibirische Bronzen.

„Ein früherer Schüler von mir, welcher in Krasnojarsk am Jenissei bei einem reichen Goldwäscher Hauslehrer ist, machte dort die Bekanntschaft eines sehr strebsamen russischen Ingenieurs, Herr Lapatine, mit welchem er in nähere Verbindung trat. Als nun mein Zögling, Herr Morel sich vor zwei Monaten anschickte, die Rückkehr nach der Heimath anzutreten, vertraute ihm Herr Lapatine einen Theil seiner Sammlung von bronzenen Geräthen an, damit er mir sie zur Vergleichung mit unseren vorhistorischen Geräthen vorlege.

„Ich habe dieselben sofort auf ein Carton vertheilt und photographiren lassen, und gebe mir nun das Vergnügen, Ihnen unter Kreuzband einen Abdruck zu übersenden. Die Abbildungen sind auf $^1/_3$ der wirklichen Grösse reduzirt. Sie werden bemerken, dass auf der unteren Abtheilung sämmtliche Gegenstände mit Thierfiguren verziert sind, einige darunter sehr kenntlich, z. B. der Steinbock an der Hacke oder Pike links, sodann der Hundskopf auf dem horizontalen Messer, ferner auf dem vorletzten Messer unten vier kleine, etwas verwischte, aber doch erkenntliche Figuren des Elens.

„Auffallend ist das löwenartige oder tigerartige Thier auf einer Schnalle links. Es hat aber zugleich einen Rüssel, und mein Correspondent ist desshalb versucht, hierin eine Erinnerung an das Mammuth zu sehen, was wohl etwas verwegen ist. Was sagen Sie nun zu diesen in der Steppe gesammelten Geräthen? Sie sind sicherlich nicht chinesisch, auch nicht hindustanisch; ob persisch oder turanisch? Wahrscheinlicher ist es, dass sie Ueberreste von einer alten einheimischen Kultur sind, wie Pallas diess bereits von den vielen Gräbern am Jenissei vermuthete, aus denen manche der hier in Sprache stehenden Geräthe herrühren mögen. Wäre es aber möglich, dass unter den jetzigen klimatischen Verhältnissen eine solche Cultur sich an den Ufern des Jenissei entwickelte, und wird man nicht gerade durch diese alten Denkmäler auf eine Veränderung des Klimas im ostasiatischen Continent gewiesen? Dies die Frage, die ich Ihrem und Ihrer Collegen sachkundigen Urtheil unterbreiten möchte.“ —

Herr Virchow erinnert an die in der Sitzung vom 14. Mai 1871 von Herrn Radloff gemachten, analogen Mittheilungen und erwähnt, dass die Gesellschaft von demselben glücklichen Beobachter noch ausgedehntere schriftliche und bildliche Beiträge besitze, deren Publikation sich bisher nicht habe bewerkstelligen lassen. Die von Herrn Desor angeregte Frage über die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden sei gewiss sehr bemerkenswerth. Indess sei zu berücksichtigen, dass unter gleichfalls sehr schwierigen klimatischen Verhältnissen noch gegenwärtig im Amur-Gebiet südliche Thiere sehr weit nördlich vorkommen, ja dass sich nach dem Berichte des Herrn Arthur Nordmann (Archiv f. wiss. Kunde von Russland, herausgegeben von Erman. 1862. Bd. 21. S. 347) hier das Renthier und das Elenthier noch jetzt mit dem bengalischen Tiger begegnen. Eine definitive Lösung der ethnologischen Frage werde sich wohl erst gewinnen lassen, wenn ausgiebigeres Material vorliege und die Forscher an Ort und Stelle die einzelnen Verhältnisse schärfer sonderten.[1] —

(11) Herr **Virchow** übergiebt im Namen des Herrn Dr. Scheiber zu Bukarest eine

Tabelle mit den Maassen von 5 Bulgarenschädeln.

---

[1]) Eine genauere Schilderung der erwähnten Gegenstände und eine weitere Besprechung der sich daran knüpfenden Fragen hat Herr Desor in dem Journal de Génève am 28. Mai gegeben.

No.		Alter	Cubikinhalt in Centimetern	Gewicht in Grammen ohne Unterkiefer	Allgemeine Maasse: Länge[1])	Breite[2])	Höhe	Horizontalumfang[3])	Praeauriculartheil	Postauriculartheil	Sagittalumfang	Schädelbasisbreite[4])	Querbogen	Radialmaasse: Glabellarradius	Frontalradius	Coronarradius	Lambdaradius	Occipitalradius	Nasalradius	Subnasalradius	Ob. Alveolarradius	Unt. Alveolarradius	Kinnradius
a.	Chr. Bulgar von Kasanlik, Thracien	22	1440	640	185	140	140	520	264	256	378	127	320	115	128	138	119	115	110	96	103	99	112
b.	Bulgar aus Slivina, Thracien	25	1560	535	171	145	144	507	268	239	355	125	332	119	130	141	116	90	112	93	99	94	109
c.	J. Ch. 45 Schafhirt, Bulgar	45	1610	670	180	151	145	530	280	250	380	128	340	118	128	140	118	97	112	98	—	—	—
d.	St. Tr. aus Chiostendil, Thracien	25	1250	697	175	145	131	508	248	260	348	121	305	109	117	129	113	94	109	90	100	104	117
e.	D. C. Arbeiter, Bulgar, Rustschuk	22	—	713	188	139	150	518	268	250	384	121	318	119	131	144	123	104	—	93	102	116	119

Vorderhaupt: Vorderhauptslänge (Sehne)	Sagittaler Stirnbogen	Grösste Stirnbreite[5])	Kleinste Stirnbreite[6])	Schläfenbreite[7])	Stirnhöckerabstand	Mittelhaupt: Mittelhauptslänge (Sehne)	Sagittaler Mittelhauptsbogen	Scheitelhöckerabstand	Seitl. Scheitellänge (Scheit.-Stirnhöckerabstand)	Hinterhaupt: Hinterhauptslänge (Sehne)	Sagitt. Hinterhauptsbogen	Länge des Interparietalbeines	Länge des Receptaculum	Grösste Schuppenbreite: Sehne	Grösste Schuppenbreite: Bogen	Schädelbasis: Länge der Schädelbasis[8])	Basallänge[9])	Warzenabstand[10])	For. magn. Länge	For. magn. Breite	Gesicht: Gesichtslänge[11])	Ob. Gesichtsbreite[12])	Mittlere Gesichtsbreite (Wangenbr.)	Grösste Gesichtsbreite (Jochbogbr.)	Unt. Gesichtsbreite[13])
110	123	121	101	112	58	119	135	132	120	97	120	72	48	113	132	104	31	125/105	34	29	114	109	114	134	103
108	118	118	101	112	63	112	127	117	114	97	110	82	28	111	128	108	29	133/112	39	32	116	108	111	132	97
115	127	128	98	117	60	112	128	137	121	107	125	85	40	115	134	106	29	138/106	37	35	—	108	117	136	104
108	118	114	99	109	52	99	111	130	110	93	119	81	38	113	138	102	32	129/109	37	32	119	107	111	129	98
111	120	115	94	111	50	122	140	130	124	104	124	73	51	110	136	106	32	120/103	38	34	117	106	115	130	100

[1]) Von der Glabella zur stärksten Hervorwölbung des Hinterhauptes. [2]) Grösste Breite, wo immer sie liegt. [3]) Von der Glabella zur stärksten Hervorwölbung des Hinterhauptes mit Bandmaass. [4]) Ohrbreite. [5]) Meist an der Linea semicircul. gelegen. [6]) Unmittelbar hinter dem Jochforts. d. Stirnb. [7]) Wo die Kranznath den grossen Keilbeinflügel trifft. [8]) Von der Nasenwurzel zum for. magn. [9]) Vom vord. Rande d. for. magn. bis zum hint. Rande des Vomer. [10]) Die grösseren Zahlen einer jeden Rubrik die Entfernung der äusseren Mastoidealflächen, die kleineren die der Mastoidealspitzen (wie ich gew. nehme). [11]) Von der Nasenwurzel zum unteren Rande d. Unterk. [12]) Entfernung der beiden Jochforts. d. Stirnb. [13]) Unterkieferwinkelentfernung.

Gesicht. Oberkiefer Länge	Oberkiefer Grösste Breite[1]	Oberkiefer Kleinste Breite[2]	Hart. Gaumen Länge	Hart. Gaumen Breite	Augenhöhle Länge	Augenhöhle Breite	Scheidewand-breite	Nasenwurzel-breite[3]	Nasen-knochenlänge	Nasenloch Länge	Nasenloch Breite	Choanen Länge	Choanen Breite	Unterkiefer-Länge (Cirkel-länge)[4]	Höhe der Kinn-symphyse	Kinnbreite	Höhe des Unterkiefer-astes[5]	Breite des Unterkiefer-astes	Gelenk-abstand	Kinnwinkel in Graden	Astwinkel in Graden	Höhenbreiten-index
67	101	67	54	35	31	38	32	26	21	37	28	25	15	97	33	32	65	34	101	78	125	75,6
62	100	64	49	42	33	41	28	24	23	33	23	23	15	94	32	22	62	30	106	70	120	84,3
—	100	59	51	44	32	44	28	22	23	36	27	25	15	98	—	25	61	32	109	77	132	84
64	90	55	50	30	34	41	27	25	24	34	21	26	13	97	31	20	75	32	104	71	113	82,3
65	95	59	55	38	32	37	29	22	—	—	26	27	13	107	30	22	66	35	103	67	118	74

[1]) Entfernung der beiden Jochfortsätze des Oberkieferknochens. [2]) Wo sich die Jochleiste am Alveolarfortsatze verliert. [3]) An der vorderen Grenze der fossa lacrymalis. [4]) Mit Bandmaass den horizont. Ast des Unterkiefers der einen Seite. [5]) Länge des hinteren Randes des aufsteigenden Unterkieferastes bei Aufliegen auf dem Tische gemessen.

Archäologische Streifzüge durch die Mark Brandenburg.

Von Stadtrath Ernst Friedel.

Nachtrag zu Nr. I.

Der Blumenthal und seine Alterthümer.[1])

Nachzutragen sind noch die 3 Sagen (die Stadt im Blumenthal, der Blumenthalsche See und der wilde Jäger im Blumenthal), die Adalbert Kuhn (Märkische Sagen, Berlin 1843) aufführt, in denen eine interessante Variante der von mir mitgetheilten Erzählung vom Markstein vorkommt. — Auch die „Unnerersken (Unterirdische) spuken auf der Stadtstelle, sie füttern einen Hund, der in ein Loch kriecht und aus demselben wohl gemästet und gesättigt wieder herauskommt (S. 185). Die weisse Frau (ein verwunschenes Fräulein) erscheint ebenfalls dort. — Aus dem Blumenthalschen See tönt schöne Musik, man sieht quer über ihn Wäsche zum Trocknen gespannt, eine eisenbeschlagene Kiste schwimmt auf ihm. Wer aber diese Sachen sich aneignen will, versinkt. — Es wird dies auf eine versunkene Stadt gedeutet. — Nach Aussage einer alten Frau in Straussberg ist die Stadt im Blumenthal durch ein Erdbeben zerstört.

Die neuste Erwähnung schliesslich bringt: W. Schwartz (Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1871), der die ersten zwei der vorgedachten 3 Sagen S. 162—167 wiedergiebt. —

II.

Alterthümer der nordöstlichen Zauche.

„Dat gantze land dat die Szuche geheten is, dat dar ligget twischen dem Havelbroke und der Havele von der Stad to Brandenborck, wente an dat Hus to der Goltzowe mit alle dem dat dar to horet, und vort dat Havelbrok upp wente an die stad to Belitz mit alle dem dat dar to gehoret von der

[1]) Vergl. Bd. III. 1871. S. 175—197 d. Z.

Stad to Belitz wente an dat lant to dem Delthowe, alle die hus und vesten, und alle dat, dat in dem vorbenomnden lande ligget und begrepen ist."

So bezeichnet eine alte Nachricht von 1437, welche bis auf das Jahr 1320 zurückgeht und im Kurmärkischen Lehnsarchiv vorhanden ist (vgl. Berghaus, Landb. der Mk. Brdb. I. S. 378), die Plateau-Insel, welche auf der Nordseite die Havel, auf der West- und Südseite das Havelbruch oder die Plane von ihrer Mündung aufwärts bis Brück, den Neuendorfer Graben und das Nichelsche Fliess und darauf die Nieplitz abwärts bis zu deren Einfall in die Nuthe, und auf der Ostseite die Nuthe abwärts bis zur Mündung in die Havel zur Gränze hat. Diese natürliche Begrenzung der Zauche, welche mit dem Belziger Lande zusammen jetzt einen Kreis des Regierungsbezirks Potsdam ausmacht, ist nicht immer mit der politischen zusammengefallen, insbesondere haben auch Landschaften östlich der Havel, die dort belegenen Lehninschen Besitzungen und wohl Potsdam selbst zeitweise zur Zauche gehört.

Diesem nordöstlichen Theil, die töplitzer Insel mit inbegriffen, galt ein Streifzug, den ich am 14. April 1873 mit den Mitgliedern unserer Gesellschaft Dr. v. Martens, Dr. Liebe, Dr. Reinhardt und Dr. Tuckermann sowie Herrn stud. phil. Nims unternahm. Wir wählten zum Ausgangspunkt das Dorf Phöben am linken Havelufer, ½ Meile nordwestlich vom Bahnhof Werder. Die Havel, einer der am sonderbarsten verlaufenden Flüsse der Norddeutschen Tiefebene, bildet gerade in jener Gegend die bizarresten Terrainabschnitte. Darf man in dem längs der Plane und Notte bis zur Dahme bei Königswusterhausen sich erstreckenden sogenannten freien Havelbruch das alte Havelbett vermuthen, das von dem jetzigen mehrere Meilen südlich liegt, so hat der Strom noch in historischer Zeit einen sehr veränderten Lauf angenommen. Am auffallendsten ist der Vorstoss, den die Havel mit dem Becken des Schwielow-Sees südlich von Potsdam macht, da man erwarten möchte, dass die Havel sich vielmehr durch den Jungfern- uud Fahrlandschen See sowie die Sumpfniederungen zwischen dem letztern, dem Schlänitz- und Göttin-See wenden möchte, statt sich vom Schwielung-See im Süden urplötzlich zwischen steilen Hügelketten in jäher nördlicher Richtung durchzuarbeiten. Ob, wie man gemeint hat, diese auch für die ethnographischen und wirthschaftlichen Beziehungen wichtige hydrographische Gliederung mit unterirdischen Bodensenkungen in Verbindung stehe, mag hier dahingestellt bleiben, jedenfalls hat sie auch eine orographische Configuration der merkwürdigsten Art zu Wege gebracht. Auf einer Ausdehnung von drei Quadratmeilen bei Potsdam wird das Land durch den Fluss und die ihm zubehörigen breiten Seespiegel in eine grössere Anzahl von Inseln oder Halbinseln zerlegt, die demselben Gesetze folgend sämmtlich (mit ihren Umrissen an die Sinai-Halbinsel erinnernd) herzförmig gestaltet und mit der Spitze nach Südosten orientirt sind. In der Mitte liegt die grösste jener Inseln, an deren Ostrand Potsdam erbaut ist, von der Wublitz, Schlänitz, dem Zern-See, dem

Schwielow, der Havel, dem sich mitten durch die Stadt ziehenden Canal, dem Heiligen- und Jungfern-, endlich dem Weissen- und Fahrland-See begrenzt. Oestlich hiervon die vom Krampnitz-, Schanz-, Jungfern-, Sakrowschen- und Gross-Glienickschen See begrenzte Halbinsel und hieran angeschlossen noch weiter gegen Morgen die von den beiden letztgedachten Seen und der Havel begrenzte Cladower Halbinsel, südlich die Insel, auf der die Potsdamer Forst liegt, zwischen Havel, Wann-See, Stolpschem Loch, Pohle-, Stölpchen- und Grienitz-See. Südwestlich die herzförmige Insel zwischen Baumgartenbrück und Pätzow am Schwielow- und Glindower-See, die Halbinsel auf der die Werderschen Obstgärten und Weinberge liegen zwischen dem Grossen Plessower-, Glindower-See und der Havel, die Halbinsel (Weinberg) im Grossen Plessower-See selbst, endlich (um eine ganze Anzahl kleinerer Repliken desselben Modells zu übergehen) die Töplitzer Halbinsel zwischen dem Göttin-See, der Havel, Zern-See, der Wublitz und dem Schlänitz-See. Diese merkwürdigen Landherzen stehen in engster Correspondenz zur Ethnologie, sie sind auch die Bevölkerungsherzen, in denen in der germanischen und slavischen Vorzeit das Menschenleben pulsirte, noch mehr als heut. Noch mehr, denn heut hat die vorgeschrittene Bewirthschaftung die natürlichen Hemmnisse der Anbauung überwunden und mittels Rajolen und Drainiren, durch Abkarren und Aufschütten, durch Ziehen tiefer Gräben und hoher Deiche die Gegensätze zwischen Geest und Marsch oder wie man sie in der Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reichs schlicht und einfach nennt zwischen Sand und Sumpf ausgeglichen und so eine grössere räumliche Ausdehnung der Bevölkerung ermöglicht als in jener Zeit, wo das Wasser ungeregelt seinen Zu- und Ablauf suchte, wie der Zufall eben wollte. Noch jetzt sind strenggenommen das Potsdamer wie das Töplitzer, Phöbener und Plessower Landherz Inseln, da sie im Norden durch Schiffs- oder wenigstens Wiesen-Gräben isolirt werden und diese Wasserscheide mag sich in ungewöhnlich nassen Jahren auf dem bruchigen Tieflande bedeutend verbreitern, in jener entlegenen Vorzeit muss dies aber die Regel gewesen und so das ganze Havelland in dem von uns angedeuteten Rayon in zahllose grössere oder kleinere Inseln gruppirt gewesen sein, auf denen allein eine Bevölkerung sesshaft sein konnte. Innerhalb jener grossen Landherzen befanden sich von Torfmooren und sonstigen Niederungen eingeschlossen kleinere Inseln und zwischen den grossen Landherzen selbst lagen noch viele zerstreut. Ich meine nicht die wirklichen Inseln, wie sie in der Pfauen-Insel, dem Tornow, der Stadt Werder, den Orten und Werdern bei Ketzin noch jetzt vorhanden sind, sondern solche die jetzt ganz landfest geworden (wie jenseits der Wublitz der grosse und kleine Riess-Werder, der Kirch-Werder, der Stein-Werder), welche noch durch ihre Namen ihre frühere insulare Lage andeuten.

Diese Bodenvertheilung wiederholt sich westlich nur noch einmal beim Breitling und Plauer See nahe Brandenburg; südlich von der Zauche kommt

sie auch nicht mehr vor, dagegen hat sie östlich nach der Oder zu noch mehrfache Wiederholungen und bietet in ihrer Gesammtheit und in ihrem Zusammenhange ein in seiner Art merkwürdiges Bild, das sich von dem mecklenburgischen und pommerschen Seesystem trotz gewissen Hauptverwandschaften doch durch bestimmt zu characterisirende Züge unterscheidet und sich durch seine Beziehungen zu den Gauen Heveldun und Spriavani ethnographisch aus seiner Umgebung hervorhebt.

Alle diese Wasser- und Sumpfinseln haben ein bestimmtes geologisches Gepräge. Sie erheben sich oft steil zwischen 100 und 400 Fuss über der Ostsee [1]) und gehören entschieden dem Diluvium an. Die grössten Höhen bildet meist unter einer Schicht von 1 bis 5' Decksand der Diluvialsand, dann der obere Sandmergel, welcher der Jetzwelt angehörige Süsswasser-Conchylien, im Allgemeinen mit den in der Nähe noch jetzt lebenden übereinstimmend, sowie einige wenige Landconchylien führt, endlich der Diluvialthon, der in jener Gegend, namentlich an Resten von Mammuth und Rhinoceros, reich ist. Die Flora und Fauna ihrerseits wird wieder von der Vertheilung dieser Diluvialinseln im Alluvium und im Wasser bestimmt. Wo, wie auf der Feldmark Kaltenhausen und dem Burgwallande bei Göttin, die nachpliocene Bildung sich selbst nur wenige Fuss über das Schwemmland erhebt, wird sie dennoch deutlich durch die wilde wie die Cultur-Flora markirt. Auf der mineralischen Zusammensetzung dieses Bodens beruht die berühmte Obst- und Weincultur jener Gegend, welche regelmässig den Fremden, dem jener Sand absolut steril dünkt, in Erstaunen setzt, und es mag gerade hiermit in Verbindung stehen, dass sich dort vom Mittelalter her der Weinbau erhalten hat, während er beispielsweise bei Berlin, bei Cöpenick und an vielen anderen Orten, wo die sogenannten Weinberge jetzt ganz wüst liegen, völlig aufgehört hat, in dem hier die Hügel aus alluvialem Dünensand von anderer chemischer und mechanischer Zusammensetzung bestehen. [2])

In faunistischer Beziehung ist besonders auf die Conchylien hinzuweisen, die diesen diluvialen Höhenzügen eignen und die sich auf den alluvialen Hügeln, obwohl der Laie die letzteren von jenen kaum unterscheiden wird, niemals vorfinden. Als Leitschnecken, die auch in ethnologischer und wirthschaftlicher Beziehung ihre Wichtigkeit haben, da man in ihrem Gefolge gewöhnlich Spuren der menschlichen Urbevölkerung finden wird und sie dem Landwirth einen deutlicheu Fingerzeig für die Gewächse, welche er dort mit Erfolg cultiviren kann, geben, ich sage, als die hervorragendsten Leitschnecken dieser Diluvialformation kann man für die bezeichnete Gegend Helix strigella Drap. und Bulimus tridens Müll. bezeichnen, denen sich weiter östlich im

[1]) Der Wittkieken-Berg bei Ferch 2 Meilen südwestlich von Potsdam ist 416' hoch.

[2]) Für unsere Gegend sind diese Verhältnisse sehr übersichtlich zusammengestellt von Dr. Berendt auf der geognostischen Uebersichtskarte zu seiner Schrift: Die diluvialen Ablagerungen der Mark Brandenburg, insbesondere der Umgegend von Potsdam. Berlin 1863.

Odergebiet Helix striata Müll. unter ähnlichen Verhältnissen zugesellt. — Dass die Fische bei diesem grossen Wasserreichthum nie gefehlt haben, wie sie noch jetzt einen wichtigen Cultur-Factor in jenem Landstrich ausmachen, braucht kaum erwähnt, wohl aber verdient der Umstand hervorgehoben zu werden, dass der thonige Untergrund, der sich bis in die Seen hinein erstreckt, einen der geschätztesten Fische, der in Süddeutschland äusserst selten ist und nur in der Donau und einigen Seen vorkommt, den Zander (Lucioperca Sandra Cuv.) gerade hier localisirt und dass neben diesem werthvollen Fische, noch der Rapfen (Aspius rapax Ag.), der Aland (Idus melanotus Heck.). die Barbe (Barbus fluviatilis Ag.), im nördlichen Deutschland seltene Fische, vorkommen. Der Wels (Silurus glanis L.), der in der Vorzeit als Nahrungsmittel so wie zu anderen wirthschaftlichen Nebenzwecken verwendet, einst eine gewisse Rolle spielte, scheint auch hier, wie in anderen Orten Deutschlands allmählig auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden. Es ist der Mensch, dessen Cultur ihn mehr, wie Angel und Netz vernichtet; die Einschränkung der Altwässer, das Befestigen der Ufer, das Fortnehmen der versunkenen Bäume, der schwimmenden oder hangenden Wiesenstücke, unter denen er sich zu verbergen liebt, verbunden mit seiner ohnehin geringen Fortpflanzung (der Rogen ist spärlich) erschweren ihm den Kampf um's Dasein zu sehr. — Dass selbst die kleinsten Gewässer ihren Beitrag zur Thierwelt hier liefern, beweisen die auch in dieser Gegend häufigen sogenannten Karutz-Pfuhle (Karauschen- und Giebel-Weiher), während der Schildpatten-Pfuhl bei Ketzin, auf eine in unserer Mark noch immer nicht seltene, dagegen in Süd-Deutschland völlig ausgerottete Amphibie (Emys europaea L.) hinweist.

Von dem noch immer sehr bedeutenden Reichthum an Sumpf- und Schwimmvögeln zeugten die Reiher, Wasserhühner, Regenpfeifer, Kiebitze, Taucher, Krick- und Stockenten, die wir vom Kahn aus beobachteten. Als stolzester Vogel präsentirt sich hier der Höckerschwan (Cygnus olor Ill.), der gegenwärtig zwar mit Recht der Havelvogel genannt wird, dennoch aber erst auf derselben im Mittelalter eingebürgert zu sein scheint.[1]) Vogelknochen in den märkischen Küchenabfällen vorgeschichtlicher Zeit sichern auch den Wasservögeln eine nicht verächtliche Stelle im Haushalt der Urbevölkerung.

Wenden wir uns nach dieser Musterung des Bodens und seiner Erzeugnisse den anthropologischen Factoren zu, so treffen wir auch hier in den Namen der Localitäten wie in den prähistorischen, zum Theil auch noch den historischen Funden auf jene Mischung von Slavisch und Deutsch, deren Sonderung und Sichtung, ganz abgesehen von etwanigen keltischen Resten,

---

[1]) Vgl. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd. III. 1873. Die Havelschwäne. S. 121 flg. — Wild kommt dieser rothschnäblige Schwan nur sehr selten in der Mark vor, der gelbschwarzschnäblige Singeschwan (C. musicus Bech.), erscheint hier noch rarer.

welche von anderen Forschern ausserdem noch vindicirt werden, noch für lange Kopfzerbrechens genug machen wird. Sollte es zulässig sein, in dem Worte Zucha, Czucha, Sucha eine Verstümmelung des deutschen Wortes Sutga zu suchen, den südlich der Havel gelegenen Südgau des Landes der Heveller (Heveldun)[1]), oder was vielleicht zutreffender, in Anlehnung an das Wendische ssuch (trocken, dürr) es als Ssucha Zemja (trockenes Hochland) erklären (Berghaus a. a. O. S. 582), soviel kann immerhin als gesichert angesehen werden, dass diese Gegenden erst seit Albrecht dem Bären dauernd germanisirt wurden. Während es zweifelhaft bleibt, ob Karl der Grosse auf seinem Zuge wider die Wilzen (789) die Havel erreichte, hat sich König Heinrich 927 oder 928 bestimmt mit den Hevellern herumgeschlagen.[2]) Zwei Jahrhunderte schwankt dann der deutsche Einfluss. Zweifelhaft war es lange, ob der Askanier Albrecht in den Besitz dieser Länder durch Eroberung oder durch eine Schenkung Pribislavs gelangt sei. Gegenwärtig neigt die Ansicht dahin, dass Letzterer, der beim Uebertritt zum Christenthum 1136 den Namen Heinrich annahm, schon bei Lebzeiten, entweder bei seiner eigenen Taufe, oder bei der Taufe von Albrecht's Sohn Otto, als Pathengeschenk „die hohe Zauche" abgetreten habe, eine Gabe, der sich nach dem Testament des 1142 oder 1143 verstorbenen Pribislav noch andere nachbarliche Gauen anschlossen. Noch jetzt heisst das westliche bei Ketzin zunächst der Havel belegene Land die Deutsche Mark, woran sich östlich die Wende Mark anschliesst, so dass das Vordringen der Germanen vom Abend her auch gegenwärtig noch hier fixirt erscheint. Eine Viertelmeile vom Südufer des Fahrlandschen Sees markirt die Generalstabskarte einen „Wendenkirchhof." An weiteren bedeutungsvollen Namen ist daneben kein Mangel, zu den Mollhaufen (Kjökkenmöddings) bei diesem Wendenfriedhof gesellen sich die Heidenberge, der Götterwall, Götterdamm, die Teufelsbrücke, der Teufelslustgarten, der Teufelsbruch u. s. f. Zwischen Potsdam und der dem Domitius Ahenobarbus untergeschobenen, gewiss irrig sogenannten Römer-Schanze, auf dem halben Wege dahin, nahe am Jungfern-See im Holze liegen mehrere, gegen 10 Fuss hohe heidnische Grabhügel. Trotz der ebenenden Arbeit des Pfluges, trotz Rajolen und Planiren haben sich neben dieser Verwallung noch mehrere ähnliche Werke erhalten, zu welchen ausser den vorerwähnten Benennungen vielleicht der Speckdamm und Schanzdamm, sowie die Burgwälle bei Ketzin, Göttin und der Röber-Berg bei Phöben zu rechnen.

Um diesen Röber-Berg mit dessen Namen sich die berühmte vorerwähnte Schanze an der Nedlitzer Fähre bei Potsdam wohl füglicher als mit den Römern vergleicht, zu erreichen, nahmen wir den intelligenten Pächter der Phöbener Fähre, Petsch mit, der uns das nöthige

---

[1]) Vgl. v. Ledebur: Märk. Forschungen. II. S. 97—101; Ders.: Die heidn. Alterthümer des Reg.-Bez. Potsdam. Berlin 1852. S. 47; F. Voigt, Erläuterungen zu dem histor. Atlas der Mark Brdbg. S. 14.

[2]) Giesebrecht: Wend. Geschichten. I. S. 98 u. 134.

Fahrzeug und Spaten verschaffte. Da die ganze Gegend, die wir von nun ab durchstreiften, fern ab von Chaussée und Eisenbahn liegt, nur spärlich bewohnt und mit Wirthshäusern nicht versehen, auch stellenweise nur mit dem Kahn zu erreichen ist, so liegt sie ausser dem Touristenverkehr und ist deshalb wenig bekannt, wie auch der Röber-Berg bei Phöben in der bereits citirten Alterthümer-Statistik v. Ledebur's nicht erwähnt wird.[1])

Phöben selbst ist wegen seiner Thongrube (Schnettersche Ziegelei) bekannt, die bereits sehr viele Reste von Elefas, Rhinoceros, Bos etc. geliefert hat. Bereits in der Vorzeit müssen sie die Aufmerksamkeit erregt haben, denn in einer von Steinplatten umgebenen, zu einem hier belegenen sog. Heidenkirchhof gehörigen, etwa ums Jahr 1840 aufgedeckten Urne wurde ein Mammuthzahn gefunden. Eine Kahnfahrt von einer Viertelmeile nördlich Havel abwärts brachte uns zum Röberberg, der von drei Seiten vom Fluss bespühlt, an der andern Seite von sumpfigen Wiesen und Gräben umgeben nur zu Wasser betretbar ist, wie er auch gegenwärtig nur nach dem Wasser zu eine Oeffnung hat. Er ist ein vollkommener Rundwall, an der höchsten Stelle etwa noch 10 Fuss, an der niedrigsten 7 Fuss über dem mittleren Wasserspiegel. Augenscheinlich war er höher, ein Theil der Wallkrone scheint aber zur Aufhöhung des Innern, ein Theil zur Zuschüttung des Grabens verwendet zu sein. Der Durchmesser des „Röwerbarch" beträgt ca. 100 Schritt, das Profil ist steil, so dass das Ganze ziemlich jäh aus der flachen Niederung aufsteigend schon von weiter Ferne sichtbar ist und den Schiffern als gutes Merkzeichen gilt. Petsch sprach von Wällen und Gräben, die früher noch deutlicher als jetzt vor dem Räuberberg sichtbar gewesen, vielleicht ist dies die Stelle, welche Kuhn (Märk. Sagen und Märchen, S. 65) mit den Worten andeutet: „etwa 200 Schritt davon (d. h. vom Röwerbarch) sieht man noch eine wallartige Erhöhung mit Spuren von Gräben, die auf beiden Seiten bis an die Havel reicht" Wenigstens wüsste ich keine andere Stelle hierher zu deuten, als etwa die freilich auf dem jenseitigen (rechten) Ufer der hier ca. 200 Schritt breiten Havel liegende sog. Dröstätte (Trockenstätte der Fischernetze?).

[1]) Nach Herrn v. Ledebur's mündlicher Mittheilung ist der Berg im Jahre 1869 einer flüchtigen Besichtigung unterworfen worden bei einem unter Führung des Geheimen Raths L. Schneider unternommenen Ausflug des Vereins für märk. Geschichte nach Paretz. — Hierauf bezieht sich ein kurzer Artikel des letztgenannten Herrn (Der Röberberg bei Pheben. Verh. des Vereins f. d. Gesch. Potsdams. Thl. 5. S. 122—124. Wie wenig dieser merkwürdige Punkt beachtet worden, dafür spricht der Schlusssatz des Artikels: „Auffallend ist, dass die so sorgfältig entworfene und vollständige Karte des Havellandes und der Zauche in vorchristlicher Zeit, von Fidicin (Die Territorien der Mark. III. Kreis Zauche), den Röberberg gar nicht, dagegen den bei Neu-Töplitz erwähnten Burgwall und auf dem schwarzen Berge an der Südspitze des Töplitzer Werders einen Hünenberg oder heidnische Opferstätte verzeichnet, auch südlich Pheben, am kleinen Zernsee eine heidnische Grabstätte (Wendenkirchhof) feststellt. Da Fidicin in seinem verdienstlichen Werke von der „Karte des Generalstabes in Farbendruck" spricht, welche den Phebener Rundwall nicht allein genau verzeichnet, sondern ihn auch nach dem Volksmunde Röberberg nennt, so lässt sich nur ein Uebersehen annehmen." —

Eine natürliche Erhöhung scheint kaum vorhanden gewesen, der Wall vielmehr direct auf dem Alluvium aufgeschüttet zu sein. Das Resultat von an sechs verschiedenen Stellen bis zu 5 Fuss Tiefe vorgenommenen Ausgrabungen, theils in der Umwallung, theils in dem von derselben umschlossenen Raum ergab Folgendes. Die aufgeschüttete Erde ist schwarz, zum Theil moorig, mit Asche, Kohle und allerhand Küchenabfällen vermischt, bei 4 Fuss Tiefe kommt ein Sandstreifen von wenigen Zoll Dicke, dann wieder dunkler aufgetragener Boden.

Es waren zunächst viele grössere Stücke von Granit und anderen Geschieben zu constatiren, die zerschlagen sind und nach der Mürbheit und theilweisen Schwärzung zu schliessen, als Heerdsteine gedient haben mögen. Andere zapfenförmige unregelmässige und scharfkantige Stücke dürften gelegentlich zum Klopfen, Hämmern und Schlagen benutzt worden sein. Die Töpferwaare, nur in Bruchstücken vorhanden, lässt 3 Typen unterscheiden:

1. den von Virchow so bezeichneten Burgwall-Typus,
2. den wendischen Typus,
3. Mittelalterliches.

Die zu 1 gehörigen Stücke sind grob, dick, mit vielen Steinkörnchen vermengt, bröcklich, ohne Glasur. Die Verzierungen bestehen in rautenförmigen linearen Strichen, anscheinend mit einem Holzstückchen gezogen, oder in einfachen Vertiefungen, vielleicht mit der Spitze einer Rehbockzinke eingedrückt.

Die wendische Potterie ähnelt der von den umliegenden sogen. wendischen Kirchhöfen, ist feiner, besser durchgeknetet, dünner, weniger mit groben Steinbischen versetzt.

Einige Scherben fanden sich, die hart gebrannt und vielleicht glasirt gewesen, wahrscheinlich auch auf der Töpferscheibe bearbeitet sind. Sie mögen wie ein Klumpen Eisenschlacke, den ich in 3 Fuss Tiefe fand und einige Ziegelfragmente, die das jetzt übliche Maass bedeutend überschreiten, ingleichen, wie einiges unkenntliche Eisenzeug (Thürangel?), das Petsch vor 3 Jahren beim Setzen des auf dem Wall befindlichen Grenzsteins ausgrub und in den Fluss warf, mittelalterlichen Ursprungs sein.

Von Mauerwerk keine Spur. Dagegen fanden sich, ähnlich wie in der bei Grünau von mir untersuchten Stelle (Bd. IV. Verh. der Berl. Ges. 1872 S. 247) viele 10 bis 25$^{mm.}$ dicke, platte Thonpatzen mit roher Oberfläche, die theils mit Ruthen, hauptsächlich mit Halm, Schilf und Rohr durchflochten gewesen sind. Sie sind zum Theil mit Russ bedeckt, angeschwelt, theilweise und ungleich gebrannt, die Pflanzentheile verkohlt. Ich nehme an, dass dies die Bekleidung von durch Brand zerstörten Hütten gewesen, auch Theile eines Feuerherdmantels mögen darunter sein.

Die Knochen, welche zahlreich zwischen den Scherben und Kohlen vorkommen und fast sämmtlich die Einwirkung der Menschenhand zeigen, gehören ebenfalls verschiedenen Epochen an. Einige wenige enthalten noch entschieden

thierische Substanz. Die meisten dagegen haben ein durchaus alterthümliches, mehr fossiles Ansehen und sind sehr bröcklich. Die Röhrknochen sind sämmtlich geöffnet, die kleineren der Länge nach, die grösseren durch Abschlagen der Köpfe an den Enden. Schwein, Rind und Schaf ist aus den Zähnen festzustellen, andere mehr feste Fragmente, glänzend braun mit starker Knochenhaut deuten auf Wild (Reh?). Menschengebein wurde nicht ermittelt.

Sehr characteristisch war auf dem Röber-Wall wieder das Verhalten der Conchylien. Bereits auf dem Kahn sprach ich die Vermuthung aus, dass wir auch hier Helix fruticum Müller finden würden, auf deren archäologischen Werth ich mir bereits bei Gelegenheit der von unserer Gesellschaft am 25. Juni 1871 im Schlossberg bei Burg (Spreewald) veranstalteten Ausgrabung (vgl. Verh. der Berl. Ges. 1871, S. 117), wo ich sie ebenfalls entdeckte, hinzuweisen erlaubte. Wenige Schritte auf dem Burgwall führten uns auch wirklich sogleich ihre recenten, aber ausgeblichenen Gehäuse entgegen, die sich — als typische märkische Burgwallschnecken — sodann weiter beim Graben in allen Tiefen vermischt mit einigen Helix hortensis Müller zahlreich vorfanden. Als echte Fruticicole liebt unsere Burgwallschnecke die schattigsten und feuchtesten Gebüsche in der Nähe von Wasser oder nassen Wiesen und ist wohl auf diesen isolirten Punkt durch Aufschütten der von derartigen Oertlichkeiten entnommenen Erde gelangt. Jetzt wo der Burgwall von einigen Weissdornbüschen (Crataegus) abgesehen fast abgeholzt und durch Drainirung der Wiesen bedeutend trockener geworden ist, scheint sie bereits ausgestorben zu sein, ein Schicksal, das ihr in England, wo sie nur subfossil gefunden wird, längst bereitet ist. Ganz ähnlich wird es mit ihr auf den im sumpfigen Bruch bei Paulinenau an der Berlin-Hamburger Bahn belegenen Jahnbergen zugehen, wo Dr. Reinhardt und ich sie im Juni 1870 in der Nähe vorgeschichtlicher Ansiedlungen mit reichlichen Lagern von Gefässscherben und künstlich geschlagenen Kieselkernen und Kieselsplittern, Knochenfragmenten, Kohle etc. (vgl. Zeitschr. für Ethn. Bd. II. S. 358) vorfanden.[1])

Merkwürdig war der Fund von zwei Schalenexemplaren des Bulimus

[1]) Siehe Jeffreys: British Conchology. Vol. I p. 174; Vol. V. p. 158. — Sandberger: Syst. Verz. der in Deutschl. leb. Binnen - Molusken. S. 74. — Bronn: Johnston's Einl. in die Konchyliologie. S. 324. — Stein: Die Schnecken und Muscheln der Umg. Berlins. S. 35 u. 113. — Am Rollkrug bei Britz, ½ Meile südlich Berlin wurde H. fruticum längs des Plumpengrabens vor 3 Jahren unter ähnlichen anthropologischen Beziehungen von uns ermittelt. Die früheren Buschwiesen sind nach erfolgter Abholzung und Entwässerung in Kohlfelder verwandelt. Unter den Kohlpflanzen nahe dem Graben vermag H. fr. noch ein verkümmertes Dasein zu fristen. Noch härter ist der Kampf um's Dasein in Folge der menschlichen Cultur für eine ebenfalls dort vorkommende Schnecke, Helix bidens Chemnitz, geworden, die noch mehr auf Feuchtigkeit angewiesen ist, und in Folge dessen nur an dem 3 Fuss breiten Grabenrande in unmittelbarer Nähe des Wassers zu vegetiren im Stande ist. Beide Schnecken hat der Mensch unbeabsichtigt durch seine Forst- und Landwirthschaft an vielen Stellen in Deutschland bereits ausgerottet.

tridens, lose auf dem Wall in der Nähe von Maulwurfshügeln, weil diese Schnecke, wie angedeutet, dem Diluvium eignet. Da jedoch die Havel 1½ Meile südlich und aufwärts die Lehmmergelhügel von Alt-Geltow streift, wo diese bei uns seltene Schnecke lebend vorkommt, so wird man an Anschwemmung derselben an unserm Burgwall denken können.

Dass sieben Menschen, noch dazu an einem so bedeutungsvollen Tage, wie Ostern, auf dieser einsamen, aber vom Volk wohl beachteten Stelle eifrig mit Graben beschäftigt waren, versetzte die vorübersegelnden Stromschiffer in eine gewisse Aufregung. Einer meinte dort läge ein Schatz vergraben, ein anderer, ihm habe von dort verborgenem Gelde geträumt, alle schienen uns für Schatzgräber zu halten. Solche mögen auch hier schon thätig gewesen sein, gewisse Vertiefungen im Erdboden und das Durcheinander der Knochen und Scherben aus verschiedenen Jahrhunderten weisen deutlich darauf hin. Die Sage aber berichtet, dass die Räuber hier ihre Schätze vergruben. Die blauen Flämmchen (Irrlichter) in dieser Gegend sprechen dafür, sie weisen auf verborgene Reichthümer. „Es brennt dort Geld“.

Die Räuber sollen den Fluss mit einer Kette, an der eine Glocke war, gesperrt haben, stiessen nun die Schiffer Nachts daran, so verrieth sie der Schall den Lauernden, eine Version, die in vielen Sagen weit über Deutschlands Grenzen anklingt Wenn aber hinzugefügt wird (Kuhn, Märk. Sagen. S. 65), dass die Rochows ihr Stammschloss hier gehabt und hier derartig gehaust, so ist das spätere Ausschmückung. Die Rochow's sind zwar in der Gegend noch jetzt (in Plessow) ansässig, dagegen ist ihre Eingeborenschaft für dieselbe keineswegs verbürgt, vielmehr scheinen sie mit Albrecht dem Bären (Berghaus a. a. O. I. S. 586) ins Land gekommen zu sein. Daneben ist die strategische Lage des Röwerbergs nicht zu verkennen, der wie der schräg gegenüber am rechten Ufer liegende Burgwall bei Göttin und der Burgwall unterhalb Ketzin die Havel beherrscht, so dass diese 3 Werke, während die meisten Burgwälle der Defensive gedient haben, offenbar hauptsächlich zur Offensive benutzt worden sind.

Wer die Räuberbergschätze haben will darf nicht sprechen und nicht lachen. Alle Adepten sind aber bisher durch allerhand Spuk irrlichterirt und zur Uebertretung dieses Gebots verführt worden.

Ausser dem Feuer, das auf dem Hügel brennt, deutet auch der Hahn, der dort erscheint, vielleicht auf eine Beziehung zum Donar (Thor). In der weissen Frau, die hier theils als solche, theils als Schwan erscheint, mag die alte nordische und teutonische Vorstellung von den Schwanjungfrauen und Walkyren durchblicken, die auch im Nibelungenliede dem Hagen an der Donau in dieser Zwittergestalt vorkommen: „Si swebten sam die vogele vor im ûf der fluot.[1]) — „Das Heidnische der Gestalt wird dadurch erhärtet,

[1]) Lachmann's Ausg. Strophe 1475. — Vgl hierzu Grimm's Deutsche Myth. 1028 u. Simrock's D. Myth. 3. Aufl. S. 452.

dass die Jungfrau vom Räuberberg nur von einem ungetauften Kinde erlöst werden kann.

Wieder sind es, sonderlich genug, germanische Mythen, die uns hier auf slavischem Boden begegnen. Wie, da doch die deutschen Eroberer Christen waren, dieses uns in der Mark so häufig begegnende interessante ethnologische Räthsel zu lösen, würde hier zu weit führen. Vollständig sind die bisher angestellten, zum Theil sehr scharfsinnigen Deutungsversuche wohl noch nicht ganz. — Noch zu bemerken ist, dass in der Havel am Fusse des Walls Eichenstämme und alte Pfahlreste gefunden sind, auf die sich unsere diesmalige Nachforschung indessen nicht mitrichtete.

Der Kaltenhausener Burgwall liegt auf einem sandigen Plateau, welches sich zwischen Havel und Göttinsee ins Wasser vorschiebt. Er mag etwa viermal grösser als der Räuberberg gewesen sein, ist aber so planirt, dass seine genaueren Contouren kaum mehr feststellbar sind. Höchst wahrscheinlich hat das östlich belegene sehr alte Dorf Göttin zu diesem Burgwall Beziehung, um so mehr als erfahrungsmässig unsere Burgwälle meist nur nach Osten zu ihren Zugang haben. Es ist ein Rundling, gegen das Land von Sumpf umgeben, gegen den See zu offen und hier durch den Burgwall gedeckt. Die Feldmark beim Burgwall führt den auffallenden Namen Kaltenhausen (auch: die Kalten Hufen); da Göttin, überhaupt der ganze Töplitzer Werder zu Lehnin gehörten, bei dessen Kloster noch jetzt ein Dorf Kaltenhausen steht, so mag jener Name von dort entlehnt sein.[1]) Der Umstand, dass auf dem Burgfrieden gerade Gruben gemacht waren, um Bäume einzupflanzen, gestattete einen Einblick in den anthropologischen Gehalt desselben. Die hier gefundene Töpferwaare hat den Burgwalltypus, es sind zum Theil sehr dickwandige, mit starken und breiten Henkeln versehene Gefässe. Der spätere wendische Typus wurde nicht constatirt.

Den Töplitzer Werder, den wir nunmehr betraten, ist im Volksmunde wegen seiner mannigfachen Alterthumsreste wohl bekannt. „Besonders zahlreich sind (bemerkt Berghaus a. a. O. S. 564) die Urnen und andere kleine Thongefässe, welche man auf der Töplitzer Insel, den Feldmarken von Alt- und Neu-Töplitz, von jeher gefunden hat. Drollig aber ist es, dass die Bewohner der Insel den Namen ihrer Wohnplätze von diesen Urnen, Töpfen oder Töppen, wie sie dieselben in platter Mundart nennen, herleiten. Bei dem Namen Töpelitz oder Topelitz, Teppelitz, wie die Urkunden ihn schreiben, darf man übrigens auch nicht an „Tepl“, warm, denken, also nicht an eine Therme, wie sie zu Teplitz in Böhmen und an anderen Orten mehr der Slawenländer sprudelt; der Name ist auf „Topielec“ zurückzuführen, einen

[1]) Hanusch, slavischer Mythus, p. 299. Klöden, in den Märkischen Forschungen, Bd. III, p. 281. — Vgl. auch v. Ledebur a. a. O., S. 48 u. 52, sowie v. Klöden: Die Mark unter Kaiser Karl IV, Bd. II, S. 335 u. 337. — Der Name Kaltenhausen kommt übrigens noch bei Salzburg und sonst in Süddeutschland vor.

der bösen Wasser-Elementargeister im slavischen Mythus, der nicht nur Menschen, sondern auch Thiere in den Abgrund zieht. Jeder Ertrunkene ward es durch Topielec, und aus jeder ertrunkenen Frau, die gesegneten Leibes war, wird ein Topielec. Er ist besonders wirksam, wenn Hirten beim Tränken des Viehes berauscht sind. Wohl mochten viele der ersten slavischen Ansiedler in den Wellen der Obula und der Woda Wyblaca ihren Tod gefunden haben, daher man diesen Wohnplatz nach dem böswilligen Wassergeiste nannte, mit dessen Namen die ursprüngliche Form des Namens Töplitz fast identisch ist. Hat doch sogar die Wublitz ihren Namen von jener bösen Eigenschaft des Wassers, denn „Wowlek“ heisst hereinziehen.“

Töplitz gehört zu den Besitzungen des Klosters Lehnin, die Johann von Quitzow am 18. December 1405 und 28. Januar 1406 plünderte und zerstörte.

Von dem alten Weinberg, der eine schöne Aussicht nach Potsdam bietet und uns beim flüchtigen Absuchen auch einige Reste primitiver Keramik gewährte, wendeten wir uns nach dem Stritz-Berg bei Neu-Töplitz. Der Besitzer desselben, Spilling, ein ebenso aufgeklärter wie gefälliger Mann, führte uns sofort nach dem Ostabhange desselben, der seit lange als ein sogenannter Wendenkirchhof gilt und beim Rajolen schon eine grosse Zahl von Gefässen verschiedener Form geliefert hat, in denen sich niemals Eisen, dagegen Bronce in Spangen-, Ring-, Spiral- und Nadelform fand. In einer Urne lag ein ca. 2 Fuss langes in 3 Stücke zerbrochenes Schwert, eine sehr scharfe fast einen Fuss lange Lanzenspitze und eine Pincette (zum Bartausraufen?), alles aus dem nämlichen Erz.

Die Gefässe sind in einer sehr eigenen Art niedergelegt, wie uns die sofort angestellten Nachgrabungen belehrten. Sie stehen in förmlichen Reihen. Nur selten ist ein grösseres Gefäss abgesondert und mit rohen etwa 1 bis 1¼ Fuss grossen Steinplatten umsetzt ausser der Reihe deponirt. In diesen Urnen wurden gewöhnlich die übrigens nicht sehr häufigen Erzgeräthe gefunden. Spilling deutete dies vielleicht zutreffend auf vornehme Persönlichkeiten. Der grosse Haufe, die misera contribuens plebs, ist geselliger und ohne viel Aufhebens in geringeren Gefässen bestattet. Ueberall ist Leichenbrand, doch sollen unter den Knochenfragmenten Schädelstücke von Handgrösse vorkommen. Sämmtliche Gefässe stehen höchstens 2 bis 3 Fuss, gewöhnlich aber nur 1 Fuss unter der Oberfläche und sind bei der letzt gedachten Kategorie nur in eine grobe Kies- und Geröllschüttung eingebettet. Die Steine, die herumgepackt sind, haben ganz unregelmässige Formen und selten mehr wie Mannsfaustgrösse. Jedes Urnendepot bildet so einen keltischen Cairn im kleinsten Massstabe. Die Gefässe sind nun höchst mannigfaltiger Art. Oft liegen Menschenknochen, Asche und Kohlen in einem weiten kumpenartigen Topf, ja in förmlichen Becken, die manchmal mit einem Stein oder einem rohgeformten Deckel oder einem aufgestülpten Gefäss verschlossen sind. Mitunter sind sie ganz offen. Dabei ist man sehr achtlos verfahren, denn manche Gefässe sind, wie man bei vorsichtiger Ausschachtung bemerkt,

jedenfalls schon bei der Beisetzung zertrümmert worden. Das merkwürdigste sind nun jedenfalls die vielen leeren Gefässe. Es lässt sich auch hier ab und zu eine gewisse Systematik verfolgen, in dem unter einer grösseren Steinschüttung neben der eigentlichen Todtenurne andere Gefässe stehen, die dann als sogen. Ceremonienurnen angesprochen werden können, namentlich kleinere enghalsige Phiolen, die das Volk für Thränenfläschchen hält. Es kommen aber auch ohne einen solchen unmittelbaren Zusammenhang einzeln offenbar — wie schon die sorgfältige Einpassung und aufrechte Lage andeutet — absichtlich vergrabene Gefässe, wie es scheint stets neu oder doch wenig gebraucht vor. Die Todtenurnen sind getreu dem Brauch das Alterthümliche bei Leichenceremonien zu bewahren, ohne Verzierung und roh, dennoch, wie das eine vorgelegte, wiewohl ohne Drehscheibe verfertigte Probestück zeigt, nicht von dem atavistischen Burgwallstil. Dagegen sind die ceremoniellen und wirthschaftlichen Gefässe ausweislich eines der Gesellschaft nicht minder gezeigten Exemplars sorgfältiger, ja mit künstlerischem Streben gefertigt. Das Specimen ist wie ein kleines Milchtöpfchen gestaltet mit Henkel ohne Tülle, 52 mm. hoch, am Rande 59 mm. weit, 15 mm. unter demselben ausgebaucht und hier 62 mm. weit. Die Dicke wechselt zwischen 4 und 6 mm., 15 mm. unter dem Rande sind seichte Rillen als Verzierung gezogen. Der Bauch ist schräg mit Rippen (ammonshornartig) versehen, eine Ausschmückung, welche auf Gefässen in hiesiger Gegend (z. B. bei Schöneberg nahe Berlin, bei Cöpenick u. s. f.) vorkommt. In der Mitte der Unterseite des Bodens ist eine halbkugelige Vertiefung, als wenn das Gefäss auf einer Drehscheibe oder wenigstens in einer Form gestanden habe. Der interessanteste Fund, den wir hierbei machten, war ein zierlich gearbeiteter Steinhammer von 78 mm. Länge bei 30 mm. Höhe, auf einer Seite mit beilartiger Schärfe, auf der anderen platt. Er ist polirt und sehr glatt durchbohrt, der Durchmesser des Lochs auf der einen Seite 10, auf der anderen nur 7 mm. weit. — Die Abwesenheit von Eisen, der Gebrauch von Bronce- und Steinwaffen würde nach herkömmlicher Annahme die Localität sonach um ein beträchtliches Alter zurückrücken. Auch ein Urnenfragment mit roh eingeschnittenen geraden Linien wurde ausgegraben.

Zum Beschluss unseres Ausflugs wandten wir uns zu dem eine Viertelmeile östlich belegenen Violen-Werder bei dem Dorfe Leest. Dieser zwischen einem Sumpf und der Wublitz gelegenen Fundstelle, die voll von vorgeschichtlichen Antiquitäten steckt, gedenken die uns zugänglichen Quellen ebenfalls nicht. Herr F. Michaelis aus Leest, Besitzer einer der Parcellen auf der Insel, gab uns mit Zuvorkommenheit die Erlaubniss zu den nöthigen Nachforschungen. Der Werder ist eine Diluvialscholle, die auf dem trockenen Theil Helix strigella, an ihrem bruchigen Fusse dagegen wiederum H. fruticum und H. arbustorum beherbergt. Ein einziger Zugang führt an der Landseite vom Galgenberge aus mittels einer künstlichen, durch eine Knüppelunterlage verstärkten Sandschüttung von Leest her durch den Sumpf auf

den als eine natürliche Citadelle den Eingang zur Wublitz und zum Schlänitzsee beherrschenden Werder.

Der Boden desselben ist zum Theil sehr fruchtbar und gerade dort ersichtlich durch vorgeschichtliche Wirthschaftsabfälle, namentlich Aschenschichten geschwärzt. Hier finden sich auch zur Bestätigung die Reste archaistischer Töpferwaaren in solcher Menge, dass man trotz aller durch den Pflug, die Egge und den Pflanzenwuchs angerichteten Zerstörung, an die Fortschaffung aller Fragmente nicht denken kann. Broncene Waffen- und Geräthstücke wollte der Besitzer wiederholt gefunden und fortgeworfen haben. Vor einiger Zeit kam ein grosser platter Stein mit einer Höhlung zum Vorschein, in welcher ein künstlich zugerichteter Reibestein lag, der Beschreibung nach ein Kornquetschapparat, der durch Unterrajolen wieder in den Erdboden versenkt ist. Hier tritt nun der Habitus des Räuberberges unverkennbarer Weise nochmals auf: riesenhafte Gefässe mit 16 mm. dicken Wänden, zum Verwechseln denen von der Marienhütte und von der Friedrich'schen Villa auf beiden Dahmeufern bei Köpenick ähnlich, wahrscheinlich der Schwere und Unförmigkeit wegen in Korbgeflechten gebrannt oder wenigstens verwahrt; dann schwärzliche mürbe Gefässe, immer noch 6 bis 8 mm. dick, mit wellenförmigen Einritzungen oder Eindrücken, welche mit einem Holzspahn als Zierrath bewerkstelligt erscheinen. Einzelne Gefässe sind mit Röthel bemalt. Gespaltene Thierknochen (Schwein etc.) fehlen auch hier nicht.

Wegen vorgerückter Zeit konnte diese gründlicherer Untersuchung bestens zu empfehlende vorhistorische Ansiedlung nur oberflächlich besichtigt werden, immerhin werden unsere Ergebnisse eines einzigen Tages wiederum beweisen, wie unser märkischer, von den Alterthumsforschern im Vergleich mit anderen Gegenden Deutschlands so vernachlässigter Boden noch reich an Resten der entlegensten Vorzeit ist.

Beschreibende Ethnologie Bengalens

aus offiziellen Dokumenten zusammengestellt von Colonel Dalton, Reg. Commissär von Chutia Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Gossnerscher Missionair in Ranchi. 1873.

(Fortsetzung.)

III. Die Manipuris und ihre Nachbarn.

Mythe. Die Shastrs der Hindus beschreiben Manipur als ein paradiesisch schönes Thal voll Gold und Silber und kostbaren Edelsteinen, wo man die schönsten Frauen, die tapfersten Männer, die prachtvollsten Blumen und Früchte und die ausgesuchtesten Wohlgerüche fand. Pandow Arjun kam

auf seinen Wanderungen während seines 12jährigen Exils mehrere Male hierher. Er heirathete die Tochter des Königs, welche ihm einen Sohn gebar, unter dessen Regierung sich das Land zur höchsten Blüthe entwickelte.

Geschichtliche Notizen. Linguistische und psychische Verwandtschaft zwischen den jetzigen Manipuris und den Nagas und Kukis ist nachgewiesen. Das Manipurthal war zuerst von mehreren Stämmen, den Kamal, Luang, Moirang und Meithei, besetzt. Die Letzteren errangen sich nach und nach die Oberherrschaft über die Ersteren, so dass die ganze Colonie den Namen Meithei erhielt. Sie nahmen später die Hindureligion an und gaben sich nun als Hindu-Abkömmlinge aus. Es ist möglich, dass diese Horden früher mit arischen Stämmen in Berührung kamen und sie bezwangen, denn noch jetzt findet sich unter den Manipurs ein Stamm, Meiung genannt, dessen Sprache Sanskrit Abstammung verräth. Die Moirangs kamen vom Süden her, die Kamals vom Osten und die Meitheis und Luangs von Nord-West. Die Traditionen aller dieser Stämme bezeichnen die Manipuris als ihre Nachkommen. Die Manipuris sind den Nagas sehr ähnlich, obwohl ihre Züge feiner geworden, und bei feierlichen Gelegenheiten erscheinen ihre Herrscher angethan mit den Insignien der Naga-Fürsten. Col. Mac Culloch erzählt, dass bei der Thronbesteigung „phumbankaba“ das Herrscherpaar im Naga-Costüm erschien und dass das „Yietschan“, die Residenz des Meithei Chief stets im Baustyl der Nagas errichtet ist. —

Ihre Annalen datiren vom 30sten Jahre der christlichen Zeitrechnung und enthalten die Geschichte von 47 Königen. Der General Sandong, ein Bruder des Königs vom Schanreich Pong, besuchte Manipur im Jahre 777 und bewog das Volk Kleider anzulegen. Im Jahre 1475 verlangte ein anderer König von Pong die Hand einer Meithei-Prinzessin. Er kam bei dieser Gelegenheit ins Land und unterrichtete seinen Schwiegervater im Häuserbauen. Es ist Thatsache, dass die Häuser der Manipuris genau den Wohnungen der Khamtis, einem Schan-Volke, gleichen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts brachen die Barmesen in Manipur ein und würden das ganze Land erobert haben, wenn sie nicht von den Britten besiegt worden wären. Col. Mac Culloch bezeichnet die Zeit vor der Regierung des Königs Gharib Nawaj, alias Sambeiba (Sambeiba wurde als Nagaknabe vom König Charai Bombu adoptirt. Er erschoss seinen Adoptiv-Vater und bemächtigte sich 1714 des Thrones) als diejenige Periode, in welcher der Hinduismus Eingang in Manipur gewann. Die älteste Brahmanenfamilie heisst: „Hangoiban“ Froschgeschlecht. Der erste Brahmane setzte nämlich durch seine häufigen Abwaschungen die Manipuris so in Erstaunen, dass sie ihm den Beinamen Frosch gaben. Die Brahmanen, welche zuerst ins Land kamen, waren unverheirathet, die Manipuris gaben ihnen aber Frauen und zwar aus der Keiklasse. Ausser den Brahmanen giebt es noch eine Kaste von Priesterinnen, welche vor vielen 100 Jahren von einer Prinzessin ins Leben gerufen wurde. Zu dieselben gehört jedes weibliche Wesen, welches beweisen kann, dass es

inspirirt ist. Diese Priesterinnen kleiden sich weiss und verdienen durch Wahrsagen oft so viel Geld, dass sie sich Ländereien und Sklaven halten können.

Feste. Das Hindufest, „Dassera“, von ihnen „Kwaktalba“ genannt, wird auch bei ihnen gefeiert. Ihre Nationalfeste sind: Hiyang, Lamtschail und Hantschong, bei denen man sich besonders mit Hockey, Brotfahren und Wettrennen amüsirt. Der Ursprung dieser Feste gehört augenscheinlich der vorhinduistischen Zeit an, denn nach Beendigung derselben werden die Gäste mit Fleisch regalirt, welches von den im Laufe des Jahres gefallenen Kühen, Büffeln, Hunden und Katzen abgeschnitten und präservirt wurde. Die Manipurifrauen leben gegen Hindubrauch vollständig frei. Sie stehen dem Haushalt vor, besorgen die Aussenarbeit und den Einkauf der Lebensmittel. Junge Frauen und Mädchen kommen öfter zu einem Spiel zusammen, an dem auch junge Burschen Theil nehmen dürfen, es heisst: „Kangsanaba“ und besteht darin, dass die Spielenden mit einem elfenbeinernen Discus nach dem Saamen einer Schlingpflanze, Kong genannt, werfen, welche in den Fussboden des Hauses gesteckt ist.

Costüm. So lange die Manipurifrauen jung sind, zeichnen sie sich durch ihre schönen sanften Züge vortheilhaft vor den Frauen der Nachbarstämme aus. Ihr Hauptanzug ist ein buntfarbiges Gewand, welches über den Busen und unter den Armen zusammengefaltet wird und bis auf die Knöchel reicht. Junge Mädchen tragen Mieder und kurzes Hüftgewand.

Gebräuche. Die Manipuris haben kein geschriebenes Gesetz, aber uralte Gebräuche, welche als Gesetz gelten, so z. B. ist Sklaverei erlaubt; wenn aber ein Sklave seinen Herrn verlässt und zu einem andern geht, so nimmt man an, dass er schlecht behandelt worden ist und gestattet seinem Herrn nicht, den Flüchtling wieder einzufangen. Ein Mann darf seine Frau verstossen, thut er dies aber, ohne dass sie Grund dazu gegeben, so hat sie das Recht, sich all sein persönliches Eigenthum, mit Ausnahme eines Bechers und seines Lendenkleides anzueignen. Die grösste Strafe für eine Frau besteht in einer öffentlichen Ausstellung derselben mit geschorenem Kopf. Brahmanen werden verbrannt, wenn sie sich gegen die bestehenden Gebräuche vergehen. Der herrschende Fürst ist Autokrat, und Verrath gegen ihn das schwerste aller Verbrechen.

IV. Die Kupuis.

Die Berge, welche das Thal Manipurs umgeben, sind spärlich bevölkert. Ihre Bewohner sind theils Stammgenossen der Manipuris, theils Kukis und Nagas. Unter den ersteren sind die Kupuis die Interessantesten. Sie leben zwischen Katschar und Manipur in permanenten Niederlassungen, an denen sie mit grosser Liebe hängen. Diese Dörfer liegen gewöhnlich auf den Spitzen der Berge.

Dörfer. Die Häuser sind fest gebaut mit Giebelenden. Der Mittel-

pfosten steht aber nicht senkrecht, sondern neigt sich nach hinten, wo das Dach beinahe bis auf die Erde reicht. Ihre Vorrathshäuser, in denen sich auch ihre Kostbarkeiten befinden, liegen in einer Gruppe zusammen an geschützten Orten. Wenn sie Land urbar machen, so fällen sie den Wald, verbrennen ihn, wenn er dürr geworden, hacken die mit Asche bedeckte Erde etwa einen Zoll auf und werfen den Saamen hinein. Hat dies neubebaute Land seinen Ertrag gegeben, so lassen sie es die folgenden 10 Jahre unbenützt liegen.

Col. Mc. Culloch erzählt von diesem Stamm. Des Morgens hört man schon frühzeitig das Reisstampfen der Frauen, welche denselben in grossen hölzernen Mörsern von seiner Hülse befreien. Sobald dies geschehen, kochen sie das Frühstück für Mensch und Vieh. Nach der Mahlzeit holen die Frauen Wasser, welches sie in Bambusröhre schöpfen und in Körben nach Hause tragen. Hierauf wird Feuerholz gesammelt; dann gehts an die Hausarbeit, d. h. die Frau sieht nach, ob ein genügender Vorrath von selbstgebrautem Reisbier für den Hausherrn da ist. Dann beschäftigt sie sich mit Spinnen oder Weben und mit allem Anderen, nur nicht mit Fegen und Reinmachen. Dafür haben sie keinen Sinn, im Gegentheil, ein recht schmutziges Haus scheint ihrer Ansicht nach das Richtige zu sein. Der vordere Raum liegt gewöhnlich voll Reisspreu, auf der die Schweine ihren Morgenschlummer fortsetzen, oder umhergrunzend mit den Hühnern zusammen nach Nahrung suchen. Dieser Raum ist an den Seiten mit Bambusbänken versehen, und dient als Empfangszimmer. Die Familie schläft im hinteren Raum. Die Männer lungern den Tag über umher, wenn sie nicht auf dem Felde oder auf der Jagd sind, und sitzen des Abends vor ihren Häusern auf grossen Steinplatten, welche die Gräber ihrer Vorfahren bedecken. Hier wird viel geschwatzt und unmässig viel geraucht. Grüner Taback!! füllt ihre Pfeifen, und die im Abguss sich sammelnde Flüssigkeit gilt ihnen als der süsseste Trank. Sobald die jungen Bursche ein Stück Zeug um die Lenden legen, dürfen sie nicht mehr im Hause schlafen, sondern müssen mit ihren Genossen in einer Junggesellenhütte campiren. Diese steht unter dem Commando der Seniore, welche ein despotisches Regiment über ihre Cameraden führen. Die jungen Mädchen haben gleichfalls ein besonderes Haus.

Feste. Das erste Fest: „Enghan“ fällt in dem Dezember und wird 5 Tage lang mit Tanzen, Singen und Schmausen gefeiert. Das zweite „Reingnai“, im Januar, dauert 3 Tage. An einem dieser 3 Festtage holen die Männer selbst Wasser und kochen und essen ihre Mahlzeiten getrennt von den Frauen. Eine von Platanen gemachte Menschengestalt wird an dem Tage an einen Baum gehangen und mit Knütteln und spitzen Bambusstöcken wieder herabgeworfen. Bei diesem Feste werden die Gräber der Verstorbenen mit dem Nationalgetränk besprengt und am Schlusse sucht man durch Omen zu erfahren, welches das zur Urbarmachung geeignetste Land ist, und ob das kommende Jahr ein glückliches sein wird. Im Februar haben sie ein

drittes Fest, an welchem sie allen Kindern, welche im vergangenen Jahre geboren wurden, die Ohren durchlöchern. Hierauf folgt das Niederhauen des Jungles auf dem zu bebauenden Lande. Sind sie damit fertig, so benutzen sie die Gelegenheit, um ein viertes Fest, „Udon Yang", zu feiern. Das Festgetränk dabei ist Ingwersaft. Das fünfte Fest findet im Juli statt. Sobald es vorüber, werden alle Dorfwege in Ordnung gebracht.

Sitten. Wenn die Frau eines Mannes stirbt, so haben die Kupuis die besondere Sitte, dass der Vater oder nächste Verwandte der Verstorbenen sich vom trauernden Ehemann die Knochen derselben bezahlen lässt. Den Preis nennen sie „Mundu". Er braucht aber nicht entrichtet zu werden, wenn der Tod durch wilde Thiere, durch einen Feind, durch Cholera oder Blattern oder durch Anschwellungen verursacht wurde.

Die zunächst wohnenden, den Kupuis verwandte Stämme sind die Songbu und Pirou, deren Nachbaren wieder die Quoireings sind, deren Sprache zwar etwas von der der Kupuis abweicht, die aber sonst mit den letzteren durchgehends Aehnlichkeit haben. Weiter südlich und südöstlich leben Varietäten der Kukis, und östlich Nagastämme, unter denen die Luhupas die wichtigsten sind.

Luhupas. Dies ist ein starker und rauflustiger Stamm. Wenn die Luhupas nicht mit auswärtigen Feinden zu thun haben, so bekriegen sie sich untereinander. Ihre Waffen sind sehr lange Speere, Schilde, Bogen und vergiftete Pfeile. Als Kopfschmuck tragen sie die Haarflechten der von ihnen gemordeten Frauen. Wenn der älteste Sohn heirathet, so müssen sich die Eltern eine andere Wohnung suchen, ebenso bei der Heirath des zweiten Sohnes. Der Arbeitsanzug eines Luhupa besteht in einem Elfenbeinring, der über das praeputium gestreift ist!

Westlich von den Luhupas wohnen Mow- und Muramstämme, die, obgleich eng verwandt, doch in steter Fehde miteinander leben. Nördlich von den Mows sind die Angami-Nagas, derer schon unter den früher beschriebenen Stämmen Erwähnung geschah.

8. Abtheilung. Die Mikirs.

Dieser Stamm lebt neben den Kukis am Kopilifluss in den Gebirgen Naugongs. Nach ihrer eigenen Aussage wohnten sie früher zwischen Naugong und Katschar im Tolaramsland. Von den Katschares aus ihren Wohnsitzen vertrieben, flüchteten sie sich nach Jaintia, als man sie hier aber nicht nach Wunsch aufnahm, stellten sie sich unter den Schutz der asamesischen Könige. Man sagt, diese hätten ihnen das Versprechen abgenommen, nie Waffen zu tragen. Jedenfalls sind die Mikirs die friedlichsten aller bisher genannten Völker.

Tracht. Ihr Anzug gleicht dem der Kasias und besteht aus zwei rothgestreiften Zeugstücken, welche in Sackform zusammengenäht und wie ein

Hemde über den Oberkörper gezogen werden. Sie leben in Schaaren vereinigt in geräumigen, über dem Erdboden errichteten Häusern, zu denen ein mit Einschnitten versehener Balken oder Stamm als Treppe führt. In einem Hause, dessen Inneres nicht abgetheilt ist, leben oft an 30 verheirathete Paare mit ihren Kindern. Sie essen alles, ausser Kuhfleisch und Milch. Polygamie ist nicht erlaubt, und Wittwen dürfen wieder heirathen. Sie verehren ein höchstes Wesen, „Hempatim" genannt. Der Stamm zählt gegen 25,000 Seelen.

9. Abtheilung. Die Dschaintias und Kasias

wohnen jenseits des Kopili. Sie sind eine starkgebaute, thatkräftige und kriegerische Race. Ihre Waffen: Bogen und Pfeile, langes blosses Schwert und Schild begleiten sie stets. Der letztere dient ihnen zugleich als Regenschirm. Das Reich vererbt sich bei ihnen nicht vom Vater auf den Sohn, sondern wenn der Thron vacant ist, geht die Herrschaft auf den Sohn der Schwester des verstorbenen oder abgesetzten Königs über. Der Gemahl dieser Prinzessin wird stets von einer Versammlung von Chiefs aus den besten Familien gewählt; auf diese Weise bleibt das herrschende Geschlecht unvermischt mit fremdem Blut.

Die Engländer kamen zuerst im Jahre 1826 mit diesen Stämmen in Berührung. Der Kasia-König von Nanklac wünschte einen Landstrich, der zu Asam geschlagen worden war, wieder zu erlangen. Die englische Regierung erklärte sich bereit, seinem Wunsche zu willfahren, wenn er seinerseits dafür Sorge tragen wolle, dass den britischen Unterthanen freier Durchgang durch das Kasia-Territorium gestattet werde. Man schloss ein Bündniss, welches 2 Jahre aufrecht erhalten wurde. Da ermordeten die Kasias plötzlich den Lieutenant Bedingfield und kurze Zeit darauf den Lieutenant Buston mit seinen Begleitern. Das ganze Kasia-Bergland wurde nun mit Krieg überzogen und unterworfen.

Man fand das Land 3500 □Meilen gross in kleinere Staaten von 20 bis 70 Dörfern eingetheilt, welche unter erblichen Chiefs eine Confederation bildeten. Sie glichen einer Zahl kleiner Republiken, welche in gewissem Masse unter der Controle ihrer Confederirten standen. Hierin lag auch der Grund der oben erwähnten Ueberfälle. Der Naklao-König Tirat Singh hatte das Bündniss mit den Engländern abgeschlossen, ohne seine Bundesgenossen zu befragen. — Das Land ist sehr gebirgig, doch findet man bis zur Höhe von 2000′ pflügbaren Boden, auf dem Orangen, Citronen, Ananas, Mangos nebst wilden Erdbeeren und Stachelbeeren in grösster Fülle wachsen.

Monumente. Ueber das Kasialand zerstreut findet man eigenthümliche Steindenkmäler, welche grosse Aehnlichkeit mit den Steinmonumenten haben, welche man sowohl in England und anderen Theilen Europas, als auch in den Nilgiris und unter den Ureinwohnern Chutia Nagpurs antrifft.

Diese Denkmäler sind entweder grosse rundliche Steinplatten, welche auf kurzen Säulen ruhen, oder lange aufrecht stehende irregulär geformte Säulen. Die ersteren liegen oft in grosser Anzahl neben einander und bedecken die Asche der Ahnen. Die Monolithen sind Gedenksteine, denn wenn man einen Kasia fragt, warum sie errichtet worden, so sagt er: um die Namen unserer Vorfahren zu bewahren.

Begräbniss. Die Leiche bleibt 4 oder 5 Tage, oft aber auch so viel Monate im Hause. Während des Decompositionsprocesses legt man sie in einen hohlen Baumstamm, um sie darin zu räuchern. Wenn alle Vorbereitungen beendet sind, wird sie auf eine Bahre gelegt und von 4 Männern mit grosser Feierlichkeit nach dem Platz getragen, auf dem sie verbrannt werden soll. Auf dem Wege dahin blasen eigends dazu bestimmte Leute eine Trauermusik auf Bambusflöten begleitet von dem Wehklagen der Leidtragenden. Wenn der Zug auf dem Verbrennungsplatz angelangt ist, wird die Leiche von der Bahre genommen, aber so, dass sie von der Versammlung ungesehen bleibt, und in einen Kasten gelegt, der auf 4 Füssen ruht; unter diesen schichten sie das Brennholz auf. Während der Körper brennt opfern sie dem Geist des Verstorbenen Thiere, Betelnüsse etc. und schiessen nach den 4 Himmelsrichtungen Pfeile ab. Die Asche wird sorgfältig gesammelt und in einem irdenen Gefäss im Hause so lange aufbewahrt, bis durch Divination ein günstiger Tag bestimmt worden ist, an welchem sie dann unter Begehung besonderer Festlichkeiten in ein Grab gesetzt und mit einem der oben erwähnten Steinplatten bedeckt wird.

Heirathen. Sie schliessen ihre Ehen ohne besondere Ceremonien und lösen sie eben so leicht. Wenn Eheleute nicht mehr mit einander leben wollen, so zeigen sie ihren Entschluss dadurch öffentlich an, dass sie einige Muscheln, die sie einander gegeben, wegwerfen. Die Kinder bleiben bei der Mutter.

Character etc. Die Bewohner der Kasiaberge sind bekannt als ehrlich, aber auch als träge und ungeschickt. Sie verstehen kein Handwerk und leben nur von den Ertrag ihres Feldes und der Jagd. Col. Yule erwähnt, dass sie gewisse Nahrungsgegenstände verabscheuen und sie nicht einmal in der Nähe ihrer Wohnungen dulden; es erinnert dies an die Sitte der Bechuanen in Afrika, welche die Thiere nicht essen dürfen, nach denen ihre Stämme genannt sind. Ihre theologischen Begriffe sind äusserst gering. Sie kennen ein höchstes Wesen, verehren aber nur niedere Geister, welche in den Bergen und felsigen Thälern, oder in Hainen wohnen. Sie befragen aber gern Auspicien und suchen dieselben in Eiern, deren sie oft eine grosse Menge zerbrechen, um das gewünschte Zeichen zu erhalten. Ehe sie Spirituosa zu sich nehmen, opfern sie der Gottheit eine Libation, indem sie einen Finger 3 Mal in das Gefäss tauchen und einen Tropfen über die beiden Schultern werfen und an ihrer rechten und linken Seite herunter laufen lassen.

Strafen, Wasserproben. Geldstrafen waren in den Gerichtshöfen

der Könige das Gewöhnlichste, oft wurde auch der Uebelthäter mit seiner Familie Eigenthum des Königs. Bisweilen wandte man die Wasserprobe an: Beide Partheien mussten ihre Köpfe in das Wasser einer heiligen Pfütze stecken, und wer den Kopf am längsten unter Wasser behielt, gewann den Prozess. Man konnte diese Probe aber auch durch Stellvertreter durchmachen lassen. Wenn der Kasia nichts besseres zu thun hat, so pfeift er, sie verstehen die Kunst, die sonst unter den Asiaten wenig betrieben wird, ganz ausgezeichnet. Ihre Kinder amüsiren sich nach Art der europäischen Jugend mit Kreiseln und Stangeklettern.

10. Abtheilung. Die Garos.

Das Territorium dieses Volkes liegt zwischen dem 25. und 26.° nördlicher Breite. Im Norden und Westen liegen ihre Distrikte Hebraphat, Matschpara, Kalamalapara und Karibari, welche bis an den Brahmaputr reichen; im Süden liegen Sherpur und Susung und im Osten die Kasiaberge.

Das Innere dieses Landes ist zum grössten Theil unerforscht, es soll von gewaltigen Gebirgsmassen bedeckt und wenig bewohnt sein, da die Garos es vorziehen, sich an den niedrigen Hügeln anzubauen. —

Die Garos werden von den Bengalen als Malwa und Bemalwa bezeichnet, welches aber so wie Bor und Abor in Oberasam: abhängig und unabhängig bedeutet. Sie selbst unterscheiden sich in 3 Nationalitäten, von denen die den Kasias zunächst wohnende Nanya heisst, der Centralstamm heisst Leintia und der letzte Abengya. Buchanan erzählt, dass die Garos im Innern sich Kotschna Sindeya nennen. Jeder Stamm hat seine abhängigen und unabhängigen Zweigstämme. Die Nanyas sind die hellfarbigsten unter ihnen und gleichen den Kasias sowohl im Aeussern, als auch in Hinsicht der Sprache. Die Sprache der westlichen Garos ist ihnen unverständlich.

Die Garos besitzen keine Traditionen über frühere Wanderungen und dergl. Sie halten sich für Autochthonen und glauben mit den Buts und den Engländern!! verwandt zu sein, aber weder ihre Sprache noch ihre Sitten geben irgend welche Anhaltepunkte, aus denen man auf eine Verwandtschaft zwischen ihnen und den Buts schliessen könnte.

Mythologie. Der Hauptinhalt ihrer Götterlehre ist folgender: Rischi Salgong ist Herr der Götter. Er lebte im Himmel, stieg aber mit seiner Frau Apongma oder Momim (die Mainon, Frau des Gottes Batho der Katscharis) auf die Erde herab. Sie wohnten hier auf dem Berge Tura und hatten 2 Kinder: einen Sohn Kengra Barsa, welcher der Vater des Feuers und aller Himmelskörper ist, und eine Tochter Mining Midscha, welche den Sohn Dongdschomas, der Mutter der Menschheit, heirathete. Sie selbst und ihre Tochter Ret Rebong verloren ihre Gatten durch den Tod und blieben im Wittwenstande auf dem Tura, während Rischi Salgong und Apongma in den Himmel zurückkehrten.

Nastu entstand aus einem selbstgelegten Ei und schuf die Welt. Vorher lebte sie auf eine Wasserlilie; als ihr das aber unbequem wurde, schickte sie zu Hiraman, dem Könige der Unterwelt, und bat ihn um etwas Erde. Als sie dieselbe erhalten, machte sie daraus für sich und ihre Nachkommen einen Sitz, welchen sie mit der Thier- und Pflanzenschöpfung füllte. Aus ihrem Leibe brachen Wasserströme hervor (die Flüsse), darauf gebar sie ein Magar (Crokodil). Im Pflanzenreich erschienen zuerst Gräser und Rohrarten. Unter den Thieren, welche auf trockenem Lande wohnen, war das erste Matschidobo, ein Hirsch (der Dertschagal der Asamesen, wer ihn sieht, der stirbt). Dann kamen Fische, Frösche, Schlangen, Bäume, Büffel, Gänse und ein Priester! Der Catalog schliesst mit einer Tochter, die wahrscheinlich den Priester heirathete, denn sie hatte Kinder: einen Sohn, welcher, wie oben gesagt, die Tochter Rischi Salgongs heirathete, und 3 Töchter, welche die Mütter dreier Menschenracen sind. Die älteste Mischali ist die Mutter der Buts, welche die ersten Menschen waren, von der zweiten Tochter kommen die Garos her, und von der dritten, Midíli, stammen die Feringis (Europäer).

Dongdschongma gründete Rangsiram, eine Stadt im Mittelpunkt des Garolandes. Dort lebt sie noch und ist gegen alle, die zu ihr kommen, sehr gastfrei. Die Einwohner Rangsirams sprechen nicht. Manchmal werden die verstorbenen Garos dort wiedergeboren; der gewöhnliche Ort aber, an dem die Garos nach ihrem Tode wiedererscheinen, ist Naphat, welches im Innern des Landes in den unzugänglichen Gebirgen liegen soll.

Die Priester recitiren oder singen bei Begräbnissee und anderen feierlichen Gelegenheiten wunderbare Legenden von fabelhaften Thieren, welche frühar auf Erden hausten und von den Göttern bekämpft und erlegt wurden, oder erzählen, wie Göttinnen sich mit diesen Ungeheuern verbunden und allerhand gräuliche Wesen erzeugt hätten.

Buchanan sagt, Salgong oder Saldschang bedeutete das Firmament, die Himmelskörper und Wald- und Berggeister seien die Agenten, durch deren Hülfe die Welt regiert werde. Die ersteren erhalten weisse Hähne als Opfer; die höheren Gottheiten Spirituosen Reis und Blumen. Sie haben weder Tempel noch Bilder. Vor jedem Hause steht eine lange Bambusstange in der Erde, an deren Zweige die Garos Fadenbüschel und Blumen befestigen, hier werden die Opfer gebracht.

Priester. Diese heissen Kamal. Sie heirathen, treiben Ackerbau und ziehen in den Krieg wie ihre Nachbarn. Das Amt ist nicht erblich, sondern jeder kann Priester werden, der die feststehenden Gebetsformeln auswendig weiss. Zu ihrer Arbeit gehört auch das Weissagen aus den Eingeweiden und der Leber der Thiere. Die Bengalis nennen diese Leute odschhōs, welches Wort von der Hindiwurzel „odschh", Eingeweide, herkommt. Col. Dalton war bei einer Opferceremonie zugegen und erzählt, dass die Priestertracht bei dieser Gelegenheit aus einer Pfauenfeder bestand, welche der

Mann ins Haar gesteckt, und aus Sandalen, die seine Füsse bekleideten. Der Kamál war bei einem Krankheitsfall gerufen worden, er nannte den Gott, welcher das Leiden verursacht und nachdem er das zu seiner Versöhnung nothwendige Opfer bestimmt hatte, setzte er sich vor die oben beschriebene Bambusstange, unter welcher ein kleiner Altar errichtet worden, und murmelte Gebete her. Während dieser Zeit wurde das Opfer beständig um den Altar herumgeführt, dann weggenommen, gewaschen und wieder zum Priester gebracht, der es streichelte und mit Salz fütterte. Als dies mehrere Male wiederholt worden, schlug man den Kopf des Thieres mit einem Schlage ab, und bestrich den Altar mit dem Blute desselben. Der Kranke lag während des Verlaufs dieser Ceremonien neben dem Priester.

Dörfer. Wenn man sich einem Garodorfe nähert, so sieht man zunächst die hohen Hütten, welche sie in den Feldern 20 bis 30′ hoch auf Bambuspfählen und Baumstämmen zur Bewahrung ihres Getreides errichtet haben. Die Häuser selbst lehnen sich gewöhnlich an Hügel an und sind auf Bambusplattformen gebaut. Die Hälfte einer Wohnung ist offen von einem Ende zum andern und dient als Wohnstube und Küche. Zu beiden Seiten dieses Raumes sind kleinere Verschläge, welche als Schlafkammern benutzt werden. Die Jünglinge müssen in dem schon oft erwähnten Junggesellenhause schlafen, dessen Balken und Säulen mit phantastischem Schnitzwerk verziert sind. Das Wasser der von den Hügeln herabrinnenden Bäche wird durch Bambuskanäle in die Dörfer geleitet. Jeder Hauswirth hat seinen eigenen Aquäduct, der ihn mit krystallklarem Trinkwasser versorgt und ihm die Gelegenheit giebt, so oft er will, unter der Oeffnung des Bambusrohres ein köstliches Douchebad zu nehmen. Der Verfasser fand in dem Hause eines Chiefs auch eine Statue, welche zum Andenken an einen berichtenden Häuptling Tokal errichtet worden war. Es war eine hölzerne Mannesfigur mit allerhand Schmuck und Flitter behangen, über deren Kopf man einen alten Regenschirm zum Schutz gegen Wind und Wetter angebracht hatte. Col. Dalton hatte dem Chief ein Ehrenkleid mitgebracht, welches die englische Regierung ihm zum Geschenk machte. Er war so stolz darauf, dass er es wohl über eine Woche Tag und Nacht anbehielt. Bei dieser Gelegenheit gab der Chief ein Festessen, zu dem gegen 200 Gäste geladen waren. Diese liessen sich in einem Kreise um die Kochtöpfe nieder, in denen ein ganz appetitlich riechendes Gericht von kleingehacktem Schweinefleisch mit Reis und Gemüse brodelte. Die Köche häuften, nachdem alle Gäste erschienen, die Speisen auf grosse Blattteller und stopften, im Kreise umhergehend, Händevoll davon in den Mund der Dasitzenden, andere Diener folgten ihnen mit Kürbisflaschen, welche mit dem Lieblingsgetränk der Garos gefüllt waren und gossen den Inhalt derselben ebenfalls in die Kehlen der Gäste, die still dasassen, kauten und schluckten, und so oft die Diener herankamen, nur den Mund aufsperrten, um neue Portionen zu empfangen. – Nach der Mahlzeit wurde ein Stiergefecht abgehalten, an dem die Garos eben so viel Gefallen zu haben scheinen,

als die Spanier. Wenn Stämme, die bisher in Streit gelebt haben, Frieden schliessen wollen, so werden sie von der vermittelnden Parthei auf neutralem Boden zusammengebracht. Die Repräsentanten schwören hier, den Frieden aufrecht zu erhalten, indem sie in ihre Schwerter beissen und sich gegenseitig Speisen und Reisbier in den Mnnd stopfen und giessen.

Heirathen. Der Verfasser erwähnt ferner, dass bei den Garos die Mädchen das Recht haben, sich ihre Ehemänner zu wählen. Wenn ein Mädchen Gefallen an einem Burschen gefunden, so theilt sie ihm mit, dass sie an einem versteckten Orte im Walde auf ihn warten würde. Sie selbst begiebt sich dorthin und nimmt für einige Tage Nahrung mit. Der Auserwählte theilt die frohe Nachricht seinen intimen Freunden im Junggesellenhause mit und begiebt sich an den Ort des Rendez-vous. Hier bringt das Paar einige Tage zu, worauf sie in das Dorf zurückkehren und ihre Vereinigung öffentlich proklamiren. Sollte ein Jüngling sich von seinen Gefühlen hinreissen lassen und einem Mädchen seine Liebe erklären, so wird das als eine Beleidigung der ganzen Familie angesehen, welche nur durch Schweinsblut und grosse Quantitäten Reisbier, welches die Angehörigen des Uebelthäters zu bezahlen haben, ausgetilgt werden kann. Am Hochzeitstage wird zuerst die Braut, darauf der Bräutigam an den nächsten Fluss geführt und gebadet. Die Hochzeit findet im Brauthause statt. Der Priester ruft hier die Götter um Segen für das Paar an, und befragt die Omen, ob die Ehe glücklich sein werde. Zu diesem Zwecke legt er einen Hahn und eine Henne mit ihren Köpfen nebeneinander auf den Boden und schlägt sie mit einem Stock derb über die Hälse. Sterben beide zugleich von dem Schlage, so zeigt das eine lange und glückliche Ehe an. Stirbt aber blos eins oder trennen sich die beiden Hühner ehe sie sterben, so gilt das als ein böses Zeichen.

Feldbau etc. Die Ackergeräthe der Garos sind eine Hacke, eine Dar, und eine Streitaxt, Lumbiri genannt, mit der sie einen Zahnstocher schnitzen, einen Baum fällen, einer Maus die Haut abziehen oder einem Menschen den Kopf abschlagen. Sie bauen Baumwolle, Mais, Reis, Hirse, rothen Pfeffer und Yamswurzeln, und setzen diese Produkte auf ihren Märkten um. Col. Dalton beschreibt eine Marktscene, welcher er in Putimari beiwohnte. Die hier zusammenströmenden Garos gehörten besonders dem Abengya Clan an. Der Marktplatz lag am Ufer des Kalu unter dem Schatten mächtiger Pipolbäume. Schon am Abend vor dem Markttage füllte sich der Fluss in der Nähe des Landungsplatzes mit Kähnen, Flössen etc. und lange Züge von Garos kamen von allen Seiten herab, schwer beladen mit langen Körben, in denen die Baumwolle oft 7 bis 8′ hoch über den Kopf des Trägers aufgethürmt war, so dass man in der Ferne nichts weiter sah, als hunderte von diesen langen weissen Körben, welche auf schwarzen Beinen ganz stramm dem Marktplatz zuschritten. Alle bivouakirten im Freien unter den Bäumen im Schutze dieser langen Körbe, die sie in Reihen nebeneinander stellten.

Am Morgen des Markttages häufte sich die Menschenmasse ausserordentlich, und als gegen Mittag die Markttrommel geschlagen wurde, bot der Platz einen unvergleichlich interessanten Anblick dar. Das Handeln und Feilschen beginnt nun. Geld giebts nicht. Die Garos haben desshalb schon vorher kleine Baumwollenbündel von je 2 Pfund abgewogen, welche die Stelle des Kleingeldes vertreten. Mit einer Masse dieser versehen, laufen sie wild hin und her, von einem Verkäufer zum andern. Hier steht ein schöner weisser Hahn zum Verkauf, ein Garo erblickt ihn, rennt wie unsinnig auf den Eigenthümer zu, wirft ihm 2 Bündel Baumwolle in die Hand und greift nach dem Thier. Der Verkäufer aber dreht sich kühl mit seinem Vogel zur Seite. Der Garo aufgeregt, wie ein Spieler, verdoppelt sein Angebot, und nachdem er endlich den Hahn erhalten, läuft er triumphirend zu seinen Kameraden zurück, während der Bengali die eingetauschte Baumwolle abwiegt und calculirt, wie viel er bei dem Geschäft gewonnen.

Körperbeschaffenheit. Die Garos sind von kurzer, untersetzter Gestalt mit stark chinesischer Gesichtsbildung. Die Stirn tritt nicht zurück, sondern steht mit dem Gesicht in gerader Linie; die Augen sind tief schwarz und schief eingesetzt. Das ganze Gesicht ist abgeplattet und trägt einen sinnlichen, leidenschaftlichen Ausdruck. Sie winden als einziges Kleidungsstück einen schmalen Streifen Zeug um die Lenden und befestigen die Zipfel zwischen den Beinen hindurch an der Hüfte. Die Frauen und Mädchen tragen ein Stück Zeug von etwa 10 Zoll Breite um ihre Hüften und schmücken sich mit Messing-Ohrringen und Perlenhalsschnüren.

Begräbniss. Col. Dalton beschreibt die Begräbnissfeierlichkeiten, welche er in einem Abengyadorfe sah. Die 10jährige Tochter des Dorfvorstehers war gestorben und am Abend vor seiner Ankunft verbrannt worden. Der Scheiterhaufen war nach hergebrachter Sitte nur drei Schritt vom Vaterhause entfernt errichtet worden. Trotz der Nähe greift doch bei solchen Gelegenheiten das Feuer nie weiter, da bei Verbrennung von Todten die Häuser unter dem besonderen Schutz der Götter stehen. Der Dorfstellmacher war eben dabei, aus dem einen Ende eines Holzpfahles ein menschliches Gesicht zu schnitzen, welches ein Portrait der Verstorbenen sein sollte. Diese Pfähle werden gewöhnlich in der Eingangshalle des Hauses eingerammt. Nachdem die Schnitzerei vollendet, bestrich er sie mit dem Blut der Büffel, welche zu Ehren der Todten erschlagen worden waren, und befestigte die Schädel der Thiere, sowie die Schmucksachen des Mädchens daran. Während dessen hatte man vor dem Hause ein kleines Loch gegraben und ein niedriges Bambusgerüst darüber aufgeschlagen, auf welchem 4 geschnitzte Stangen kreuzweiss lagen. Die Mutter und die Tanten der Verstorbenen legten nun mit grosser Ehrfurcht die Asche derselben in das Loch und füllten es mit Erde. Hierauf legten die andern Verwandten und Geladenen ihre Todtengeschenke auf das Bambusgerüst. Der Verfasser bemerkte darunter 3 Körbe Baumwolle, 4 Körbe ungedroschenen Reis, 2 geröstete Hühner, einige Dutzend kleiner

Krebse, gekochten Reis, Eier, rothen Pfeffer, Salz, Flaschen voll Reisbier und zuletzt zerbrochene, irdene Gefässe. Er fragte, warum sie diese beim Hineinwerfen zerbrächen und erhielt zur Antwort, dass ganze Gefässe der Verstorbenen nicht nützten, sie könne nur zerbrochene gebrauchen, deren Scherben sich um ihretwillen wieder zu ganzen Töpfen vereinigten. Nachdem alle Gaben niedergelegt waren, legte man einen Bambusdeckel auf das Gerüst und breitete ein seidenes Tuch als Decke darüber. Die jungen Burschen des Dorfes begleiteten den Act mit Trommeln und Hörnerblasen. Den Schluss der Feierlichkeiten bildete ein Stiergefecht. Das eben beschriebene Bambusgerüst bleibt 12 Monate stehen; dann wird es verbrannt. Die geschnitzten Pfosten bleiben als Denkmäler der Verstorbenen. Früher war es Brauch, dass bei Bestattungen hoher Personen eine Bande Garos ausgeschickt wurde, um dem ersten besten Bengali, der ihnen in die Hände fiel, den Kopf abzuschneiden. Man meinte, die auf diese Weise Hingeschlachteten würden den Göttern ein angenehmes Todtenopfer sein.

Der Verfasser beschreibt schliesslich die Garos als gutmüthig, gastfrei und, was man so selten unter den östlichen Nationen findet, wahrheitsliebend. Sie gehen ihre Verpflichtungen nicht schnell ein, aber wenn sie einen Bund u. dergl. schliessen, so halten sie ihr Versprechen. Sie sind zärtliche Väter und gute Ehemänner. Ebenso sind die Frauen keusch und gute Mütter.

(Fortsetzung folgt).

Die syrische Dreschtafel.

Von Dr. J. G. Wetzstein.

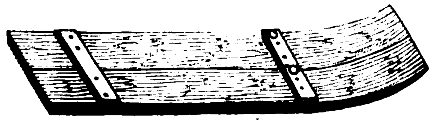
In der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie vom 11. Januar d. J. wurde eine Anzahl für die Dreschtafel bestimmter Steine vorgelegt, was mehreren Mitgliedern der Gesellschaft Veranlassung gab, sich über dieses in den Küstenländern des Mittelmeeres seit uralten Zeiten heimische landwirthschaftliche Geräth zu äussern. Auch ich machte damals einige Bemerkungen, und an diese schliesst sich der folgende Exkurs an. Zwar wird sich derselbe auf die syrische Tafel beschränken, diese aber besitzt ganz dieselben Eigenschaften, welche bei allen Varietäten dieser Dreschmaschine die wesentlichen sind; wenigstens in Aegypten, der Berberei und Andalusien, desgleichen in Kleinasien und auf Cypern habe ich in der Form nur ganz nebensächliche, in der Anwendung gar keine Abweichungen von der syrischen entdecken können. Eigenthümlich mögen der syrischen nur gewisse Nebenfunktionen sein, die sie theils im Alterthum zu verrichten hatte, theils noch verrichtet: im Alterthume bediente man sich ihrer,

um gefangene Feinde auf eine grausame Weise hinzurichten, und heutigentags findet sie bei gewissen mit der Hochzeits- und Leichenfeier verbundenen Gebräuchen ihre Verwendung. Auch von dieser Verwendung wird am Schlusse dieser Mittheilungen die Rede sein, weil sich damit — wenn auch die Verbindung etwas gezwungen erscheint — eine kurze Beschreibung jener merkwürdigen Gebräuche verbinden lässt, welche uns, obschon mehrfach in den biblischen Schriften erwähnt, bisher kaum mehr als dem Namen nach bekannt geworden sind.

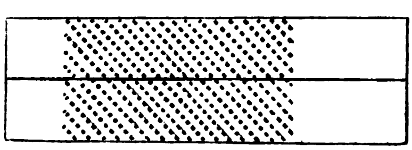
Ich glaube nicht, dass man an der Weise, wie ich den Gegenstand behandelt habe, Anstoss nehmen wird. Das Hauptinteresse, welches Syrien für uns hat, ist das archäologische, namentlich das biblisch-archäologische. So wie der Topograph das Land mit der Bibel in der Hand durchwandert, so kann sich auch der Ethnograph einer Vergleichung der dortigen Lebensverhältnisse mit denen des biblischen Alterthums nicht entziehen, wo er sieht, dass sich beide entsprechen. Dieses ist nun in hohem Grade der Fall bei der ländlichen Bevölkerung der transjordanischen und translibanonischen Gegenden, welche in Sprache und Sitte, im häuslichen Leben wie im Betriebe des Feldbaues ein entschieden antikes Gepräge bewahrt hat, und da die folgenden Mittheilungen vorzugsweise von dorther stammen und sich dorthin beziehen, so habe ich mir öfters erlaubt, das Heutige mit dem Früheren zusammenzustellen in der Absicht, ungenaue Vorstellungen oder Angaben zu berichtigen. Dass den beschriebenen Gegenständen und Verrichtungen häufig der einheimische Name, desgleichen den Uebersetzungen der Originaltext in einer Anmerkung beigefügt ist, wird der Semitolog, dessen Ansprüche hier in erster Reihe zu berücksichtigen waren, nicht für überflüssig halten, obgleich sich die Worte nur in der Transcription geben liessen. Die Letztere hält sich im Wesentlichen an das von der deutsch-morgenländischen Gesellschaft angenommene System.

1. Zusammensetzung der Dreschtafel.

Die Tafel besteht aus 2 zweizölligen Bohlen von Nussbaum oder Eiche, welche mit den Langseiten verbunden ein Rechteck von 7 Fuss Länge und 3 Fuss Breite bilden. Selten findet man die Tafel grösser, bei ärmeren Landleuten in der Regel kürzer und schmäler. Dieses Rechteck ist an dem einen Ende etwas aufwärts gebogen und nimmt dort allmählig an Dicke ab. Zusammengehalten werden die beiden Bohlen durch zwei Querhölzer, *'ârida* pl. *'awârid*, welche mittelst starker eiserner Nägel befestigt und bei besseren Fabrikaten noch eingefalzt sind. Das Vordere dieser Querhölzer, welches da angebracht ist, wo die Biegung der Tafel beginnt, hat an den beiden Seiten und in der Mitte eiserne Ringe, *ḥalaḳ*, zum Anbinden der Stränge des Geschirrs. Die ganze Tafel giebt von oben betrachtet dieses Bild:



Wie die Biegung am Vordertheile unsers Schlittens verhindern soll, dass sich derselbe in den Schnee einbohrt, so bezweckt sie hier, dass die Tafel unbehindert über die Halmenlage hinweggleitet. Wegen dieser Biegung und weil der Apparat geschleift wird, nannten ihn die Römer (Virg. georg. 1, 164) *trahea* „die Schleife“; ebenso nennt ihn auch Luther in 2. Sam. 24, 22. In den Berichten der Reisenden ist häufig vom „Dreschschlitten“ die Rede, eine Benennung, welche leicht irrige Vorstellungen erzeugen kann, besonders wenn der Vergleich mit dem Schlitten weiter ausgeführt wird, wie dies in Döbels „Wanderungen“ (Bd. I. S. 191) geschieht, wo von 4 bis 5zölligen Kufen aus Kiefernholz die Rede ist. Der Ausdruck „Kufe“ ist um so ungeschickter, je weniger man zweifeln kann, dass Döbels Beschreibung auf Autopsie beruht. In Syrien selber, wo vom Schlitten die Anschauung fehlt, ist dieser Name natürlich unbekannt. Die Maschine heisst dort die Dreschtafel, *lôaḥ ed-derâs*, und bei den Bauern schlechthin die Tafel *lôaḥ*. In Damask hört man sie gewöhnlich „die besteinte Tafel“, *el-lôaḥ el muḥaggar*, nennen; auch in den umliegenden Dörfern geschieht das.[1]) Ich habe die Bezeichnung „Tafel“ beibehalten, weil sie die ganze Einfachheit des Geräths veranschaulicht, vielleicht auch weil sie mir zu geläufig geworden ist, denn während der zehn Jahre, in denen die Dörfer *Sekkâ* und *Gassûla*, 4 Stunden östlich von Damask, im Besitze meiner Frau waren, hat sich Ohr und Zunge an das Wort gewöhnt. Bezeichnender und darum richtiger ist unstreitig Luthers „Schleife“.



Kehren wir die Tafel um, so sehen wir ihre untere Fläche in 3 ungleiche Felder getheilt. Ist sie 7 Fuss lang, so kommen 2 Fuss auf das vordere Feld, welches der Biegung entspricht, 4 Fuss auf das Mittlere und 1 Fuss auf das Hintere, welches dem Raume entspricht, der auf der oberen Fläche hinter dem zweiten Querholze liegt. Die beiden äusseren Felder zeigen nichts als die untere Seite der beiden Bohlen, die hier vom Schleifen über das Getreide spiegelglatt geworden sind.

[1]) Prof. H. Petermann berichtet in seinen Reisen im Orient (Bd. I, S. 74), dass auf dem *Ḳalamûn*-Gebirge (um *Ma'lûlâ*) noch heutigentags der biblische Name der Dreschtafel, *môrag*, der Volkssprache angehöre. Das ist richtig und erklärt sich wohl dadurch, dass die wenigen dortigen Ortschaften bis in die neueste Zeit einen verkommenen Dialekt der altsyrischen Sprache redeten, welcher das Wort ebenso angehören mochte, wie der hebräischen. Sonst habe ich es nirgends in Syrien gehört; selbst das aus dem hebräischen Worte entstellte *nôreg*, was früher den Arabern sehr geläufig war, gehört in Syrien nirgends mehr der lebenden Sprache an, wahrscheinlich deshalb, weil sich damit keine entsprechende appellative Bedeutung verbindet. Dass der biblische Name *môrag* nicht von der Tafel- oder Schleifenform, sondern vom Reibapparate hergenommen, dass er ein ursprüngliches Verbalnomen in der Bedeutung „der Zerreiber“ ist, lässt sich noch aus dem heutigen syro-arabischen Sprachgebrauche sicher nachweisen; er entspricht also vollkommen dem griech. τρίβολος von τρίβειν und dem lat. tribulum von terere.

Das mittlere Feld, 4 Siebentel der ganzen Fläche, enthält einen Reib- und Schneidapparat, bestehend in 24 schrägen Reihen harter und scharfkantiger Steine. Der damit bedeckte Raum beträgt ohngefähr 12 Quadratfuss; auf jeden kommen 20 bis 25 Steine, was für den ganzen Apparat 250 bis 300 Steine gibt. Bei der schrägen Lage der Steinreihen laufen nur die mittleren über die ganze Breite der Tafel. Die in die Bohlen eingemeiselten Löcher, in welchen die Steine sitzen, sind 1 Quadratzoll weit, einen reichlichen Zoll tief und in der Tiefe um ein Merkliches weiter als oben. Bei einem neuen Apparate ragen die Steine 1½ Zoll aus der Tafel. Unter den hierzu verwendeten Steinarten gilt der poröse Basalt in Syrien und Palästina für die vorzüglichste, weil er nicht leicht stumpf wird; denn beim Abbrechen eines Stückchens öffnet sich eine neue Zelle, die wieder scharfe Ränder hat. Doch bedient man sich in Gegenden auch des Feuersteins, und in der bekannten Tempelruine zu Ba'lbek wurde vor meinen Augen eine Porphyrsäule zerschlagen, „um — wie der technische Ausdruck ist — eine Tafel zu besteinen“ (*litaḥᵃgîr lôᵃḥ*). Im Einsetzen der Steine besitzen die Fabrikanten der Tafel eine grosse, wahrscheinlich Jahrtausende alte Meisterschaft. Es kommt nicht selten vor, dass eine Tafel während der ganzen Erndte im Gebrauch war, ohne einen Stein verloren zu haben. Manche Landleute verstehen es, für einen ausgefallenen oder abgenutzten Stein einen neuen einzusetzen; doch halten sie es nicht für ehrenhaft, Handwerkerarbeit zu verrichten. Diese Anschauung, wie manche andere, haben sie mit den Nomaden der syrischen Wüste gemein, denen jede Beschäftigung des *Ḥaḍarî* (Sesshaften) ein Gräul ist, weil sie unter Umständen zur sesshaften Lebensweise d. h. zur Knechtschaft zurückführen kann. Der Hauptort für die Fabrikation der Dreschtafeln ist in Syrien die Stadt Damask, da in ihr wegen der Leichtigkeit des Lebensunterhaltes der Arbeitslohn niedrig und das Material sehr billig ist; der Wallnussbaum wird in dem meilenweiten Gartenreviere der Stadt so massenhaft kultivirt, dass er als Brennholz dient. Die Stadt versorgt daher einen grossen Theil des Landes mit der besten Art von Tafeln; die eichenen sind minder geschätzt, da sie leicht Sprünge bekommen.

2. Gebrauch der Tafel.

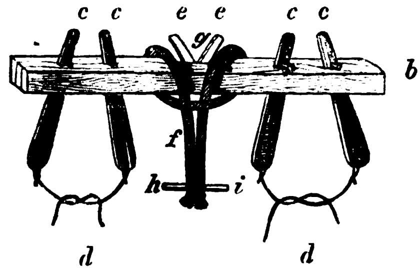
Vor jedem Dorfe liegt ein grosser baumloser, aber in niedrig gelegenen Gegenden meist gut beraster also grüner Anger, welcher die Tenne, *bêdar*, der Ortschaft heisst. Hierher bringt man auf Kameelen, die man von den benachbarten Nomadenstämmen miethet, die Erndte; denn Wägen giebt es bekanntlich in Syrien nicht. Jeder Bauer hat auf der gemeinschaftlichen Tenne seine Abtheilung, auf welcher er für jede einzelne Getreideart einen besonderen Halmenhaufen bildet. „Garbenhaufen“ kann man nicht sagen, weil es in Syrien keine Garben giebt und ganz unzweifelhaft zu keiner Zeit

gegeben hat.[1]) Ein solcher Haufen, *kedîs* genannt, wird so angelegt, dass er an seinem Fusse kreisrund ist. Beginnt das Dreschen, so bildet man rings um den Fuss eines solchen Haufens aus einem Theile seines Bestandes die *ṭarḥa*, das stratum der Römer, d. h. eine Halmenlage von c. 7 Fuss Breite und c. 2 Fuss Tiefe. Auf der *ṭarḥa* beginnt nun die Dreschtafel ihren einförmigen Kreislauf.[2]) Die Besitzer grösserer Landgüter, welche alle Arbeiter bezahlen, also die Arbeiten beschleunigen müssen, bespannen die Tafel mit einem Pferde von der Art, welche dort *kedîš* heisst und das Gegentheil des Edelrosses ist; denn das Letztere wird bei ländlichen Arbeiten niemals verwendet. Der Bauer dagegen bedient sich zum Dreschen nur seines Pflugstieres (*ṯôr*). Dieser ist dort zu Lande — mit Ausnahme der Umgegend von Damask, wo eine sehr grosse Rinderart gezüchtet wird — bedeutend kleiner als der unsrige, aber er ist stark und gelehrig. Genau befolgt er die Kommandowörter seines Lenkers, und wechselt Gangart und Richtung, obschon er, wie beim Pfluge, so auch hier weder Zaum noch Zügel trägt; der Kopf des Stieres ist vollkommen frei. Das Pferd sowohl wie der Stier tragen ein Kummt, *keddâna* genannt, an welchem die hänfenen Stränge (*ribâṭ*) befestigt werden. Statt der Letzteren bedient man sich häufiger leichter und zäher Stäbe aus Weidenholz, an denen oben und unten kameelederne Oesen angebracht sind, mittelst welcher man sie am Kummt und an

[1]) Zunächst würde es bei dem dortigen Dreschverfahren, welches die Halme zerreisst, an Stroh für die Bänder fehlen, und dass man etwa, um langes Stroh zu erhalten, einen Theil der Erndte koppte, oder, wie es die Aehrenleserin (ar. *lakkâṭa*) mit ihrem gesammelten Häuflein macht, ausklopfte, das ist selbstverständlich im Grossen nicht ausführbar. Und wenn es wäre, so würde man doch keine Bänder von genügender Länge erhalten; denn Roggen, der bei uns die besten Bänder liefert, erzeugt das syrische Klima nicht, und der Waizen wird in regenarmen Jahren nicht lang genug. Und wollte man sich auch mit kürzeren Bändern behelfen, so würde das Anfeuchten derselben in der wasserlosen Jahreszeit, wenn das Erndtefeld etwa Stunden weit von einer Quelle abliegt, desgleichen das Feuchterhalten, ohne welches sie beim Binden und Aufladen brechen, in der Sommerglut mit grossen Schwierigkeiten verbunden sein. Es ist wahrscheinlich, dass sich die Garbe leichter verladen würde, als die Schwade, doch lässt die landesübliche Einheimsung (ar. *regâd*) in einem Strickgeflecht, auf welches noch eine unsern Wagenleitern entsprechende Verzäunung von Stäben aufgesetzt wird, nichts zu wünschen übrig. Das Erndtekamel (*el-gemel er-reggâd*) kniet bekanntlich beim Auf- und Abladen und sein Gang ist so sanft und gleichmässig, dass die Ladung unversehrter auf der Tenne ankommt, als dies bei unseren Wägen möglich ist. Auf der Tenne endlich ist die Garbe, wie der Verlauf dieser Mittheilung zeigen wird, vollkommen unnütz. Dass dies im Alterthume anders gewesen, ist nicht anzunehmen, und die hebräischen Worte *'omr* und *'amîr*, welche die Bibelübersetzungen mit *Garbe* wiedergeben, werden daher unserer *Schwade* entsprechen, wenn wir uns diese nicht als eine zusammenhängende Reihe dünner Lagen, sondern als eine einzige dicke Lage denken; denn der syrische Schnitter (ar *haṣṣâd*) legt nicht ab, wenn er die Hand, sondern wenn er den Arm voll hat. Eine solche Lage, welche heutigentags *ḥilla* heisst, beschwert man gern mit einem Steine, damit ihr der Wirbelwind nicht schadet, der sich zur Erndtezeit sehr häufig um 4 Uhr Nachmittags, wo die bisherige Luftströmung mit grosser Regelmässigkeit in den Westwind umschlägt, erhebt.

[2]) Die *tarha* heisst im A. T. (Jes. 21, 10) *medûša* „das zum Dreschen ausgebreitete Getreide.“ In F. Delitzsch Commentar zum Jesaia wird das Wort sehr passend „Die Dresche“ genannt. Ob unsere Bauern aber eine andere Bezeichnung haben, weiss ich nicht.

den beiden äusseren Ringen der Tafel durch Stricke befestigt. Wird die Tafel aber von zwei Stieren gezogen, so tragen diese das Joch, *nîr*, das sie auch beim Pflügen tragen.



Das ganze Joch besteht, damit es so leicht als möglich ist, aus Weidenholz (*ṣafṣâf*). Sein Hauptbestandtheil ist die *ḳaṣaba* (a-b), ein über 4 Fuss langes und 4 Zoll dickes, vierseitiges aber stumpfkantiges Holz, an welchem 6 kleinere Stücke angebracht sind: die vier äusseren heissen *smenânât* (c); es sind 1 Zoll dicke, unten 2½ oben 2 Zoll breite Zwingen, welche mittelst eingemeiselter Löcher so durch die *ḳaṣaba* gehen, dass sie zwei nach unten divergirende Gabeln bilden, in welche beim Auflegen die Nacken der Thiere zu sitzen kommen. Geschlossen werden die Gabeln am Halse der Stiere durch das Zusammenbinden der härenen Stricke, *šibâḳ* (*d*), welche an den Zwingen hängen. Bei besseren Fabrikaten geschieht der Verschluss so, dass die beiden inneren Zwingen statt des Strickes eine Oese, *ʿorwa*, haben, durch welche die mit kleinen Querhölzchen, *furkaḥîjât*, versehenen Enden der beiden anderen Stricke gesteckt werden. Die beiden Pflöcke, *šrâfîjât* (*e*), in der Mitte der *ḳaṣaba* sollen verhindern, dass die aus einem dicken Haarstrick bestehende Schlinge *šerʿa* (*f*) von ihrer Stelle rückt, sodann sollen sie auch in dem durch sie gebildeten Sattel (*g*) die Spitze der Deichsel festhalten. Die Anwendung des Jochs macht immer die Deichsel nöthig. Die letztere wird so durch die Schlinge gesteckt, dass die beiden mit dem Querholz *šitrib* (*h-i*) verbundenen Enden derselben unterhalb, dagegen der mit der *ḳaṣaba* parallel liegende Theil der Schlinge oberhalb der Deichsel zu liegen kommt. Schlinge und Deichsel werden dadurch fest verbunden, dass in die Letztere eine Kerbe (*farḍ*) eingeschnitten ist, durch welche ein an den beiden Enden des *šitrib* befestigter Strick geht. Bei der Dreschtafel ist die Deichsel ein kunstloser, vom Bauer selbst nothdürftig zurecht gemachter gerader Weidenast, der etwa 1 Klafter lang und reichlich 2 Zoll dick ist; mit den Ringen der Tafel wird sie durch Stricke verbunden. Dagegen ist sie beim Pfluge ein ziemlich complicirtes aus 2 Theilen, dem *burk* und *jâṣûl*, bestehendes Fabrikat. [1])

Wird die Tafel von zwei Stieren gezogen, so ist der eine meistens ein Kalben (*ʿâlûl*) d. h. ein sehr junger Stier, der diese Arbeit erst lernen soll.

[1]) 2. Sam. 24, 24 kommt David während des Dreschens auf die Tenne des Jebusiterfürsten Arauna, um daselbst ein Opfer zu bringen; da spricht Arauna: „Nimm und opfere nach Belieben! hier sind die Rinder fürs Opfer und die Dreschtafeln sammt den Geschirren der Rinder das Brennholz dazu." Unter den Geschirren sind also die Joche (denn es ist von mehreren Tafeln die Rede) einschliesslich der Deichseln zu verstehen. Luther übersetzt ungenau „ein Rind". Wenn nur Ein Rind an die Tafel gespannt wird, gibt es weder Joch noch Deichsel, also kein „brennbares" Geschirr, ausser etwa den zwei dünnen Stäben, welche oft die zwei Stränge ersetzen. Es waren mindestens 4 Rinder, die Arauna anbot und David kaufte.

Dieser empört sich häufig gegen den noch ungewohnten Zwang, aber als der körperlich schwächere gelingt es ihm selten, den älteren und stärkeren auf Abwege zu bringen, für die auch billigerweise der Alte allein büssen würde. Von dem Sprichworte, „die krumme Furche kommt nur vom grossen Stier“[1]) lässt der arabische Bauer keine Ausnahme gelten, selbst im Menschenleben nicht; geht es in einer Familie oder im Staate unordentlich her, so wirft er, mit eiserner Konsequenz dieses Sprichwort anwendend, alle Sündenschuld auf den Familienvater, resp. auf den Landesherrn. Das Dreschen ist für ein so ungleiches Gespann weit beschwerlicher als das Pflügen. Bei Beidem wird zwar das Joch auf die Länge unerträglich, da es bei der verschiedenen Körpergrösse der Thiere nicht wagerecht liegen kann, aber beim Pflügen geht doch das Gespann im Ganzen ruhig nebeneinander; anders ist es beim Dreschen, wo der Grosse immer fressen will, was den Kleinen nöthigt, mit seinem Kopfe allen den plötzlichen und gewaltsamen Bewegungen seines Gefährten zu folgen. Es ist das ein hässlicher Anblick, denn während der Grosse frisst, wird der Kleine gewürgt. Doch beschränkt man den grausamen Unterricht auf einige Stunden des Tages.

Die alte Sitte (5. Mos. 25, 4), dem dreschenden Stiere keinen Maulkorb anzuhängen, herrscht noch allgemein und das Thier langt sich bald rechts bald links einige maulrecht liegende Aehren, ohne dabei stehen zu bleiben; die Erfahrung, dass Missbrauch der Freiheit bestraft wird, hat ihn gewitzigt. Dagegen sieht man zuweilen, aber höchst selten, den dem Maule entgegengesetzten Theil des Thiers unterhängt, um den Mist nicht in das Getreide fallen zu lassen: gewöhnlicher fängt ihn der Lenker im Fallen auf, da die Thiere gewöhnt sind, beim Dreschen während des Mistens stehen zu bleiben; selten kommt etwas davon unter die Tafel. Die Angabe in Winer's bibl. Realwörterb. 3. Aufl. I., S. 276, Note 6, dass man im Alterthum dem Thiere die Augen verbunden habe, damit es beim Dreschen nicht schwindlich wurde, halte ich unbedingt für irrig, da sich der Kreis, den die *ṭarḥa* beschreibt, unter allen Umständen weit genug machen lässt, um das ohnehin nur langsam gehende Thier vor Schwindel zu bewahren. Ausserdem begreift sich schwer, wie man mit einem blinden Stiere dreschen, und wie dieser ohne Zügel und ohne besonderen Führer den Rundgang auf der *ṭarḥa* inne halten kann. Den Zügel aber hat der syrische Pflugstier gewiss niemals gekannt, und ein neben dem Stiere herlaufender Führer würde auf der schlüpfrigen Bahn schon nach wenigen Umgängen erschöpft sein. Wenn es an der citirten Stelle weiter heisst, in der Mischna (Chelin 16, 7) werde das Leder, welches man dem Dreschochsen über die Augen gebunden habe, *malkûṭ* genannt, so muss ich es freilich dahin gestellt sein lassen, ob die Stelle richtig verstanden ist, da mir die Mischna nicht vorliegt. So viel aber ist mir unzweifelhaft, dass eine solche Augenbinde nimmermehr *malkûṭ* geheissen haben könne. Dagegen

---

[1]) *et-tilm el-'awag min et-tôr el-kebîr.*

würde dieses Wort (von *lakaṭ* auflesen, sammeln) der ganz bezeichnende Name für einen Ledersack gewesen sein, den man dem Dreschochsen zum Aufsammeln des Mistes unter den Schwanz hing.

Geleitet wird das Gespann in der Regel von einem Knaben, der für die übrigen Arbeiten der Tenne noch zu schwach ist. Er steht in der Mitte der Tafel, den *messâs* in der Rechten haltend. Der *messâs*, der stimulus der



Römer, ist ein leichter Stab, eine gute Klafter lang und einen Zoll dick; an seinem vorderen Ende befindet sich ein stumpfer eiserner Stift, arab. *zoǵt*, und am andern Ende ein kleines eisernes Schäufelchen, *jâbût* genannt; des Letzteren bedient sich der Pflüger zum Abstreifen der feuchten Erde vom Pfluge und der Stift, welcher etwa ½ Zoll hervorragt, dient zur Anregung des Zugstiers. Stechen und verwunden soll er natürlich nicht, aber er weiss diejenigen Stellen am Hintertheile des Thieres zu finden, wo er sich fühlbar machen kann. Der *messâs* ist das Symbol des Bauers. „Will sich der *messâs* gegen die Lanze erheben?“ [1]) d. h. will sich der Knecht gegen den Freien empören? ruft der Beduine, wenn eine Dorfgemeinde mit dem fälligen Tribute im Rückstand ist. Ein Bauer beklagt sich über die Unsicherheit im Lande mit den Worten: „Der *messâs* kann sich nicht selber helfen, das Schwerd (d. h. die Regierung) muss ihm beistehen.“ Auf die Frage, ob sein Dorf gross sei, antwortet der Bauer etwa: „Beim Frühgebete stehen 60 *messâse* vor unserer Moscheethüre,“ d. h. zur Pflügezeit ziehen frühmorgens 60 Bauern jeder mit einem Gespann aus. [2])

Ist der Lenker der Dreschtafel vom Stehen ermüdet, so macht er sich einen Stuhl, welcher aus drei mitten zusammengebundenen etwa 3 Fuss langen Prügeln besteht, von denen er zwei gegen das vordere und einen gegen das hintere Querholz der Tafel stemmt. Durch ihre Kreuzung entsteht eine sattelartige Zwiesel, in die er sich setzt. Eine untergelegte Jacke dient als Sattelkissen.

Häufig steht anstatt des Knaben ein 10—12jähriges Mädchen auf der Tafel, auch finden sich wohl jüngere Geschwister ein, welche sich das Vergnügen machen wollen, an der vollkommen gefahrlosen Fahrt auf der glatten Bahn eine Zeitlang theilzunehmen. Dann wird nicht selten die Hauptsache

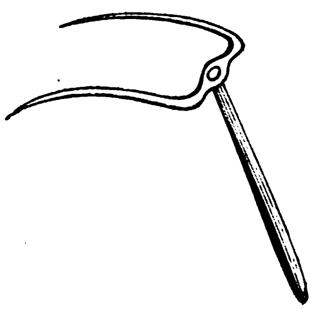
---

1) *ja'ṣî el-messâs 'al-er-rom^{a}ḥ?*

2) Diese Redeweise der syrischen Bauern kann uralt sein, in welchem Falle der späteren Sage (Richt. 3, 31), Samgar habe mit dem Ochsenstecken 600 Philister erschlagen, leicht die Thatsache zu Grunde liegen kann, dass er ohne Unterstützung der Städte und des Adels mit blossen Bauern diese That vollbracht habe. Das ist in Syrien oft geschehen, dass in der äussersten Noth ein Dutzend Dörfer auf eigene Faust einem brandschatzenden Stamme ein blutiges Treffen geliefert haben. Die spätere wundersüchtige Zeit würde dann die symbolische Redeweise eines alten jene That besingenden Liedes wörtlich genommen haben. Der harmlose *messâs* ist kein Mordinstrument, wenn man ihn auch mit Gesenius (thes. unter *malmad*) zu einem fustis bovinus aufschwellt. Im Allgemeinen aber halte ich es nicht für eine Aufgabe der Wissenschaft, die Wunder der Sagenzeit eines Volkes zu erklären.

vergessen, und man fängt an zu spielen; der Stier sieht den *messâs* nicht mehr, bleibt stehen und frisst, bis ein bekannter gutturaler Laut des daneben worfelnden Vaters oder der siebenden Mutter das Ganze wieder in Bewegung bringt.

Von Zeit zu Zeit muss die *ṭarḥa* umgewendet werden, um die tiefer liegenden noch unzerriebenen Aehren und unzerrissenen Halme an die Oberfläche zu bringen. Es ist das eine an sich und in der heissen Jahreszeit doppelt anstrengende Arbeit, die nur der Mann verrichten kann. Gewöhnlich bedient man sich dazu der langen Stiele der beiden Worfeln, der Worfschaufel, *rachᵉt*, und der Worfgabel, *midrâh*. Diese beiden uralten Geräthe der syrischen Tenne werden schon in der Bibel erwähnt; Jes. 30, 24 kommen beide zusammen unter ganz denselben Namen vor, die sie dort noch heutigentags haben. Bezüglich ihres Aussehens und ihrer sonstigen Funktionen verweise ich auf Franz Delitzsch' Kommentar zum Jesaia, 2. Aufl. S. 707 f.[1]) Grössere Grundbesitzer haben für das Geschäft des Umwendens ein eigenes Werkzeug, nemlich einen schweren eisernen Bidens mit kurzem hölzernen Stiele. Dieses Geräth, welches nicht die Gabel-, sondern die Kräulform hat, und dessen etwas einwärts gebogenen spitzigen Zinken fast 2 Fuss lang sind, heisst *deiḳal*, eine Benennung, die sich sofort als nicht semitisch ankündigt und mir jahrelang unerklärlich war, bis ich sie in dem berühmten diokletianischen Edikt unter andern syrischen Feldbaugeräthen als *Δίκελλα τορνευτή* verzeichnet fand; vgl. W. H. Waddington, Edit de Dioclétien, Paris 1864. pag. 29. Dieser Kräul hat das Aussehen der beistehenden Zeichnung. Der Name kann mit der Sache sehr frühzeitig, vielleicht schon unter den Seleuciden nach Syrien gekommen sein.



Ist eine *tarḥa* durchgedroschen, so wird sie beseitigt und durch eine andere ersetzt, die immer wieder von dem in der Mitte liegenden Halmenhaufen genommen wird. Dieser Haufen heisst von da ab, wo er in Angriff genommen ist, nicht mehr *kedîs*, sondern *śauwâla*[2]). Aus dem Gedroschenen, welches *derîs* (das tritum der Römer) genannt wird und aus einem Gemisch von Körnern (*ḥabb*),

[1]) In dem dortigen auf den Wunsch des mir befreundeten Kommentators verfassten Exkurse habe ich über andere Arbeiten der Tenne berichtet, deren Erwähnung ausserhalb der Gränzen dieser Abhandlung liegt.

[2]) *śauwâla* (vom ZW. *śaul*, tollere, wegnehmen) „der abnehmende Haufe". Davon heisst im alten arab. Sonnenjahr der Monat Juli *śauwâl*, d. h. der Monat der von der Tenne verschwindenden Getreidehaufen, oder, nach der Deutung der Nomaden, der Monat, in welchem die Brunstzeit der Kameele endigt. Bekanntlich fanden in diesem Monate, welcher im syr. Kalender *Tammûz* hiess, die Mysterien des sterbenden Adonis statt, ein Cultus, welcher die unter der sengenden Hitze ersterbende Vegetationskraft der Natur symbolisirte.

Häckerling (*tibn*) und Spreu (*ṭaijâr*)[1]) besteht, wird ein neuer Haufen gebildet, welcher *'arama* heisst und zum Worfeln fertig ist.[2])

Beim Worfeln der Waizen- und Gersten-*'arama*, desgleichen beim ersten Reitern mit dem gröbern Siebe (*kirbâl*) sondert sich die *ḳaṣalîja* ab, ein Gemisch von unzerriebenen Aehrenresten und Halmenknoten, an welchen noch längere Strohtheile hängen. Sie wird zuletzt noch einmal gedroschen. Die Knoten (*'oḳad*) gelten für nahrungsstoffhaltig und werden den Körnern fast gleich geschätzt; sie werden als Futter für die Pflugstiere aufbewahrt.

So viel über die Thätigkeit der Dreschtafel auf der Tenne. Selbstverständlich sind die Fälle häufig, dass man auf einer *tarḥa* mit zwei Tafeln arbeitet, aber selten (zuweilen auf grossen Meierhöfen) geschieht es mit dreien. In Haurân, dem alten Basan, welches bei seiner vulkanischen Natur noch fortwährend der fruchtbarste Theil Syriens und das Eldorado der dortigen Bauern ist, daher auch allgemein als das Land gilt, wo Hiobs fünfhundert Gespanne pflügten — dort drischt man etwas complicirter, indem man gewöhnlich mit der Tafel den *ḳaran* „die Koppel" verbindet. Der *ḳaran* besteht aus 6—8 Eseln, die nebeneinander gestellt und gekoppelt werden, so dass sie eine Reihe in die Breite bilden; dann werden sie von einer Person, die auf einem der gekoppelten Thiere sitzt, vor der Dreschtafel hergetrieben. Reichere Bauern, die in Haurân nicht selten sind, bilden noch einen zweiten

1) Zum *ṭaijar* rechnet der syrische Bauer dreierlei: die Grannen (*ḥasak*), die Sie oder Spelzen (*birâg*) und die Halmenblättchen (*'oṣâf*). Den Namen *ṭaijâr* „Flieger" haben sie, weil sie beim Worfeln weiter fliegen als der *tibn*.

2) *'arama*, hebr. *'arema* ist seiner Etymologie nach (vom ZW. *'aram* „entblösst sein)" jeder vegetationslose Schutthaufen, daher in Haurân und Gôlân Eigenname mehrerer mit gelbem oder rothem vulkanischen Schutt bedeckter Puy's. Dagegen bedeutet das Wort in der Terminologie der Tenne durchweg und ohne Ausnahme 1) den noch ungeworfelten *derîs*-Haufen im *Arabischen*, 2) den bereits geworfelten Körnerhaufen im *Hebräischen*. Man hat dies nicht durchweg erkannt, so Nehem. 13, 15, wo von Körnerhaufen die Rede ist, die man der Sicherheit halber selbst am Sabbat von der Tenne wegbrachte; Luthers „Garben" und Gesenius' „mergites" sind also zu verbessern. Desgl. 2. Chron. 31, 6 u. 7, wo unter Luthers „Haufen" nur Körnerhaufen zu verstehen sind, welche die einzelnen Ortsgemeinden während der Erndte (Vs. 7: vom Juni bis September) zum jährlichen Unterhalt der Leviten zu liefern hatten. Eine andere Stelle ist Ruth 3, 7, wo es heisst, Boas, welcher des Nachts Gerste geworfelt, habe sich am Fuss der *'arema* schlafen gelegt. Auch hier nimmt man *'arema* irrigerweise als acervus mergitum, so Gesenius thes. u. d. W., Winer's bibl. RW. Bd. I, 341; ähnlich Luther: „er legte sich hinter eine Mandel." Man nimmt also 'arema im Sinne des arabischen *kedis*, (s. oben); aber letzteres entspricht nur dem hebr. *gadis*, z. B. 2. Mos. 22, 6: „wenn Feuer auskommt und den *gadis* oder das anstehende Getreide verbrennt," desgl. Richt. 15, 5 sg. u. ö. Ausserdem muss man bedenken, dass, wenn Boas zum Worfeln kommt, der acervus mergitum verschwunden ist. Aber könnte die hebr. *'arema* nicht wenigstens der arab. *'arama* (dem *derîs*-Haufen) entsprechen? Gewiss nicht! Denn an einen Haufen Gersten-*derîs* wird sich Boas ebensowenig gelegt haben, als sich ein Vernünftiger in einen Ameisenhaufen legt. Auch ist es nach Vs. 14 u. 15 nicht zweifelhaft, dass er hinter einem Haufen geworfelter Gerste lag. Sie diente ihm zum Kopfkissen, während er zugleich sein Eigenthum bewachte. Richtig dagegen hat Luther das Wort in Haggai 2, 17 und Hohesl. 7, 3 wiedergegeben; in der letzteren Stelle heisst es von der Geliebten: „Dein Leib ist eine Waizen-'arema umsteckt mit Lilien." Als die schönste Farbe des menschlichen Körpers gilt in Syrien die Waizenfarbe (*el-lôn el-hinti*).

karan hinter dem ersten. Dadurch wird die Arbeit sehr beschleunigt, aber auch die *.arha* sehr beschmutzt, was aber wenig beachtet wird. Die Erndte ist dort reich und der grösste Theil des ausgedroschenen Strohs wird noch auf dem Felde, wo man auch die Tennen improvisirt hat, verbrannt; auf die Dorftenne kommen nur die Erndten der kleineren Leute. In ʿAglûn, dem alten Nord-Gilead, kommt es vor, das sich eine Association von Bauern entschliesst, eine Dorfflur in der jetzt ganz verödeten Landschaft Suwêt zu besäen. In dieser unsichern Gegend, wo die Erndte rasch geborgen werden muss, kann nur mit dem *karan*, ohne die Tafel gedroschen werden; das oft nur unvollkommen entkörnte Stroh wird gleichfalls verbrannt.[1]) Im Jahre 1860 sah ich dort (bei den Ruinen von Bêt-er-râs) zwei *karan* von je 6 Pferden (nicht Eseln) auf einer weitgespannten *tarha* mit solcher Geschwindigkeit hinjagen, hinter einer gewaltigen *śauwâla* verschwinden, um gleich wieder auf der andern Seite zum Vorschein zu kommen, dass das Ganze den Eindruck einer Circusvorstellung machte.

Ausser den erwähnten Dreschmethoden giebt es noch die mit dem *Dreschwagen*, dem antiken plostellum phoenicium, dessen Schneidapparat aus 9 scheibenförmigen Sägeblättern besteht, welche auf beweglichen hölzernen Walzen (je drei Blätter auf einer Walze) befestigt sind. Der Wagen, in Syrien selten, hat in Aegypten die Tafel so verdrängt, dass ihr früherer Name *nôreg* (s. oben S. 272) dort auf denselben übergegangen ist. Auf seine weitere Beschreibung muss hier verzichtet werden. Alle drei Drescharten, mit der Tafel, dem Wagen und dem *karan*, scheinen Jesaia 28, 28 erwähnt zu sein.

Die vornehmsten Feldfrüchte Syriens, welche unter die Dreschtafel kommen, sind folgende: Waizen (*hinta*), zwei Arten Gerste (*śaʿîr*): die arabische d. h. die zweizeilige, und die griechische (*rûmî*) oder vierzeilige, zwei Arten Linsen (*ʿades* und *mâś*), Kichererbsen (*hommus*), Saubohnen (*fûl*), Phaseolen (*lûbiâ*), Lathyrus (*gulbân*), zwei Wickenarten (*kursenna* und *bikiâ*),[2])

[1]) Dasselbe geschah wohl auch im Alterthum; vgl. Joel 2, 5. Jes. 47, 14, an welch letzterer Stelle Luther das Wort *kaś* (den hebr. und arab. Ausdruck für Stroh) mit „Stoppeln" übersetzt. Er thut das häufiger, aber mit Unrecht. Die Stoppeln sind — enger als das lat. stipulae — nur die stehen gebliebenen Stümpfe des abgeschnittenen Getreides; sie werden in Syrien nicht verbrannt. Das könnte nur geschehen, indem man sie aus der Erde zöge, auf Haufen würfe und dann anzündete, was sich wohl denken, aber im Grossen nicht ausführen lässt.

[2]) Dagegen würde Jes. 28, 27 in der Luther'schen Uebersetzung „man drischt die Wicken nicht mit Eggen" beweisen, dass man im biblischen Alterthume die Hülsenfrüchte nicht mit der Dreschtafel (denn diese meint Luther mit der „Egge") gedroschen habe. Aber die Bibelstelle ist richtiger also zu übersetzen: „man drischt den Schwarzkümmel (*kesaḥ*) nicht mit der Dreschtafel." Das hebr. *kesaḥ* entspricht dem arabischen *kizḥ*, welches die *nigella sativa* bedeutet, eine Pflanze, die in Syrien und Palästina cultivirt und deren aromatisches Korn zum Würzen der Gemüse und zum Bestreuen feinerer Bäckerwaaren viel gebraucht wird. *Seetzen* (Reisen I, 123 und 127) berichtet aus der hauranischen Ortschaft *Tesîl*: „hier baut man als Winterfrucht den Schwarzkümmel, dessen Pflanze *kisshe* (lies: *kizha*, das nom. unit. von *kisaḥ*) und dessen Samen *habt el Baraki* (lies: *habbet el-baraka* „das Segens-Korn") heisst." Der richtige Name des Samens ist *el-habbet es-sôdâ* „Schwarzkorn"; da aber „schwarz" gleichbedeutend mit „unheilsvoll" ist, so scheut sich der gemeine Mann, das Wort auf die Feldfrüchte anzuwenden.

Hirse, dort die hauranische *ḏura* genannt; sonst bedeutet in Syrien das Wort *ḏura* den Mais, der natürlich nicht mit der Tafel gedroschen, sondern durch Klopfen (*dakk*) mit Stöcken entkörnt wird.[1]) Hierzu kommt schliesslich noch eine Distelart, die gleichfalls gedroschen wird, da ihr *derîs* ein vortreffliches Futter für das Rindvieh ist. Die Pflanze heisst *murâr* und gehört zur centaurea procurrens. Ihrer starken und spitzen Stacheln wegen kann sie ungedroschen vom Rinde nicht gefressen werden, während für das Kameel, welches gleichfalls den *murâr* sehr liebt, diese Stacheln kein Hinderniss sind.

In dieser Aufzählung wird man die drei Getreidearten Roggen, Spelt und Hafer vermissen, von denen wir die beiden ersten in der Lutherischen Uebersetzung von Exod. 9, 32, Jes. 28, 25 und Ezech. 4, 9 und den Hafer unter dem Namen *šîfôn* im Talmud erwähnt finden. Man hat mit Unrecht gezweifelt, dass *šîfôn* der Hafer sei, denn auch im Arabischen heisst er *šûfân*; dass er aber jemals in Palaestina und Syrien als Getreide cultivirt worden sei, ist durchaus unwahrscheinlich, obschon er im Ostjordanlande viel wildwachsend vorkommt. Was den Roggen und Spelt anlangt, so hat man beide in dem biblischen Worte *kussemet* zu finden geglaubt; aber die Bedeutung dieses Wortes ist bis heutigentags noch nicht sichergestellt. Mit Roggen übersetzt es Luther in Exod. 9, 32, wo es vom Hagelschlage, der dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten vorher ging, heisst, er habe nur dem Flachs und der Gerste, die schon geschosst hatten, geschadet, nicht auch dem Waizen und dem *kussemet*, die noch klein waren. Dass man in Aegypten zu keiner Zeit Roggen gebaut, kann kaum zweifelhaft sein; dasselbe gilt von Palaestina und Syrien. Die Uebersetzung ist also eine irrige. In den beiden anderen Stellen giebt es Luther durch Spelt wieder; dasselbe thun die LXX an allen drei Stellen, und da der Spelt nach *Herodot* 2, 36 im alten Aegypten, und nach dem Lexikon des *Nešwân* (u. d. W. *ʿales*) in Arabien viel gebaut wurde, so konnte man ihn auch in Syrien haben und die Uebersetzung der Bibelstellen kann richtig sein. Indessen macht sich daneben eine jüdische Tradition (Talmud, Saadia, Abul-welîd) geltend, nach welcher *kussemet* dem arabischen *kursenet*, der heutigen *kursenna*, einer Varietät der vicia sativa entspräche. Für diese Annahme würde sprechen, dass beide, der hebr. und arab. Name, höchst

---

[1]) Der Mais hat im Arabischen keinen eigenen Namen. Bei seiner Einführung in den Ländern arabischer Zunge wurde er, wie der Hirsen, *ḏura* (vom Zw. *ḏarâ* = זָרָה „zerstreuen") genannt, weil er mit diesem die viellästige ausgebreitete Rispe (den *šebšûl*) gemein hat und man unterschied beide nur so, dass man den Hirsen die weisse und den Mais die gelbe *ḏura* nannte. Nur in Mittelsyrien, wo man auch vom Mais eine weissliche Art hat, und der Hirsen nur in *Ḥaurân* und dem Moorgrunde *Ḥûla* gebaut wird, nennt man den letzteren die hauranische *ḏura*. Im alten Testamente heisst der Hirsen *doḥᵃn* (Ezech. 4, 9), welcher Name in der Form *dochᵃn* auch arabisch ist, und seit Jahrhunderten sind in Syrien, Arabien und Aegypten *ḏura* und *dochᵃn* gleichbedeutend, obgleich sie ursprünglich zwei Varietäten des Hirsen bezeichneten; nach dem um 1000 p. Chr. verfassten Lexikon des Südarabers *Nešwân* entsprach *ḏura* dem persischen *erzen* (was wohl mit „Hirsen" dasselbe Wort) und *dochᵃn* dem persischen *gâwers*. Der genauere Unterschied beider ist nicht bekannt.

wahrscheinlich auf das persische *kušnâ* (die Wicke) zurückzuführen sind, ferner, dass der Spelt im heutigen Syrien und Palaestina nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, desgleichen, dass die Feldfrucht *kussemet* nach Jes. 28, 25[1]) zur Einfassung der Weizen- und Gerstenfelder diente, wahrscheinlich zum Schutze derselben gegen den Viehfrass; hierzu eignet sich die *Kursenna*pflanze, welche des ihr eigenthümlichen bitteren Geschmacks wegen vom Vieh nicht leicht gefressen wird, ganz vorzüglich.[2])

So wenig die Dreschtafel in unserer nördlichen Zone verwendbar sein würde, so geeignet ist sie für die Küstenländer des Mittelmeeres, wo sich bei der Regenlosigkeit der Sommermonate die Tennen im Freien anlegen lassen, wo die Feldfrüchte oft erst 6 Wochen nach dem Einerndten, jedenfalls so ausgedörrt unter die Tafel kommen, dass sich Aehren und Halme durch einen so primitiven Apparat leicht zerstören lassen, wo man nicht wegen anderer dringender Feldarbeiten mit der Räumung der Tenne eilen muss, wo der Landmann, welcher hauptsächlich Winterfrucht erzeugt, da die der Berieselung bedürftige Sommerfrucht in dem wasserarmen Lande nicht überall möglich ist, durchschnittlich nicht wohlhabend genug ist, als dass er sich fremde Arbeiter, die in dem menschenarmen Lande theuer sind, halten, oder dass er sich vollkommenere agrarische Geräthe anschaffen könnte, ganz abgesehen von der Schwierigkeit etwaiger Reparaturen derselben in einem Lande, wo die edle Schmiedekunst in Folge der Konkurrenz des europäischen Imports sich fast nur noch mit Hufeisen und Hufnägeln beschäftigt. Ausserdem will der syrische Bauer leicht bepackt, d. h. nicht der Eigenthümer werthvoller, schwer wegzuschaffender Gegenstände sein, weil ihn die eigene und fremde Gewaltthat oft nöthigt, Alles im Stiche zu lassen und sich mit dem nackten Leben zu flüchten. Unser Dreschverfahren mittelst der Drischeln würde dort deshalb unmöglich sein, weil es in dem heissen Lande selbst auf überdachter Tenne zu anstrengend, und eine Verlegung des Dreschens in die kühlere Jahreszeit unthulich wäre, weil die Zeit vom October bis März durch die Bestellung der Felder vollständig in Anspruch genommen ist; nur in den höheren Gebirgsgegenden würde es anders sein. Ausserdem brauchte man dann noch eine Häckselschneidemaschine, die, zu beschaffen und in Stand zu erhalten, nach dem Vorbemerkten schwierig sein würde. Dabei lasse ich es dahin gestellt, in wie weit eine in der Sitzung der Gesellschaft f. Anthrop. und Ethnologie vom 11. Januar d. J. (s. Verhandl. S. 8.) gemachte Bemerkung richtig ist, dass das Häcksel der Dreschtafel vorzüglicher sei, als das durch unsere Maschine geschnittene. Weicher mag es im Ganzen sein und darum auch leichter verdaulich, dass aber die spanische Dreschtafel die Halme zu einer „feinen weichen Spreu“ zerreisse, ist ungenau; sie

---

[1]) Statt der Uebersetzung: — „und er säet Spelt an seinen Ort“, heisst die Stelle nach ihrem Urtexte genauer „und er säet *kussemet* an seinen (des Saatfeldes) Rand.“

[2]) *Gesenius* im Thesaurus versteht unter *kussemet* den Spelt; dass er glaubte, *kursenna* sei der arabische Name des Spelts, kam daher, dass er diese Leguminose nicht kannte.

arbeitet gerade wie die syrische und nordafrikanische, d. h. sie lässt Halmenreste von der Länge einer halben, ja einer ganzen Spanne massenhaft, wie ich das auf einer Reise in Andalusien mehr als zur Genüge gesehen habe. Wenn es dort weiter heisst, durch das Häcksel der Tafel werde das Heu, also die eigentliche Nahrung des Viehes ersetzt, während dies bei unserem Häcksel nicht der Fall sei, so ist auch diese Bemerkung dahin zu berichtigen, dass dies weder bei dem Einen noch bei dem Andern der Fall ist. Heu ist allerdings in den Ländern der Dreschtafel selten; in Syrien und Nordafrika giebt es keines, aber es wird nicht durch das Häcksel, sondern in erster Reihe durch die grüne Weide ersetzt. Die Triften umfassen in jenen schwachbevölkerten Ländern weite Strecken und in den feuchteren Niederungen fliegt das abgeweidete Gras schnell wieder an. Oft sind solche Triften auch wirkliche Wiesen und dass man auf ihnen kein Heu bereitet, kommt daher, weil dies nicht in dem Masse nöthig ist, dass es die Unkosten, Zeit und Arbeit lohnte, welche seine Bereitung erforderte. Man weidet ja das ganze Jahr hindurch, und kommen auch hin und wieder hässliche Wintertage, an welchen man das Vieh lieber in den Ställen lässt, so weiss sich der Landmann auch hier zu helfen. Die Leguminosen *kursenna*, *bîḳiâ*, *gulbâna* und *noʿmâna* werden in Syrien nur für die Stallfütterung gebaut, und auch das Häcksel, welches, wie der Bauer sagt, den Magen voll machen soll, wird häufig mit dem Stroh der Hülsenfrüchte, mit getrocknetem *bersîm* und *foṣṣa* (zwei Kleearten) und der *ḥilba* (einer Trigonelle) gemischt. Anfangs Februar steht die im Herbste gesäete *farîṭa* (die farrago der Römer) schon so hoch, dass sie abgemäht und als Stallfutter verwendet werden kann. Vor dem Eintritte der ersten Herbstregen werden die Triften kahl, dann aber ist die Maiskolbe so weit gereift, dass man mit dem nach Bedarf abgeschnittenen Blättern und Kronen (dem *śebśûl*) der Pflanze über einen Monat lang füttern kann.

3. Die Tafel als Marterwerkzeug.

Die Annahme, dass sich die alten Hebräer und wohl auch andere syrische Völkerschaften der Dreschtafel bedient haben, um Kriegsgefangene auf eine grausame Weise hinzurichten, gründet sich vornämlich auf 2 Sam. 12, 31, welche Stelle so verstanden wird, dass David nach der Eroberung von Ammon einen Theil des Volks durch die Säge der Steinmetzen, durch eiserne Dreschtafeln, durch Beile und durch Werfen in die Ziegelöfen habe tödten lassen. Eine solche Execution, soweit sie durch die Dreschtafel geschah, würde nach Amos 1, 3 *dûś*, oder nach Micha 4, 13 *dôś* geheissen haben, wie wir sie hier auch nennen wollen, um dabei an die heutige *dôsa* zu erinnern, durch welche sie sich illustriren lässt, wenn auch beide in der Hauptsache verschieden sind. Dass sie Einen Namen haben, kömmt daher, dass man die Benennung des ältesten Dreschverfahrens, welches Austreten (*dôś*) durch die Hufe war, auf die

Verrichtung der Tafel übertrug, als diese in Gebrauch kam.[1]) Unter den religiösen Orden, welche während der Kreuzzüge unter den Muselmännern Syriens und Aegyptens entstanden, und den Zweck hatten, durch Entflammung des Fanatismus das Volk in dem endlosen Kampfe widerstandsfähig zu erhalten, ist der Orden der *Rifâ ʿîjà*, auch der Kriegsorden genannt, der bedeutendste; seine Scheiche sind Thaumaturgen und eines ihrer bekannteren Wunderzeichen ist die *dôsa*. Man kann sich dieses Schauspiel viel in Aegypten und Syrien verschaffen. Es legt sich eine Anzahl Männer mit den Seiten dicht an einander auf die Erde, den Rücken nach oben, Bauch und Gesicht nach unten gekehrt. Ueber diese Menschenreihe reitet der Ordensscheich auf einem Rosse, welches, obschon für diesen Gang geschult, doch von einer Person oder von zweien geführt wird. Auch diese Führer schreiten auf den liegenden Körpern. Das Wunder besteht darin, dass die Ueberrittenen gesund aufstehen und munter davonlaufen. In *Berza* bei Damask kann man alljährlich beim Abrahamsfeste im Monat *chamîs* (April) eine *dôsa* sehen, deren Substrat aus 150 bis 200 Personen besteht. Aehnlich musste sich auch der *dôš* gestalten. Die Opfer wurden, an Händen und Füssen gebunden, neben einander gelegt, dass sie eine längere Reihe bildeten, über welche dann die Tafel geschleift wurde. Bei der *dôsa* sind die Liegenden in ihre Mäntel gehüllt, beim *dôš* werden sie zur Erleichterung der Execution wohl nackt gewesen sein. Umständlich war ein solches Supplicium, aber undenkbar, etwa seiner Scheusslichkeit halber, war es nicht; das Zersägen oder Werfen in Ziegelöfen war um Nichts humaner. Die dortige Erde erzeugt bis heutigentags ein raubthierähnliches Geschlecht. Die bei der Mekkapilger-Karawane über nächtlichem Raub ertappten Beduinen werden ohne Weiteres gepfählt und dann verlassen, so dass sie zuweilen, wo sie von den Raubvögeln nicht bei lebendigem Leibe zerrissen werden, mehrere Tage unter der glühenden Sonne auf dem Pfahle leben. In den Fehden der ostjordanischen Bauern und Nomaden lassen die Sieger keinen verwundeten Feind pflegen; man zieht ihm die Kleider aus (denn jeder Lappen ist für das gierige Volk werthvoll) und überlässt sie dann den wilden Thieren, von denen die Adler sich schon während des Kampfes einzustellen gewohnt sind. Im Jahre 1860 hat man in Damask viele Hunderte verwundeter Christen weder retten noch tödten lassen; die Tausende herrenloser Hunde der Stadt frassen sie innerhalb 14 Tagen vollständig auf. Steht diese Bestialität im Dienste einer Religion, was in der Brutstätte der Kulte (Syrien hat deren noch jetzt über ein Dutzend) recht oft der Fall ist, so leistet sie das Unglaubliche, weil das A und O aller dieser Kulte (die einheimischen christlichen nicht ausgenommen) in dem diabolischen Dogma besteht, sich durch Ausrottung der Anders-

[1]) Solche Uebertragungen sind in allen Sprachen häufig. Auch der arab. Dichter nennt beide Drescharten *dôs*, wogegen die Sprache des gemeinen Lebens für das Dreschen mit der Tafel die Bezeichnung *derâs* hat.

gläubigen Gottes Wohlgefallen zu erwerben. An Davids Grausamkeit gegen die Ammoniter wird indessen die Religion wenig Antheil gehabt haben; der Fanatismus gehört erst der späteren Geschichte Israels an.[1]) Sein Verfahren erklärt sich durch das politische Motiv; denn durch ihre Verbindung mit der aramäischen Einwanderung unter Hadadezer, die sich damals in dem grössten Theile Syriens dauernd festsetzte, hatten die Ammoniter den Bestand des israelitischen Staates auf das Aeusserste gefährdet. Wir kommen zur Sache zurück. Dass die Tafel im Bibeltexte eine eiserne, d. h. statt der Steine mit Eisenstücken versehene heisst, würde beweisen, dass wir es hier, statt mit einer wirklichen Dreschtafel, vielmehr mit einem eigens für den *dôš* angefertigten Mordwerkzeuge zu thun haben, welches mit jener nur die Form und die Handhabung, folglich auch den Namen gemein hatte; denn die Annahme Einiger, dass im Alterthum auch eisenbeschlagene Dreschtafeln auf den syrischen Tennen in Gebrauch gewesen, hat keinerlei Wahrscheinlichkeit für sich.

Ausserdem hat man den *dôš* noch erwähnt gefunden in Amos 1, 3, wo Damask mit dem Untergange bedroht wird, weil es Gilead mit eisernen Dreschtafeln gedroschen habe; da aber in dieser Stelle weder von bestimmten Fällen, wo dies geschehen, noch von Menschen, an welchen es geschehen, sondern von einem Lande die Rede ist, so darf man annehmen, dass hier nur eine bildliche Redeweise vorliegt, die weiter nichts sagen will, als dass die Aramäer von Damask die Landschaft Gilead auf eine Weise behandelt haben, die sich an Grausamkeit mit dem *dôš* der Kriegsgefangenen vergleichen liess. Die Figur des Zermalmens mit der Dreschtafel ist dem prophetischen Style sehr geläufig; vgl. Jes. 41, 15, wo Gott zu seinem Volke sagt: „ich habe dich zu einer neuen scharfen, vielschneidigen Dreschtafel gemacht; du wirst Berge dreschen und zermalmen und Hügel zur Spreu machen.“ Auch die, Richt. 8, 7 und 16 erwähnte, von Gideon den Gemeindeältesten von Sukkôt zugedachte Geiselung hat man für einen *dôš* genommen, weil die Strafe ein „Dreschen“ (*dôš*) und der dabei verwendete Dornstrauch *barkân* in den alten Versionen ein *τρίβολος* „Dreidorn“ heisst, also auch eine Dreschtafel (*τρίβολος*) sein kann. Um diese Deutung durch die Etymologie zu unterstützen, statuirte man von der Verbalwurzel *barak* „glänzen“ ein Nomen x in der Bedeutung pyrites, von welchem nun *barkân* oder *barkânî* ein Denominativ „der Feuersteinträger“, d. h. die Dreschtafel sein soll; vgl. Gesen. Thes. p. 244 b. Aber abgesehen von solchen Voraussetzungen, genügt es zu fragen: darf man denn annehmen, die syrische Dreschtafel sei im Alterthum so allgemein mit Feuersteinen beschlagen worden, dass sie nach diesen Steinen benannt werden

---

[1]) Der Philolog Kimchi benutzt einen Schreibfehler in unserer Bibelstelle, um aus dem „Ziegelofen“ ein Heiligthum des Mol^ech (= Milkom), also ein *Μολχεῖον* zu machen, in welchem David die Ammoniter ihrem eigenen Götzen geopfert hätte (vgl. Jer. 32, 35, 1 Kön. 11, 7). Ein so raffinirter Fanatismus gehört der Davidischen Zeit noch nicht an. Schon deshalb (von den formalen Einwendungen ganz abgesehen) muss der geistreiche Einfall Kimchi's abgewiesen werden, obschon ihn neuere Exegeten (z. B. Thenius im Comment. z. d. BB Samuels) adoptirt haben.

konnte, wenn sie heutigentags vorherrschend mit Basalt besteint ist? Wird das nicht immer so gewesen sein? Dass aber die Strafe ein *dôś* genannt wird, hat darum nichts Auffälliges, weil *dôś*, ebensowohl pede, als baculo et flagello percutere bedeutet, und dass der Referent keinen schwächeren Ausdruck gewählt, geschah, weil die Geiselung wahrscheinlich (nach Massgabe von Vers 17) zugleich eine Hinrichtung war. Der *barḳân*-Strauch ist gänzlich unbekannt; ebenso der tribolos der Uebersetzungen. Die alte arabische Bibel hat dafür *ḥasak*, was der Dorn überhaupt, dann auch der Eigenname einer Pflanze ist, von der die Originallexika (*Ḳâmûs* und *Neśwân*) sagen, ihr Dorn sei sehr stark und dreitheilig; auch benenne man nach ihr eine Art kurzer dreizinkiger Pallisaden von Eisen, Holz oder Rohr, mit denen man zum Schutz gegen nächtliche Ueberfälle ein Lager umgebe. Auch der *ḥasak* ist nicht bekannt.[1])

Noch ist zu erwähnen, dass die Luther'sche Bibelübersetzung das Supplicium des *dôś* nicht anerkennt, weil das betreffende Mordwerkzeug, sowohl 2 Sam. 12, 31, als auch in der Parallelstelle 1 Chron. 20, 3 *ḥarîs*, die Dreschtafel aber immer *ḥarûṣ* heisst. Freilich können beide Wörter gleichbedeutend sein; Gesenius nimmt das im Thes. ohne Weiteres an. Dasselbe thut Fürst im Hebr. Handwörterbuch, und daher mögen auch die bedeutendsten jüdischen Philologen älterer und neuerer Zeit derselben Ansicht sein. Aber diese Synonymität ist nicht erweisslich, ja nicht einmal wahrscheinlich trotz der gleichen Abstammung. Auf den rechten Weg leitet uns, wie so oft in der Bibel, die Uebersetzung der Septuaginta, welche in der Hauptstelle *τριβόλοις σιδηροῖς* und in der Parallelstelle *σκεπάρνοις σιδηροῖς* hat, dort also *ḥarûṣ*, hier *ḥarîṣ* liest.[2]) Durch diese einfache und richtige Lösung der Frage wird constatirt, dass das der Dreschtafel nachgebildete und wie diese *ḥarûṣ* ge-

---

[1]) Die alte syrische Bibelübersetzung versteht unter *barḳân* den *ḳoṭrub*, denkt sich also die Bestrafung der Männer von Sukkôt nicht als eine Hinrichtung, sondern nur als eine schimpfliche und zugleich recht empfindliche Geiselung. Warum der *ḳoṭrub*, ist nicht ersichtlich; näher lag dann schon aus etymologischen Gründen der *sibriḳ*, obschon beide, aus den Berichten der Reisenden genügend bekannten, perennirenden Dornsträucher des Wüstenbodens ihrer geringen Höhe wegen (2 Fuss) sich schlecht zu Geiseln eignen. Ein tribolos ist keine von beiden. Der *sibriḳ* (von *śabraḳ* „schimmern") hat seinen Namen von der Menge der glänzend hellrothen Blüthen, mit denen er vom October an Monate lang bedeckt ist. Seine Büsche sind mit dem *ḳabbâr* (capparis spinosa L.) zusammen die gewöhnlichsten, in manchen Gegenden ausschliesslichen Stätten, wo das Repphuhn unter dem Schutze der Dornen sicher gegen die Ueberfälle seiner Feinde nisten kann. Der Landmann hält die Standorte des *sibriḳ* für vorzügliches Ackerland laut des Bauernspruchs „im *śibriḳ*-Boden glitzert das Gold" (*bi arḍ śibriḳ ed-deheb jibriḳ*).

[2]) Durch die scriptio defectiva (חרץ) in 2 Sam. 12, 31, welche *ḥarûṣ* und *ḥariṣ* zu lesen gestattet, wurde die falsche Punktation veranlasst, denn die Punktatoren bestimmten nun die Vokale gewissenhaft nach der Parallelstelle, in welcher sie *ḥariṣ* mit der scriptio plena (חריץ) vorfanden. Und mussten sie sich denn nicht für verpflichtet halten, dies zu thun? War denn die letztere nicht eine blosse Abschrift der ersteren? Dass der Chronist ein anderes Wort substituirt hat, konnten sie schwerlich vermuthen. Die LXX dagegen hatten noch eine richtig (חָרֻץ) punktirende Tradition oder Copie von den B B. Samuels. Vielleicht entstand auch die griech. Uebersetzung dieser Bücher in Aegypten noch bevor die Chronik dort bekannt war.

nannte Marterinstrument wirklich existirt hat, dass in 2 Sam. 12, 31 ein Fall, wo dasselbe zur Verwendung gekommen, berichtet wird, dass aber in der Parallelstelle durch Vertauschung des Wortes *ḥarûṣ* mit *ḥarîṣ* ein anderes Supplicium untergeschoben wird. Da nun die Textvergleichung zeigt, dass dem Chronisten hier keine andern Urkunden als die B B. Samuels vorgelegen haben, so wird Niemand, der die tendenziöse Darstellung desselben kennt, zweifeln, dass die Unterstellung des Wortes *ḥarîṣ* eine absichtliche ist, dass er die Aehnlichkeit zweier Wörter benutzte, um dem *dôš* eine minder barbarische Hinrichtungsart zu substituiren; den Ziegelofen beseitigt er ganz und gar.[1]) Wie überall, so will der Chronist auch hier Davids Bild möglichst makellos zeichnen; vielleicht hat er auch den Zeitverhältnissen Rechnung getragen. Zur Zeit der Abfassung der Chronik (gegen Ende des dritten Jahrh. v. Chr.) scheint nemlich Ammôn der Mittelpunkt eines kleinen Staats unter (einheimischen oder griechischen oder arabischen) Fürsten gewesen zu sein, welche den Seleuciden wenig mehr als nominell unterworfen sein mochten, da Josephus (Antiq. 13, 8, 15) einen derselben (Zeno Kotylas) „den Tyrannen von Ammôn" nennt. Bei der damaligen Ohnmacht der cisjordanischen Juden hing die Existenz der transjordanischen Judengemeinden nur vom guten Willen der Ammoniter ab, wie die späteren schweren Kämpfe der Makkabäer mit dem Oberhaupte derselben, Timotheus (1 Makk. Kap. 5), sattsam zeigen. Es wäre also möglich, dass der Chronist Angesichts der hilflosen Gegenwart es für gerathen hielt, in der Aufzählung der von seinem Volke gegen die alten Ammoniter verübten Gräuel des Guten nicht zu viel zu thun.

4. Die Tafel in der Königswoche.

Humaner sind die Nebenfunktionen der Dreschtafel heutigentags, denn man bedient sich ihrer bei der Hochzeits- und Leichenfeier. Bei jener ist sie der Ehrensitz für Braut und Bräutigam und bei dieser das Paradebett für den gestorbenen Hausherrn. Man darf unbedenklich annehmen, dass dieser Gebrauch mit der Dreschtafel als solcher nichts zu schaffen hat; in einem Lande, wo die häusliche Einrichtung des Dorfbewohners eine sehr einfache, auf das Allernothwendigste beschränkte ist, wo Stühle, Bänke, Bettstellen ganz unbekannte Dinge sind, wo man nach einem blossen Brette eine ganze Ortschaft vergeblich durchsuchen kann, musste die Dreschtafel jene Dienste mit verrichten, weil man eben nichts Geeigneteres dafür hatte. Das wird richtig sein, aber die Leute denken bei ihrem Anblicke nicht blos an's Dreschen; der Jüngling sieht in ihr auch den Thron der Königswoche und der Mann das Bett, um welches eines Tages seine Todtenklage stattfinden

---

[1]) Die LXX nehmen den untergeschobenen *ḥarîṣ* für eine Axt; Luther nennt ihn (2 Sam. 12, 31) „Zacken", dachte sich also wohl darunter eine mit eisernen Zacken versehene Schlagwaffe, eine Art Keule oder Morgenstern, wovon man noch heutigentags zahlreiche Varietäten in Syrien antrifft.

wird. Sie hat faktisch eine dreifache Bestimmung, und da wir die erste und eigentliche ausführlicher besprochen haben, wollen wir über die anderen wenigstens nicht zu kurz sein. Rücksichtlich der dabei zur Sprache kommenden Hochzeits- und Leichengebräuche werde ich mich auf das Nächstliegende beschränken; doch wird auch dieses zeigen, dass bei der Stabilität der dortigen Verhältnisse die Gegenwart zur Illustration der Vergangenheit dienen kann.

Die schönste Zeit im Leben des syrischen Landmanns sind die ersten 7 Tage nach seiner Hochzeit, in welcher er mit seiner jungen Frau die Rolle von König (*melik*) und Königin (*melika*) spielt, und beide von ihrer Ortschaft und den geladenen Nachbargemeinden als solche behandelt und bedient werden. Die grösseren Dorfhochzeiten fallen ihrer Mehrzahl nach in den Monat März, den schönsten des syrischen Jahres, der von seiner Lieblichkeit „der Prachtmonat", *âdâr*, genannt wird, und von dem es heisst: Will Jemand das Paradies in seinem Blumenschmucke schaun, der betrachte die Erde in ihrem *âdâr*.[1]) Da die Winterregen vorüber sind und die Sonne noch erquickt, nicht, wie in den folgenden Monaten, belästigt, so werden die Hochzeiten im Freien auf der Tenne des Dorfs gefeiert, die in dieser Jahreszeit mit geringen Ausnahmen eine blumige Wiese ist. Auch eignet sich der März zum Festmonate wegen der wenigen Feldarbeiten und wegen seines Ueberflusses an Allem, was ein Festgeber braucht. Die Heerden haben im Winter geworfen, es giebt Lämmer, Böckchen, Butter, Milch, Käse und Schlachtvieh, das von der Frühlingsweide fett geworden ist; dazu bietet die nahe Wüste braune, gelbe und weisse Trüffeln in solcher Menge, dass wenige Kinder an einem Tage mehrere Kameelladungen sammeln. Den Hochzeitstag selber mit seinen Aufzügen dem Schwerdtanz der Braut und dem grossen Festmahle übergehen wir. Bräutigam und Braut erwachen am Lendemain als König und Königin und empfangen geputzt wie Tags vorher schon vor Sonnenaufgang den *śebîn*, d. h. den Obmann, der Brautführer, von jetzt ab nur „der Minister", *wezîr* genannt, welcher einen Morgenimbiss, die *ṣabḥa*, bringt. Gleich darauf kommen auch die Brautführer, oder wie sie dort heissen und auch richtiger genannt werden müssen, „die Jünglinge des Bräutigams", *śebâb el-ʿarîs*[2]) ins Hoch-

---

[1]) *men arâd jinẓur il-elgenna fî ezhârihâ,*
fal-jinẓur il-ed-dunjâ fî âdâriha.

[2]) Je grösser die Hochzeit, je schwieriger und kostspieliger der Dienst „der Jünglinge des Bräutigams" ist, desto grösser muss ihre Zahl sein, und da es in der Regel nur Söhne wohlhabender Leute sind, und das Hochzeitsdorf selten die volle Anzahl aufbringen kann, so stellen auch die Nachbardörfer ihr Contingent dazu. Dass sie mit dem Bräutigam oder der Familie der Braut befreundet sind, ist nicht nöthig. Die Bezeichnung „Brautführer" (Nymphagogen) ist unpassend, denn, obwohl sie auch der Braut Dienste zu leisten haben, so gehören doch ihre Hauptpflichten dem Bräutigam, namentlich am Hochzeitstage. Dieses Ehrengefolge muss ein uraltes Institut des Landes sein. Vielleicht stammt es aus einer Zeit allgemeiner Unsicherheit im Lande, wo die „Jünglinge" die Schutzwache des Festes gegen Ueberfälle bildeten. Als Simson ein philistäisches Mädchen heirathete, stellte ihm das Hochzeitsdorf nach Richt. 14, 11

zeitshaus, erfahren, der Minister sei gnädig empfangen worden und begeben sich zum *metben*, dem Häckselspeicher, um die Dreschtafel zu holen. Sobald dieselbe auf den Schultern der Träger liegt, stimmt der ganze Chor einen rauschenden *šûbâš*,[1]) eine Siegeshymne, an und zieht, natürlich von den mitjauchzenden Buben des Dorfs und der fremden Gäste umringt, auf die Tenne. Diese Lieder sind ganz dieselben, welche die Bauern, wenn sie einen Ueberfall der Nomaden abgeschlagen, von der Verfolgung heimkehrend, unter Abfeuern der Musketen singen; sie thun es namentlich in der Nähe der Dörfer, damit sie eingeladen und bewirthet werden. Ihr Inhalt ist Kampf oder Liebe, meist Beides zusammen. Sie stammen grösstentheils von den südlichen Nomadenstämmen, besonders von den *'Sarârât* und *'Semmar*; denn die edle Sprache, der kunstreiche Vers und der schöne Gedanke findet sich nach dem traditionellen Glauben der syrischen Stadt- und Dorfbewohner nur bei den Zeltarabern. Zu einer Hochzeit in Kenâkir (8 Stunden südlich von Damask) eingeladen, liess ich mir eine hübsche erotische Ode aufschreiben, welche dort beim Abholen der Dreschtafel gesungen wurde. Nachdem in dem Gedichte die Liebe über die Sprödigkeit gesiegt, heisst es weiter:

---

dreissig Jünglinge; sie heissen an dieser Bibelstelle „die Gefährten des Bräutigams", *merê'im*, ein Wort, welches bis heutigentags eine crux der Philologen ist. Es mögen mir hier, wenn auch am ungehörigen Orte, einige Bemerkungen über dasselbe gestattet sein. Bei allen syrischen Wanderstämmen heisst der Leithammel *mirjâ'*, مرياع „der unzertrennliche Gefährte", weil er dem Hirten auf Schritt und Tritt folgt, dessen Brodtasche trägt und von jeder Mahlzeit seinen Antheil bekommt. Mit diesem Worte ist *merê'* zusammenzustellen. Beide Formen kommen nicht von רָעָה, sondern vom Zw. רִיעַ her, welches im Bibeltexte nur durch einige Derivata vertreten ist und „eng verbunden sein mit Etwas" bedeutet. Davon kommt das Nomen *rê'a* (= רֵיעַ Hiob 6, 27, sonst defectiv רֵעַ) „das oder der mit Etw. eng Verbundene" und *rî'a* (רִיעַ) „das, womit sich Etw. verbindet". Der ausführliche Nachweis aus der arab. Schrift- und Volkssprache muss hier übergangen werden. Die hebr. und arab. Sprache hat 4 Verbalnomina, welche ausdrücken, dass Jemand in eminenter Weise Etwas thut oder ist; sie sind: 1) *mif'al* מִפְעָל (z. B. מִצְעָר „ganz klein, מִבְדָּל „ganz abgesondert" u. a. Hierher gehören alle biblischen Männereigennamen dieser Form ohne Ausnahme) 2) *mif'âl* מִפְעוֹל (z. B. מִבְחוֹר „der ausgesuchteste"). 3) und 4) *mif'il* מִפְעֵל und *mif'îl* מִפְעִיל (z. B. מִסְכֵּן „elend", מִצְעִיר „winzig klein"). Zu den letzteren gehört das Wort *merê'*. Es ist wie der beduinische Männername *minwir* „der Lichtstrahlende", die Form מִפְעֵל, also ursprünglich מִרְיֵעַ; wäre es die *f.* מִפְעִיל (מִרְיִיעַ), so würde es wohl מֵרִיעַ geschrieben sein. Diese Intensiva, welche das Nomadenidiom vielleicht zu Tausenden ausgeprägt hat und grösstentheils als Adjective gebraucht, haben in der hebr. Grammatik noch nicht die gebührende Behandlung gefunden. Dass die beiden Wurzeln רִיעַ und רָעָה eng verwandt sind, versteht sich von selbst.

[1]) *šûbâš* pl. *šawâbîš* ist etymologisch (vgl. das bibl. *šebaš* Dan. 5, 9) eigentlich ein wildes Durcheinanderschreien. Von ihm bildete man ein neues quadrilit. Zw. *šôbaš* (شَوْبَشَ) *ješôbiš*, *šôbeša* „einen Siegsgesang anstimmen".

Wie süss, nach langer Trennung sich endlich zu umfangen,
Zu trinken und zu tränken vom Becherlein der Lippen,
Den kleinen Rest dann der durchwachten Nacht zu schlummern,
Geschmiegt, wobei die Hände der Pfühl sind und die Decke.[1])

Früh muss ich wohl den Ring mir auf dem Lager suchen,
Auch war vom Halsband ihr ein Beerlein abgefallen —
O seelig, wer des Herzens Saat gesäet und erndtet!
Der Liebe ein Hoch, ihr flechtenlösenden Frauen![2])

Auf der Tenne angekommen, errichten sie aus dem mannigfachsten Material ein Gerüst von reichlich 2 Ellen Höhe; oben auf wird die Dreschtafel gelegt und über diese ein grosser buntfarbiger Teppich gebreitet. Ein Paar goldgestickte, mit Straussfedern gefüllte Kissen vollenden das Ganze. Dieses ist die *merteba*, der Ehrensitz für König und Königin, die nunmehr feierlich geholt und inthronisirt werden. Sowie dies geschehen ist, organisirt sich das Festtribunal, der *dîwân* genannt, welcher aus dem Richter *ḳâḍî*, einem Dollmetscher, *turgumân*, und einigen Häschern besteht. Zum Dollmetscher nimmt man gewöhnlich einen renommirten Witzbold. Der *ḳâḍî*, zugleich Vollstrecker seiner Urthel, bekommt einen Stab in die Hand. Darauf tritt der Ankläger vor und erzählt in langer Rede, der König habe, wie allen bekannt, mit seinem Heere einen Feldzug gegen eine bis dahin unbesiegte und aller Welt Hohn sprechende Festung unternommen, um sie zu erobern und da er wieder zurück und gegenwärtig sei, so möge er seinem Volke zu wissen thun, ob ihm der Angriff geglückt sei oder nicht. Vom *ḳâḍî* aufgefordert sich der Landessitte gemäss zu äussern, erklärt der König, dass er Sieger sei und dies durch Vorlegung der blutigen Trophäen beweisen könne, worauf der *wezîr* vor dem *ḳâḍî* und den Nächststehenden für einige Augenblicke ein Linnen ausbreitet. Der Jubel des Volks ist das Signal für die weibliche Jugend, auch zu kommen, denn der vorhergehenden Verhandlung hatten nur wenige, reifere und minder prüde Schönen beigewohnt. Nun kommt es aber bei dem mystischen Semiten auch vor, dass er nach des jungen Tobiä Vorgang die erste Nacht auf dem Gebetsteppich zubringt, in welchem Falle er vor dem Gerichte nicht besteht; und da auch die Zusage, Versäumtes nachzuholen, nicht helfen kann, so lautet das Urthel: „streckt ihn! (*muddûhû*)."

---

[1]) Schöner ist dieser Gedanke ausgedrückt im Hohenl. 8, 3: Seine Linke liegt unter meinem Haupte und seine Rechte herzet mich.

[2])
Iâ mâ ḥalâ ʿoḳb-el-firâḳ-in telâḳû,
Min-el-mebâsim kas-sebîl-in tesâḳû,
Waljergehennû ʿoḳba leilan wa-fâḳû,
Chamman wa-telḥifan bil-eidî wa-tefrîš.

Nekest-edauwir châtiman bî medâsah.
Eṯr-inḳataʿ rummânatan min ʿifâsah
*Iâ zâri an zerʿa-el-ḥašâ ṯumma dâsah**)
Hebb-el-hawâ, jâ nâsîlât-el-ʿakâriš.

*) Die übertragene Bedeutung von *dôs* ist lange nicht so unedel, wie die des latein. terere in Propert. 3, 11, 30. Auch wird sie in unserer Stelle nur leise (durch das Suffix) angedeutet.

Er wird durch die Häscher vom Throne herabgezogen, hingelegt, gehalten und vom *kâḍî* so lange gedrillt, bis die Königin für ihn Fürbitte einlegt. Dasselbe geschieht auch mit dem *wezîr*, der diesmal mit dem Könige zusammen, bei allen anderen Fällen aber — denn es können viele Klagen, z. B. wegen verletzter Festordnung, gegen den König erhoben werden — für denselben allein büssen muss; der König ist von jetzt ab unverletzlich. Uebrigens thut die Rückständigkeit der Eroberung dem heiteren Charakter des Festes keinen Abbruch, da der endliche Sieg gewöhnlich an einem der folgenden Tage vor dem Diwan constatirt wird. Dieser in die Form des Spiels gekleidete Vorgang hat einen sehr ernsten Hintergrund. Er ist seitens des Bräutigams eine öffentliche Anerkennung der Unbescholtenheit der Braut, deren spätere Bezüchtigung für ihn lebensgefährlich sein würde, wie auch die Braut in der Regel von ihrem Vater, Bruder oder deren Stellvertreter nach gepflogenem Familienrathe getödtet werden würde, falls der junge Ehemann dem *šebîn*, wenn dieser die *ṣabḥa* bringt, erklären müsste, dass eine Königswoche nicht stattfinden könne. Damit wäre auch die Ehe thatsächlich wieder gelöst. Doch sind solche Fälle äusserst selten. Der Araber besitzt in wichtigen Dingen eine grosse Selbstbeherrschung und ehrt die gute Sitte zu sehr, als dass er der Jugend das schöne Fest verderben und eine Familie unglücklich machen sollte. Er würde mit dem Weibe eine Zeitlang leben und sich dann unter dem gewöhnlichen Vorwande, dass er sich mit ihr oder ihrer Familie nicht vertragen könne, scheiden lassen.

Nach diesem Akte, welcher beweist, dass sich dort eine sehr alte Anschauung des semitischen Volks (vgl. 5. Mos. 22, 13—21) gleich einer Pflanze der heimathlichen Erde unvertilgbar und unveränderlich erhalten hat, beginnt ein grosser Tanz zu Ehren des jungen Paares; das dazu gesungene Lied beschäftigt sich nur mit demselben und der unvermeidliche *waṣf*, d. h. eine Schilderung der körperlichen Vollkommenheit Beider und ihres Schmucks, bildet den Hauptinhalt. Dass man im Lobe der Königin maasvoller ist, mehr ihre sichtbaren als verhüllten Reize preist, geschieht, weil sie heute Ehefrau ist, und weil ihr am gestrigen Tage, während ihres Schwerdtanzes, gesungener *waṣf* Nichts zu wünschen übrig gelassen hatte. Dieser *waṣf* ist nach unserem Geschmacke die schwache Partie der syrischen Hochzeitsgesänge; wir finden seine Vergleiche häufig zu massiv und sehen überall die Schablone. Auch in der kleinen, unter dem Namen des Hohenliedes in den alttestamentlichen Kanon aufgenommenen Sammlung von reizenden Hochzeitsliedern und Fragmenten solcher steht der *waṣf* (Cap. 4 bis Cap. 7) an poetischem Werthe sehr dem Uebrigen nach.

Mit diesem Tanze beginnen Spiele, die sieben Tage dauern, am ersten schon des Morgens, an den übrigen kurz vor Mittag anfangen, und bei angezündeten Feuern immer tief in die Nacht währen; nur am letzten endigt Alles vor Sonnenuntergang. Während dieser ganzen Woche sind die beiden Majestäten hochzeitlich geputzt, dürfen Nichts arbeiten, für Nichts sorgen

und haben nur von der *merteba* herab den vor ihnen aufgeführten Spielen zuzuschauen, an welchen sie sich selber nur mässig betheiligen; doch macht die Königin häufiger ein Tänzchen mit, um ihren Brautschmuck bewundern zu lassen. Bei den Mahlzeiten haben sie den Ehrensitz. Während die Unkosten des eigentlichen Hochzeitstages vom Bräutigam bestritten werden, so werden die der Königswoche von den „Jünglingen des Bräutigams" getragen, denen aber diese Last wesentlich durch die Beisteuer erleichtert wird, welche die Vexirspiele und die unaufhörlichen weil ganz unvermeidlichen Verstösse der Festgenossen gegen die Bestimmungen einer peinlichen Festordnung abwerfen. Die vom *ḳâḍî* bestimmten Strafen werden meist in Naturalien entrichtet, in Eiern, Hühnern, Lämmern, Böckchen, Butter, Reis, *burġul* (geschrotene Waizengraupen), Wein (bei den Christen), *dibs* (Traubensyrup), Kafeebohnen, Tabak und in einer Menge von Näschereien, welchen die Araber den Kollektivnamen *nuḳl* „das Tragbare" geben, weil man sie auf Reisen, bei Garten- und Landpartien mit sich führt, nemlich Rosinen, getrocknete Feigen und Aprikosen, überzuckerte Mandel-, Wallnuss- und Pistazienkerne u. dgl. Von Zeit zu Zeit werden die Spiele durch Tänze abgelöst. Deren giebt es verschiedene Arten, die sich aber sämmtlich unter die zwei Generalnenner *saḥḳa* und *debḳa* bringen lassen. Die erstere könnte man den graziösen oder Einzeltanz nennen, da sich bei ihr die Tanzenden nicht anfassen. Zu ihr gehört auch der Schwerdtanz, über welchen die Deutsch-morgenl. Zeitschr. v. J. 1868 S. 106 eine Mittheilung bringt. Die *debḳa* ist der Bedeutung des Wortes entsprechend „ein Hängetanz", so benannt, weil sich die Tanzenden mit den kleinen Fingern zusammenhaken. Sich mit den Händen fassen würde Gelegenheit zum Händedrücken geben, was vermieden werden muss, weil es die Araberin vom fremden Manne nicht ruhig hinnehmen würde. Meistentheils erscheint die *debḳa* als Ringeltanz. Wird sie von beiden Geschlechtern getanzt, so heist sie die bunte *debḳa* (*d. ṃuwaddaʿa*). Während die *saḥḳa* beduinischen Ursprungs sein soll, gilt die *debḳa* für den eigentlichen Nationaltanz des syrischen *Ḥaḍarî*. Das mag richtig sein, denn der Nomade hat die *debḳa* nicht; dazu kommt, dass die Lieder, nach denen sie getanzt wird, nicht, wie bei der *saḥḳa*, im Nomadenidiom, sondern ausschliesslich in der Sprache des *Ḥaḍarî* gedichtet sind; auch unterscheiden sich die beiden Gedichtarten dadurch, dass die *saḥḳa* immer eine Kaside, die *debḳa* immer eine aus vierzeiligen Strophen bestehende Ode ist. Alle *debḳa*-Texte, die ich besitze, haben das Metrum der sogenannten andalusischen Ode (zwei trochaeospondäen und einen creticus). Eigenthümlich noch ist der *debḳa*, dass ihre Strophen wie die Glieder einer Kette, oder wie die Finger der Tänzer in einander hängen, insofern die nächste Strophe mit den Worten beginnt, mit welchen die vorhergehende schliesst. Verhindert wird dadurch das Untereinanderwerfen oder Auslassen der Strophen. Für *saḥḳa* und *debḳa* hat man einen Solosänger; so oft dieser einen Vers resp. eine Strophe gesungen, stimmt der Chor der Tänzer und Zuschauer den Kehrvers (*meredd*)

an, welcher bei der *debka* immer aus den zwei letzten Zeilen der ersten Strophe des Gedichts besteht; des Anschlusses halber muss daher jede vierte Strophenzeile den Reim des Kehrverses haben. Instrumentalmusik liebt man bei den Tänzen nicht, obschon sie leicht zu haben wäre, denn das Kanon und die Violine *(kemengâ)* werden in allen Städten des Landes gespielt. Nur eine kleine von dem Solosänger oder der Solosängerin gehandhabte Schellentrommel (*deff*) begleitet leise den Gesang, um den Takt anzugeben.

Mit dem Feste selber können wir uns hier nicht weiter beschäftigen, wenn wir auch dabei immer in der Nähe der Dreschtafel bleiben würden.

Am siebenten Tage beginnt einige Stunden vor Sonnenuntergang ein bestimmtes Spiel, welches herkömmlicher Weise das Fest beschliesst. Während desselben steigen die Majestäten vom Throne und mischen sich unter die Leute, um für die Theilnahme zu danken und von den Fremden Abschied zu nehmen. So wie die Reitthiere der Gäste gebracht werden, und der Platz anfängt, sich zu leeren, umringen die *šebâb* das junge Paar und begleiten es nach Hause. Dort nöthigt man die Begleiter ins Gastzimmer, wo ihnen ein Abendessen aufgetragen wird. Bald erscheint auch der junge Ehemann, aber ohne seine Frau und im alltäglichen Bauernanzuge. Die Festordnung ist aufgehoben, die Spässe fallen derber, und kaum ist das Essen beendigt, so fahren ein Paar volle Hände über das Gesicht des frühern Königs, um unter allgemeinem Gelächter den üblichen Akt des *tas'ṭîṭ* mit ihm vorzunehmen, d. h. ihm das Gesicht mit einer Auflösung jener auf den Weideplätzen der Rinder zusammengelesenen Fladen (*šeṭâṭ*) zu beschmieren. Mit dieser unter anderen Umständen höchst schimpflichen Behandlung des jungen Ehemannes endigt das Fest.

In vielen Dörfern lässt man die *merteba* noch eine Nacht stehen; man glaubt, das Dorf werde dann bald wieder eine Hochzeit haben.

Die symbolische Handlung des *ta'sṭîṭ* reisst den Armen sehr unzart aus dem Traume der Königswoche, denn „gesichtbeschmutzt“ (*mukabbaḥ)* ist nach semitischer Anschauung (vgl. Hiob 9, 30. 31 u. ö.) der von Gott und Menschen Gehasste, der Leidende und Leiden Schaffende, mit einem Worte der *menḥûs* „Unglückselige,“ wie auch der Bauer in ganz Syrien heisst. Ein damasc. Sprüchwort sagt: „Siehst du an der Hausthüre deines Feindes einen Bauer, so sprich: „Herr Gott, lass es ihrer Zweie sein!“ [1]) d. h. zwei Bauern werden das ihnen befreundete Haus deines Feindes schneller zu Grunde richten als einer. Geplagt aber ist der Bauer gar sehr; nicht nur, dass ihm die Erndten dort häufiger verloren gehen, als bei uns, und dass er Tag und Nacht bereit sein muss, sein Eigenthum mit bewaffneter Hand und Gefahr des Lebens gegen Gewaltthat zu schützen, auch sind die an seinen Beutel und an sein Gastzimmer gestellten Anforderungen grösser als uns glaubhaft. Von aller Welt ausgebeutet und gemissbraucht ist er hartherzig,

---

1) *idâ šuft 'alâ bâb 'adûwak fellâḥ, ḳul: jâ rabbî tenein!*

misstrauisch, menschenfeindlich. Er liegt ewig im Streit mit seinem eben so unglücklichen Nachbar und hat keinen Freund, ausser seinem Pflugstier; und auch mit diesem darf er, wie das Sprichwort boshaft hinzufügt, nicht von vorn, sondern nur von hinten sprechen. Dabei ist sein Hang zur Gewaltthätigkeit so gross, dass dieser nur durch den äussersten Druck niedergehalten werden kann. Von ʿAbd-el-ġanî Nâbulsî, einem der liebenswürdigsten Humanisten des siebenzehnten Jahrhunderts existirt der Ausspruch: „Wenn die Staubgesichter (d. h. die Bauern) nicht gemisshandelt werden, so misshandeln sie,“ [1]) und ein seiner Einsicht wegen in der Gegend sehr geschätzter Bauer aus dem Dorfe Dêr-Selmân bei Damask tadelte mich einst wegen einiger meinen Bauern gemachter Zugeständnisse mit dem Zusatze: „Dem Bauer ist nur wohl, wenn sein Gürtel aus einem Baumwollenfaden besteht, welcher in Stücke geht, so oft er leise hustet“ [2]), d. h. ist der Bauer so wohlhabend, dass er einen Schâl als Gürtel tragen kann, so ist mit ihm nicht mehr auszukommen. Fühlt er das Joch nicht, so überhebt er sich dermassen, dass er im Gespräche sich selber *ḥaḍretî* (etwa „meine Gnaden“) nennt, und trifft es sich dann noch, dass vielleicht eine Jungfrau, über die ihre Familie wider ihren, des Mädchens, Willen verfügen will, oder sonst ein Flüchtling den Schutz seines Hauses beansprucht, so sucht er die Angelegenheit nicht auf eine kluge Weise beizulegen, sondern er droht und schreitet zur Gewalt, ohne zu erwägen, wie weit seine Kraft reicht. Das Urbild eines solchen hauranischen Grossbauers schildert meisterhaft das 29. Cap. des Buchs Hiob. Natürlich steht sein Kartenhaus nicht lange. Wie Kain, der Ahnherr aller Bauern, wird er unstätt und flüchtig von Dorf zu Dorf gejagt, bis er endlich mürbe geworden ist. „Schwärzung über Schwärzung (d. h. Missgeschick über Missgeschick) bricht den Lebensmuth“ sagt das Sprichwort [3]), und ist es dahin gekommen, so findet sich auch der störrigste Bauer in das Loos einer genuss- und hoffnungslosen Dienstbarkeit, wenn ihn nicht sein Eheweib nöthigt, dem Elend dadurch ein Ende zu machen, dass er Rinder, Pflug, Tafel und Joch mit einem Haarzelte und einigen Kameelen vertauscht und sich einem Nomadenstamme anschliesst, bei dem der gutberittene und waffenkundige Mann auf den besten Empfang rechnen darf. Bei dem arabischen Volke ist das Weib weit mehr als der Mann der Träger der Ehre und Freiheitsliebe. Wie oft habe ich von tätowirter Lippe den Ausspruch gehört: Pfui über den Mann, der ein Ambos bleibt, wenn er ein Hammer sein kann!

5. Die Tafel als Paradebett.

Wir kommen zur Verwendung der Dreschtafel beim Tode ihres Besitzers. Ist dieser ein in der Ortschaft angesehener Mann, wie hier angenommen

---

[1]) *ǵubr el-wugûh in mâ juzlamû jazlumû.*

[2]) *el-fellâḥ ma felih, illâ jekûn zunnâruh koton, in aḥḥ, jitkatta.*

[3]) *sawâd fôk sawâd jôʿmî el-kalb.* Das Sprichwort findet sich auch in Freytag's Arabum Proverb. Bd. III., p. 239; doch ist es dort völlig missverstanden.

wird, so setzt man das Begräbniss meistens auf die Mittagsstunde des nächsten Tages an, und während der Leichenbitter (*nâ'i*) die benachbarten Gemeinden einladet, findet im Trauerhause die Waschung, Einkleidung, Bestreuung und Bestreichung des Todten mit Specereien statt, sehr umständliche Verrichtungen, die bei den Muselmännern hauptsächlich der Imâm, der Vorbeter der Gemeinde, besorgt. Darauf bringt man die Dreschtafel in das Zimmer und bettet auf ihr die Leiche so, dass Kopf und Oberkörper gegen das aufwärts gebogene Vordertheil zu liegen kommen und der Körper mehr lehnt als liegt. Von dieser halb sitzenden Lage (*ittikâ* genannt) heisst der Verstorbene in der Todtenklage gewöhnlich „der vor uns sitzende Hausherr" *eś-śeich el-muttekî*). Dieses Lager einschliesslich des Todten heisst die *menaṣṣa* „das Paradebett", bei welchem während der Nacht abwechselnd einige Nachbarn wachen. Am frühen Morgen wird auf der Tenne des Dorfs ein ein schwarzes ziegenhärenes Zelt aufgeschlagen, in welches die *menaṣṣa* gebracht und auf einen ausgebreiteten Teppich gestellt wird. Hat das Trauerhaus einen sehr geräumigen Söller, d. h. ein flaches Dach, welches mehreren mit den Rücken- und Seitenwänden an einander stossenden Zimmern gemeinschaftlich ist, so schlägt man oft das Zelt auf diesem Söller auf.[1]) Hat das Haus einen freien Platz vor sich, so benutzt man wohl auch diesen dazu. In Aegypten ist dies die Regel, und fehlt dort ein solcher Platz, so stellt man das Zelt mit der *menaṣṣa* auf den Acker des Verstorbenen, oder, wie es dort heisst, auf die Scholle (*ṭîna*) desselben.[2]) Aber in Syrien, namentlich in Ḥaurân, nimmt man dazu gewöhnlich die Tenne. Dort setzt sich der Imam, Geistliche oder eine andere geeignete Person zu Füssen der Leiche, leise in einem Gebetbuche lesend; oft sitzen noch einige Freunde des Verstorbenen bei ihm, wobei das Zelt weit geöffnet ist; bei schönem Wetter wird oft der ganze *ruwâk* (die Seitenwand des Zeltes) herausgenommen. Nach einiger Zeit kommt aus dem Trauerhause ein langer Zug von Frauen und erwachsenen Mädchen, voran die nächsten Leidtragenden; die Letzteren sind unverschleiert, unbedeckten Hauptes und barfuss, als einziges Kleidungs-

[1]) Davon, dass das Dach des syr. Hauses eine immer von der Sonne beschienene Fläche bildet, hat es den Namen *maśraḳa* „Sonnenplatz", der also völlig dem latein. solarium = Söller entspricht.

[2]) Ich befand mich bei einem Ausfluge aus Alexandrien in einem Dorfe, als ein berittener Leichenbitter, dort *dauwâr* „der die Runde macht" genannt, vor dem Hause des Ortsrichters einigemal stark in ein Signalhorn blies und wiederholt folgende Bekanntmachung ausrief: „Gott vergelte Euch jenseits und beglücke Euch diesseits! Euer Nachbar N., der Sohn des N. in dem Dorfe N. ist zur Barmherzigkeit Gottes eingegangen. Das Trauerzelt (*el-ma'tem*) ist vor der Thüre seines Hauses; das Begräbniss findet um die und die Zeit statt." (*'addam Allâh egerkum wal-bakîja fi hajâtkum! Achûkum Fulân ibn Fulân bibeldet el-Fulânîja itnaḳḳal ilâ raḥmat Allâh; ma'temuh alâ bâb dâruh; mîkât el-genâza sâ'at kedâ*). Der Mann sagte, er habe 12 Ortschaften einzuladen, und als ich mich über diese Menge wunderte, fügte er hinzu, dass man in den südlicheren Gegenden des Delta's, wo die Dörfer kaum 10 Minuten weit von einander ablägen, 30 und noch mehr Dörfer zu dem Begräbnisse eines angesehenen Bauers einlade.

stück das lange, schwarze, ziegenhärene Trauerhemde tragend,[1]) jüngere Schwestern, Töchter oder Enkelinnen des Verstorbenen mit aufgelösten Flechten, starkgeölten und glatt auf Rücken und Brust herabfallenden Haaren. Dieser Anblick wirkt auf Jeden, dem er etwas Ungewohntes ist, tiefergreifend. Während der Vorbeter die Leiche verlässt, nähert sich der Zug langsam dem Zelte, umschreitet dasselbe und bildet einen Kreis, so dass das Zelt in die Mitte zu stehen kommt. Darauf beginnt die Todtenklage (*nuâḥ*) jener merkwürdige syrische Gebrauch, welcher, wie vor Jahrtausenden, so noch heute wesentlicher Bestandtheil der Leichenfeier ist. Zwar ist es den römisch-katholischen Missionaren gelungen, vor ohngefähr 16 Jahren die Todtenklage in ihren Gemeinden zu unterdrücken; aber die übrigen christlichen Konfessionen haben sie noch allgemein, desgleichen die Gnostiker (Drusen, Noseirier, Ismaëliten), ebenso die Juden und Muselmänner, obgleich sie der Islâm, wenn auch nicht verbietet, doch für anstössig (*mekrûh*) erklärt. Man kann drei Arten derselben unterscheiden: Zunächst die der Nomadenstämme, welche nicht vor dem Zelte sondern am Grabe und nur bei denen, die an einer Krankheit oder in Folge ihrer Wunden gestorben sind, stattfindet; wer den Ehrentod im Kampfe starb, wird nicht beklagt. Sie ist die einfachste und am Wenigsten geräuschvolle; denn zu dem Trauertanze, der in der ersten Woche täglich einige Stunden lang von Jungfrauen um das einsame Grab eines angesehenen, theueren oder jungen Mannes aufgeführt wird, findet sich in der Regel Niemand ein; auch singen die Tänzerinnen ihre Klage so leise, dass man sehr nahe stehen muss, um Etwas zu hören. Die zweite Art ist die der Städte, welche von einem sinneberauschenden, grauenhaften dramatischen Apparat unterstützt und durch ein zunftmässig geschultes (Jerem. 9, 17) weibliches Personal, die *laṭṭâmât*, ausgeführt oder unterstützt von erschütternder Wirkung ist; obenan steht die der Juden und Christen in Damask, welche auch die antikste Form repräsentiren mag, da diese beiden Gemeinden als der älteste Bestand der Bevölkerung der Stadt angesehen werden müssen. Sie findet nur innerhalb des Trauerhauses (auf dem Impluvium desselben) statt. Die dritte und zwischen den genannten die Mitte haltend ist die der ostjordanischen und ostlibanonischen Landgemeinden, von welcher hier die Rede ist. Da bei derselben die *laṭṭâmât* durchaus fehlen, so bleibt von den zwei Chören der städtischen Klage nur einer übrig, und während dort fast immer eine der *laṭṭâmât* abwechselnd die Vorsängerin macht, so hat man hier eine besondere Solosängerin, die nur

[1]) Dieses Trauerhemde (*tôb el-ḥozn*), auch Haarhemde (*ṯôb eš-ša'r*) genannt, entspricht ganz dem biblischen *sakk* (Joel 1, 8); auch letzteres bestand aus einem Gewebe von schwarzen Ziegenhaaren μέλας ὡς σάκκος τρίχινος. Offenb. 6, 12), war ebenfalls ein genähtes Kleid (Jes. 3, 24) und nicht, wie Einige wollen, ein dem englischen Plaid oder dem Iḥrâm der Mekkapilger ähnlicher Umwurf und wurde gleichfalls auf blossem Leibe getragen (2 Kön. 6, 30). Nach der letzten Stelle trug es der König bei einem nationalen Unglücke unter andern Kleidern, aber bei der Familientrauer wird es auch im Alterthume während der ersten Woche wenigstens das einzige Kleidungsstück gewesen sein.

bei einer grossen Klage von einer oder zwei anderen unterstützt wird. Sie heist *kauwâla* „die Sprecherin, Dichterin", muss eine gebildete Stimme, einen reichen Vorrath von Nänien und ein gutes Gedächtniss haben, damit sie sich nicht auffällig wiederholt, was bei einer vollständigen, also siebentägigen Klage nichts Leichtes ist, wenn diese auch des Tags auf 2½ Stunden beschränkt wird. Doch fehlt es im Lande nicht an solchen Sängerinnen, weil ihr Beruf sehr einträglich ist. Die Nänie, *maʿîd* genannt[1]), welche immer die poetische Form, Metrum und Reim, haben muss, besteht meistens aus einem Doppelvers, doch auch aus 3 und 4 Verszeilen und ist — abgesehen von ihrem oft grösseren oft (besonders wenn es Stegreifverse) geringeren poetischen Werthe — dem Sinne nach etwas Abgeschlossenes, ein fertiges Bild. Nach jeder Nänie erhebt der Chor den Weheruf. Dasselbe geschieht, wenn das Klagelied aus einer längeren Ode bestehen sollte, nach jeder einzelnen Strophe. Zum Chore gehören sämmtliche Frauen, welche den Ring um das Zelt bilden; sie heissen *reddâdât* „die Respondirenden" oder *neddâbât* und *nauwâḥât* „die Klagefrauen." Der Weheruf, in Syrien *wélwĕla*, an der Küste hin und wieder *wilwâl* genannt, besteht aus dem blossen Wörtchen *wêlî*, wehe mir![2]) Aber man weiss in dasselbe durch sehr lange Dehnung des letzten Vokals, wobei die Stimme mehr und mehr steigt und anschwellt, um wieder zurückzusinken, einen starken Ausdruck des Schmerzes zu legen. Männer befinden sich während der Klage nicht in der Nähe des Zeltes, und

---

[1]) Das Wort *maʿîd* (sein nom. unit ist *maʿîda*) bedeutet 1) den Trauertanz, 2) den Gesang, welcher ihn begleitet, 3) die Nänie überhaupt. Dieselbe Uebertragung haben wir bei *saḥḳa* und *debḳa* gesehen. Das ZW. *maʿad* ist nach meinen Gewährsmännern das Synonym von *naṭwaṭ* (نَطْوَطَ dem Frequentativ von نَطَّ) „hüpfend gehen." Es ist gewiss einerlei mit dem hebr. מָעַד „wanken", so dass *maʿîd* ursprünglich nur das Wanken der Klagefrauen um das Zelt und das Taumeln der *laṭṭâmât* um das Basin, resp. das dazu gesungene Lied bedeutet haben wird, und dass sich diese Bedeutung mit der Sache selbst allmählig modificirte.

Im A. T. heist die Naenie *ḳîna*, ein Wort, welches man irrig mit dem Schlagen der Saiteninstrumente zusammengestellt hat. Man wird im Alterthum (etwa mit Ausnahme der ihres bebenden Tones wegen seltsam ergreifenden syrischen Rohrflöte, vgl. Matth. 9, 23) kein musikalisches Instrument bei der Todtenklage verwendet haben. Heutigentags wäre es unmöglich. Gesenius vergleicht im Thes. das arabische *ḳein* „der Schmied" und *ḳeina* „die Lautenschlägerin", aber der Metallarbeiter heisst *ḳein* nicht als „Schläger" sondern als Bildner (jetzt heisst er bei allen Stämmen nur „Künstler" *ṣâniʿ*) und die Zitterschlägerin heisst *ḳeina* nicht als „Schlägerin" sondern als Künstlerin. Die Naenie heist *ḳîna* (vom ZW. *ḳîn* concinnare) entweder von ihrer poetischen Form, oder wahrscheinlicher von ihrem den Todten ausschmückenden Inhalt; (im Arabischen wird das ZW. vom Herausputzen der Braut, vom Ausschmücken des Hauses gebraucht.)

Das W. naenia ist nach Cicero griechisch; wahrscheinlich ist es semitisch und mit der Adonis-Klage zu den Griechen gekommen; vielleicht ist es eine phönizische Pilpel-Form von נוֹה (= نَوَّحَ) = נָהָה mit iterativer Bedeutung wie *welwela*, (vgl. *nahâ nehî* Micha 2, 4).

[2]) Es ist eine Zusammenziehung des antiken *wei li*, aramäisch: וַי לִי *vae mihi!* Das arab. Nomen *weilun* „das Unheil" ist eine jüngere Bildung, aus jener Zusammenziehung entstanden.

dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von der städtischen, bei der man gar nicht selten hinter den scheusslichen, mehr als halbnackten *lattâmât* her auch die Männer um das Bassin wanken und sich mit beiden Händen den Bart zerraufen sieht.

Den Anfang der hauranischen Todtenklage bildet gewöhnlich eine Reihe von Versen, in denen sich Anschauungen äussern, die wie aus einer grauen Vorzeit in die Gegenwart herüberklingen; dergleichen sind:

Ach wenn er doch zu lösen wäre! Wahrlich ich zahlte das Lösegeld!
„Löst mich, theure Blutsverwandte, mit feingliedrigen Rossen!"[1])
(Weheruf.)

Ach wenn er doch zu lösen wäre! Wahrlich ich zahlte das Lösegeld!
„Löst mich, meine lieben Brüder, mit jungfräulichen Mädchen!"[2])
(Weheruf.)

Der Hauptgegenstand des *maʿîd* sind die ehrenwerthen Eigenschaften des Todten,[3]) unter welchen seine Sorge für die Ehre des Hauses und für die Anforderungen seines Gastzimmers — Pflichten, die dem Araber manche schlaflose Nacht machen — immer in erster Reihe genannt wird:

„Früh hörte man des Kaffeemörsers Klang, und liefernd ging der Händler aus und ein,
Jetzt ruft sie jammernd: Meines Bruders Haus war eingerichtet wie ein fürstlich Haus."[4])
(Weheruf.)

Die Schwester brauchte als selbstverständlich nicht genannt zu werden; ein grosser Theil der Klage bezieht sich auf das Verhältniss zwischen Bruder und Schwester, welches dort in der Regel selbst bei ärmeren Familien ein rührend schönes ist. Wie unverändert die Todtenklage auch in dieser Beziehung geblieben, zeigt die Vergleichung mit Jerem. 22, 18: Man wird für ihn nicht den Klageruf haben: ach mein Bruder! ach Schwester!

Sodann ist es der Schmerz der Trennung, welchem die Klage Ausdruck zu geben hat. Wie gross von jeher das Bedürfniss nach Nänien dieser Art war, ist daraus ersichtlich, das man selten eine arabische Gedichtsammlung findet, welche nicht einen Anhang von „Trennungsversen" (*abjât firâkîja*) hat. Dergleichen sind:

Die Trennung, ach, verzehret mein Gebein, Sie lud mir auf, was Niemand je getragen —
Ach könnt' ich doch nur einmal bei ihm sein, Ihm, was sie Böses mir gethan, zu klagen.[5])
(Weheruf.)

---

[1]) *Âh lennuh inšerâ l'ešterennuh mušterâ!*
Wišterûnî jâ aʿmâmî bilchijûl ed-ḍumerâ.

[2]) *Âh lennuh inšerâ l'ešterennuh mušterâ*
Wišterûnî jâ ichwânî bil-benât-el-bukerâ.

[3]) Der Lexicograph *Nešwân* sagt (unter *nôah*) geradezu, das Wesen der Todtenklage bestehe in der Aufzählung der löblichen Eigenschaften des Todten.

[4]) *Ṣabaḥ el-mihbâg^a jadbaḥ wal-ḳobêsî jestadir.*
Ṣabaḥet nedmâ teḳûl: ṭaḳs achûnâ ṭaḳs emîr.

Der Händler heisst in diesem Verse Ḳobêsî, weil die Einwohner der Stadt Ḳobêsa am Euphrat bis vor Kurzem die Lieferanten der Wüste waren; jetzt sind es wieder die Canaaniter, d. h. die Kaufleute der syr. Küstenstädte, wie im Alterthum, vgl. Spr. Sal. 31, 24.

[5]) *Alâ inn-el-firâk^a aḏâb^a gismî, waḥammalnî ḥimâlan lâ tuṭâḳ!*
Alâ lêt-el-wiṣâl^a jeʿûd^a jômâ, laʾuchbirhû bimâ faʿal el-firâk.

Was die Klage am Rande der Wüste nicht zu einer geistlosen Form werden lässt, ist der Umstand, dass so viele Landleute fallen bei der Vertheidigung ihrer oder der Nachbardörfer Heerden gegen die Raubzüge der Nomaden, und dass die Gefallenen in der Regel die reichsten und angesehensten Männer der Gegend sind, da diese zu gut beritten und bewaffnet sind und zu viel Ehre zu verlieren haben, als dass sie beim Angriffe nicht immer die Ersten sein müssten. „Fällt — wie der stehende Ausdruck ist — der Nothruf in die Dörfer," so sitzen die Männer auf und fragen nur, wohin der Feind mit dem Raube ist, und jagen ihm nach, ohne zu wissen, ob ihre eigene oder eine fremde Heerde genommen ist; dieses zu konstatiren würde, da die Weideplätze oft stundenweit abliegen, so viel Zeit kosten, dass der Raubzug entkommen würde. Der meist in der Vollkraft des Lebens Gefallene starb also den schönen Tod für Andere, oft für seinen persönlichen Todfeind. Das erheischt eine öffentliche Anerkennung, zu welcher die Umgegend zunächst verpflichtet ist. Daher ein ehrenvolles Begräbniss, das wiederum ohne die Klage nicht vollständig sein würde, da nach volksthümlicher Anschauung der Sieger sowohl, wie der Gefallene nicht von Seinesgleichen, sondern nur vom Weibe vollkommen geehrt werden kann, so wie der Araber nicht Männern, sondern nur Frauen zu Liebe wirklichen Heldenmuth zeigt. „Sag' nicht, du habest mich nicht gesehen!" (*lâ teḳul mâ śuftan*) ruft die Hauranerin dem ins Gefecht gehenden Manne nach, d. h. sage nach deiner Rückkehr nicht, du würdest männlicher gekämpft haben, hätte dich der Anblick und Antrieb einer Schönen zur Todesverachtung begeistert. Die folgenden Verse gehören zur Klage über Gonêm, Scheich von Musêfira, welcher gegen die Benî Sachr fiel. Er war ein kühner von den Nomaden gefürchteter Mann. Ḥanîfa hiess seine Schwester und „Hie Ḥanîfa's Bruder!" (*hâ achû Ḥanîfa*) war sein und der Seinigen Schlachtruf.

Es fliegt der Nothruf durch das Land: Ihr Reiter schnell aufs edle Ross!
Gonêm erreicht den Feind und würgt, wie in der Heerde würgt der Wolf —
O weh'! Ḥanîfâ's Bruder fällt, von Todes Hand ins Grab gestürzt.[1])

(Weheruf.)

O weisses Ross, du scheutest dich ja vor der kriechenden Aemse —
Du trugst Ḥanîfa's Bruder, warum hast du es gelitten? —[2])

(Weheruf.)

Westlich von Eueren Hütten vernehm ich Geschrei, ihr Mädchen!
Gibt es denn Hochzeit, oder wär' ein geliebter Held uns gefallen?[3])

(Weheruf.)

---

[1]) *Ḳâm-el-munâdi jenâdi, wirkebû j'-ahl-es-sebâjâ,*
Win leḥiḳ el-chêl[a] Ġonêm ḏiban wa-ḥalḥal biś-śelâjâ,
Ḥêf[a] laj'-achû Ḥanîfa zauwarûhu-'l-ḥûd-el-menâjâ.

[2]) *Iâ zerḳâ min debîb-en-niml[a] fessêti —*
Wachatti achû Hanîfa, wêś challêti?

Sinn: Vor den ungefährlichen Ameisen wurdest du scheu, und du konntest still halten, als der Tod über deinen Reiter kam?

[3]) *Ġarbî ahlakin jà benât[a] ṣijâḥâ,*
M'edrî faraḥ willa-'l- mudellel râhâ?

Beides, der Hochzeitsjubel und Weheruf der Todtenklage, ist westlich vom Dorfe, d. h.

Für die Klage um Gefallene giebt es Oden von 20 und 30 Strophen, unter ihnen manche sehr schöne. Hier genügt das Gegebene; das Weitere muss einer selbständigen Behandlung des Gegenstandes überlassen bleiben.

Ohngefähr 1½ Stunde vor Mittag begeben sich die eingeladenen Gemeinden geordnet zum Zelte, wobei die Männer und Weiber eines jeden Dorfes zwei gesonderte Züge bilden. Bei der Annäherung des ersten Zuges endigt die Todtenklage und die Klagefrauen stellen sich in einiger Entfernung vom Zelte auf; voran die Hinterlassenen des Todten. Der erste Zug tritt ins Zelt, schliesst einen Kreis um die *menaṣṣa*[1]) und der Vornehmste spricht zur Leiche gewendet mit deutlicher Stimme: „O früher Tod! O lange Trennung!“[2]) Der Nächstfolgende fährt fort: „O unsere Sehnsucht nach deinem Umgange!“[3]) Dann folgt der Dritte und so fort; Jeder hat eine der Situation entsprechende kurze Formel. Aber die gute Sitte verlangt, dass der Ordner der Leichenfeier diesen Akt unterbricht, bevor Alle zu Wort gekommen; er tritt ein und bittet die Männer in höflicher Weise den Todten zu verlassen. In der Ordnung, wie sie gekommen, verlassen sie das Zelt, um sich den Leidtragenden gegenüber aufzustellen, wobei die Angeseheneren vor die Blutsverwandten des Todten zu stehen kommen. Darauf spricht der Erste: „Unsere Gedanken sind bei Euch.“[4]) Die Antwort ist: „Gott erhalte Euch!“[5]) Dann spricht der Zweite: „Euer Leid geht uns zu Herzen!“[6]) Die Antwort: „Gott lasse Euch kein Leid widerfahren.“[7]) Der Dritte fährt fort: „Gott erbarme sich des Dahingeschiedenen!“[8]) Er erhält die Antwort: „Lebe und finde einen barmherzigen Gott!“[9]) So bezeugt Jeder seine Theilnahme und erhält die der Anrede entsprechende Antwort. Am Schlusse wendet sich die dem Todten im Leben am Nächsten gestandene Person an Alle mit den Worten: „Gäbe Gott, dass unser Verlust zum Lösegeld für Euch alle werde!“[10]) Damit entfernt sich der erste Zug und es tritt der zweite an, mit dem sich diese ganze Formalität wiederholt; dasselbe geschieht mit dem dritten und so fort. Der Ordner hat dafür zu sorgen, dass weder eine Ueberstürzung noch eine Stockung stattfindet. So wie ein Zug die Leidtragenden verlässt, tritt der

---

auf der Tenne desselben; läge die Tenne nicht im Westen des Dorfes, so würde sie den ihr zum Worfeln des Getreides unentbehrlichen Westwind, resp. SW.- oder NW.-Wind nicht haben; er würde sich an den Häusern brechen.

¹) Bei den Drusen ist es Vorschrift, dass sich dabei Jeder sein Taschentuch vor das Gesicht hält.

²) *lâ môtat-el-bekîra wa-jâ firḳat-eṭ-ṭawîla.*

³) *Iâ śôḳ*ᵉ*nâ ilâ ṭallâtak.*

⁴) *Châṭirnâ 'indakum.* Diese Redensart entspricht ganz Unserem: „Wir bezeugen Euch unsere Theilnahme.“

⁵) *Iubḳîkum Allâh.*

⁶) *Bil-'azza 'alênâ kesr châṭirkum.*

⁷) *Allâh lâ jiksur lakum châṭir.*

⁸) *Allâh jirḥam mefḳûd*ᵃ*kum.*

⁹) *Ta'iś wa-titrahḥam.*

¹⁰) *In śâ-Allâh tekûn ḳâṭi*ᵃ*at eś-śerr 'an-el-gemî*ᵃ*.*

nächste aus dem Zelte an diese heran. Die ganze Ceremonie wird man sich dieser Beschreibung nach steifer vorstellen, als sie es in Wirklichkeit ist. Die strenge, jede individuelle Willkür ausschliessende Form gehört eben zum Charakter einer Feierlichkeit, besonders einer Leichenfeier unter einem für die Eindrücke des Schmerzes wie der Freude so leicht und stark empfindlichen Volke. Ohne diese Form würden die Leidtragenden durch die Ueberschwänglichkeit der Beileidsbezeugungen gefoltert werden, oder umgekehrt die Leichengäste durch die Jammeräusserungen Jener. Daher musste eine wohlthätige Sitte die Procedur der Kondolenz bis auf Phrase und Gegenphrase dem heissblütigen und redseligen Volke vorschreiben.

Ist dieser lange Akt zu Ende, so wird die Leiche von der *menaṣṣa* auf die Bahre (*naʿs*) gelegt und zu Grabe getragen, wobei alle Anwesenden folgen, und sämmtliche Männer sich am Tragen betheiligen, was für verdienstlich gilt. Es geschieht das in solcher Ordnung, dass der Zug nicht ins Stocken kommt, obschon die Träger ununterbrochen wechseln. Nur die Hauraner Drusen lösen die Träger nicht ab, weil sie sich der Pflicht, dem Todten diese letzte Ehre zu erweisen, auf eine andere, sehr eigenthümliche Weise entledigen. Wenn man nämlich in einem Drusendorfe des Morgens die Dreschtafel mit der Leiche in das Zelt bringt, so stellt man auch einen sargähnlichen aber deckellosen und mit 4 Beinen versehenen Kasten dabei auf, welcher mit Steinen angefüllt wird, so dass ihn 4 Männer nur mit Mühe heben können. Ueber die Steine breitet man eine Decke von Tuch oder Seide. Dann nimmt man die Worfgabel (s. oben S. 278), windet um ihre 5 Zinken den weissen Turban des Gestorbenen, steckt ihren Stiel in die Beinkleider, den Leibrock und die rothen Stiefel desselben und legt diese Puppe, welche *šachṣ* „die Person“ genannt wird, in den Kasten. Der Kasten heisst *maʿtem*. Kommen nun kurz vor Mittag die eingeladenen Ortsgemeinden, so trägt jede Gemeinde unter beständigem Wechsel der Träger den *maʿtem* 3 bis 4 Mal um das Zelt herum, und bringt ihn der nächstfolgenden ohngefähr hundert Schritte weit entgegen. Schreitet man nun nach der oben beschriebenen, auch bei den Drusen gewöhnlichen Kondolenzceremonie zum Begräbnisse, so bringt man den *maʿtem* ins Zelt, nimmt Puppe und Steine heraus und legt dafür die Leiche hinein, die nunmehr von 4 nicht mehr wechselnden Trägern zu Grabe gebracht wird. Dieser Gebrauch, den selbst die Araber höchst sonderbar, ja lächerlich finden, wird nur durch die Annahme erklärlich, dass er den Drusen durch eine Vorschrift ihrer bekanntlich sehr wunderlichen Religion aufgedrungen, also jüngeren Ursprungs ist.[1])

[1]) Das Wort *maʿtem* (معتم) würde etymologisch „den finstern Ort“ bedeuten, kommt aber sonst nicht vor und wird also nur eine Entstellung des oben S. 295 Anmerk. 2 erwähnten *maʾtem* (مأتم) sein, welches ursprünglich die Vereinigungsstätte der Klageweiber bedeutet. Jetzt versteht man in Aegypten das Trauerzelt darunter und ebenso konnte es bei den Drusen zur Bezeichnung ihrer Todtenbahre werden, als des Gegenstandes, bei dem die Klage stattfindet. Das Wort mag durch die Missionare des **Ḥâkim** zu den Drusen gekommen sein, von welchen dann der

Von dem Begräbnisse haben wir hier abzusehen. Die Dreschtafel wird noch an demselben Tage aus dem Zelte entfernt; es würde eine schlimme Vorbedeutung sein, bliebe sie über Nacht dort. Das Zelt aber bleibt stehen, da bei ihm am nächsten Vormittage die Klage wiederholt wird. Bei ärmeren Leuten genügt die zweimalige Wiederholung; bei angesehenen Familien dauert sie sieben Tage.

Die Dreschtafel gilt in Syrien fast für ein heiliges Geräth; es soll nicht vorkommen, dass sie gestohlen wird, obschon das während der Erndte, wo sie wohl zwei Monate lang auf der Tenne liegt, leicht geschehen könnte. Ist sie alt und unbrauchbar geworden, so hängt sie der Landmann gerne als Thüre an dasjenige seiner Zimmer, welches er am besten verwahren will, weil an ihr nicht leicht ein gewaltsamer Einbruch versucht werden soll. Der Dieb, sagt man, denke bei ihrem Anblick an seine letzte Stunde, und das verleide ihm die Lust zum Stehlen.

Nachschrift. Auf S. 276 wurde eine auf die Mischna zurückgeführte Angabe des Winer'schen Realwörterbuchs besprochen, nach welcher man im Alterthum dem Dreschochsen mit einem, *malkûṭ* genannten Leder die Augen verbunden habe, damit er nicht schwindlich wurde. Da ich zweifelte, dass sich diese offenbar irrige Angabe wirklich in der Mischna findet, ersuchte ich den gelehrten Talmudisten Hrn. Dr. Jac. Barth um Auskunft über die betr. Stelle und erhielt folgenden schriftlichen Bescheid: — „Die von Winer gegebene Erklärung des Mischna-Wortes *malkûṭ* (Kelim 16, 7) ist dem Talmud-Lexikon Aruch und zwei Kommentaren desselben entlehnt. Aber der Verfasser des Aruch lebte in Rom und kannte die Einrichtungen des Orients nicht. Dagegen giebt der in diesen Dingen wohlunterrichtete, im arabischen Spanien lebende Maimonides in seinem Mischna-Kommentare eine Erklärung des Wortes *malkûṭ*, die mit der Ihrigen übereinstimmt.“ — Aus dieser Mittheilung des Hrn. Barth sieht man, dass von „Schwindlichwerden“ und „Augenverbinden“ also in der Mischna gar nicht die Rede ist. Wie der Verfasser des Aruch auf die wunderliche Deutung des Wortes *malkûṭ* kam, ist schwer zu sagen.

in Syrien unbekannte und unverständliche Ausdruck in *ma'tem* (mit dem sich doch ein Begriff verbinden liess) verwandelt wurde. Für diese Erklärung spricht der Umstand, dass die Noseirier, welche die Gottheit des Ḥâkim nicht anerkannten und sich desshalb von den Drusen trennten, weder die Ceremonie mit der Puppe noch das Wort *ma'tem* zur Bezeichnung der Todtenbahre haben; diese heisst (wie überall in Syrien) bei ihnen *na'š*.

Zur Erwiderung.

Von Dr. H. v. Jhering.

Meine in den Göttingischen gelehrten Anzeigen[1]) erschienene Besprechung von G. Fritsch's Werk: „Die Eingeborenen Südafrikas“ ist wider mein Erwarten von Herrn Fritsch als eine beleidigende Herausforderung angesehen und dementsprechend im zweiten Hefte der Zeitschrift für Ethnologie beantwortet worden. Die Art, in welcher seine Antwort gehalten ist, erlaubt mir leider nicht zu schweigen, ich glaube mir aber nichts zu vergeben, wenn ich nicht in den Ton falle, den Fritsch gegen mich gebraucht, und wenn ich nicht weiter auf die persönlichen, von meinem Gegner gegen mich erhobenen Beschuldigungen eingehe. Nur die Bemerkung sei mir gestattet, dass ich bei Abfassung jener Kritik keinerlei Hintergedanken gehabt, und dass es mir vollkommen fern gelegen hat, durch die Aeusserung jener Bedenken gegen den craniologischen Theil das günstige Urtheil, dessen sich mit Recht allgemein dieses Werk erfreut, irgendwie abschwächen zu wollen. Ich glaube hierauf um so weniger näher eingehen zu müssen, als ich selbst, nicht nur an der bezeichneten, sondern auch noch an einer anderen Stelle[2]) den hohen Werth von Fritsch's neuester Publication in anerkennendster Weise hervorgehoben habe.

Der erste Einwurf, den Fritsch gegen meine Kritik erhebt, lautet: „Es ist nicht wahr, wie Jhering angiebt, dass sich in keiner der beiden Tabellen eine reducirte Grösse fände, da in Tabelle I. für sämmtliche Gruppen in sämmtlichen Rubriken die Durchschnittswerthe berechnet sind.“ Meine Bemerkung wird hiermit durchaus nicht berührt, da reducirte Grössen“ und „Durchschnittswerthe“ bekanntlich sehr verschiedene Dinge sind. Die letzteren sind die Mittelzahlen, erstere aber sind Maasse, welche nicht in ihrer absoluten, durch directe Messung gefundenen Form aufgeführt, sondern auf die Grösse eines anderen Maasses berechnet und in Procenten des letzteren ausgedrückt sind. Solche reducirte Grössen (Indices), aber kommen in Fritsch's Tabellen nicht vor.

Meine fernere Behauptung, dass auch keine Winkel in denselben vorkämen, muss ich dahin modificiren, dass in einer der Tabellen für die Mehrzahl der Schädel die Grösse des Camper'schen Gesichtswinkels mitgetheilt ist. Ich hatte absichtlich desselben in meiner Kritik nicht Erwähnung gethan, um auch den Schein zu meiden, als wolle ich Fritsch aus der Anwendung dieses nach meiner Ansicht allerdings werthlosen Prognathiemaasses einen Vorwurf machen, was mir um so ferner lag, als Fritsch's Arbeit

---

[1]) Stück 12 vom 19. März 1873, S. 441—452.

[2]) Gaea. Neunter Jahrgang 1873, S. 153—161.

früher erschienen ist, als meine im Archiv f. Anthrop. veröffentlichte Abhandlung.

Fritsch macht mir weiterhin den Vorwurf der Entstellung seiner Angaben. „Freilich“ fährt er dann fort, „hätte mein Kritiker ohne diese Verstümmelung des Satzes unmöglich davon sprechen können, ich hätte mich zu Schlussfolgerungen „hinreissen lassen.“ Letzteres habe ich jedoch nirgends behauptet. Die betreffende Stelle (S. 446) in meiner Besprechung lautet: „Zu welchen Schlussfolgerungen aber würde sich Fritsch wohl haben hinreissen lassen, wenn der Damaraschädel zufälligerweise einen Breitenindex von 78,07 oder einen Höhenindex von 78,14 besessen hätte.“ Gerade die Vergleichung des Damaraschädels mit dem der Kaffern bildete neben der Beleuchtung des angewandten Messsystems den Hauptpunkt meiner Kritik. Es ist die Behauptung Fritsch's, „dass der Damaraschädel Abweichungen enthält, welche nicht gestatten, ihn ohne Weiteres mit denen der Kaffern zu vereinigen,“ welche ich auch noch jetzt entschieden bekämpfen muss. Fritsch berechnet für die Kaffernschädel die Mittelzahlen und vergleicht mit diesen die Maasse des Hereroschädels. Nach meiner Auffassung ist dies eine unrichtige Verwendung der Mittelzahlen. Die Aufgabe der craniometrischen Untersuchung ist, wie mir scheint, eine doppelte: sie soll einerseits das mittlere Verhalten feststellen, welches jedem einzelnen Typus zukommt, andererseits aber auch die Grenzen der einzelnen, vielfach in einander übergehenden Typen zu ermitteln trachten. Die Schädel eines bestimmten Stammes sind nie in ihren Maassen völlig untereinander übereinstimmend. Desshalb muss es bei jeder zur Untersuchung gelangenden Reihe von Schädeln solche geben, welche in ihren Maassen unter dem Mittelwerthe bleiben, und andere, welche die Durchschnittsgrösse übertreffen. Die Feststellung der Grenzen, innerhalb deren nun die einzelnen Maasse jedes Typus gelegen sind, ist eine eben so wichtige, aber bisher oft vernachlässigte Aufgabe der Craniometrie, wie die Ermittelung des Durchschnittsverhaltens. Das letztere prägt sich durchaus nicht in jedem einzelnen, vielleicht auch zufällig in keinem einzigen Falle einer bestimmten Reihe von Maassen aus. Seien z. B. für ein beliebiges Maass der Mittelwerth 76, die Grenzen 70 und 80, so haben innerhalb der betreffenden Reihe nur wenige Schädel den Werth 76, die meisten haben eine Grösse dieses Maasses, welche zwischen dem Mittel- und den Grenzwerthe gelegen ist. Erhält man nun einen einzelnen Schädel, den man mit Hülfe der Messung auf seine Zugehörigkeit zu der betreffenden Reihe prüfen will, so darf man natürlich nicht ohne Weiteres das mittlere Verhalten bei ihm voraussetzen, und seine Maasse mit den Durchschnittswerthen zusammenstellen. Der untersuchte Schädel kann ja gerade so gut das extreme Verhalten aufweisen, oder doch zwischen das Extrem und das Mittel fallen. Wollte Fritsch daher untersuchen, ob der Hereroschädel in die Reihe der Kaffernschädel hineinpasse oder nicht, so musste er nicht den einen Hereroschädel mit der idealen Mittelzahl der

Kaffernschädel vergleichen, sondern er musste zusehen, ob in der Reihe der Kaffernschädel solche mit ähnlichen, mehr oder weniger weit von dem Durchschnittswerthe abstehenden, mit denjenigen des Hereroschädels übereinstimmenden Maassen vorkommen. Hätte er dies gethan, so würde sich ergeben haben, dass der Hereroschädel in der That ein Verhalten aufweist, wie es auch einem Kaffernschädel sehr gut zukommen könnte. Unmöglich aber vermag, so lange man nicht mehr Material hat, der einzelne Fall den Durchschnitt ($\frac{1}{1}$) zu vertreten, denn soviel man auch 1 durch 1 dividirt, es bleibt immer doch nur ein einzelner Fall, aus dem sich keine Durchschnittsgrösse berechnen lässt. Aber auch 2 und 3 Schädel würden nicht genügen, um die Mittelzahl danach zu berechnen, weil die Reihe eine gar zu kleine ist, als dass nicht arge Täuschungen leicht möglich wären. Der Weg, der in diesem Falle einzuschlagen ist, kann nur der sein, zu prüfen, ob die wenigen Einzelfälle in ihren Maassen nicht die Grenzen überschreiten, innerhalb deren erfahrungsgemäss die Maasse des betreffenden Typus liegen. Es ergiebt sich schon hieraus, dass es nicht meine Absicht war, nur die Extreme ins Auge zu fassen. Ich bemerkte an demselben Orte ausdrücklich: „Mittelzahlen lassen sich nur mit Mittelzahlen vergleichen, und können dann von höchstem Werthe sein, nie aber darf man, wie Fritsch es versucht, einen einzelnen Fall herausgreifen und diesen auf seine Uebereinstimmung mit dem mittleren Typus untersuchen. Es kommt oft genug vor, dass die berechnete Mittelzahl keinem einzigen der vielen Einzelfälle entspricht."

Das einzige, was ich, etwa neben der Nichterwähnung des Camper'schen Winkels Herrn Fritsch zugeben muss, ist, dass ich einige Indices falsch berechnet habe. An meinen Resultaten jedoch wird durch Correktion dieser meist sehr geringfügigen Fehler durchaus nichts geändert.

Ueber die Papua's und Neu-Guinea.

Brief des Herrn A. B. Meyer an Herrn Virchow, mitgetheilt in der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 15. November 1873.

Meine letzten Zeilen waren aus Ternate vor meiner Abreise nach Neu-Guinea. Mit einem Aufenthalt von einem Tage auf der Insel Halmaheira, wo ich noch Proviant für meine Leute einkaufen musste, gelangte ich bei zum Theil stürmischem Wetter in 10 Tagen nach Doré auf Neu-Guinea. So war ich in einem Wurf mitten in diese neue und interessante Welt hineingelangt, ohne Uebergänge, und wenn auch das Leben und Treiben der Papuas hier nicht ganz so urwüchsig ist, wie an anderen Orten, die ich später sah, so ist es doch originell genug, um alle Aufmerksamkeit des neu ankommenden Reisenden zu fesseln. Ueber Doré sind verkehrte Ansichten verbreitet. Man stellt es sich als eine zum Theil malayische Niederlassung vor. Das ist durchaus nicht der Fall. Es wohnt dort kein Malaye, und die Vermischung von Papuas und Malayen, von der man hier und da liest, hat hier nicht stattgefunden. Als seltene Ausnahme stösst man auf einen Papua mit straffem Haar, der malayisches Blut in seinen Adern hat, aber mehr als eine seltene Ausnahme ist es nicht. Denn trotzdem, dass dieser Platz (Doré) seit langer Zeit relativ viel von Fremden besucht wird, so ist es doch immer nur relativ viel und in Wirklichheit sehr wenig, und die Papuas leben unter so strengen Sittengesetzen, dass an Orgien, wie sie sonst in der Südsee zwischen Matrosen der Wallfischfahrer und Kriegsschiffe etc. und den Mädchen des Landes gefeiert werden, hier gar nicht gedacht werden kann.

Ganz in der Nähe von Doré hatten die Engländer im Beginne dieses Jahrhunderts eine Niederlassung, die, trotzdem sie mit englischer Energie angelegt worden war, jetzt kaum noch in schwachen Spuren sichtbar ist. In der Bucht von Doré ist eine Reihe von Papua-Dörfern, allein jedes Dorf besteht nur aus wenigen Häusern und wenn auch in jedem Hause viele Familien wohnen, so ist doch die Gesammtbevölkerung dieser Dörfer oder Pfahlbauten sehr gering. Von der Art der Häuser macht man sich einen ganz verkehrten Begriff, da alle Beschreibungen nicht genügen. Wallace's Vergleich, dass das Dach einem umgekehrten Boote gleicht, ist noch der beste, aber doch kann man sich erst etwas darunter denken, wenn man es sieht. Die Papuas selbst vergleichen ihr Dach mit einer Schildkröte. Alle Abbildungen, die ich sah (Forrest, Lyell, holl. Commissionsbericht etc.) sind wirklich schlecht. Ich bemühte mich eine naturgetreue Skizze dieser wirklichen Pfahlbauten lebender Wilden mitzubringen und glaube sagen zu können, dass mir das gelungen ist. Ich werde ihr seiner Zeit durch einen Holzschnitt weitere Verbreitung zu geben suchen.

Ich blieb nur 3 Tage vorläufig in Doré, um mich oberflächlich etwas zu orientiren und einen Feldzugsplan zu entwerfen. Ich engagirte ein Paar papuanische Dolmetscher, die malayisch und mehrere Papuadialecte sprachen und beschloss, hauptsächlich des Windes wegen, erst den Inseln im Norden Neu-Guineas einen Besuch abzustatten, ehe ich mich an das compactere Festland wagte. Mein Plan ging so weit als die Humboldsbai, und ich bedaure noch heute dass es mir unmöglich war, so weit noch Osten zu gehen, wovon sogleich das Nähere.

Wenn auch die ersten Eindrücke, die ich auf Doré und der Umgegend in diesen 3 Tagen erhielt, nicht massgebend sind und wenn ich daher nicht länger bei denselben verweilen will, so muss ich doch etwas hervorheben, erstlich, weil es mir so auffallend und neu war, und zweitens, weil es sich während meines ganzen 5monatlichen Aufenthaltes unter der Papua'schen Rasse fortwährend bestätigte und befestigte. Es betrifft die physiognomischen Eigenthümlichkeiten der Papuas und diese Bemerkungen gelten für alle Stämme, welche ich besuchte. Sie selbst sprechen in der interessanten Abbandlung über die 2 Schädel der Astrolabebai, welche Sie die Güte hatten mir zu schicken und wofür ich Ihnen meinen herzlichen Dank sage, von Wallace's und Anderer Schilderungen der typischen Papuaphysiognomie, der langen überhängenden Nase vor Allem und anderer fast ebenso bezeichnender Merkmale. Es ist zweifellos wahr, man trifft eine grosse Anzahl von Papuas, die diesem Bilde vollkommen entsprechen, allein man ist meiner Ansicht nach nicht berechtigt, diese Form als die typische hinzustellen

und zwar aus dem Grunde nicht, weil man stets andere Physiognomien trifft, welche derselben durchaus nicht entsprechen, und weil diese anderen Physiognomien gerade dasselbe Recht hätten, als typische betrachtet zu werden, wenn sie sich auch von denen anderer Rassen nicht oder wenig unterscheiden. Es ist dies natürlich ein Punkt, auf den ich seiner Zeit ausführlich zurückkommen muss. Ich will heute nur sagen, dass ich 3 Typen stets unterscheiden konnte, sowohl bei der Strand- als der Bergbevölkerung (die zweifellos und ohne dass ein Wort darüber zu verlieren wäre, ein und demselben Volksstamm angehören), welche ich roh bezeichnen möchte als den jüdischen, europäischen und malayischen, und für welche sich seiner Zeit vielleicht bessere Namen finden lassen werden. Die Erscheinung aber, dass bei einem Volke, das jedenfalls seit geraumer Zeit keine Beimischung von aussen erhalten hat, das eigentlich nur in Familien zusammenlebt und bei dem die Heirathen mit wenigen Ausnahmen nur innerhalb des engeren Stammes stattfinden, einem Volke, bei dessen Angehörigen eine geistige Individualität, die sich in der Physiognomie abspiegelt, des allgemein ganz gleichen Bildungs- oder besser Unbildungsgrades wegen sich gar nicht entwickeln kann — dass sich bei einem solchen so verschiedenartige Physiognomien nebeneinander erhalten, wie wir es sonst nur bei unseren durcheinandergeworfenen europäischen Rassen zu sehen gewohnt sind, das fordert zum Nachdenken und zur Erklärung auf, um so mehr, da es neu ist, wenigstens erinnere ich mich nicht, dass andere Reisende auf diese auffallende Erscheinung aufmerksam gemacht haben, und da es bei Volksstämmen malayischer Abkunft, welche ich besucht habe und welche unter ähnlichen Verhältnissen leben, nicht der Fall ist.

Eine weitere interessante Frage, die ich hier gleich anrühren möchte, ist die nach der Art der Haare der Papuas. Im Anfange sah ich ausser bei Kindern Nichts von „Tufts" oder Zotten, sondern trotz der verschiedenartigsten Frisuren nur Wollhaar gleichmässig vertheilt und ausgekämmt. Ich konnte mir daher im Anfang diese positiven Aeusserungen verschiedener Beobachter über „Tufts" (wenn auch an anderen Küsten Neu-Guineas — Mac Gillavry etc.) nicht erklären. Allein ich sah später bei Gelegenheiten, die ich seiner Zeit näher beschreiben werde, dass das Haar aller Papuas, wenn es nicht gepflegt und ausgekämmt wird, (und eine der Hauptbeschäftigungen der Papuas besteht darin, dass sie sich die Haare kämmen) in Zotten (Tufts) wächst. Es entspricht diese besondere Art des Wachsthums der Haare jedoch nicht einer anderen Anordnung der Haarwurzeln in der Kopfhaut, als bei uns, sondern der Grund dieser Zusammenballung von Haarpartien in Zotten muss in anderen Verhältnissen liegen. Ich beobachtete auf der glatt rasirten Kopfhaut verschiedener Papuas dieselben kreisförmig angeordneten Haarlinien mit mehreren Centren, wie sie bei uns vorhanden sind. Es versteht sich wohl von selbst, dass ich verschiedene Haarproben mitnahm und sogar von einem Individuum den ganzen grossen Haarwuchs, der sich vielleicht von einem Friseur zu einer natürlichen Perrücke umgestalten lässt. Ueber die Haartrachten der Papuas lässt sich ein Buch schreiben. Allein ich sehe, dass, wenn ich in derselben Weise eines Berichtes fortfahren wollte, ich nicht nur ein Buch schreiben würde, statt eines Briefes, sondern auch dass ich Ihre Geduld in ungebührlicher Weise in Anspruch nehmen müsste. Reisen wir daher schnell von Doré fort.

Nachdem ich kurze Zeit auf der kleineren Insel Mafoor verweilt, nahm ich einen längeren Aufenthalt auf der grossen und nördlichsten Insel der Geelvinksbei, der „Wilhelm Schouten's Insel", auch „Mysore" genannt. Sie besteht nicht, wie auf vielen Karten angegeben ist, aus mehreren: Soek, Biak und Mysore, sondern ist eine. Ausser einer höchst interessanten zoologischen Ausbeute gelang es mir hier, von der Papuas (nach einem zuerst feindseligen Empfang) eine grosse Reihe menschlicher Schädel zu erhalten, die ich später auf Jobie und dem Festlande von Neu-Guinea noch vermehren konnte, so dass ich so glücklich bin, im Ganzen an 150 Papuaschädel mitgebracht zu haben, zur Hälfte etwa mit Unterkiefern und dabei eine beträchtliche Anzahl von Röhrenknochen, Becken etc., wenn auch kein vollständiges Skelet. Zum Theil sind diese Schädel abgeschlagene Feindesköpfe, Trophäen also, die aufbewahrt werden, zum grösseren Theil aber die aus den Gräbern genommenen Schädel der eines natürlichen Todes gestorbenen Anverwandten jener Papuas, mit denen ich verkehrte. Die Art der Bestattung ist eine verschiedene bei verschiedenen Stämmen und lässt sich Manches darüber erzählen. Der ganze Handel um diese Schädel war höchst interessant. Ich hatte hier nicht nöthig, sie zu rauben, wie auf den Philippinen. Ein so grosses Material aber, wie ich es hier mitbringe, war von Papuas noch nicht in einer Hand, ich glaube sogar, dass, wenn man

alle Papuaschädel zusammennimmt, die in den Museen und Sammlungen der Erde zerstreut sind, noch keine 100 herauskommen. Ich kann daher hoffen, dass es dazu beitragen wird, unsere Kenntniss um einen hübschen Schritt zu erweitern.

Betreffend die von Ihnen gemachten Bemerkungen über die vorzugsweise pflanzliche Nahrungsweise der Papuas und den Einfluss derselben auf raniologische Eigenthümlichkeiten, so sind dieselben für eine grosse Reihe von Stämmen zweifellos stichhaltig. Der Merkwürdigkeit wegen aber erwähne ich, dass ich, als ich das Festland von Neu-Guinea von der Geelvinksbai nach dem Mac Cluergolf kreuzte, an einer alleinstehenden Hütte im Gebirge 83 Unterkiefer von Sus papuensis zählte, und die Hütte war augenscheinlich eine neue!

Von der Schoutens-Insel fuhr ich nach Jobie und blieb hier 3 Wochen. Jobie ist berüchtigt wegen seiner wilden Bevölkerung. Die Berge werden von Menschenfressern bewohnt und selbst die überall mildere Strandbevölkerung ist hier sehr provocirend und gefährlich. Ich lag hier an dem grössten Dorf vor Anker, das ich überhaupt bei Papuas gefunden habe in den Gegenden, welche ich besuchte. Es lebten hier mindestens 2000 Menschen ziemlich dicht zusammen. Bei einer Jagdtour ins Innere wurden wir, ohne dass der geringste Conflict vorhergegangen, von uns vollständig unbekannten Papuas überfallen und einer meiner Jäger, glücklicherweise nicht gefährlich, verwundet. Von meiner ersten Reise schon brachte ich eine Lanze von Neu-Guinea mit, welche jetzt im Berliner Museum aufbewahrt wird, mit welcher ein Jäger des Herrn Riedel in Gorontalo auf Celebes hier auf Jobie getödtet worden war, welche Lanze sein Gefährte von der Reise zurückbrachte (Herr Riedel hatte 2 Jäger einem malayischen Händler mitgegeben) und welche Herr Riedel mir verehrt hatte.

Es hatte dieser Ueberfall die Folge, dass ich viel intimer mit der Strandbevölkerung in Berührung kam, die sich selbst für verantwortlich dafür hielt, aus dem Grunde, weil überall auf Neu-Guinea die Bergbevölkerung in einer Art von Abhängigkeit von den Strandbewohnern steht, worüber ich seiner Zeit Ausführliches erzählen werde, auf Grund der Erfahrungen, welche ich an vielen Orten gemacht habe.

Jobie hat den Ruf, dass es viele Arten der seltenen Paradiesvögel beherbergt, allein ich kann positiv behaupten, dass es nicht der Fall ist, wenigstens, dass kein Grund vorliegt, diesen Ruf als einen gerechtfertigten zu betrachten. Die Jagd ist hier ungemein schwierig, das Terrain schnell zu begehen und die Fauna an Arten und Individuenzahl arm.

Ich hatte nun eigentlich den Plan, nach Osten zu fahren bis zur Humboldbai; allein ich hatte mich auf Jobie der Kasuarjagd wegen leider zu lange aufgehalten und war nicht einmal glücklich in derselben gewesen, so dass schon ein heftiger Ostwind eingetreten war, der meine Reise nach der Humboldsbai unverhältnissmässig lange hätte verzögern können. Mein Fahrzeug hatte ich für 5 Monate gemiethet, allerdings mit der Bedingung, es auch länger behalten zu dürfen, allein die sehr grossen Kosten dieser Expedition veranlassten mich, haushälterisch mit meiner Zeit umzugehen. Die Reise nach Osten hätte mich allein 2 Monate aufhalten können, und ich wollte noch verschiedene Aufgaben in den Theilen des an der Geelvinksbai gelegenen Festlandes lösen, die zwar schon oft am Strande, aber nie im Innern besucht worden waren.

Ich ging daher mit meinem Schiffe nur bis an die Nordostspitze der Geelvinksbai, bis an die Mündungen des grossen Ambernoflusses und folgte nun der Küste nach Südwest bis an die Südspitze der Bai. Ich landete an vielen Plätzen, suchte nach vortheilhaften Jagdgründen und hielt mich einige Zeit auf dem sogenannten Elefantgebirge auf, das von vollständig nackt laufenden Menschenfressern bewohnt ist, wie ich erst später erfuhr. Ich war glücklich genug, nur ihre Lagerplätze, nicht sie selbst, anzutreffen. Im Ganzen ist diese Küste (wie Neu-Guinea überhaupt) sehr schwach bevölkert. In der Südspitze der Geelvinksbai, an einem kleinen Dorfe mit Namen Rubi, nahm ich wieder einen längeren, 3wöchentlichen Aufenthalt, da ich hier einen ausgezeichneten Punkt für meine zoologischen Untersuchungen, eine noch niemals besuchte, aber sehr friedfertige und zuthunliche Bevölkerung fand, und da ich von hier aus den Versuch machte, die Insel zu kreuzen. Ich beabsichtigte an der Südküste etwa in der Gegend der Etnabai, den Aru-Inseln gegenüber, herauszukommen und hoffte, auch etwas von den oft erwähnten Schneebergen zu sehen oder zu hören. Um mit Letzterem zu beginnen, so sah ich sie weder, noch hörte ich etwas von ihnen. Aus diesem Grunde allein jedoch würde ich mich noch nicht entschliessen, sie in das Reich der Fabeln zu versetzen, da sie ja viel weiter nach Osten liegen konnten. Doch die durchaus spärlichen und etwas mythischen Angaben älterer Reisenden, die

sie ganz von fern, von der See aus gesehen haben wollen, zusammengehalten mit der Unbekanntschaft mit denselben von Seiten aller Küstenbewohner der Südküste (Utanate etc.), und andere Gründe veranlassen mich, zu vermuthen, dass sie überhaupt nicht existiren.

Die vielen parallelen, sich von Osten nach Westen erstreckenden hohen Gebirgsketten oder besser -Rücken, mit steil abfallenden Felswänden (3—4000′) erschwerten mir meine Aufgabe ungemein. Ferner, so viel Hindernisse und Unbehagen dem Reisenden von Seite der Papuas auf Neu-Guinea zugefügt werden kann, so hat das Bewohntsein der Gegenden, welche man durchkreuzt, doch immer das Gute, dass man wenigstens Nahrung, und seien es nur süsse Kartoffeln und Bananen, für seine Leute erhalten kann, denn alles Nothwendige mitzuschleppen, ist unmöglich, falls eine solche Expedition nicht so grosse Dimensionen annimmt, wie es mir ihr zu geben nicht gestattet war. Mangel an Nahrung für meine Begleiter also zwang mich umzukehren. Ich musste es mir genügen lassen, von der Höhe herab in weiter Ferne das Meer erblickt zu haben, und das Vorhandensein eines grösseren Süsswasser-Binnensees constatiren zu können, der seinen Ausfluss ins Meer der Südküste nimmt und dessen Ufer sehr starkbevölkert sind. Die Papuas, welche mich begleiteten, waren jedoch nicht zu bewegen, mich dahin zu bringen, erstlich, weil es zu weit war, und zweitens, weil sie vor Jahren einmal dorthin ziehend, mit den Bewohnern einen Kampf zu bestehen gehabt hatten. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass die Papuas überhaupt eigentlich feste Wohnsitze in unserem Sinne nicht haben. Der geringste Anlass bewegt sie, ihre Häuser zu verlassen und Monate lang irgend wo andershin zu gehen oder überhaupt nicht zurückzukehren. Zu Hause sind sie auf den Bergen, nicht auf der See, ihre Fahrzeuge sind schlecht und nur, wenn es absolut nothwendig, verlassen sie die Küste. Welche Kraft-Ausdauer sie jedoch beim Bergsteigen entwickeln, das ist erstaunlich. Mit einer Schnelligkeit bewegen sie sich (auch Frauen und Kinder), als ob sie auf ebener Erde gingen, schneller als Hunde springen sie ins dickste Gebüsch, steile Abhänge hinunter, um einen geschossenen Vogel herbeizuholen und über die Richtungen des einzuschlagenden Weges einigen sie sich schnell nach kurzer Berathung.

Nachdem mir hier das Ueberschreiten der Insel missglückt war, beschloss ich es an einer anderen Stelle nochmals zu versuchen, und der Küste entlang nach Nord-West hinauffahrend, gelang es mir endlich nach vielen Mühen einen Platz ausfindig zu machen, von dem ich es nochmals wagen wollte. Ich will hier diese Tour nicht näher beschreiben, da ich es bald ausführlich in Petermann's Mittheilungen zu thun gedenke und nur erwähnen, dass ich 4 Tage nöthig hatte, von einem Ufer zum anderen (Mac Cluergolf) zu kommen, wenn ich auch jetzt glaube, dass es schneller zu machen ist Ich war glücklich genug, die Hindernisse zu überwinden und den Gefahren nicht zu erliegen, würde mich jedoch jetzt kaum entschliessen, es noch einmal zu wagen. In den Sümpfen des Mac Cluergolfes zog ich mir ein heftiges intermittirendes Fieber zu, das noch nicht ganz verschwunden ist, trage dafür jedoch die Genugthuug davon, der Erste gewesen zu sein, der auf Neu-Guinea von einer Küste zur anderen durch das Innere gedrungen ist, sei es auch nur an der schmalsten Stelle.

Den Schluss meines Aufenthaltes auf Neu-Guinea endlich bildeten meine Jagden auf dem Arfakgebirge bis zu einer Höhe von 6000 Fuss, die in einer ausgezeichneten Weise erfolgreich waren, so dass ich mit Schätzen beladen heimkehre. Was Sie jedoch mehr interessiren wird, als meine zoologische Ausbeute, das werden meine Beobachtungen an den Gebirgsbewohnern sein, so dass es endlich möglich sein wird, mit positiver Bestimmtheit alle jene Fabeleien zurückweisen zu können, welche man über die Gebirgsbewohner Neu-Guinea's gemacht hat. Es ist wahr, sie sind stupider als die Strandbewohner, sie zählen mit Sicherheit nur bis fünf und Alles ist ihnen weniger geläufig als diesen, allein sie gehören demselben Stamme, derselben Rasse, denselben Familien an und die geringen physischen Unterschiede, wenn überhaupt solche vorhanden sind, erklären sich naturgemäss, wie sich die physischen Unterschiede zwischen unseren Alpenhirten und unseren niedersächsischen Seeleuten erklären würden. Ich führte eine Reihe von Köperpermessungen aus und fertigte eine Reihe von Skizzen im Profile an, welche aber alle vollkommene Portraitähnlichkeit haben, so dass Sie im Stande sein werden, sich eine ungefähre Vorstellung von Manchem zu machen.

Doch ich muss endlich aufhören. Ich will nur noch sagen, dass ich eine Sammlung ethnographischer Gegenstände mitbrachte, wie sie von Neu-Guinea wahrscheinlich noch nicht vorhanden gewesen ist.

Erklärung der Tafel IX.

Fig. 1. Der von Dr. G. Schweinfurth aus Innerafrika mitgebrachte Sandê-Knabe (Niam-Niam), nach einer zu Cairo aufgenommenen Photographie.

Fig. 2. Haare von einem Sandê-Manne, nach von Dr. Schweinfurth mitgebrachten Proben:
a) Haupthaarflechte,
b) Barthaare.

Fig. 3. Haut des in Fig. 1. dargestellten Sandê-Knaben in ihrer natürlichen Färbung. Herr Dr. Sachs in Cairo hat sich der Mühe unterzogen, das Kolorit des Knaben von einem zufällig in Aegypten weilenden Künstler genau in Oel ausführen zu lassen und ist versucht worden, dasselbe hier im Steindruck wiederzugeben.

Erklärung der Tafel XII.

Diese Tafel enthält Kopien aus der im Sitzungsberichte der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1870 durch deren Mitglied Herrn Blum vorgezeigten Sammlung indischer Volkstypen. Die Tafel wurde bereits damals auf Wunsch des Vorstandes der anthropologischen Gesellschaft angefertigt und sollte behufs Illustrirung eines Vortrages über die Beludjen und Sikhs gelegentliche Verwendung finden. Herrn Bastian's Abwesenheit in Afrika hat letztere Absicht bis jetzt vereitelt und sah sich der Unterzeichnete daher aus redactionellen Gründen genöthigt, den Abdruck dieser in eigenthümlichem, aber charactervollen Style gehaltenen Tafel gegenwärtig zu veranlassen. Dieselbe stellt Portraits jener Amire von Sindhî dar, welche sich im Jahre 1843 an Sir Charles Napier ergaben.

Fig. 1. Mir Hasan Ulli Khan von Talpur, 21 Jahre alt.
Fig. 2. Amir Mir Mohammed Nasser Khan, Wali von Haidarabad, 45 Jahr alt.
Fig. 3. Mir Abbas Ulli Khan von Talpur, 14 Jahre alt.
Fig. 4. Mir Schach Mohammed Khan von Mirpur, 22 Jahre alt.
Fig. 6. Mir Hasan Ulli Khan, 19 Jahre alt.
No. 4 und 6 sind Söhne von Fig. 5, Amir Mir Mohammed Khan von Haidarabad, 51 Jahre alt.
Fig. 7. Mir Mohammed Ulli Khan und
Fig. 9 Futti Ulli Khan, Söhne von
Fig. 8. Amir Mir Sochbadar Khan von Haidarabad.
Fig. 10. Mir Yar Mohammed Khan.
Fig. 11. Mir Mohammed Khan.

Herr Scheiber bemerkt dazu: „Die 5 Bulgarenschädel, deren Maasse ich Ihnen beiliegend übersende, sind ausser Zweifel Bulgaren aus rein bulgarischen Bezirken, da ich, wenn auch aus Thracien, nur solche genommen habe, die aus Ortschaften und Bezirken herstammen, wo dicht gedrengt nur Bulgaren wohnen, und zwar aus Gegenden, die allen hiesigen bulgarischen Studenten als spezifisch bulgarische Gegenden und Ortschaften bekannt sind. So z. B. ist sogar einer dieser Studenten selbst aus Kasaulik, und er behauptet, dass dort in der ganzen Gegend nur Bulgaren wohnen. Ebenso sind Slivina und Chiostendil Allen als spezifisch bulgarische Ortschaften bekannt; Schädel e ist aus Rustschuk. Von Schädel c. konnte ich zwar nicht den Wohnort eruiren, aber es ist zweifellos, dass er Bulgare aus reinem Blute sei, da er im Spital, wenn er von den anderen Kranken als Grieche geneckt wurde, sehr aufgebracht war, da die Griechen (für ihn) keine Christen wären, er aber Christ und zugleich Bulgare sei. Dieser Schädel hat übrigens auch beiläufig die Längsmaasse der Schädel a und c, ist daher bloss relativ brachycephal durch die abnormen Breitenmaasse, während die Schädel b und d auch wirklich in allen Längsmaassen kurz sind, bei mit den übrigen (a und c) beiläufig gleichen Breitenmaassen.

„Ich habe es auch für nothwendig erachtet, in den meisten Rubriken mit kleinen Sternchen zu notiren, wie ich meine Maasse nehme. Wie nach dem Index zu sehen ist, so gleichen nur a und e den Gypsschädeln Kopernitzky's." —

Herr Virchow hebt den Werth dieser Mittheilungen gegenüber der Seltenheit zuverlässiger Bulgarenschädel hervor. Die Kenntniss dieser letzteren sei für die Beurtheilung der Südslavenschädel von entschiedener Bedeutung, und die Sorgfalt, mit welcher Herr Scheiber alle bis jetzt von ihm unternommenen Arbeiten durchgeführt habe, bürge dafür, dass seine Angaben durchaus zuverlässige seien. —

(12) Die Herren **Lossen** und **Dames** übergeben für die Gesellschafts-Sammlung einige Gegenstände, welche nebst anderweitigen Diluvialsachen bei Chaussee- und Bahnanlagen in der Warthe-Gegend gefunden und durch den Bahnverwalter Klein in Vietz dem K. Mineraliencabinet zugeschickt worden sind. Es befinden sich darunter einige geschnitzte Bernsteinsachen, sowie mehrere eigenthümlich gekrümmte Steine, wahrscheinlich Flint, deren Gestalt möglicherweise nur zufällig eine so eigenthümliche geworden ist. —

(13) Herr **Virchow** macht aus Mittheilungen des Herrn Cantor Thärmann zu Pölzig im Altenburgischen, welche ihm theils direct, theils durch Vermittelung des Unterrichtsministeriums zugegangen sind, einige Angaben

über ein Gräberfeld bei Hohenkirchen (bei Zeitz).

Nach den ersten Angaben des Hrn. Thärmann hatte derselbe in einem kleinen Wäldchen, Braunshain genannt, 6 Hünengräber gefunden und 2 davon geöffnet. Die Hügel hatten eine Höhe von 12 Fuss und einen Umfang von 80 Schritten. Darin standen, fest in Lehm und Thonerde eingeschlossen, gut gebrannte Urnen mit 3 Füssen und Verzierungen, ohne erkennbare Knochenüberreste. Ausserdem fanden sich zahlreiche, zum Theil sehr gut gearbeitete Geräthe aus Grünstein, nehmlich Hämmer, Streitäxte u. s. w.

Nachdem Herr Thärmann dem Herrn Unterrichtsminister davon Anzeige gemacht und die Eröffnung der übrigen Hügel durch Sachverständige anheimgestellt hatte, wurde dieselbe auf Vorschlag des Vortragenden Herrn Professor Klopfleisch in Jena übertragen. Nach einem von Herrn Thärmann darüber publicirten Bericht wurden dabei sehr reiche Funde gemacht, namentlich an Steingeräth und Urnen, letztere durchweg direct in die Erde gestellt, mit Henkeln und zum Theil mit 4 Füssen versehen.

Herr v. Ledebur. Es war sehr auffällig, dass gerade in jener Gegend — man kann sagen im ganzen Altenburg-Zeitzer Sprengel, dem alten Sorbenlande —, alterthümliche Fundorte bis jetzt gar nicht bekannt waren. Die Literatur der Gegenden rings umher ist reich an Notizen, die Förstemannsche Zeitschrift namentlich; auch Herr Lepsius hat sich viele Mühe gegeben. Sowohl das nördlich von der Unstrut belegene Sachsenland ist sehr reich an Funden, als auch wieder südlich der Orlagau. Aber gerade aus diesem Theile des Naumburger Sprengels und so durch das Pleisser Land bis an die Böhmische Grenze liegt fast gar keine Nachricht der Art vor. Darum ist mir diese Nachricht sehr interessant gewesen, [um so mehr, als eine so grosse Menge von Steinwerkzeugen gefunden worden.

(14) Herr **Hartmann** erwähnt, dass nach Mittheilung des praktischen Arztes Dr. Köppel bei Brandenburg auch sehr interessante Säugethierreste gefunden worden seien. Einige von Dr. Köppel überbrachte Proben gehören dem Pferde und Ur an. Die Mittheilung weiterer Specimina behufs näherer Prüfung ist in Aussicht gestellt worden.

(15) Prof. **O. Fraas**, der Vorsitzende der chartographischen Abtheilung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft theilt mit, dass die Vorbereitungen für die vorhistorische Chartographie soweit getroffen sind, dass es sich nunmehr darum handeln wird, unseren Nordosten vorzunehmen. In Folge seiner Aufforderung haben wir uns daran gemacht, dieses Pensum zu theilen.

Herr Friedel hat die Arbeiten für den Regierungsbezirk Potsdam übernommen; für den Regierungsbezirk Frankfurt besitzen wir schon eine Arbeit des Obertribunalsraths Langerhans, welche, da sie etwas älter ist, ergänzt werden muss. Herr Virchow wird diesen Theil übernehmen. Für Pommern hat Herr Dr. Voss die erste Zusammenstellung begonnen, und es würde sich jetzt darum handeln, für Posen, die Altmark und die Provinz Sachsen Arbeiter zu finden. Diejenigen Herren, welche an der Arbeit theilnehmen wollen, werden ersucht, es Herrn Virchow mitzutheilen.

16) Herr **Virchow** berichtet über eine, von ihm am 15. und 16. April d. J. vorgenommene Untersuchung der schon aus den Mittheilungen des Herrn Thunig (Verhandlungen vom 13. Januar 1872) bekannten

Gräber von Zaborowo in Posen (Hierzu Taf. XIII.)

Das sehr ausgedehnte Gräberfeld von Zaborowo, welches das ganz schwach ansteigende Uferland auf der Westseite des grossen Primenter Sees bedeckt, ist durch jahrhundertelange Beackerung schon so sehr heruntergepflügt, das gar keine Spur von Grabhügeln oder sonstigen Unebenheiten, welche auf die Anwesenheit dieser Funde hinweisen könnten, übrig geblieben ist. Die Fläche ist ganz eben; ja die wahrscheinlich früher vorhanden gewesenen Aufschüttungen sind so tief hinab geebnet worden, dass an verschiedenen Stellen die Urnen direct durch den Pflug gestreift werden. Dieses Feld ist natürlich befahren worden, mit Wagen nnd Pferden; Gespanne aller Art, beladene und unbeladene, sind darüber geführt worden. Der allergrösste Theil der Urnen ist daher zerdrückt und zertrümmert worden. Wir haben Dutzende und aber Dutzende solcher zerdrückter Urnen gefunden, die in der Erde noch einigermassen in ihrer Form erhalten waren, von denen es aber unmöglich war, irgend welche grössere zusammenhängende Partie herauszubefördern.

Nichtsdestoweniger haben wir eine recht erkleckliche Anzahl ziemlich gut erhaltener gesammelt. Im Allgemeinen kann ich nur sagen, dass die Aufstellung dieser Urnen im Wesentlichen übereinstimmt mit der Disposition der Lausitzer Gräbenfelder, worüber ich Sie im vorigen Jahre weitläufiger unterhalten habe. Die Urnen

stehen stets gruppenweise beisammen, und zwar meist unmittelbar in der Erde; grössere Steine finden sich nur vereinzelt. In der Mitte jeder Gruppe steht eine grosse gewöhnlich schmucklose Aschen-Urne, welche bis hoch heran gebrannte und zerschlagene Menschenknochen, denen einzelne nicht reiche Broncesachen (Fig. 10-12) beigemischt sind, enthält. Um diese Aschenurnen herum steht eine oft sehr beträchtliche Zahl von anderen Urnen, unter denen sich gelegentlich wieder eine Aschenurne fand, auch einmal eine kleinere mit Knochen.

In der Regel sind es grössere und kleinere Geräth-Urnen, die herumstehen, und die Zwischenräume zwischen ihnen sind mit allerlei kleinen Töpfen und Schalen ausgefüllt. Wir fanden Gruppen, welche 15 und noch mehr derartige Gefässe enthielten. Noch mehr bemerkenswerth sind einzelne Urnen, welche ganz vollgepackt waren mit kleinen Thongefässen, namentlich mit zierlichen flachen Henkelschaalen von sehr verschiedener Grösse. So lagen in einzelnen urnenartigen Gefässen, mit dem Boden nach oben, 5, 6, 8 solcher Schalen übereinander. Eine derartige Gruppe repräsentirt also wohl einen ganzen Haushalt an Thongeräth.

Der Typus dieser Gefässe ist durchweg derselbe, den wir in einem grossen Theile der Lausitz und Brandenburgs finden. Selbst die Muster stimmen vollständig überein. Es sind meist glatte, schwach glasirte, bald mehr rothe, bald mehr gelbe Formen, die an manche etruskische Geräthe erinnern. Neben den bekannten Formen haben wir aber auch einen sehr kuriosen Gegenstand gefunden, nämlich ein Gefäss mit dem Kopfe eines Ochsen (Fig. 1 u. 1a), der in mehrfacher Beziehung erinnert an die früher von mir besprochenen Broncefiguren, welche sich auf einem Broncewagen aus der Gegend von Burg an der Spree finden, und welche ihrerseits mit Funden in Mecklenburg und Niederschlesien, auch im südlichen Schweden verwandt sind. Dieses sonderbare Geräth, welches aus demselben gelbrothen, glatten Thon besteht, wie die grösseren Urnen, stand direkt in der Erde innerhalb einer sonst nicht ausgezeichneten Gruppe. Es besteht aus einem festen Körper, ähnlich dem Rumpfe eines Vogels. Wahrscheinlich hatte es früher auch einen Vogelschwanz, denn es zeigt sich an seinem hinteren Ende eine alte Bruchfläche. Nach vorn erhebt sich auf einem Halse ein Ochsenkopf mit breiter Stirn (Fig. 1a) und kurzen, flach ausgelegten Hörnern, denen eines Auerochsen vergleichbar. Das Ding steht auf einem cylindrischen, unten platten Fusse und hat auf dem Rücken einen kurzen, gleichfalls walzenförmigen Ansatz mit einer Oeffnung, welche mit der Leibeshöhle communicirt. In der Gesammtanlage besitzt es grosse Aehnlichkeit mit zwei Thongefässen, die sich im Königlichen Museum befinden, die aber Vögel darstellen und von denen das eine in der Neumark, das andere in der Lausitz gefunden worden ist. Das von mir vorgezeigte ist meines Wissens das erste derartige Gefäss, welches in Thon dasselbe Bild eines Ochsen wiedergiebt, welches die erwähnten Broncefiguren zeigen. — Ausserdem erwähne ich noch ein sonderbares Thongefäss von abgeflacht kugliger Gestalt mit scharf ausgeschnittener Oeffnung (Fig. 2).

Begreiflicherweise war mein besonderes Interesse darauf gerichtet, ob ich nicht etwas finden würde, was den schon früher von mir beschriebenen Eier- und Käse-Steinen aus Zaborowo entspräche. In der That gelang es nach nicht gar langer Zeit einen Käsestein zu finden, der freilich etwas anders in der Form ist (Fig. 3), als die früher beschriebenen, aber doch dem Generaltypus vollkommen entspricht. Der dazu gehörige Eierstein fehlte. Als wir jedoch an einer anderen Gegend des Feldes die Grabungen ansetzten, ereignete sich etwas äusserst Ueberraschendes. Wir stiessen nämlich auf eine Stelle, wo durch die Gewalt der darüber geführten Lasten Alles zerdrückt war; namentlich fand sich eine flache, tellerförmige Schale von ziemlicher Grösse und mit umgelegtem Rande, welche umgekehrt in die Erde

gelegt war. Sie war von oben her zerdrückt, und die Bruchstücke waren seitlich etwas übereinander geschoben. Als das erste dieser Bruchstücke aufgehoben wurde, fand sich ein schönes steinernes Ei darunter, und als wir dann ein Bruchstück nach dem anderen abnahmen, kam das zu Tage, was ich Ihnen hier vorlege: eine Anzahl von sechs Eiersteinen (Fig. 4—9). Man könnte in der That glauben, es habe die Darstellung eines allerdings von verschiedenen Vögeln benutzten Nestes geliefert werden sollen. Zwei von diesen Eiersteinen (Fig. 6 u. 7) waren gleichfalls zersprungen; von einem (Fig. 9) fand sich nur die Spitze vor. Das Material war verschieden, wie in den früheren Fällen: Quarz, Sandstein u. s. w. Demnach variirte auch die Farbe: einige waren rein weiss, andere röthlich, andere grau, eines war gefleckt, wie ein Kibitzei. Alle aber waren höchst sorgfältig geformt und polirt, einige sogar von einem Glanze, als wären sie mit einer Glasur überzogen.

Ich bin jetzt überzeugt, dass diese Eiersteine wirklich Eier haben bedeuten sollen, und dass sie als eine Vertretung der Nahrung, die man dem Todten in möglichst solider Form sichern wollte, angesehen werden müssen. Die Möglichkeit, welche Herr Friedel vor einiger Zeit äusserte, dass diese Steine, wie die Laassteene in Norwegen, einen rein symbolischen Gebrauch haben sollten (Sitzung vom 9. November 1872), scheint durch meine Erfahrung ausgeschlossen zu sein. Ja, nachdem wir anfangs den Namen „Käsestein" bloss aus der äusseren Analogie herleiteten, bin ich nun wirklich geneigt anzunehmen, dass auch diese Dinge wirklich ein Nahrungsmittel haben darstellen sollen. Es ist möglich, dass man schon damals eine Art Handkäse hergestellt hat, und dass die Steine wie ein beliebtes Nahrungmittel dem Todten ins Grab gelegt worden sind. Käse ist ja alt genug, und die Formen desselben wiederholen sich in den verschiedensten Gegenden, so dass man wohl annehmen kann, dass verschiedene Völker immer wieder dieselbe Form des Käses producirt haben.

Im Ganzen folgere ich, dass das Gräberfeld von Zaborowo sich jenem grossen Culturkreise anschliesst, den unsere Gräberfunde zwischen Elbe und Oder uns schon länger geläufig gemacht haben. Es gehört vielleicht der Zeit nach Christi Geburt an, aber jedenfalls liegt dieselbe sehr viel weiter zurück, als die Burgwälle und Pfahlbauten unseres Landes. —

Herr **Bastian.** Der Vortrag bietet eine Reihe neuer und interessanter Thatsachen. Ich will nur in Bezug auf das Gefäss mit dem Ochsenkopfe, welches, wie Herr Virchow sagte, andern nordischen Geräthen ähnelt, daran erinnern, dass es auch Aehnlichkeit hat mit peruanischen Gefässen, welche immer Thiere darstellen, und danach modellirt wurden. Wenn man Wasser hineingiesst, so giebt ein solches Gefäss den Ton der Stimme, die das dargestellte Thier hat. Es erinnern derartige Gefässe an die bekannte, vielfach für ein Götzenbild gehaltene Metallstatuette des sogenannten Püstrich.

Herr **Hartmann** macht auf das vielfach abgebildete, wohl einen Raubvogel versinnlichende Fundstück aus den alten nordamerikanischen Mounds aufmerksam, in welchen letzteren man bekanntlich sehr characteristische, den Manati, den Biber, den Luchs, das Moose-Deer, Reiher, Wildgänse, Schlangen, Batrachier u. s. w. darstellende Skulpturen gefunden hat. Thonwaaren in Form von Vögeln u. s. w. finden sich noch gegenwärtig bei den Ashanti.[1])

Herr **v. Ledebur** erwähnt, dass in der Lausitz Thongefässe von deutlicher Entengestalt gefunden wurden, welche Körner enthielten und wahrscheinlich als Rasseln benutzt worden seien.

---

[1]) Vergl. E. Bowdich: An Essay on the superstitions, customs and arts, common to the Ancient Egyptians, Abyssinians and Ashantees. Paris 1821. T. I. Fig. 1.

(17) Herr **Bastian** macht Mittheilungen über die neu gegründete afrikanische Gesellschaft, legt den Stand unserer Kenntnisse über Centralafrika und namentlich über die dortigen Völkerschaften dar und bittet um rege Unterstützung der grossen Zwecke der neuen Gesellschaft, welche hoffentlich auch der Anthropologie zu Gute kommen werden.

(18) Herr **Philippi,** Sohn des correspondirenden Mitgliedes, Professors Philippi zu San Jago de Chile, spricht

über Töpfe, Stein- und Metallgeräthe bei den Indianern Chile's.

Die Verarbeitung der Thongefässe unter den Indianern Chile's und Peru's ist dieselbe, welche die alten Völker, die die Drehscheibe nicht kannten, auch hatten. Sie verarbeiten den Thon, indem sie eine Wurst machen, wie einen Finger dick, und diese langen Nudeln um einen Mittelpunkt zusammenlegen. Wenn sie zwei, drei Windungen zusammengelegt haben, werden dieselben zusammengedrückt und gehoben, und so nach und nach das ganze Gefäss aus diesen Nudeln aufgebaut, je nach der Form, die die Leute wünschen; hernach werden dieselben mit Muscheln glatt gemacht, mit einer rothen Farbe angerieben und dann schwach gebrannt. Die meisten dortigen Gefässe sind nicht gebrannt; sie enthalten schwarze Theile. Die gewöhnlichen Formen sind flache Schüsseln oder bauchige Krüge, welche Gefässe ungefähr der Ellipsenform entsprechen würden, so dass sie auf einer gewöhnlichen Platte nicht stehen können, aber für die dortigen Verhältnisse sehr wohl passen, weil man diese Gefässe nur in die Asche setzt. Gefässe, in der Form von Vögeln und anderen Thieren, wie sie vorhin von Hrn. Virchow hier gezeigt wurden, werden dort auch zuweilen angefertigt. Sie scheinen früher als Spielsachen gedient zu haben.

Steinwerkzeuge hat man nur in den Provinzen Valdivia und Chiloe gefunden, aber die Eingebornen heben sie gar nicht einmal auf. Die Werkzeuge, die ich gesehen habe, sind Grünstein, meist ohne Durchbohrung, gewöhnlich sauber und glatt polirt. Woher die Leute den Grünstein haben, ist mir nicht erklärlich.

Kupfergeräthe wurden zuweilen gefunden, z. B. bei Grabung des Maypù-Canales, in Gestalt eines Messers, welches ein Rechteck bildete und auf den entgegengesetzten Seiten ein kleines Oehr hatte, um es an einem Bande um den Hals tragen zu können. —

Auf die Frage des Herrn **Hartmann,** ob in Chile das angeblich stattgehabte Auffinden bronzener Statuetten sich bewahrheitet habe, erwidert Herr Philippi, dass Alles, was er gesehen habe, aus Kupfer war.

Herr **Virchow** fragte ob das schwache Brennen der Thongefässe an offenem Feuer geschieht.

Herr **Philippi:** Ja, bei offenem Feuer, bei welchem die Leute Tag und Nacht sitzen. Jetzt machen sie es so, dass sie Milch in die Töpfe giessen und sie herumschütteln; dadurch scheinen sich dann die Poren zu verstopfen.

Berichtigung.

In dem in der Sitzung vom 15. Februar 1873 (Seite 58) erstatteten Bericht über den bei Wildenhagen gefundenen Stein muss es heissen, statt: gürtelförmiger Feuerstein, — wirtelförmiger Schleuderstein; statt: In der Litteratur sind mir nur entfernte Analogien etc. — In der Litteratur fand ich keine ähnlichen Werkzeuge beschrieben. In Sammlungen sind mir nur entfernte Analogien etc.; und statt: Brussonetia brasserifera — Broussonetia papyrifera.

Dr. Voss.

Sitzung vom 14. Juni 1873.

Vorsitzender Herr **Virchow**: Ich habe die für mich wenigstens traurige Pflicht, an Stelle unseres verehrten Präsidenten jetzt wieder die Leitung der Gesellschaft übernehmen zu müssen. Die letzten durch Herrn Le Coq eingegangenen Nachrichten sind allerdings insofern erfreulicher Natur, als Herr Bastian schon am 5. d. Mts. von Lissabon weitergesegelt ist. Andere Nachrichten von ihm liegen noch nicht vor. Bei seinem Abschiede von hier hat er für die Gesellschaft einen grossen Theil seiner Bibliothek hinterlassen, wovon ich nur das Prachtwerk „People of India" erwähnen will. Wir wollen nun wünschen, dass die Expedition mit gleichem Glücke weiter geht und dass alle die Hoffnungen, welche sich ja in so reichem Masse an dieselbe knüpfen, in Erfüllung gehen mögen.

Unter den eingegangenen Sachen befindet sich ein von unserem auswärtigen Mitgliede Herrn Capellini in Bologna eingesandtes Exemplar der Verhandlungen des Internationalen Congresses von 1871.

Sodann eine Schrift von Herrn Dr. Pansch in Kiel über die Grönländer-Schädel, welche auf der deutschen Nordpol-Expedition gefunden worden sind.

Herr Wankel schickt Mittheilungen über eine Opferstätte in Mähren.

Demnächst ist zu erwähnen ein Aufruf, der vom Vorstande des Leipziger Museums für Völkerkunde erlassen worden ist. Es ist dies dasselbe Museum, welches eine Zeit lang die Absicht verfolgte, Central-Museum für ganz Deutschland zu werden. Glücklicherweise ist dieser Gedanke nunmehr aufgegeben worden und wir können nur wünschen, dass das Museum in seiner jetzigen Form sich recht kräftig entwickeln möge.

Herr Le Coq übergiebt eine Reihe von portugiesischen Volkstypen in Photographien.

Herr Baron Müller in Melbourne übersendet sehr schöne Neu-caledonische Photographien. Es sind zum Theil die nämlichen Personen, die uns schon früher durch Herrn Martin aus Numea zugekommen waren.

Herr Dr. Guttstadt schenkt eine römische Münze, welche am Spirdingsee, im Regierungsbezirk Gumbinnen, ohne specielle weitere Fixirung des Fundortes und namentlich der begleitenden Gegenstände gefunden worden ist.

Herr Dr. Kluge, der jetzige Vorstand des statistischen Büreaus der Stadt Altona, überschickt einen Verwaltungsbericht der Stadt Altona.

Herr Virchow übergiebt ein kleines Kuriosum, nämlich ein Ruppiner „allerneuestes und vollständigstes Traumbuch," welches für vergleichende Studien in der Bibliothek unserer Gesellschaft vorhanden sein sollte.

(1) Herr **Bartels** erhält das Wort zur Vorstellung eines

Basuto-Knaben.

M. H. Es bietet sich mir Gelegenheit, Ihnen einen jungen Afrikaner aus der transvaalischen Republik vorzustellen. Das Volk, dem er angehört, sind die sogenannten **Basuto**, eine Abtheilung der Betschuanen, welche in zwei Gruppen zerfällt,

in die Südbasuto und die Nordbasuto. Sie breiten sich vom 31. Grad bis etwa zum 22. Grad nach Norden aus. Jede Gruppe wird von einem König regiert, beide Abtheilungen aber stehen unter einander in politischen Beziehungen, so dass z. B. beim Tode des letzten Königs der Südbasuto den Nordbasuto eine Anzeige davon geschickt wurde. Beide Gruppen zerfallen in eine grosse Anzahl von verschiedenen Stämmen — man kann es wohl nicht gut anders nennen — obgleich ein Stamm oft nur aus einigen Tausend besteht. Jeder Stamm steht unter einem Häuptling, die Häuptlinge aber unter einem König.

Der junge Mosuto, den ich Ihnen vorstelle, gehört dem Stamme der Bakopa an; er als einzelnes Individuum würde Okopa heissen. Bei dem Stamme der Bakopa, regiert von einem Häuptling Maléo, wurde im Jahre 1860 eine Missions-Station Gerlachshoop angelegt, ein wenig westlich von dem bekannten Orte Lydenburg; der Vater dieses jungen Mosuto diente den Bekehrten als Dollmetscher, und wurde 1861 mit seiner Tochter und diesem damals vierjährigen Knaben getauft. Letzterer führt den Namen Jan Petlu (Petrus). Wenn die Missionaire verreisten, musste der Vater dieses Knaben den Gottesdienst abhalten. Im Jahre 1865 wurde der Stamm von Amaswazi überfallen und in mehreren Gefechten fast vollständig aufgerieben, so dass nur Wenige übrig blieben. Diese zogen sich in drei Gruppen und zwar ein Theil nordwestlich zu dem Häuptling Malok, der grösste Theil zu dem Oberkönig Sekukune zurück und die Christen entflohen südlich zu den Peli nach der Station Botschabelo. Dort lebt der Vater dieses jungen Mannes noch als Arbeitsmann. Er selbst wurde von den Missionären erzogen und wohnt jetzt im hiesigen Missionshause; er soll bald nach Pommern in ein Seminar gebracht werden und demnächst, wenn seine Gesundheit es aushält, den üblichen Cursus unter den Missionären durchmachen. Er ist jetzt 15 Jahre alt, zeigt jedoch schon sehr ausgeprägt den Gesichtstypus und das eigenthümliche Wollhaar seines Stammes. In seiner oberen Ohrmuschel hat er eine Durchbohrung, in der er früher, der Sitte seines Volkes gemäss, Metallringe trug. Die Finger sind ziemlich lang, die Haut stark runzlig, besonders über den Gelenken starke Falten schlagend; die Nagelphalanx etwas stärker, also kulpige Finger würden wir sagen. Er spricht ziemlich gut deutsch, liest aber schlechter, als er spricht, besonders da einzelne Consonanten ihm sehr schwer werden. Wie es mit seiner Schrift steht, können Sie aus der Namens-Unterschrift seines Bildes ersehen, welches für die Bibliothek geschenkt wird.

Herr **Virchow**. Ich darf vielleicht den Wunsch daran knüpfen, noch ein exacteres Profilbild von ihm in der Form zu haben, wie es in unserer Instruction für die Marine gefordert ist.

Herr **Bartels** sagt dies zu.[1])

Herr **Fritsch**: Ich wollte mir erlauben, noch einige Bemerkungen anzuknüpfen über den Stamm der Basuto, der anthropologisch von grossem Interesse ist. Dieses liegt wesentlich in der historischen Entwickelung des Stammes, welcher ein Prototyp abgiebt für viele andere Stämme, die, wie sie heute auftreten, keineswegs von sehr altem Datum sind, indem man vielmehr häufig ihre Entwickelung bis zum Auftauchen des Namens verfolgen kann.

Das grosse Volk der Betschuana hat unstreitig seinen Weg immer im Innern

---

[1]) Seitdem ist durch Hrn. Fritsch eine vortreffliche photographische Aufnahme bei Herrn Vogel veranlasst worden.

längs der Ströme abwärts genommen und wahrscheinlich, nach den hinterlassenen Resten zu schliessen, in verhältnissmässig viel späterer Zeit, als die Amaxosa und Zulu herabrückten. Es ist hier eine gewisse Grenze durch die Kwathlamba-Kette hergestellt. Diese trennte die Stämme, weil es bequemer war, am Wasser herabzuziehen, als durch die Gebirge. Als später eine Stauung durch das Vordringen der europäischen Bevölkerung eintrat, mussten auch diese Völker sich zurückziehen, und es erfolgte am Orangefluss ein Zusammenstoss. Es ereigneten sich hier die Hauptvorfälle, die auf die heutige Gestaltung der Stämme von Einfluss waren Als die Boeren den Orangefluss überschritten, fanden sie dieses Gebiet eigentlich unbesetzt. Sie kamen darum bald in grösserer Zahl und zogen langsam weiter nach Norden.

Damals gab es keine Basuto — ich spreche hier vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts —; es lebten aber grössere oder kleinere Stämme der Ost-Betschuana in dem streitigen Gebiet. Sie dehnten sich aus, so weit es möglich war; ebenso die Hottentotten-Stämme, die hier im Innern wohnten, denn es war eben Platz genug für Alle. Sehr anders aber wurden die Verhältnisse, als einmal die Zuluherrschaft anfing, an Verbreitung zu gewinnen, was hauptsächlich durch das Auftreten des Häuptlings Tchaka veranlasst wurde, während andererseits die Boeren, die für ihre Heerden Platz brauchten, gern das ganze Land für sich allein gehabt hätten. Die einzelnen schwachen Völkerschaften oder Klans — Unterstämme ist für uns eigentlich nicht brauchbar, weil wir damit eine zu grosse Ausdehnung der Volkszahl im Auge haben; Herr Bartels sprach von einigen Tausend; das wäre schon ein beträchtlicher Stamm. Zuweilen bestehen diese Stämme nur aus 18, 20, 30 waffenfähigen Männern. — Sie wachsen, je nachdem der Führer derselben einen grossen Einfluss gewinnt. Dieser Theil der Ost-Betschuana, welche heute als Basuto vereinigt sind, lebte ebenfalls in solchen kleinen Klanschaften unter verschiedenen Häuptlingen von wechselnder Bedeutung. Die Führer, welche später das Volk gross machten, genossen anfangs ebenso wenig einen besonderen Einfluss, als einer der anderen. Der Häuptling eines der Stämme, Motlumi, starb 1851. Es wurde nun sein Vetter, Moschesch, erwählt, weil das Volk Zutrauen zu ihm hatte, und er erwies sich auch als ein äusserst politischer Führer. Er stärkte seinen Anhang dadurch, dass er den grossen Besitzstand an Vieh, den er hatte, zum Ankauf von Frauen für seine Untergebenen verwerthete, — die Frauen werden dort gekauft — und die Leute veranlasste, wenn ihre Töchter wieder kauffähig waren, das Kaufgeld zurück zu erstatten. Er legte so sein Geld auf Zinsen, allerdings auf eine den europäischen Verhältnissen nicht entsprechende Weise, und fing nun an, einen grossen Einfluss über die Nachbarn auszuüben. Die eigentliche Herrschaft von Moschesch datirt aber erst seit 1824, wo er seinen Wohnort nach Thaba-Bosigo verlegte und am genannten Orte seinen Hauptsitz etablirte. Er verschanzte sich auf diesem steilabfallenden Felsplateau fest und sicher und benutzte auch die umliegenden Thäler zum Ackerbau. Nachdem dies geschehen und die Boeren gleichzeitig immer feindlicher gegen die Stämme auftraten, liefen von diesen alle Leute ihm zu, und der Stamm wuchs in einer unglaublichen Weise, so dass er bald bei Weitem der stärkste von allen Nachbarstämmen war. Es konnten nun natürlich Feindseligkeiten nicht ausbleiben. Moschesch, der als ein kluger Führer wohl einsah, dass die Feindseligkeiten für ihn keineswegs von Nutzen sein konnten, trieb Politik der freien Hand. Wenn etwas abgemacht werden sollte, was ihm nicht passte, so kam er nicht. In dieser Weise zogen sich die Verhältnisse hin, bis dann durch das drohende Aufgeben des Freistaates von Englands Seite die Frage zu einer brennenden gemacht wurde. Die Engländer, so lange sie noch den Freistaat halten wollten, hatten einen Residenten

eingesetzt. Aber die Stämme konnten in ihrer Einengung nicht existiren und so kam es denn zum Kriege, zumal da die englische Regierung auch einmal mit Gewalt-Mitteln beweisen wollte, dass sie den Basuto überlegen sei. Man hatte die Absicht, die Basuto von Thaba-Bosigo zu vertreiben und es erfolgte 1852 die Schlacht bei Berea, in welcher die Engländer sich mit ihren Truppen in so schwieriges Terrain wagten, dass sie ganz entschieden zu Grunde gegangen wären, wenn Moschesch es nicht für klüger gehalten hätte, sie den grössten Theil des Tages in ihrer schwierigen Stellung unangefochten zu belassen; erst am Abend erfolgte ein schwacher Angriff, wahrscheinlich gegen seinen Befehl. Es wurde zwar ein für Moschesch ungünstiger Friede geschlossen, aber sein Ansehen war durch den glücklichen Kampf gestiegen. Seine Macht wuchs in Folge dessen noch stärker, so dass er auch dem Freistaat die Spitze bieten konnte. Es folgten nun viele kleine Kämpfe und Feindseligkeiten, die zwar selten zu grösserem Blutvergiessen führten, in denen aber doch zahlreiche Leute zu Grunde gingen. Als ich damals in Bloemfontein war, drohte bereits der zweite der Basutokriege, der 1865 begann und 1866 zum vollen Austrag kam. Der erste Krieg fand 1858 statt und hatte zu einem faulen Frieden geführt, der nur eine Verzögerung der Erledigung war. Ebenso ging es 1866, wo die Boeren anfangs im Nachtheil waren, weil sie den Krieg lässig führten; jedoch zogen die Basuto jedesmal den Kürzeren, wo sie sich ins offene Feld wagten. Nach diesen Kämpfen wurde durch Vermittelung Englands ein Friedensschluss getroffen, durch welchen das ganze Gebiet der Basuto bis weit über den Caledon an den Freistaat abgegeben wurde. Wir sehen also, wie ein kleiner Stamm hier allmählig wächst, bis er 20,000 Mann unter Waffen zählte. Wir sehen aber auch, wie dann dieser Stamm wieder allmählig schwindet und heute dürfte er kaum noch die Hälfte so viel betragen, als zu jener Zeit, wo ich im Lande anwesend war. Er dürfte heute höchstens noch 60,000 Seelen stark sein.

Die Geschichte, welche ich eben kurz entwickelte, bezieht sich auf die sogenannten Südbasuto. Der Name Basuto ist eigentlich derjenige, welcher von den Amaxosa überhaupt im südöstlichen Theile den Betschuana gegeben wird; dieser Name ist von dem Stamme selbst angenommen worden. Ich habe es vorher übergangen, anzudeuten, wie auch die Zulustämme, die später unter dem Namen Fingo auftauchen, ihre Kämpfe mit Moschesch hatten. Diese Kämpfe hatten in sofern besondere Bedeutung, als die Fingo einen Theil ihrer Leute doch im Lande liessen und sie Moschesch unter seine Unterthanen mischte. Es trug dies aber zur Veredelung der Bevölkerung bei. Die Basuto sind nämlich auch darin ein merkwürdiger Volksstamm, als sie dazu beitragen, den Einfluss der Kreuzung auf die Rassen zu illustriren. Unter allen Stämmen haben die Basuto die reinsten Züge. Sie lassen den sogenannten Typus der Neger weniger erkennen, als die meisten anderen Stämme, welche verhältnissmässig viel reiner sind. Von den Nordbasuto gilt dies nicht in derselben Weise, vielmehr sind diese wegen frühzeitiger Abzweigung von den eigentlichen Unterthanen Moschesch's, dessen Oberhoheit sie nur flüchtig anerkannten, der Einwirkung fremden Blutes entzogen worden. Sie lebten lange unangefochten in den östlichsten Gebieten der Transvaalrepublik, bis die Ama-swazi, von den Boeren aufgereizt, über sie herfielen und sie grossentheils vernichteten.

Ich reiche hier ein Bild des Häuptling Moschesch herum, an dessen Kleidung Sie schon sehen, dass die Civilisation auch ihn beleckt hat; ebenso eine Photographie eines Südbassuto, der in einer Missionsstation, Siloh, aufgewachsen ist, und der sich durch Intelligenz auszeichnet. Er war daselbst Schulmeister und machte die Sache sehr zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber. Es liegen hier alsdann noch einige Basuto-Photographien von mir vor, wo Sie in den Profilen eine gewisse Regel-

mässigkeit auftreten sehen. Sie sind nicht so prognathisch, wie der von Herrn Bartels vorgestellte Mosuto, welcher als Afrikaner jedenfalls etwas mehr Typisches hat, als der Durchschnitt der Basuto. Da sein Stamm nicht so sehr untermischt ist, wie die übrigen, so zeigt er auch den Typus der Betschuana reiner; bei den meisten andern Basuto macht sich der Einfluss der Kreuzung durch die edlere Bildung kenntlich.

(2) Der Vorsitzende macht nähere Mittheilungen über die auf Sonntag, den 22. Juni, angesetzte Excursion nach Gusow im Oderbruch zur Besichtigung der dort gefundenen Alterthümer, namentlich der alten Ansiedelung bei Platkow an der alten Oder.

(3) Herr **Max Kuhn** übergiebt verschiedene Fundstücke, sowie einen Brief des Herrn Th. Reichert zu Müncheberg vom 11. d. M.

über eigenthümlich veränderte Knollen von Schwefelkies.

Bezug nehmend auf den Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 11. Jan. 1873 No. 4, den Bericht des Herrn Bayer über ein Geräth aus dem Diluvium von Wrietzen betreffend, erlaubt sich der Unterzeichnete ähnliche Fundobjecte aus der Braunkohlengrube bei Schlagentin, dicht an der Ostbahn liegend, und eine halbe Meile von Müncheberg entfernt, vorzulegen. Herr Dr. M. Kuhn hatte die Güte, eines der Fundstücke aus Wrietzen mir zur näheren Untersuchung und zum Vergleich mit den Schlagentiner Fundobjecten zu überlassen; es ergab sich, dass dieselben ziemlich gleich seien, nur war das Wrietzener Stück mehr geglättet als die Schlagentiner. Die Steine sind als Thoneisensteinknollen anzusprechen, nicht aber, wie der Bericht des Herrn Bayer annimmt, als künstliche, in der Hand des Menschen aus Thon geformte Geräthe, deren Anfertigung darnach bis in die nebelhafte Ferne der ältesten Diluvialzeit zurückzuführen sei.

Zur genauen Beurtheilung der von mir aufgestellten Ansicht, diese Fundobjecte als Thoneisenstein oder thonigen Siderit anzusprechen, erlaube ich mir den kleinen Fund in 5 Nummern vorzulegen und bemerke über die Fundstelle nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Obersteiger Damm Folgendes:

„Beim Einziehen der Brettpfähle zur Verzimmerung des Schlagentiner Braunkohlenkohlenschachtes fanden sich 100—110 Fuss tief im Hangenden des Formsandes unter dem scharfen Diluvialsande diese abgerollten Steine zerstreut vor. Fallwinkel des Flötzes ist 32°".

Die Thoneisensteinknollen sind als sekundäre Gebilde zu betrachten und durch Zersetzung aus dem Schwefelkiese (Pyrit) entstanden (siehe Naumann's Geognosie, III. Bd. Tertiärbild. Norddeutschland). Unzersetzter Schwefelkies in Knollen findet sich in der Nähe Müncheberges oft im Schuttlande, dagegen nicht abgerollt und im deutlich krystallinischen Zustande in den älteren Thonen und Letten. Bei den Schlagentiner Fundstücken lassen sich deutlich die Einwirkungen des bewegten Wassers und der reibenden Sandtheilchen nachweisen.

Die durchlöcherten Steine (No. 2—3) zeigen einen bald weiteren, bald engeren Kanal und treten überhaupt in ihrer Form den künstlich aus Thon geformten Netzsenkern sehr nahe, wodurch auch die Täuschung, sie für künstliche Gebilde anzusprechen, leicht erklärlich wird. Die Bildung des runden Kanals hat wahrscheinlich schon mit der Krystallisation des Schwefelkieses ihren Anfang genommen, indem runde Pflanzentheile den Kern abgaben, um den sich die Krystalle des Schwefelkieses ansetzten.

Nachdem der Pflanzentheil durch Verwesung entfernt war, half vielleicht die rollende oder drehende Bewegung im Wasser mit Hülfe kleiner Sandtheile nach, um die Röhre zu erweitern.

Die dem Berichte des Herrn Bayer über das Wrietzener Fundobject angehängte Note des Herrn Dr. Kayser lässt mit Gewissheit die Behauptung zu, dass zur chemischen Untersuchung ein anderes Fundobject, als das mir vorliegende, gedient hat, da der Eisengehalt desselben durch die einfachste Reaction festzustellen war.

Meiner Ansicht nach ist das Wrietzener Fundstück nicht als archäologisches, sondern als geologisches Fundobject zu betrachten.

(4) Herr **Bastian** hat wegen einer in den Nieuws van den Dag enthaltenen Nachricht nähere Erkundigungen eingezogen und darüber nachstehende Erläuterung erhalten:

Am 12. September 1872 fand man in Kessel bei Venlo (Limburg) auf dem linken Ufer der Maas einen nach unten kegelförmig zugespitzten irdenen Topf, worüber der jetzige Besitzer, Herr H. Claessens, in Kessel uns brieflich folgende nähere Mittheilungen macht:

Das Dorf Kessel und nächste Umgebung liegt 14,5 bis 19,5 Meter über dem Meeresspiegel; der Boden dort besteht in einer Tiefe von 6 bis 7 Meter aus schwerer Kleyerde (Thon), an verschiedenen Stellen von 3 bis 1,5 Meter mächtig, dunkel bis hellblau, darauf folgt Lehm-Ziegelerde von 2 bis 0,5 Meter, nach Verhältniss der Tiefe; darnach folgt grober dunkelgelber Triebsand und darnach die Bau- oder Ackererde. Der Strom der Maas läuft in einer geraden Linie am Dorfe entlang, und hat sich gegenüber der Stelle, wo der Topf aufgefunden wurde, 50 bis 150 Meter nach der Westseite versetzt. Der Fleck, wo der Topf gefunden, liegt jetzt nur 15 bis 20 Meter von dem Strome (früher 160 bis 170 Meter) und 4 bis 6 Meter höher, also auf einer Anhöhe. Beim Ausgraben der Fundamente für ein Gebäude fand man den Topf 1 bis 1,5 Meter unter dem Boden, auf einer Sandlehmlage, worauf sich gleich Ackererde befand. Er lag horizontal zwischen beiden Erdlagen, und war mit Ackererde gefüllt.

Der Topf ist 0,75 Meter hoch; am Bauche, in seiner grössten Breite ist der Durchmesser 0,65 Meter, die Höhe von der Ebene der grössten Breite bis zur Mündung ist 0,25 Meter, die bis zum Kegelscheitelpunkt (Fuss) 0,5 Meter. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 0,18 Meter; letztere ist umgeben von einem dicken Ringe von $3^1/_2$ Centimeter Dicke. Der Topf scheint aus einer weiss-grauen Thonerde gebacken, und ist auswendig schwarz und glatt, inwendig grau und roh.

Die schwarze Farbe ist matt und lässt ein wenig los bei längerer nasser Reibung — obwohl nicht viel. Der Topf befand sich gerade unter einem Baum, dessen Wurzeln da eingewachsen sind, wodurch er an verschiedenen Stellen geborsten ist, indess existirt er bis jetzt ganz, ohne auch nur wenig beschädigt zu sein. Er ist mit der Hand gearbeitet; die Form ist schief; aussen zeigt er Beulen und Vertiefungen oder Gruben, ist auch ohne Verzierung und hat nur drei feine, aber schief gezogene undeutliche Ringe hinter dem Bande bei der Oeffnung, hat auch keine Ohren, Hand oder Fuss, auch keine Zeichen oder Spuren, dass sie daran gewesen sein könnten. Der Topf läuft nach seinem Kegel zu ein wenig oval aus.

Wie Herr Claessens weiter mittheilt, sollen vor wenigen Jahren viele derartige, auch römische und eburonische Alterthümer ausgegraben sein.

(5) Herr v. **Kamienski**, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment No. 48, sendet d. d. Soldin, 20. Mai 1873, unter Beifügung mehrerer Zeichnungen, folgenden Bericht ein

über den Pfahlbau der Möwen-Insel im Soldiner See.

„Im Jahre 1857 wurde der 1 Meile lange und circa $^1/_4$ Meile breite Soldiner See, an dessen Südende die Stadt gleichen Namens liegt, um 7—8 Fuss gesenkt. In Folge dessen entstanden 2 Inseln, von denen die eine wohlerhaltene Ueberreste eines Pfahlbaues enthält. Der hiesige Apotheker, Herr Mylius, ist wohl als Entdecker dieses Pfahlbaues zu betrachten, der seiner Zeit auch Meldung in Berlin gemacht und Herrn Professor Virchow persönlich den Pfahlbbau gezeigt hat. Als ich im Mai v. J. hierher versetzt wurde, fand ich die kleine Insel schon sehr umwühlt vor, so dass ich kaum auf interessante Funde rechnen konnte. Die nur 85× lange und an der breitesten Stelle 30× breite Insel liegt 150× von dem jetzigen Seeufer, dem östlichen entfernt, mit dem sie der Länge nach ungefähr parallel läuft, und ist Eigenthum der Stadt Soldin Der nördliche Theil der Insel erhebt sich 5′ über dem jetzigen Seespiegel, der tieferliegende übrige Theil nur 3′, so dass die Culturschicht, welche theilweise mit Torf bewachsen ist, vor der Seeablassung 2′ resp. 4′ unter dem Wasser lag und der Pfahlbau 200× vom ehemaligen Ufer entfernt gewesen ist. — Der Seeboden senkt sich zwischen der Insel und dem Ufer, auf beiden Seiten ziemlich steil bis zu einer Tiefe von 12′ bereits nach wenigen Schritten, während die grösste Tiefe in der Mitte 15′ beträgt, was eine Tiefe von 22′ vor der Seeablassung ergeben würde. Das den See auf dieser Seite umgebende Terrain ist wellenförmig mit sanften Abdachungen, der Boden schwerer Lehmboden und sehr fruchtbar. Der Seeboden besteht aus weissem kalkhaltigen Lehm, den man zum Ziegelstreichen benutzt hat, und der besonders gute Luftziegeln geben soll. In diesen eingelassen befinden sich circa 2—300 Pfähle, von gänzlich verschiedener Länge und Dicke, und auch von verschiedenen Holzarten. Es sollen die grösseren Pfähle massenhaft von den Fischern bereits vor Jahren ausgehoben und verbrannt sein. Ich fand von den starken Pfählen nur noch ein Exemplar vor von 7′ Länge und 1′ Dicke von schwarzem harten Eichenholz. Sämmtliche übrigen von mir ausgegrabenen Pfähle sind von weichen Holzarten, von sehr geringer Stärke, $2^1/_2$—4″ dick, wie man noch sieht, mit schlechten Instrumenten bearbeitet. Sie zerfallen an der Luft oder trocknen unförmlich zusammen. Der Pfahlbau scheint nicht durch Feuer zerstört worden zu sein, wenigstens findet man weder verkohlte Pfähle noch Spuren, die auf einen derartigen Untergang deuten könnten. Er scheint lange Zeit hintereinander oder mit Unterbrechung bewohnt gewesen zu sein, denn ich fand einen zerbrochenen Steinhammer und 3 halbe Hufeisen, die doch auf einen gewissen Ueberfluss an Eisen schliessen lassen. Ausserdem fand ich nur noch wenige Gegenstände von Eisen, nämlich 1 Kesselhaken, 1 Speerspitze mit Schaftloch und 3 kleinere Messerklingen. Sämmtliche übrigen von mir gefundenen Gegenstände sind aus der Steinzeit und zwar aus Stein, Knochen, Geweihen, Thon und Holz gefertigt ist, so dass die Bronzezeit überhaupt nicht vertreten ist. Mann kann aus diesem Factum nur den Schluss ziehen, dass die Insassen des Pfahlbaues aus Armuth sich bis zum Beginn der Eisenzeit mit Steinwerkzeugen behelfen mussten, oder dass der Pfahlbau während dieser ganzen Periode unbewohnt gewesen ist, was ich kaum annehmen möchte. Es werden hier in der ganzen Gegend nur höchst selten Sachen von Bronze gefunden, wie z. B. ein sehr schön erhaltenes Schwert bei Lippehne, jetzt im Besitz des Oberlehrers Vogt in Königsberg i. d. Nm., und man möchte fast glauben, dass nur die reicheren

Leute sich dieses gewiss sehr theuren Metalls bedienen konnten. — Die von mir auf dem Pfahlbau gefundenen Gegenstände sind folgende:

a. Ueberreste des Baues selbst.

Ausser den Pfählen mehrere dünne glatte Steinplatten von verschiedener Grösse, die wohl als Kamin gedient haben mögen.

b. Speisereste:

Viele zerschlagene Knochen vom Schwein, Hirsch, Reh, Fuchs, Bär, Biber, der Torfkuh; Hauer vom Wildschwein, Hörner der Torfkuh, Geweihe vom Hirsch und Reh; einzelne Rückenwirbel von Fischen; aufgeknackte Haselnüsse in nur wenigen Exemplaren, die aber bald zerfielen.

c. Küchengeräthe:

Viele Topfscherben von verschiedener Dicke und Verzierung, eine kleine Urne, ein Stück einer Kornquetsche mit Reibsteinen, Messer aus Feuersteinsplittern und eines aus Horn.

d. Waffen resp. Jagdgeräthe:

Mehrere Pfeile von Knochen und Hirschhorn, zwei Stücken Holz vom Bogen, ein zerbrochener Steinhammer mit Loch.

e. Webe- und Spinnutensilien:

Ein zierlich gearbeitetes Webeschiffchen von Knochen; einige Wirtel von Thon und zwei von Sandstein.

f. Schmucksachen:

Ein durchbohrtes Stück Knochen mit eingravirten Verzierungen.

g. Verschiedene andere Gegenstände:

Ein bearbeitetes Stück Knochen, dessen Bestimmung nicht deutlich zu erkennen ist, ein Stein mit Loch, vielleicht als Hacke benutzt, oder aber durch Zufall auf die Insel gekommen, da die Fischer noch jetzt dergleichen Steine zum Beschweren der Netze verwenden und zu dem Zwecke anfertigen; ein am Kopfende mehrfach eingekerbter Knochen, der vielleicht zum Verzieren des Topfgeschirres benutzt wurde; ein von Knochen gefertigter Grabstichel mit Aushöhlung für den Daumen; Stücke Granit mit Glimmer stark durchwachsen, welcher zum Verzieren der Töpfe vielfach benutzt wurde, wie ich mehrfach bemerkt habe, indem der Glimmer äusserlich in den Thon eingedrückt wurde und dem Gefäss ein glänzendes Aussehen gegeben haben muss; ein aus zwei vollständig gleichen Hälften bestehender 6" langer und durch Kunst oder Natur gesprengter Stein aus Glimmer, der wohl keinen eigentlichen Zweck gehabt haben kann, vielmehr nur seiner sonderbaren Form wegen als Curiosität aufbewahrt wurde; Schleifsteine von verschiedener Grösse, von denen einige stark abgenutzt erscheinen." —

Herr **Virchow**, der dieselbe Stelle früher untersucht hat, bezieht sich auf seinen Vortrag vom 11. December 1869 (Zeitschr. f. Ethn. I. S. 405). Er ist noch jetzt der Meinung, dass der ganze Pfahlbau der jüngsten Eisenzeit angehört. Das Auffinden von Steingeräth steht einer solchen Auffassung nicht entgegen, da nach däni-

schen Aufzeichnungen Steinwaffen noch in einer halbhistorischen Zeit neben Eisenwaffen im Gebrauche waren.

(6) Herr Kreisrichter **Schuster** in Striegau übersendet d. d. 11. Mai 1873 eine Mittheilung über den schon in der Sitzung vom 14. December 1872 (Verhandl. S. 279) erwähnten

Schlackenwall bei Striegau in Schlesien.

„In Folge der aus den Zeitungen entnommenen Notiz, dass von jeder Entdeckung heidnischer Begräbnissplätze, so wie von allen vorhistorischen Funden dem Vorstande der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Anzeige zu machen sei, erlaube ich mir die Mittheilung, dass in neuester Zeit bei Erweiterung des Basalt-Steinbruchs am „breiten Berge" bei hiesiger Stadt die in einer augenscheinlich das ganze Plateau dieser Anhöhe einfassenden dammartigen Aufschüttung vorgefundenen Urnenreste, Skelete, Knochentheile, Basaltschlacken und Stücke verkohlten Holzes zu der Annahme geführt haben, dass sich jene Aufschüttung keinem zufälligen Umstande zuschreiben lasse, sondern dass hier ein heidnischer Ringwall gewesen sei.

Mein Freund Dr. Luchs aus Breslau besuchte im vorigen Monate in Gesellschaft einiger anderer Herren die fragliche Stätte (unter ausserordentlich ungünstigen Umständen) und hat die Ansicht ausgesprochen, dass sich auf jener Anhöhe wohl jedenfalls ein Begräbnissplatz aus vorchristlicher Zeit vermuthen lasse, dass die Entstehung des Walles jedoch einer späteren Periode angehören möge.

Ich kann die Richtigkeit dieser Meinung nicht ohne Weiteres anerkennen, da nicht bloss Urnenfragmente und einzelne Knochen zu Tage kommen, sondern auch eine ganze Urne mit Knochen und angebrannten Gebeinen und mehr als ein vollständiges Skelet in dem Walle entdeckt wurden, überdiess die zum Theil zu Backstein gewordene Lehmpackung in der unmittelbaren Nähe von Basaltschlake und Holzkohle eine andere Deutung zulässt."

(7) Herr **Virchow** spricht, unter Vorlegung der betreffenden Gegenstände,

über altgriechische Funde (Hierzu Taf. XIV.)

Die Sachen, die für uns kürzlich aus Griechenland angekommen sind, nehmen schon des klassischen Bodens wegen, von dem sie stammen, ein besonderes Interesse in Anspruch. Sie sind aber von hervorragender Wichtigkeit, weil sie sich zum Theil auf Zeiträume beziehen, welche von der eigentlichen Geschichte gar nicht erreicht werden und höchstens sagenhafte Erinnerungen hinterlassen haben, und weil sie allmälig auch für das Alterthum Griechenlands uns ähnliche Verhältnisse enthüllen, wie diejenigen sind, die wir in anderen Theilen Europas schon seit längerer Zeit kennen.

Es handelt sich da zunächst um eine allerdings kleine, aber überaus interessante Sammlung von Steinwerkzeugen, welche wir der Güte des Herrn v. Heldreich, des Directors des Botanischen Gartens und Conservators an der Universität zu Athen verdanken. Schon in der Sitzung vom 24. Juni 1871 sind aus einem Briefe des Herrn Hirschfeld Mittheilungen über solche Funde gemacht worden. Auch der kleinen Schrift des Engländers Finlay, der die meisten Sachen erworben hat, ist damals gedacht worden, und es darf als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet werden, dass uns wenigstens nachträglich ein kleiner Theil dieser merkwürdigen Funde zufällt.

Die Sachen sind auch von um so grösserem Werthe, als sie fast alle Orte betreffen, welche uns aus der alten Geschichte geläufig sind, und weil sie darthun,

dass an den mannichfaltigsten Orten Griechenlands dieselben Verhältnisse obgewaltet haben. —

Der Bericht des Herrn v. Heldreich lautet:

„Obsidiansplitter in der Form von Pfeilspitzen waren schon früher von Dodwell, Leake und anderen Reisenden in der Ebene von Marathon gefunden und als sogenannte „Perserpfeile", d. h. also Pfeilspitzen der in der Schlacht von Marathon betheiligt gewesenen persischen Krieger angeführt worden. Auf das Unhaltbare und Unbegründete dieser gleichsam traditionell gewordenen Bezeichnung machte zuerst Herr G. Finlay in seinem Schriftchen „παρατηρήσεις ἐπὶ τῆς ἐν Ἑλβετίᾳ και Ἑλλάδι προϊστορικῆς ἀρχαιολογίας. Ἐν Ἀθήναις. 1869," aufmerksam. Obsidiansachen haben sich in neuester Zeit an sehr vielen Orten in Griechenland gefunden und es ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen, dass sie vorhistorischen Ursprungs sind. Besonders häufig sind sie in Attica, namentlich im laureotischen Gebiete, bei Brauron, bei Porto Rhaphti, Liopesi, Vari, Marathon, Stamata, Kephissia u. s. w., in Böotien bei Tanagra und Dobrena, dann bei Corinth, bei Misolungi und an vielen anderen Orten. Man findet die Gegenstände immer an der Oberfläche des Bodens und an manchen Stellen in grosser Menge. Die meisten sind kleine Späne oder Splitter ohne bestimmte Form, offenbar als unbrauchbar verworfene Abfälle; darunter finden sich dann auch sogenannte Messer und Sägen, Pfeilspitzen und ziemlich häufig sogenannte Nuclei, d. h. Obsidianstücke mit vielen Längsflächen, von denen die Späne zur Verfertigung der Werkzeuge abgespaltet sind. — Der Obsidian ist an den genannten Orten von Menschen herbeigeschafft worden, denn sein natürliches Vorkommen ist auf die vulkanischen Inseln des Archipelagus (Melos, Thera etc.) beschränkt. —

„Von Steingeräthen erhielt das Athener naturhistorische Museum die ersten wenigen Stücke im Jahre 1863 aus der Umgegend von Kumi in Euboea, wo sie sich im Besitze von Landleuten und Hirten unter dem Namen Ἀστροπελέκια (einer dem deutschen „Donnerkeile" entsprechenden Bezeichnung) vorfanden; es waren dies keilförmige Beile mittlerer Grösse. Der Volksglaube legt diesen Astropelekien allerhand Heilkräfte und magische Eigenschaften bei und man schätzt sie daher als Talismane sehr hoch. Um dieselbe Zeit fing auch Herr Finlay zu sammeln an und erhielt bald Steinwerkzeuge aus verschiedenen Theilen des Landes. Sein oben erwähntes, im Jahre 1869 in griechischer Sprache veröffentlichtes, mit einigen Abbildungen versehenes Schriftchen lenkte die Aufmerksamkeit noch mehr auf den Gegenstand. Allenthalben fand und sammelte man nun Steinwerkzeuge. In Athen entstanden mehrere Sammlungen, unter denen die vorzüglichsten die des Herrn G. Finlay, über 600 Stück enthaltend, und die des Herrn G. Burnias, besonders reich auch an Obsidiansachen.

„Die Steinbeile werden in Griechenland, soweit mir bekannt geworden, immer an der Oberfläche des Bodens, auf Feldern und insbesondere auch in Flussbetten gefunden. Als Fundorte, von welchen die meisten Steinwerkzeuge der hiesigen Sammlungen herstammen, sind mir folgende bekannt:

In Attica: Athen, auf der Akropolis und im Ilissus-Bette, bei Thorikos, Prasiae, Brauron, Pikermi, Marathon und Stamata;

in Böotien: Tanagra im dortigen Flussbette, am Kopäis-See und bei Dobrena am Helikon;

im Peloponnes: Corinth, Sicyon, Pellene, am See von Pheneos, Aegion, Cleonae, Argos und Gythion;

Misolungi in Aetolien;

auf der Insel Euboea: Kumi, Stura und bei Distos an einem kleinen See;

die Insel Aegina und im Archipelagus die Inseln Melos und Thera.

„Auch aus Macedonien enthält die Finlay'sche Sammlung einige Stücke. Auch in Kleinasien und auf den benachbarten Inseln Samos, Cos u. s. w. haben sich in neuester Zeit den griechischen in Bezug auf Form, Grösse und Material ganz ähnliche Steingeräthe in ziemlicher Anzahl gefunden und Herr Guido von Gonzenbach in Smyrna, der sich seit einigen Jahren damit beschäftigt, besitzt bereits eine reiche Sammlung davon. Die Steinbeile heissen bei den Griechen auch dort Astropelekia. —

„Form und Grösse der Steinwerkzeuge ist sehr verschieden, doch sind am häufigsten keilförmige Beile mit zugeschärfter Schneide am breiten Ende und von mittlerer Grösse, d. h. 6—10 Centimeter lang und und 3—5 Centimeter breit. Kleinere sind nicht selten, sehr selten jedoch bedeutend grössere. Sie sind mehr oder weniger polirt, meist nur zur Hälfte oder noch weniger, am breiten Ende bis zur Schneide, selten ganz. Oefters sind die kleinen Beile ganz und dann zuweilen sehr fein polirt. Selten sind auch Steinwerkzeuge von anderer Form, als Hämmer, zugespitzte Keile, Doppeläxte, Scheiben u. dergl.; sehr selten sind durchlöcherte Aexte und Beile.

„In Bezug auf das zur Verfertigung der Steinwerkzeuge verwandte Material ist zu bemerken, dass die verschiedensten Steinarten, doch selbstverständlich vorzugsweise immer die härtesten, dazu gedient haben, insbesondere aber schwarzer und röthlicher Kieselschiefer, Achat, Feuerstein, Jaspis, schwarzer und grünlicher Serpentin, Jade, Diorit, Magneteisenstein, Rotheisenstein und verschiedene noch nicht näher bestimmte harte Steinarten. In der Finlay'schen Sammlung befinden sich auch zwei kleine feinpolirte Beile aus rothem Carneol und ein sehr kleines aus Amethyst, sämmtlich bei Corinth gefunden. Es dürften schwerlich aus so edlem Material gefertigte Steingeräthe von anderswo bekannt sein." —

Soweit der Bericht des Herrn v. Heldreich.

Die letzte Bemerkung in demselben ist nicht ganz richtig. Es sind auch an anderen Orten, namentlich in Italien, so kostbare Funde gemacht worden.

Die uns zugeschickten Sachen sind im höchsten Grade interessant. Ich zeige zunächst ein kleines, schön geschliffenes, grünlichschwarzes Steinbeil von Athen selbst (Fig. 5), dessen Form allerdings für uns etwas ungewöhnlich ist, das aber sonst alle Eigenschaften besitzt, die wir an prähistorischen Steinbeilen kennen. Dasselbe hat eine platte, im Allgemeinen dreieckige Gestalt; es misst an der Schneide 38, an den Seitenrändern 40 Millimeter und in der grössten Dicke, welche ungefähr auf die Mitte fällt, 1 Millimeter. Die Schneide ist ganz scharf, fast gerade. Das hintere Ende bildet eine abgerundete Spitze. Hier sowohl, als an den Seitenrändern ist der Stein abgeschliffen und leicht gerundet.

Daran schliesst sich eine kleine Sammlung aus Missolungi in Aetolien. Darunter ist gleichfalls ein ungewöhnlich kleines, polirtes, schwarzgrünes Steinbeil (Figur 9). Dasselbe hat eine abgerundet viereckige Gestalt, eine etwas convexe und unregelmässige Schneide von 30 Millimeter Länge, Seitenränder von 25 Millimeter Länge und einen breit abgerundeten dicken Rücken von 25 Millimeter Querdurchmesser. Die grösste Dicke (18 Millimeter) liegt in der Nähe des Rückens. Die sehr saubere Politur erstreckt sich nicht über die ganze Ausdehnung des Stückes, sondern lässt den Rücken und die Nachbartheile frei. — Ein zweites, in seiner ganzen Ausdehnung schön polirtes, schwarzes Beil aus Hornschiefer (Fig. 8) ist leider an seiner Schneide zum Theil abgebrochen. Es ist länglich dreieckig, schwer und etwas dicker, mit rundlich zugespitztem Rücken. Seine grösste Länge beträgt 65, die grösste Breite an der Schneide 35, die grösste Dicke (in der Mitte) 15 Millimeter. Sowohl die Ränder, als das hintere Ende sind durch Schiffflächen, welche ohne scharfe Grenze in einander übergehen, gerundet. — Das dritte, sehr rohe Stück ist ein Hammer

aus grobkörnigem Granit (Fig. 9), 68 Millimeter lang, 45 breit, 30 in der grössten Dicke, von platt-keilförmiger Gestalt, mit breitem Rücken und unregelmässiger, stumpfer, vielleicht durch Abnutzung ausgebrochener Schneide und gerundeten Seitenrändern. Sehr schwache Politur gegen die Schneide.

Dann ist hier ein schwarzer, gleichfalls schön polirter Stein aus Böotien, von Tanagra (Fig. 1), der als Steinhammer bezeichnet ist. Es könnte, glaube ich, eher ein Reibeinstrument sein. Es ist ein platt pyramidenförmiger Körper mit platter, ganz schwach convexer Grundfläche und etwas abgeschnittener Spitze, 64 Millimeter hoch, an der Basis 40 Millimeter breit und 24 Millimeter dick, an der Spitze 27 Millimeter breit und 9 Millimeter dick. Auch die Seitentheile sind schön gerundet, und da die eine Fläche leicht concav ist, so liegt das Ganze sehr bequem in der Hand.

Sodann folgen Obsidiansachen von Missolungi, Laurion, Stamata am Pentelikon, Vari am südlichen Hymettos, und Tanagra. Unter ihnen sind die von Tanagra (Fig. 2—4) und Missolungi (Fig. 11—13) die am meisten überzeugenden, denn es finden sich vortreffliche Nuclei und äusserst feine und zierliche Spähne (Messer, Sägen). Die Nuclei namentlich können sich in Bezug auf Genauigkeit der Bearbeitung Allem an die Seite stellen, was uns von auderen Ländern her bekannt ist. Es sind genau die nämlichen Formen, dieselben Richtungen der Schläge, wie wir sie von unseren Feuersteinsachen kennen. Namentlich aber stimmen sie ganz überein mit den prähistorischen Obsidiansachen, wie sie in neuester Zeit in Unter-Italien gefunden sind. Aus dem übrigen Europa kenne ich nichts Aehnliches; vielmehr kommt dann der grosse Sprung bis nach Mexiko, wo Obsidian-Geräthe bis zur spanischen Occupation in Gebrauch gewesen sind.

Gegenüber diesen ganz sicheren Stücken könnte es vielleicht zweifelhaft erscheinen, ob die anderen Obsidiansplitter, welche Herr v. Heldreich geschickt hat, namentlich die vom Hymettos und Pentelikon, sowie die von Laurion, also die sämmtlichen aus Attika stammenden, von Menschen geschlagen worden sind. Es ist darunter Manches, das eben so unsicher erscheinen könnte, wie das, was uns von Aegypten zugekommen ist. Indessen finden sich in jeder Gruppe Stücke[1]), welche ganz deutliche Schlagmarken (Schlagzwiebel und concentrische Sprunglinien) zeigen und welche wohl nicht ohne menschliche Einwirkung entstanden sein können. Da überdiess der Obsidian in Griechenland auf dem Continent nicht vorkommen soll, also ein Handelsgegenstand gewesen sein muss, so lässt sich allerdings wohl kaum bezweifeln, dass, nachdem diese Sachen sich an so verschiedenen Stellen finden, auch die unförmlichen Splitter als Abfälle von menschlicher Bearbeitung anzusehen sind. —

Die andere Sendung enthält überwiegend Schädel, alt-griechische Funde, und zwar eine ganze Reihe. Sie ist uns durch die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Hirschfeld, der uns früher schon ein Paar solcher Schädel zugewiesen hat, erreichbar geworden. Ich bemerke dabei, dass Herr Hirschfeld, der seit längerer Zeit seine Studien über die ältesten Ueberreste Griechenlands, namentlich Attikas, an Ort und Stelle fortführt, in einer Abhandlung, welche im vorigen Jahre in den Annalen des römischen archäologischen Instituts[2]) erschienen ist, in ausführlicher Weise die ihm bis dahin zugänglich gewesenen Funde beschrieben hat, namentlich das Thon- und Metallgeräth, jedoch ausschliesslich der Schädel und der Steinsachen. Was er beschreibt, gehört demnach einer späteren Periode an, als die eben gezeigten

[1]) In Fig. 6 und 7 sind solche Stücke vom Pentelikon abgebildet. Ich bemerke dabei, dass die Splitter vom Hymettos und von Laurion mehr das Aussehen von Hornstein haben.

[2]) Vasi arcaici ateniesi. Ann. dell' Instituto di corrispond. archeologica. Roma. 1872.

Steingeräthe; er selbst versetzt die Sachen mit Herrn Conze in das zweite Jahrtausend vor Christi Geburt. Zu dieser Zeitrechnung kommt er auf die Weise, dass er gewisse Gefässe, welche einen orientalischen Einfluss erkennen lassen, nach den gefundenen Inschriften dem 7. Jahrhundert zuschreibt, und dass er diesen Einfluss bis auf Homer zurückführt; da nun die von ihm beschriebenen Gefässe nach Verzierung und Ausführung einer anderen Klasse angehören, welche sich in der oben bezeichneten Zeit nicht mehr vorfindet, so gelangt er consequent zu der Aufstellung des zweiten Jahrtausends. Immerhin handelt es sich um eine Zeit, von der man wohl mit Herrn Hirschfeld annehmen darf, dass sie wesentlich vorhomerisch und in diesem Sinne pelasgisch zu nennen ist. Ich will dazu jedoch sogleich bemerken, dass ausgezeichnete Kenner des griechischen Alterthums, wie Herr Curtius, keinen Unterschied zwischen Hellenen und Pelasgern finden, — eine Streitfrage, die hoffentlich durch zahlreichere Schädelfunde sich bestimmter wird erläutern lassen.

Herr Hirschfeld sagt über die jetzt übersendeten Schädel, dass 3 davon mit Vasen der Art zusammen gefunden sind, wie sie Herr Conze besprochen habe und wie er selbst einige in den Annalen des archäologischen Instituts beschrieben habe. Ein Schädel sei noch 1 Meter tiefer gefunden worden mit einem sehr eigenthümlichen kleinen Gefässe. Leider ist die Bezeichnung nicht ganz deutlich. Ich vermuthe, dass es sich um ein langhalsiges Henkel-Gefäss handelt, da wenigstens die daran angeklebte Zahl 3 übereinstimmend ist mit der Numerirung eines der Schädel, und da gerade dieser Schädel sich durch seine Beschaffenheit von allen anderen unterscheidet.

Es ist dies allerdings eine Art von Gefäss, welche meines Wissens vollkommen verschieden ist von den bisher bekannten alt-griechischen Geräthen: grober Thon, rohe Form und Verzierungen um den Rand, die sich anderen älteren Verzierungsformen anschliessen, die wir kennen. Das ganze Gefäss ist 14 Centimeter hoch und aus schönrothem, jedoch an der Oberfläche stark abgeblasstem und ergrautem, feinem Thon gemacht. Die Farbe ist ganz gleichförmig. Die Gesammtform des Gefässes erinnert einigermassen an die aus Holz geschnitzten Frauen der Kinder-Spielkasten, und wenn man die der Abhandlung des Herrn Hirschfeld angehängten Abbildungen vergleicht, so stösst man in der That auf ganz analoge Frauenbilder, welche auf griechischen Vasen ältester Zeit dargestellt sind. Ein langer, cylindrischer Unterkörper mit breiter Basis, der über den Hüften mit einem schrägen, jedoch etwas flach gestellten Absatz endigt, darauf ein schmaler, nach oben erweiterter Hals und endlich ein ziemlich grosser Henkel, der wie ein Arm an das Gefäss angesetzt ist. Es kann kein Zweifel sein, dass das Gefäss, so grob es auch aussieht, auf der Drehscheibe gefertigt ist, denn an dem, 65 Millimeter im Durchmesser haltenden, ganz platten Boden sieht man deutlich einen kleinen centralen Zapfen und sehr feine concentrische Linien. Auch an dem Bauche sind ähnliche Linien wahrnehmbar. Dieser Bauch oder besser Körper ist 80 Millimeter hoch, nach oben hin etwas enger, und sowohl gegen die Grundfläche, als nach oben hin durch einen breiten, etwas vorspringenden, unregelmässigen Rand (Leiste) abgegrenzt. Darauf folgt zunächst der schon erwähnte schräge Absatz, der einen Durchmesser von 20 Millimetern auf der Fläche hat. Dies ist der einzige Theil des Gefässes, welcher verziert ist, und zwar bringt er ganz archaische Ornamente: zunächst an dem äusseren Rande steht ein dichter Kranz kleiner, aus zwei concentrischen Linien zusammengesetzter Kreise und weiter nach innen folgt ein zweiter Kranz schräger, zu 2, 3 und noch mehr zusammengestellter Striche, welche aus feinen, unterbrochenen Eindrücken bestehen und eine Art punktirter Linien darstellen. Auf diesen Absatz folgt ein feiner Hals von 45 Millimeter Höhe und 24 Millimeter Durchmesser, der nach oben, wie das Blasestück einer Trom-

pete, in eine erweiterte, 35 Millimeter im Durchmesser haltende Mündung übergeht. Der Henkel beginnt unter diesem Rande und setzt sich nach einem weiten, von aussen her etwas abgeplatteten Bogen an den Unterkörper dicht unterhalb des Kranzes concentrischer Kreise an.

Dieses Gefäss scheint also tiefer gefunden worden zu sein, als die anderen Schädel und die anderen beiden Gefässe. Von diesen darf ich wohl annehmen, dass sie mit 2 anderen Schädeln zusammen gehören, welche mit ihnen gleich numerirt sind. Auch diese 2 Gefässe, von denen leider eines ganz zerbrochen ist, stellen sehr sonderbare Apparate dar. Wahrscheinlich waren sie ganz gleich. Das erhaltene ist ein sehr weitbauchiges, fast kesselartig ausgebrauchtes Gefäss von feinem graugelblichen Thon, mit braunrothen und schwarzbraunen Streifen verziert. Der weit ausgelegte Bauch ist 120 Millimeter hoch und 105 Millimeter in seinem grössten Durchmesser weit. Unter demselben sitzt ein niedriger, platter Fuss, durch einen kurzen Absatz mit dem Bauche verbunden, übrigens 45 Millimeter im Horizontaldurchmesser, von unten ausgehöhlt und recht künstlich. Oben auf dem Bauche sitzt in der Mitte ein dünner walzenförmiger Körper von 12 Millimeter Dicke, einem gewöhnlichen Halse vergleichbar, aber undurchbohrt, also eine feine Säule. Diese Säule endigt nach oben in einem platten scheibenförmigen Knopfe von 35 Millimeter Durchmesser und versehen mit einer niedrigen centralen Erhöhung. Von diesem Stützpunkte aus geht jederseits ein Henkel mit weiter Oeffnung und etwas eckigem Bogen ab, der sich am Bauche inserirt. Gerade vor der mittleren Säule erhebt sich senkrecht aus dem Bauche der Urne ein wirklicher durchbohrter Hals, ebenso hoch wie die Säule, ganz parallel mit ihr und kaum dicker; er endigt nach oben in eine etwas weitere trichterförmige Mündung. Endlich liegt hinter der Säule, ziemlich nahe an ihrer Basis, ein Loch von der Weite einer grossen Stricknadel, welches in das Innere des Gefässes führt. Ausser dem Bauche ist hauptsächlich der Knopf in der Mitte des Doppelhenkels verziert: eine braunrothe Schneckenlinie zieht sich über ihn fort. Die Verzierungen des Bauches bestehen bis zur Mitte des Bauches aus parallelen Kreislinien von verschiedener Dicke; unterhalb der Mitte ist die ganze Oberfläche braun angestrichen und zwar mit groben, schräg durcheinander gelegten Pinselstrichen. So alt das Gefäss auch sein mag, so handelt es sich doch um eine sehr feine und geschickte Ausführung, welche lange Cultur voraussetzt. Denn offenbar war das kleine Loch dazu bestimmt, Luft eintreten zu lassen, wenn Flüssigkeit aus dem Gefässe ausgegossen werden sollte, und es war so die Möglichkeit gegeben, eine Entleerung der Flüssigkeit vorzunehmen, sei es beim Trinken, sei es beim Ausgiessen, aber nur langsam und ohne Gefahr des Verschüttens. Auch konnte wohl das Gefäss fast ohne Verschluss dastehen, ohne dass man durch Verdunsten zu viel verlor. Es gleicht in hohem Grade gewissen peruanischen Gefässen, nur das diese das Ausgiessen noch etwas mehr erschweren.

Diese Sachen stammen aus einer alten Gräberstrasse zwischen Athen und dem Piraeus, wo über einander mehrere Reihen von Gräbern liegen: ältere un djüngere. Da nach früheren Mittheilungen (Sitzung vom 13. April 1872) ein an dieser Stelle gefundener Schädel nach der Inschrift an einer Stele aus der macedonischen Zeit stammt und jetzt auch noch römische Glassachen zu Tage gekommen sind, so bestätigt sich die schon ältere Angabe von Stackelberg[1]), dass dort dreierlei über einander liegende Gräberschichten existiren, welche in immer höhere Altersperioden hineinreichen. Von diesen wäre vielleicht schon die zweite nach den vorliegenden Fundstücken einer „vorkadmeischen" oder pelasgischen Bevölkerung zuzuschreiben.

---

[1]) Conze in den Sitzungsberichten der philos. histor. Klasse der k. k. Akademie der Wissensch. in Wien. 1870. Bd. 64. Heft 1–3. S. 515.

Ich bin heute nicht in der Lage, die sämmtlichen Schädel vorführen zu können. Es ist leider einer davon total, mehrere wieder zum grössten Theil zertrümmert; fast alle sind äusserst gebrechlich. Einer von den Schädeln wird relativ bestimmt durch einige, mit ihm gefundene schwarzfigurige Lekythen, von denen einer beiliegt. Das ist ganz besonders interessant, weil dieses Gefäss bis ins Detail mit gewissen archaischen etrurischen Gefässen unseres Museums übereinstimmt. Ich war ganz überrascht, als ich bei einer Vergleichung die Einzelheiten des Musters auf das Genaueste wiederholt sah. Mit drei ferneren Schädeln sind ausser archaischen Vasen eiserne Sachen gefunden worden, namentlich ein grosses Schwerdt, eine Lanzenspitze, zwei grosse Haken, ein zerbrochenes Messer mit Handgriff, ein Dutzend durch Rost zusammengesinterte Pfeile, und einige Fragmente mit Resten von Vergoldung. Alles ist jedoch so gebrechlich, dass besondere Verdichtungsmethoden angewendet werden müssen, ehe ich wage, es vorzulegen.

Aus dem Bericht des Herrn Hirschfeld erwähne ich noch in Beziehung auf die Bezeichnung „pelasgisch", die er nach Herrn Conze's Vorgang gewählt hat, Folgendes:

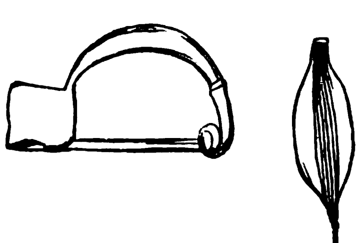
„Es scheint mir nach den Vasen hier eine der griechischen nahe verwandte Bildung vorzuliegen, die aber erst durch Berührung und Verschmelzung mit neuen Elementen zur eigentlich griechischen ward (Annali p. 176); dies habe ich in dem erwähnten Aufsatz durch fortwährende Vergleichung mit der ältesten uns bekannten griechischen Culturstufe, der homerischen, zu erweisen gesucht. Wenn Sie nun fragen, ob ich den zweiten Schädel Ihrer Beschreibung einer prähistorischen Periode zuweise, so muss ich dies also verneinen, da doch schon die pelasgische Zeit in Griechenland im engeren Sinne nicht so bezeichnet werden kann, noch ganz abgesehen davon, dass der Stil jener Vasen, welchen ich nach Vergleichung der anderen griechischen Thongefässe ganz allgemein dem zweiten Jahrtausend zuweisen zu müssen glaubte, sicherlich lange und wohl auch später noch der herrschende war.

„Die prähistorische Periode fällt doch wohl für Griechenland von allen europäischen Ländern am Weitesten zurück. Steingeräth ist in der Nähe der betreffenden Gräber nicht gefunden worden, ebensowenig Gefässe oder Scherben gleich denen von Marino (im Museum Gregorianum), wie überhaupt Gefässe dieser Art meines Wissens in Griechenland bisher niemals zu Tage gekommen sind".

Herr Hirschfeld drückt bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, dass die Scherben einmal genau analysirt werden möchten, um dadurch vielleicht geschichtliche Anhaltspunkte zu gewinnen.

„Ausser Eisen, dessen Verwendung in Homer ja bekannt ist, und das bei ihm als sehr geschätzt erscheint, kommen in den betreffenden Gräbern von Metallen vor:

Bronze (Fibulae), Silber (Fibulae), Gold (Streifen mit eingepressten Darstellungen).



Die Fibeln sind zum Theil sehr gross — solche jetzt, wie ich höre, im Museum zu Kopenhagen — und haben alle das gleiche Muster, nämlich eine Gruppe fadenartiger Erhöhungen, welche sich über den Körper der Fibula hinziehen.

Von den Goldstreifen sind besonders interessante in das Berliner Museum gelangt, von welchen der mit den Thieren einen fremden, ich meine orientalischen Einfluss zeigt (Annali p. 172), während derjenige mit der Menschengestalt in der Mitte in ganz handgreiflicher Weise — besonders in den Ornamenten — zeigt,

wie überwältigend und verwirrend der fremde Einfluss sich auf die einheimische Gestaltungsart geltend machte (während hieraus wieder der Rückschluss zulässig erscheint, dass jener andere Stil eben ein einheimischer war)." Soweit Hr. Hirchfeld.

Obgleich ich noch nicht in der Lage bin, eine eingehende Darstellung der ganzen Schädelreihe liefern zu können, so schien es mir doch von Interesse zu sein, schon heute eine vorläufige Mittheilung zu machen und den besterhaltenen Schädel aus der Gruppe der vorläufig als vorhomerisch zu bezeichnenden vorzulegen. Sicherlich hat es viel Anziehendes, zu sehen, wie sich damals der menschliche Typus dargestellt hat. Ich habe nun die drei besterhaltenen Schädel (Nr, 1, 2, 3) gemessen. Sie ergaben durchweg höhere Maasse, als der ältere Schädel der früheren Sendung, denn ihre Capacität beträgt 1475, 1260 und 1340, im Mittel 1355. Sie sind entweder orthocephal mit Neigung zur Dolichocephalie oder geradezu dolichocephal, so das jetzt Niemand mehr im Zweifel darüber sein kann, dass hier eine indogermanische oder arische Rasse vorliegt, verwandt den alten Germanen und den blauäugigen Celten. Der Breiten-Index dieser 3 Schädel beträgt 76,7, 76,0 und 74,3; im Mittel 75,6. Es sind also Formen, die auf der Grenze der eigentlichen Dolichocephalie und der Meso- oder Orthocephalie stehen. Damit stimmt auch die Entwickelung des Schädeldaches überein. Der männliche Schädel der ersten Sendung stand der Brachycephalie viel näher, denn er hatte einen Breitenindex von 79,5. Bei den neueren Schädeln entsprechen auch die Höhenindices mehr der dolichocephalen Form. Während der Höhenindex des früheren Schädels 78,4 betrug, so berechnet er sich hier auf 72,8, 74,0 und 78,4, im Mittel auf 75. Die schöne Form dieser Schädel entspricht einer so wohl gebildeten Gesalt, wie man sie nur erwarten kann. Es tritt dabei zu Ehren der griechischen Plastik ein Umstand hervor, nämlich die schwache Entwickelung des Alveolarfortsatzes vom Oberkiefer, welche wir bei den meisten altgriechischen Statuen antreffen. Ein heutiger mitteleuropäischer Kopf unterscheidet sich von dem altgriechischen sehr auffallend dadurch, dass die Oberlippe, welche dem Zahntheil des Oberkiefers am nackten Schädel entspricht, eine verhältnissmässig geringe Ausbildung hat. Bei einzelnen unserer altgriechischen Schädel ist der Zahntheil so niedrig, dass es für uns beinahe an das Unmögliche streift. Im Uebrigen ist die Stirn schön gewölbt, regelmässig ausgebildet und nichts von ungewöhnlichen Höckern, wie bei wilden Rassen, daran zu sehen. Die schön gebildete Nase macht den Eindruck einer adlerartigen Ich würde daher keinen Grund sehen, diese Schädel nicht für griechische zu halten und wenn sie der pelasgischen Periode angehören, so würde ich daraus schliessen dass die Pelasger Arier waren.

Ich behalte mir vor, wenn die ganze Reihe erst zusammengesetzt sein wird und sich das Gesammt-Resultat übersehen lässt, noch einmal und zwar genauer darüber zu berichten. Indess schon heute kann ich constatiren, dass in dieser Gruppe sich uns eine gewisse Zahl gleichartiger und offenbar zusammengehöriger, schöner, im Ganzen orthognather Köpfe von verhältnissmässiger Länge und mässiger Höhe darstellt. Ich will jedoch schon jetzt erwähnen, dass die drei von mir gemessenen Schädel nicht unbeträchtliche individuelle Verschiedenheiten zeigen: No. 1 ist ein jugendlicher, No. 2 ein weiblicher, No. 3 ein älterer männlicher Schädel. Letzterer ist ausgesprochen dolichocephal. Da er jedoch eine ausgedehnte Synostose der Pfeil- und Kranznaht hat, so ist es nicht ganz sicher, ob seine Schmalheit und Länge nicht etwas durch pathologische Verhältnisse beeinflusst ist. Die beiden anderen Schädel (No. 1 und 2) haben ein viel frischeres Aussehen, als ob sie einer ganz anderen Zeit angehörten. Sie zeigen zugleich beide einen gewissen Grad von alveolarem Prognathismus und eine mehr mesocephale Form.

Es war mir höchst überraschend, bei dieser Gelegenheit noch ein Paar andere

Schädel zu vergleichen, die Herr von Heldreich uns ebenfalls zum Geschenk gemacht hat. Dieselben stammen aus den in der letzten Zeit so viel genannten Bergwerken von Laurion. Herr v. Heldreich schreibt darüber:

„Ich habe zwei Schädel von Laurion dieser Sendung beigefügt, die, obgleich sie sehr beschädigt und mangelhaft sind, Sie dennoch interessiren dürften, da sie jedenfalls aus sehr alter Zeit stammen. Ueber den Fund kann ich nach Angabe des sehr glaubwürdigen Finders, Herrn T. Borghini, Arbeiterinspectors der Bleihütten der Gesellschaft Roux und Serpieri zu Ergastiria, berichten, dass die Schädel bei Abräumung des alten Schlackenlagers von Kyprianos mitten im Schlackenhaufen und nahezu 3 Meter hoch mit Schlacken bedeckt, ohne jede Spur irgend eines Grabes, zusammen gefunden wurden. Es bedeckte dieses Schlackenlager einen grossen Theil (circa 50,000 □Meter) der gleichnamigen Landzunge von Kyprianos, welche den Hafen von Thorikos von dem südlicher gelegenen Hafen von Ergastiria trennt (2 Stunden nördlich von Cap Sunium). Möglicherweise sind es Schädel von Sklaven, die in den alten Silberbergwerken arbeiteten und somit vielleicht barbarischer und nicht hellenischer Abstammung. —“

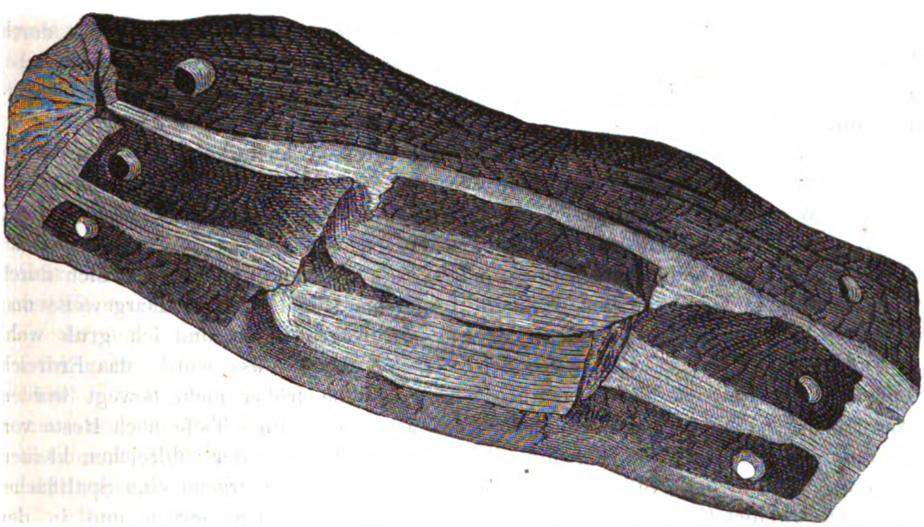
Der Fundort liegt südöstlich von Athen nahe der östlichen Küste von Attika, welche im Süden mit dem Cap Sunium endigt. Von diesen Schädeln ist es mir gelungen, den einen so ziemlich wieder zusammen zu bringen; der andere ist freilich sehr defekt. Trotzdem kann man sich leicht überzeugen, das zwischen diesen Schädeln und den vorhin beschriebenen nicht die leiseste Aehnlichkeit besteht. Beide Schädel sind exquisit brachycephal und da der eine sich genau so verhält, wie der andere, so darf man darin wohl ein genügendes Zeichen sehen, dass diese Form keine zufällige ist. Während die pelasgischen Schädel zwischen 74 und 76 im Breitenindex hatten, haben diese 86,7 und 89,6, d. h. sie stehen in der Brachycephalie noch etwas über den heutigen Lappen. Es ist mir nicht bekannt, dass in dem heutigen Europa ausser in gewissen slavischen und finnischen Stämmen eine Analogie vorhanden ist, und es kann daher vorläufig nicht daran gedacht werden, die Schädel von Laurion in Beziehung zu einer bestimmten Rasse zu bringen. Das alte Bergwerk von Laurion ist bekanntlich betrieben worden um die Zeit der Perserkriege, und man könnte daher fragen, aus welchen barbarischen Völkern dort etwa Kriegsgefangene als Sklaven benutzt worden sind. Am leichtesten könnte man freilich auf irgend einen der dem Könige der Perser dienstbaren Stämme aus dem nördlichen Asien zurückgehen oder auf Skythen vom schwarzen Meere. Sonst ist mir nicht bekannt, dass etwa in Klein-Asien oder Afrika oder sonst in der Nähe damals ein brachycephaler Stamm gelebt hat. Auf alle Fälle sind die Schädel höchst bemerkenswerth. Freilich wird man die Frage nicht umgehen können, ob sie nicht vielleicht einer späteren Zeit angehören. Da slavische Schaaren in späterer Zeit bis tief nach Griechenland hineingedrungen sind, so würde sich hier allerdings eine andere Möglichkeit der Interpretation darbieten. Allein, wenn ein glaubwürdiger Mann die Erklärung abgiebt, dass diese Schädel in einer Tiefe von nahezu 3 Meter gefunden worden sind, hoch mit Schlacken bedeckt, in einem ganzen alten Schlackenhaufen, von dem man nicht recht absieht, weshalb er später umgerührt sein sollte, so liegt es doch nahe, an eine Verschüttung zu denken, welche zur Zeit des noch bestehenden Bergbaues stattgefunden hat. Erst in neuester Zeit haben diese Schlackenhaufen wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil noch viel Blei darin vorhanden ist. Die eben jetzt schwebenden Verwickelungen zwischen der griechischen Regierung und den Regierungen von Italien und Frankreich sind entstanden, weil sich herausstellte, dass die Erträge der Gesellschaft, welche sich zur Ausbeutung der Werke gebildet hat, ungleich höhere waren, als man vorausgesetzt hatte. Gewiss macht der Bericht des

Herrn v. Heldreich den Eindruck, dass es sich hier um sehr alte Schädel handelt. Ist das der Fall, so bleibt in der That nur die Möglichkeit, sehr weit nördlich wohnende Bevölkerungen des Alterthums heranzuziehen. Ueberdies, wenn man diese Schädel als solche ansehen wollte, welche etwa einer ansässigen Bevölkerung späterer Zeit gehört hätten, so würde man sich ausserhalb aller uns erhaltenen Erfahrungen befinden. Weder die antiken Statuen, noch sonstige Ueberlieferungen sind geeignet, einen Anhalt dafür abzugeben. —

(8) Herr Dr. G. Hildebrandt zu Tribsees in Neu-Vorpommern übersendet die Beschreibung eines

im Torf gefundenen, hölzernen Fischkastens.

Das Geräth besteht aus einem aus Eichenholz gearbeiteten Instrument, welches durch den Zustand der Vertorfung schwarz und verwittert aussieht. Es ist 75 cm. lang, 15 cm. breit an den Enden, und dem Aussehen nach ein Schiffsmodell oder Imitation eines Fischerkahns. Es hat in der Mitte eine viereckige, im Boden ausgestemmte Oeffnung, wie heutzutage noch unsere Fischerkähne; bei letzteren wird ja an der Stelle ein Fischkasten eingefügt. Diese Oeffnung ist mit zwei hölzernen Klappen verschlossen, die in hölzernen Angeln drehbar sind.



Der Fund wurde, wie mir die Arbeiter sagen, unter dem vierten Stich gemacht, d. h. inclusive der Grasnarbe etwa in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuss. Wie tief der Torf an jener Stelle überhaupt steht, weiss ich nicht. [1])

(9) Herr Cantor Thärmann aus Hohenkirchen im Altenburgischen, der das Gräberfeld in Heukewalde aufgefunden hat, zeigt an, dass er ein Götzenbild aus Sandstein, 1 Fuss hoch und 6 Zoll breit, an derselben Stelle gefunden habe. Dasselbe soll den Mond vorstellen.

---

[1]) Nach einer neueren Mittheilung ist das Stück durch Hrn. Dr. Hausmann für die Greifswalder archäologische Sammlung erworben. Letzterer hat die Meinung ausgesprochen, dass es ein Fischbehältniss sei, in dessen Oeffnung ein Fischnetz hineingehängt wurde.

(10) Der hiesige Lehrer Herr **Franz Schulz** schickt einen durch Karten erläuterten Bericht über

alte Ansiedelungen und Gräber in der Nähe von Schivelbein (Prov. Pommern).

Das Territorium Balsdrey, Vorwerk Niederhof liegt an dem Beustriner See und gehört dem Bauern Dallmann, dessen Aeltern vor mehreren Jahren bei dem Umwerfen von Waldland mehrere kuglige, eiförmige, trogförmige und mühlensteinförmige Steine auffanden. Die Gefässe müssen dem Pfluge erreichbar gewesen sein, da man auf der ganzen Oberfläche des Ackerstückes Scherben auflesen kann. Auf einigen Punkten habe ich nachgegraben und fand eine 4 und 5 Fuss tiefe Krume des vorzüglichsten Gartenbodens, dessen Humusgehalt kaum übertroffen werden kann, nebst vielen Steinsplittern und einigen Urnenscherben und Wirteln.

Von da gegen Abend gelegen, findet sich umgeworfener Waldboden mit Sandunterlage. Die zahlreichen Feldsteine sind meist gespalten, mit wenig verwitterten Spaltflächen. Auf einem Punkte ist eine kleine Urne gefunden. Die Gräbstätte ist mit 1 Boden-, 4 Seiten- und 1 Decksteine hergestellt, c. 1 Fuss tief. Die anfänglich erwähnten Steine haben wenigstens ein Gewicht von 8 Ctr.; 2 trogförmige Steine sind zerschlagen, ebenso einer der mühlensteinförmigen.

Das zuerst erwähnte Ackerland, ca. 20 Morgen gross, scheint früher Wohnplatz und von Wasser umgeben gewesen zu sein; es bietet eine schöne Aussicht auf den See und die schwarzen Berge nach Belgard zu. Der nach Abend anliegende Hügel dagegen diente wohl als Begräbnissplatz. Vermuthlich ist der Wiesenkranz durch Torfbildung entstanden, in welcher Holzreste, welche ich als Rotheibe bezeichnet habe, gefunden wurden. Bei starkem Frühjahrswasser werden die Wiese und der Hügelfuss unter Wasser gesetzt.

Das Unterholz Rützenhagen, jetzt zum grossen Theile abgeholzt, zwischen Schivelbein und Regenwalde, hat eine durchaus hügelige Entwickelung, mit eingestreuten Wiesen und fliessendem Wasser. Der an der Abendseite belegene Hügel zeigt künstliche, mit Feldsteinen umkränzte Hügelchen. Die beiden grösseren, am Fusse belegen, sind wohl 12 Fuss breit und 24 Fuss lang, und unterscheiden sich durch ihre rechteckige Form von den übrigen. Im ersten Hügel wurden Haargewebe und Broncereste bei einander gefunden. Es war der Angriffspunkt und ich grub wohl 6 Fuss tief und demnächst von den Seiten ab. Ueber 6 Fuss wurde das Erdreich plötzlich sehr fest und liess vermuthen, dass dasselbe früher nicht bewegt worden war. Gefässe wurden nicht gefunden, wohl aber bei 5 Fuss Tiefe noch Reste von gebranntem Thon. Höchst eigenthümlich war das Ansehen der zahlreichen kleinen Granite etc. Fast alle Stücke, die gefunden wurden, hatten irgend eine Spaltfläche. In einem zweiten Grabhügel wurden an der Oberfläche Urnenscherben und in der Tiefe von 4 Fuss ein Schädelrudiment gefunden. Ein dritter lieferte grössere Mengen von Urnenscherben, während der vierte nur Knochenasche enthielt.

Eine weiter von mir untersuchte Stelle ist bei Pribslaf, in dessen Nähe ein altes Steingrab sein sollte.

Die Notizen, welche ich bei alten Einwohnern des Dorfes sammeln konnte, sind zu geringe ausgefallen. Eine ganze Hügelkette nennt man Hünenberge und das war Alles. Ueber die Lage des Steingrabes selbst war man sehr im Unklaren. Ich fand es auf. Es ist ein Rechteck. Die Steine der Oberfläche sind gesprengt und abgefahren, tiefer gelegene sind erhalten. Ein in jener Gegend gefundener Mühlstein liegt auf dem Prey'schen Hofe. In der Mitte des Steingrabes, der ganzen Länge nach, sind keine Steine gefunden worden. Einige Urnenscherben habe ich gefunden. Es befindet sich ein schönes Randstück darunter. Die Masse ist sehr roh, der Beustriner kleinen Urne gleich, ganz ohne Verzierung.

An einer anderen Stelle findet sich ein Wall, der vermuthlich zur Aufstauung des Wassers in dem westlichen Seebecken gedient haben muss; zur Zeit ist er durchstochen. Die Abdachung der Wiesen geht zur Rega-Niederung. Es lässt sich wohl vermuthen, dass auch eine Wohnstätte vorhanden war. Die Beackerung erschwert die Untersuchung.

Ob ein an dem Grabe gefundener Steinkeil Bedeutung hat, wage nicht zu entscheiden. —

Herr **Virchow** fügt hinzu, dass Herr Schulz ihm eine Reihe von Proben aus den bei Balsdrey gefundenen Thongeräthen überbracht hat; dieselben gehören genau in den von ihm bezeichneten Burgwalltypus hinein. Auch ist sehr wahrscheinlich die ganze, als Ackerland bezeichnete Fläche als ein alter Burgwall aufzufassen. —

(11) Herr **Virchow** spricht, unter Vorlegung desselben, über

einen Aino-Schädel.

Sie erinnern sich, dass wir durch Herrn Minister-Residenten von Brandt nicht nur einen ausführlichen Bericht über das merkwürdige Volk des Ainos, welches das nördliche Japan, namentlich die Insel Yesso bewohnt und wahrscheinlich vor den Japanesen das ganze Land einnahm, erhalten haben (Sitzung vom 16. December 1871), sondern auch später vortreffliche japanesische Bilder, welche die Ainos in ihrer gewerblichen und geschäftlichen Weise darstellen, sowie recht schöne Photographien (Sitzung vom 12. October 1872). Genauere Nachrichten über dieses Volk, welches der dunklen Rasse angehört, waren bisher fast gar nicht bekannt; die Aufmerksamkeit auf dasselbe war hauptsächlich erregt durch die starke Behaarung ihres Körpers woher auch der Name „behaarte Kurilen“ stammte. Nun waren vor einiger Zeit in England mehrere Schädel und ein ganzes (weibliches) Skelet erworben worden, worüber Herr Barnard Davis berichtet hat.[1]) Indess, der ganze Bestand an Ainoschädeln beschränkte sich doch nur auf 4 oder 5 Exemplare, von denen das eine von Herrn Busk beschrieben war und die 3 anderen von Herrn Davis genauer dargestellt worden sind.

Ich bin nun in der ungewöhnlichen Lage, einen Schädel vorzulegen, der nach einem glaubwürdigen Bericht als ein Ainoschädel bezeichnet wird, der jedoch von der nördlich von Yesso gelegenen Insel Sachalin kommt. Derselbe ist mir durch den russischen Staatsrath Herrn E. v. Pelikan zugeschickt worden. Ein russischer Marinearzt, Herr M. v. Mitzull hat ihn bei der letzten Expedition von der Insel Sachalin mitgebracht. Er schreibt darüber Folgendes:

„Der Schädel des Aino stammt von dem südlichen Theil der Insel Sachalin. Süd-Sachalin erstreckt sich von 45° 54′ bis zur Bucht Taraika in 49° 20′ nördl. Br. Die Aino-Rasse gehört zum mongolischen Typus.

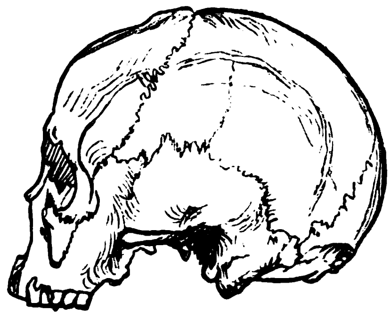
„Der Fundort dieses Schädels ist ein Aino-Friedhof nahe bei dem Aino-Dorfe Inoskit-an-nai-kotan (an heisst ist, nai heisst Fluss, kotan Dorf) an der Küste (des östlichen Ufers) der Bai Aniva. Diese Küsten sind mit Nadelwald bedeckt.

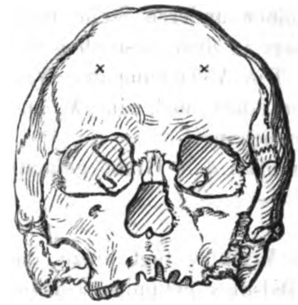
„In der Regel vergraben die Ainos nach dem Gebrauch ihres Landes ihre Leichen nicht so tief, wie es bei uns geschieht, aber sie bedecken sie etwas mit Erde und Rasen. Am 22. September 1871 hatte ich Gelegenheit, die Schädel mit den ganzen Skeleten an einer Brandstelle (nach einem Waldfeuer) zu beobachten. Man sagte mir, dass dieser Schädel einem Aino gehörte, welcher erst seit zwei Jahren todt sei.“

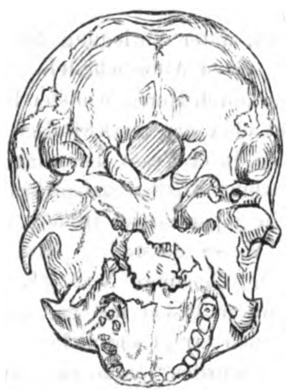
Dieser Schädel ist nur unglücklicherweise wenig geeignet, in Harmonie mit den

---

[1]) Memoirs of the London Anthrop. Soc. Vol. III. p. 21.







englischen Beschreibungen gebracht zu werden, obwohl die allgemeinen Verhältnisse sich einigermassen parallel stellen. Er hat einen Breitenindex von 79, einen Höhenindex von 76,6 und das Verhältniss von Höhe zur Breite beträgt 96,7 : 100. Seine Capacität ist 1350 Cub.-Centim. Soweit stimmen die Zahlen ganz erträglich mit den englischen. Dagegen bietet dieser Schädel wenig von der physiognomischen Eigenthümlichkeit dar, auf welche Herr Davis ein so grosses Gewicht legt, und welche auch in unseren Photographien hervortritt. Nach diesen ist die Nase der Ainos zum Theil eine sehr lange und schmale, zum Theil eine fast semitische Adlernase. Während Herr Davis betont, dass der Typus dieser Schädel ein geradezu Europäischer sei, ganz verschieden von den japanischen und mongolischen Typen der Nachbarschaft, so muss ich sagen, dass ich an meinem Aino-Schädel wenig Europäisches, jedenfalls wenig Indogermanisches finde; im Gegentheil: die Schwere und Breite des Schädels, die niedrige und etwas eingebogene Nase, die gleichfalls niedrigen und etwas schiefen Augenhöhlen, das verhältnissmässig stark hervortretende Jochbein, das nicht einmal so stark hervortritt, wie es müsste, denn die Jochbeine sind offenbar auf beiden Seiten frisch durchschlagen worden, die Breite und Prominenz des Oberkiefers — geben ihm eine entschieden asiatische, um nicht zu sagen, mongolische Physiognomie. Es kommen dazu noch ein Paar Eigenschaften, die mich in Erstaunen setzten. Die erste ist die colossale Ausbildung der Muskelinsertionen, besonders der Ansatzfläche des Kaumuskels, der weit über die Höcker des Scheitelbeins hinaufreicht und nur eine kleine Knochenfläche auf der Höhe des Schädeldaches freilässt. Die beiden Lineae semicirculares sind an der Kranznaht nur 105, in der Gegend der Scheitelhöcker nur 115 Mill. von einander entfernt (Flächenmass). Es findet sich so-

dann in der Vorder- und Seitenansicht auf der Höhe der Schädelwölbung, welche ungewöhnlich weit nach vorn liegt, ein ganz auffälliger Vorsprung, welcher durch eine mächtige Verdickung der Knochen in der Gegend der alten vorderen Fontanelle bedingt ist. Was aber ganz besonders bemerkenswerth ist, das ist die Bildung der Oberkiefer. (Der Unterkiefer fehlt leider). Diese sind erheblich prognath, wozu sowohl die Stärke der ganzen Knochen, als namentlich die Grösse der Alveolen der Schneide- und Eckzähne beiträgt. Wenn man die Gaumenfläche betrachtet, so sieht man einen grossen, weiten, im vorderen Abschnitte fast kreisförmigen Bogen des Zahnrandes, wie man ihn bei Südseewilden antrifft.

Ich muss es dahingestellt sein lassen, wie weit diese Verhältnisse typisch oder individuell sind. Jedenfalls ist der Schädel an einem Ort aufgefunden, wo Ainos erwartet werden mussten. Aber es ist recht wohl möglich, dass Manches an ihm mehr individuell ist. Dahin bin ich geneigt namentlich die auffälligen Hyperöstosen zu rechnen. Zu den schon erwähnten kommt noch ein starker Knochenwulst längs der Mittellinie des harten Gaumens. Ich bin jedoch ausser Stande, eine Grenze zwischen den typischen und den individuellen Eigenschaften dieses Schädels zu ziehen. Indess kann ich nicht umhin zu bemerken, dass die von Herrn Davis gelieferten Abbildungen mehr Aehnlichkeit mit dem von mir gezeigten Schädel darbieten, als seine Beschreibungen, namentlich in Bezug auf Kieferbildung und Schädelwölbung, und es muss daher vorbehalten bleiben zu ermitteln, wo die massgebenden Merkmale zu suchen sind. —

(12) Es werden als neu angenommene Mitglieder proclamirt die Herren:

Dr. Oskar Schultze.
Dr. P. Güterbock, Privatdocent.
Dr. E. Kaiser.
Fabrikant Degner.
Sanitätsrath Dr. Grempler.
Oberstabsarzt Dr. Biefel zu Breslau.

Sitzung vom 12. Juli 1873.

Vorsitzender Herr **Virchow**: Ich bin wiederum in der Lage, an Stelle unseres Vorsitzenden die Sitzung zu eröffnen. Der letzte Brief von Herrn Bastian ist von Lissabon datirt, kurz vor seiner Einschiffung nach Afrika. Er hat sich noch in Portugal für unsere Zwecke interessirt und namentlich Anstalten getroffen, dass galicische Tumuli ausgegraben werden. Inzwischen ist die bedauerliche Nachricht eingegangen, dass das Schiff, auf dem sich die übrigen Mitglieder der Expedition befanden, an der afrikanischen Küste gescheitert ist. Glücklicherweise sind wenigstens die Personen wohlbehalten.

Wir haben als neue Mitglieder anzumelden

Herrn Kreisgerichtsrath Rosenberg und
Herrn Rittergutsbesitzer von Below.

Sodann haben Vorstand und Ausschuss sich dahin geeinigt, zu correspondirenden Mitgliedern zu ernennen den Sieger von Khiwa

Herrn General Kaufmann I.,
Herrn Dr. v. Heldreich in Athen,
Herrn Professor Engelhardt zu Kopenhagen und
Herrn Dr. Zwingmann in Nikolajewsk, Medicinal-Inspector des Küstengebiets von Ost-Sibirien.

Ferner habe ich als Geschenk vorzulegen zwei Aufnahmen des Ihnen neulich vorgestellten Basuto-Knaben, den die Herren Dr. Fritsch und Stolze photographirt haben, mit Beifügung eines Massstabes in der Form, wie wir wünschen, dass derartige ethnologische Photographien aufgenommen werden. Die Bilder können zugleich als Muster dafür dienen.

Sodann ist wieder eine sehr interessante Sammlung ägyptischer Photographien eingegangen durch Dr. Sachs zu Kairo — Photographien, die allerdings die Requisite nicht erfüllen, die wir stellen, die indessen durch die schöne plastische Darstellung ebenfalls ein hohes Interesse in Anspruch nehmen und uns zu hohem Danke verpflichten.

Weiter hat unser auf Reisen befindliches Mitglied Herr Jagor, der lange Zeit fast verschollen war, veranlasst, dass uns eine Reihe von Photographien zugegangen sind. Er war zuerst in Dalmatien und Albanien, ist dann nach Klein-Asien gegangen, und hat an all diesen Orten eine Reihe von Personen für unsere Zwecke interessirt, worüber er einen speciellen Bericht eingesandt hat. Darunter befindet sich namentlich der deutsche Consul zu Ragusa, Baron Lichtenberg, von dem er auch noch ein directes Schreiben eingesandt hat. Dieser überschickt uns eine Reihe von

Photographien, welche zum Theil Montenegriner, zum Theil andere Rassentypen von der dalmatischen Küste darstellen. — Inzwischen ist Herr Jagor nach Wien zurückgekommen, wo er nach einem neuen Briefe eine Reihe sehr werthvoller Erwerbungen für unser Museum gemacht hat und hofft, sie noch in grösserer Ausdehnung fortsetzen zu können. Er beabsichtigt dann, seine Reise über Berlin nach dem Osten anzutreten.

Sodann liegt eine neue Nummer von dem Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland vor, wobei ich bemerke, dass nach einem Briefe des Directors eine neue Secession in London stattgefunden hat. Bekanntlich bestanden lange Zeit eine anthropologische und eine ethnologische Gesellschaft nebeneinander, die sich schliesslich nach vielen Mühen vereinigt hatten. Nachdem daraus das anthropologische Institut hervorgegangen war, ist jetzt wieder eine Theilung eingetreten, weil einer der Herren nicht zum Präsidenten erwählt worden ist und nun eine besondere anthropologische Gesellschaft begründet hat.

Weiterhin habe ich ein vortreffliches Buch vorzulegen, welches unser auswärtiges Mitglied, Professor von Düben in Stockholm uns übersandt hat. Es ist ein grosses Werk über die schwedische Branche der Lappen. Herr Düben hat mehrere Sommer hindurch seine Ferien in Lappland zugebracht, und dort sehr eingehende Studien gemacht. Sein Werk ist daher als ein ausserordentlich werthvolles und authentisches für die schwedischen Lappen anzusehen, nachdem wir über die norwegischen Lappen durch Herrn Friis in neuerer Zeit Kenntniss erhalten haben.

Herr Lisch hat einige Bogen der mecklenburgischen Verhandlungen übersandt, welche namentlich neuere Mittheilungen über die jetzt beendeten Untersuchungen der Pfahlbauten zu Wismar enthalten.

Sodann ist mir durch die Güte des Herrn Jonas ein Exemplar der Publication des Herrn Emil Rivière zu Mentone zugegangen, welches die Beschreibung der berühmten Knochen-Höhle von Mentone enthält, über welche ich schon nach dem Brüsseler Congress berichtete.

Herr Dr. Weber-Liel übersendet aus dem Nachlasse seines Vaters ein seltenes und kurioses Werk, eigentlich nicht ein Werk, sondern eine Sammlung zum Theil identischer, aber vielleicht unvollständiger Abschnitte eines alten Reisewerkes. Der Titel des an die Bibliothek der anthropologischen Gesellschaft gelangten Werkes lautet: Indorum Floridam provinciam inhabitantium eicones, primum ibidem ad vivum expressae a Jacobo le Moyne, cui cognomen de Morgnes. Nunc vero recensa Theodoro de Bergen in aes incisae et exculpatae. Francofurti ad M. 1591 fol.

Endlich ist zu erinnern an die am 15.—17. September in Aussicht stehende Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die zu Wiesbaden stattfinden soll.

(1) Herr **Koner** legte eine von Hrn. Doell in der St. Petersburger Akademie der Wiss. (7. Ser. Bd. XIX. 1873) veröffentlichte Abhandlung über die Sammlung cyprischer Alterthümer des italienischen Consul Cesnola vor und knüpfte daran einige Bemerkungen über die historischen Verhältnisse Cyperns in vorchristlicher Zeit, sowie über die in neuerer Zeit daselbst gemachten antiquarischen Funde. Durch die Franzosen Voguier und Malatrie und seit 1866 durch Cesnola sind auf der Stelle des alten Golgos oder Golgoi, dem heutigen Gorgos, Ausgrabungen veranstaltet worden. Während aber bei den französischen Ausgrabungen nur Bruchstücke von Mauern gefunden wurden, gelang es dem Consul Cesnola, die Fundamente eines rechtwinkligen Gebäudes von 60′ Länge und 30′ Breite aufzudecken, in dessen Innern eine überaus grosse Anzahl von Figuren, aus dem in jener Gegend gebrochenen

Kalktuff hergestellt und bemalt, sich vorfand. Diese Figuren, sowie eine grosse Menge von Broncegeräthen und Gegenständen aus Gold, welche letztere jedoch aus anderen Theilen der Insel stammen, bilden gegenwärtig die aus mehr als 7000 Nummern bestehende Sammlung Cesnola's. Der Vortragende besprach hierauf die auffallende Verschiedenheit im Styl jener Figuren, von denen eine grosse Anzahl unstreitig einer sehr alten, historisch jedoch nicht zu fixirenden Culturepoche angehört, während bei vielen sich deutlich der Einfluss griechischer Knnstübung sowohl in Bezug auf Gesichtsbildung als auf Gewand constatiren lässt. Wohl anzunehmen ist es, dass zu einer Zeit, in der bereits griechische Einwanderungen die Küstenplätze der Insel besetzt hatten, neben der griechischen Kunst sich auch die alteinheimische Kunst, mag man dieselbe als phönicische oder griechische bezeichnen, namentlich in Bezug auf den althergebrachten, streng hieratischen Styl der Götteridole, erhalten habe und dass erst nach und nach durch den mehr und mehr zunehmenden Einfluss der Griechen eine freiere Behandlung der menschlichen Formen und der Gewandung die alten Ueberlieferungen verdrängt habe. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich in dem der Insel gegenüber liegenden Lycien. Schliesslich lenkt der Vortragende die Aufmerksamkeit auf eine Anzahl cyprischer Gefässe, welche einmal durch ihre geometrisch geordnete Ornamentirung durch Punkte und Linien, sowie durch die auf ihnen gemalten Thiergestalten nach Analogie der ältesten griechischen Vasenbilder auf eine sehr frühe Culturepoche zurückweisen. Ebenso verdienen die mehrfach vorkommenden cyprischen Gesichtsurnen [1]), von denen auch das Königliche Museum in Berlin eine Anzahl besitzt, Beachtung.

(2) Hr. **Charl. Fred. Hart**, Professor der Geologie an der Cornell University (Ithaca, New-York) hat sich an Hrn. Virchow gewendet, wegen unserer Publication über die Muschelberge von Brasilien. Er theilt zugleich mit, dass er bei Gelegenheit einer Amazonen-Expedition eine grosse Menge von Topfgeräthen, welche „magnificently" gemalt und ornamentirt waren, aus Grabhügeln der Insel Marajó erlangt habe, und bemerkt, dass die, merkwürdigsten unter diesen die Todtenurnen sind, von denen manche wahre Portraiturnen seien. In der Nähe der Mündung des Tapajos hat er ferner sehr grosse Muschelhaufen gefunden, worunter hauptsächlich Castalia, Styria und Unio nebst einigen Anodonten vertreten waren. Darin hat er Ausgrabungen gemacht an 20' tief, ohne den Boden zu erreichen; es fanden sich sehr spärlich Knochen, dagegen eine grosse Menge von Topfgeräthen, jedoch nur in kleinen Bruchstücken; diese Stücke sind ausserordentlich grob, im Allgemeinen nicht ornamentirt bis auf einige unbedeutende Kritzen an der Oberfläche. Von diesen Sachen hat er Hrn. Virchow ein Paar Proben schöner Heliotypien gesendet, die besonders deshalb interessiren werden, da sie zeigen, welche Analogien die Thon-Ornamente ganz weit auseinanderliegender Gegenden darbieten. Darunter sind Topfstücke von der Insel Marajò, an welchen zahlreiche Buckel, Kreise, Mäander und anderweite Verzierungen vorkommen. Dann ist da eine fast Idolartige Portraitvase, aus dem Pacoval-Hügel von Marajó, an der nicht nur Kopf und Hals, sondern auch der Rumpf mit mannichfacher Ausstattung bis auf den Nabel zu sehen ist. Darin waren die Gebeine einer Frau erhalten. Es erinnert dies an jene merkwürdigen Funde, die wir von Peru kennen, und man sieht daraus von Neuem, dass sich diese alte Cultur auch auf die Ostseite der Cordilleren herübererstreckt hat

Hr. Hart erwähnt endlich, dass er eine sehr wichtige Sammlung der Sagen des

[1]) Vergl. Verhandl. der Gesellschaft vom 15 Oct. 1870.

Amazonen-Gebiets veranstaltet hat, welche er in dem modernen Tupí mit Noten veröffentlichen will. Er findet eine überraschende Aehnlichkeit zwischen den Sagen der brasilianischen Indianer und denen der alten Welt. Selbst die Schwanen-Jungfrau und der Wehrwolf kommen am Amazonenstrom vor und dabei Erzählungen, welche berichten, wie die Schildkröte oder irgend ein anderes langsam gehendes Thier ein schnellfüssiges (der Hirsch wird genannt) überholt.

In einer Abhandlung, betitelt Notes on the Lingoa Geral or modern Tupí of the Amazonas (Transact. of the American Philological Association, 1872), bespricht Hr. Hart seine Beobachtungen über die Tupí-Sprache, welche zur Zeit der Entdeckung Brasiliens dort allgemein gesprochen und daher von den Jesuiten zur Geschäftssprache im Verkehr mit den Indianern gewählt wurde. Er rechnet dieselbe zu dem grossen Tupí-Guaraní-Stock, welcher östlich von den Anden über ganz Südamerica reiche und welcher nicht, wie die Sprache der nordamerikanischen Indianer, polysynthetisch sei, sondern einen Reichthum an allgemeinen Bezeichnungen besitze. Noch jetzt ist das moderne Tupí im allgemeinen Gebrauche längs des Amazonen-Stroms von Peru bis zur See, aber es ist dialektisch verschieden von dem alten Tupí der Jesuiten. Zahlreiche Bezeichnungen von geographischen Punkten, von Pflanzen und Thieren (z. B. Tapir) sind aus dieser Ursprache in das Portugiesische herüber genommen worden.

(3) Der Landrath Freiherr **von Patow** zu Kalau hat in Folge der Aufforderung des Ministers, uns zu unterstützen, eine vollständige Aufnahme der Fundstätten seines Kreises vorgenommen und mitgetheilt. Wir werden sie bei unserer Karte benutzen.

(4) Herr **Lossen** übersendet einen Bericht des Försters v. Borosini

über alte Gräber bei dem Forsthaus Langenlonsheim bei Kreuznach.

Bei einer Garten-Anlage liess mein verstorbener Vater Hünen-Hügel (Hunnen-Gräber) abtragen, und wurden in denselben Ringe, Meissel, Sicheln, Urnen, Thränenfläschchen von Bronce und Glas gefunden, in einem derselben auch Schwerter, Pfeile und Speere von Eisen. — Diese Gegenstände machte mein Vater Herrn Becker aus Mainz zum Geschenk, und wurden sie durch diesen dem dortigen Museum übermittelt. Letzteres liess daraufhin in meinem Revier, das einige 70—100 solcher Gräber zeigt, ausserdem Schanzen und deutlich erkennbare Zeltlager von viereckiger Form, Nachgrabungen hin und wieder anstellen, und finden sich die gefundenen Gegenstände ebendaselbst.

In jüngster Zeit ersuchte mich ein Mann, welcher mit solchen und ähnlichen Gegenständen Geschäfte macht, um die Erlaubniss, nachgraben zu dürfen. Dieselbe wurde ihm meinerseits erwirkt, jedoch mit dem Beding, alle gefundenen Gegenstände bei mir auf dem Forsthaus zu deponiren mit Angabe des Fundorts, der Lage und sonstiger Wahrnehmungen, worüber ich genaue Notiz gemacht.

I. Grab oder Hügel.

1) Wahrscheinlich ein Unicum, da ich in keinem der Museen noch Aehnliches gesehen, nämlich: eine Bronce-Tafel, 16 Cm. breit, 35 Cm. lang, ungefähr 2 Mm. stark, mit symmetrischen Verzierungen am unteren Ende von einem Bronce-Leistchen eingefasst, jedoch durch Oxydation stark angegriffen, zerbrochene Stückchen

alle vorhanden. Am untern Ende quer liegend einige Holzstückchen von deutlich erkennbarer Nadelholz-Struktur, unter der Platte vorsehend unten rechts und oben links. Die Platte wurde, um weiteres Zerbröckeln zu verhüten, auf meine Bestimmung mit der Erde ausgenommen. Armringe, glatt, von Bronce, 8 Cm. Durchmesser, $^1/_2$ Cm. Stärke; 2 Ringe von 5 Cm. Durchmesser, 5 Mm. Stärke, und ein ebensolcher, etwas verziert. Knochenstücke und Bruststücke von Urnen ungebrannter Erde, sowie Kohlenreste.

Die Platte scheint mir ein Bruststück eines Priesters gewesen zu sein, ähnlich wie dies bei den jüdischen Priestern mit den zehn Geboten der Fall.

II. Hügel.

Eine kleine Urne, glatt, etwas zerbrochen. 1 glatter Bronce Halsring, 14 Cm. Durchmesser, 1 Cm. Stärke; 2 glatte Armringe, 8 Cm. Durchmesser, 3 Mm. Stärke.

III. Hügel.

1 kleine Urne, glatt, defect. 2 glatte Halsringe 16 und 17 Cm. Durchmesser, $^1/_2$ Cm. Stärke. 1 kleiner Eisenring, 3 Cm. Durchmesser, $^1/_2$ Cm. Stärke. 1 glatter Armring, Bronce.

IV. Hügel.

1 grosse Urne mit einer kleinen in deren Mitte, ausserdem Bruchstücke von einem Bronce-Ring.

V. Hügel.

Bruchstücke vieler grosser Urnen und eine kleine ziemlich erhalten.

VI. Hügel.

Bruchstücke eines grossen gewundenen Halsringes, 2 Armringe von 9 Ctm. Durchmesser, 2 Mm. stark, schön verziert.

VII. Hügel.

1 prachtvoll verzierter gewundener Helmring zum Einhaken, schön erhalten, Bronce, 15 Cm. Durchmesser, verjüngt anlaufend bis zu 1 Cm. Stärke. 1 kleiner bronce Fingerring glatt. 1 Ohrring glatt, in S Form gewunden, nebst einigen Zähnen und Knochenstücken. 2 glatte broncene Armringe von 7 Cm. Durchmesser, 2 Mm. Stärke. 2 sehr schön verzierte grössere Armringe von 11 Cm. Durchmesser, 2 Mm. stark, sehr schön erhalten.

VIII. Hügel

2 glatte, doppelt übereinander gewundene Armringe von 7 Cm. Durchmesser, 2 Mm. Stärke von Bronce; 2 glatte aneinanderschliessende derselben Stärke; 1 dito, jedoch sehr dünn. 1 kleine, gut erhaltene, verzierte und gebrannte Urne. 1 Nadel von eigenthümlicher, kunstvoll gearbeiteter Form, zerbrochen, jedoch Alles vorhanden und leicht zusammen zu setzen, schön.

IX. Hügel.

Ein Halsring, Bronce, 16 Cm. Durchmesser, 4 Mm. Stücke. Bruchstücke eines Bronce-Drathgeflecht, Zähne etc. Ausserdem sind noch vorhanden 1 Thränenfläschchen römischen Ursprungs, 2 Elfen bein Schreibgriffel, eine kleine Urne.

Indianer vom Panamá-Isthmus.

In Beschreibungen von Neugranada, jetzt Columbien liest man viel über die noch wilden Indianer-Stämme, die noch im Bereiche dieses Landes hausen und mag es recht unterhaltend sein, den Schilderungen zu folgen, welche einzelne bessere Bücher über deren Leben und Treiben gewähren; im Ganzen ist aber die genaue Kenntniss dieser Völkerschaften und ihrer Eigenthümlichkeiten noch sehr gering, da nur wenige wissenschaftliche Männer ihnen sich widmen konnten. Mit Ausnahme des Gebietes von Carare und Open, die an den Magdalenenstrom stossen, liegen die Sitze der noch wilden Indianer den gewöhnlichen Routen sehr fern; der Alltags-Reisende, dessen Ziel Panamá oder Bogotá ist, bekommt beinahe nie Spuren von ihnen zu Gesichte; was ihm mit indianischem Typus begegnet, zeigt fast nichts mehr vom alten Racencharakter und bietet meist sehr kläglichen Anblick.

Um so interessanter war es mir in Bogotá von Vertretern eines wirklich wilden Indianerstammes zu hören, von Männern, deren Erscheinung freilich nicht mehr an die kriegerischen Vorfahren erinnerte, aber doch von der der sogenannten civilisirten Indianer, wie man sie überall sieht, wesentlich absticht.

Es waren Abgesandte der Tulu-Indianer, die in den Büchern meist San Blas Indianer heissen; der Tulenga-Stamm bewohnt die Panamá-Küste des Atlantischen Oceans zwischen der San Blas-Bay und der Darienbucht nebst dem Hinterlande; er gehört zu jenem Tribus, deren Ausdauer und Tapferkeit ehedem den Spaniern die Unterjochung unmöglich gemacht hat. Ein deutscher Forscher Moritz Wagner hält diese Völkerschaft nebst einigen Nachbarstämmen, besonders weil sie eine von den übrigen Indianern nicht verstandene Sprache reden, für Nachkommen jenes von den Eroberern zuerst bei Nombre de Dios angetroffenen Chuchuren-Volkes, welche von Honduras her eingewandert seien; die besten columbischen Schriftsteller sagen einfach, Niemand kenne die Dialekte dieser Stämme und rechnen sie ohne Unterschied zu dem grossen Caraiben-Volke.

Die Tulu-Indianer sollen nebst ihren nächsten Nachbaren nach den Beschreibungen civilisirter sein, als die sonstigen noch wilden Bewohner des

Panamá-Isthmus; es sieht jedoch recht kümmerlich um ihre Cultur aus, wenn man die Erklärungen jener drei nach Bogotá gekommenen Ehrenmänner als vollgültig annimmt, wie man berechtigt ist.

Nach ihren Aussagen gehörten zu ihrer Völkerschaft bloss 36 Ortschaften, Necuebras genannt und zwar bloss 2 von je hundert Häusern Gualanega und Narganá; vier zu je 60 Häusern: Tituco die Hauptstadt des Tribus sowie Carti, Sogubdi (Sucubti) und Putrigandi; sieben zu je 45, vier zu 30—35, acht zu je 20—25 und elf zu je 10—15 Häusern; jede Ortschaft hat einen Vorstand, den man Tumagana nennt; sowie Priester, die Neles heissen; die meisten Ortschaften liegen an der Meeresküste, nur neun im Innern an den Flüssen, jedoch meist nicht fern von der See.

Zu den letzteren gehört die genannte Hauptstadt. Hier in Tituco haben die beiden Regenten des Stammes ihren Sitz: der Cuna das weltliche Oberhaupt und der Tulenusedi, der Oberpriester. Vor einem Jahre bekleideten zwei ergraute Männer jene höchsten Aemter: Tinà Pilele und Olocu Pilele; ferner kommt dort eine aus den 29 Tumaganas gebildete Versammlung als Vertretung des Volkes zusammen; von dort ging denn auch jene für Bogotá bestimmte Gesandtschaft aus, ursprünglich gebildet aus Sáquiña-Nilele, der jedoch den Strapazen der Reise nach Bogotá erlag, ferner Pali-Cua, Häuptling zu Cuti, Guavia, Häuptling zu Mordí und Matchi-Gologua, Häuptling zu Norganá.*)

Was die materielle Cultur ihres Stammes betrifft, so haben sie Bananen, Maniok-Wurzel, Yame, süsse Kartoffeln, Kokusnüsse, Orangen, Mangos, Limonen, Mispeln, Butterfrüchte, Mammei und Hornpalmen sowie Zuckerrohr, Mais, Kacao, Taback, Reis, Kaffee und Baumwolle; sie züchten Hunde, Katzen und Schweine, sowie Hühner und Enten, treiben Jagd, jetzt meist mit Flinten, selten noch mit Pfeil und Bogen und zwar besonders auf Auer-

---

*) Sprachlich, bezw. geographisch sind vielleicht die Namen der Ortschaften und die der Mitglieder der Tituco-Versammlung von Interesse.

1. Ortsnamen:

100	Häuser	Gualanega und Narganá.
60	„	Tituco, Sogubdi, Carli, Putrigandi.
40—50	„	Pareadinacá, Cuinobdi, Asnadi, Pajce, Ucupá, Cubseni, Cuiti,
30—35	„	Tiuarsicuá, Nargandi, Carti-senicuati, Sasardi.
20—25	„	Mordi, Urgandi, Ogobgandi, Ailigandi, Samgandi, Agglá, Caledi, Tanela.
10—15	„	Arquia, Ailigandi-seniacuti, Onguia, Irgandi, Cuibgandi, Asnasocuno, Cuebdi, Guanugandi, Acandi, Attolo, Cuti.

Die gesperrt Gedruckten liegen im Innern des Landes.

2. Personennamen:

Tina-Pilele, Olocu-Pinele. Huidi-Cabalele, Yáquiño-Nilele, Saa-Loló, Hera-Guna, Icua-Pilipapele, Cámdur-Nasi, Guavia, Colo-Guá, Huig-Pailele, Costa, Olo-Nusalilele, Palicua, Huig-Salilele, Hiati, Ina-Oialilele, Hismet, Yaquili-Banalele, Absoguedi, Mas-Huiguni, Tsécopa, Ina-Elia, Niga. Tig-Nicua, Olo-Huigo, Mutsisi, Nalu-Tuibalele, Matchi-Gologua, Pag-La.

Die fett gedruckten sind weltliches und geistliches Oberhaupt, die gesperrten Namen die Glieder der Gesandtschaft, welche 1870 nach Bogotá ging.

hahn, Tapir und Meerschwein, sowie Fischerei in der See, wie in den Flüssen und vorzüglich den Fang der Meerschildkröte. Unbekannt ist ihnen die Zucht von Pferden, Maulthieren, Eseln, Rindern, Ziegen oder Schafen, sowie der Bergbau. Ihr Handel ist auf die Nachbarbezirke der columbischen Staaten Cauca und Panamá beschränkt, das einzige wirkliche Industrie-Produkt, das sie ausführen, sind Hängematten aus Baumwolle oder Palmenfaser; sonst exportiren sie Cacao und Cacaoöl, Kaffee, Kokusnüsse und Kokusöl, Elfenbeinnüsse, Platanen, Yuca, Yam, sowie Fische, Meerschildkröten und Schildpatt; dafür lösen sie ein: Kleidungsstücke, Eisenwerkzeuge, Schmucksachen für Weiber, Spiegel, Getränke u. s. w.

Ihre frühere Wildheit, die sich vielfach, namentlich in den zahlreichen Kämpfen mit den Mendingo- und Bayano-Indianern kundgab, ist längst verschwunden. Die Küstenbewohner tragen jetzt sogar, wenn sie an Bord der englischen Schmugglerschiffe ihren Tauschhandel betreiben, feine europäische Kleidung, während ihre Stammesgenossen im Innern noch halb oder ganz nakt leben; ebenso waren jene Gesandten in Bogotá nicht zu bewegen, die angenommene Kleidung des hiesigen niedrigen Volkes mit ihrer einheimischen Tracht zu vertauschen, was freilich auch schwierig gewesen wäre, nicht blos wegen der Temperatur dieser Hochebene, sondern auch desshalb weil sie bereits bei ihrer ersten Berührung mit der Civilisation Alles abgelegt und verlassen hatten, was sie als wilde Männer hätte verdächtig machen können. Die ehedem so stolzen und auf ihre volle Unabhängigkeit so trotzenden Indianer von Tulenaga entsendeten nunmehr ihre Vertreter nach dem Sitze des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Columbien, sie wollten bei ihm Abhülfe von mancherlei Beschwerden sich erbitten als wäre er, wie im Norden der Präsident in Washington, ihr weisser Vater. Ihre Klagen bestehen darin, „dass fremde Schiffe gelandet seien und ihren Landsleuten zu selbstbestimmten Preisen mit Gewalt und unter Todesandrohung Waaren abgetrotzt hätten, dass ferner Fremde ohne ihre Zustimmung völlig eigenmächtig in die ihnen gehörenden Waldungen eindrängen, dort Kautschuk, Kokus und Elfenbeinnüsse zu sammeln; dass endlich von Mitgliedern einer Expedition, welche Nord-Amerika wegen der Untersuchungen für einen Isthmuskanal abgesendet habe, Handlungen vorgenommen wären, welche ihrem Stamme sehr missfallen hätten."

Zweifellos war das letzte Motiv das Entscheidende, nicht die Furcht vor landenden Küstenfahrern und im Walde schweifenden Sammlern hat jene Gesandtschaft hervorgerufen, sondern die Sorge wegen jenes Kanalprojektes, über das man durch die Expedition der Amerikaner von 1870 gehört hatte. Es war die des Kommodore Thomas O. Selfridge, der gerade jetzt zum dritten Male eine auf das Projekt des Darienkanals bezügliche Untersuchungsreise angestellt hat. 1870 beschäftigte sich die Expedition mit drei Routen, welche das Gebiet der Tules berührten, oder dicht an demselben vorbeigingen. Selfridge berichtete im März v. J. zuerst über einen Weg: Der Weg von der Caledonia-Bucht nach dem Sucubdifluss, der dann diesem Strome bis zum

Einfluss des Chucunaqui folge, um hierauf das Gebirge zu übersteigen; Suculdi ist oben als Ortschaft der Tulu-Indianer angeführt; die zweite Route gehe vom Sasardiflusse aus aufwärts bis zur Bergscheide und nach dem Rio Mordi, einem Nebenflusse des Chucunaque; Sasardi und Mordi sind ebenfalls Ortschaften der Tulas; endlich beginne die dritte Route von der San Blas-Bay und gehe durch die Thäler der Flüsse Mandingo und Moimoi (Mamoni?) bis zur Verbindung des letzteren Stromes mit dem Bayano; die Küsten jener Bucht werden von den Tules bewohnt; die Mandingo- und Bayano-Indianer sind als deren nächsten Nachbarn bekannt und, wie erwähnt, vielleicht als deren ehedem erbittertsten Feinde zu betrachten.

So kam die erste Selfridge-Expedition bei ihren furchtlosen Anfängen in Berührung mit jenem Stamme; die Gesandten der Indianer beklagten sich „über Handlungen der Subaltern-Officiere derselben, welche ihren Landsleuten sehr missfallen hätten.“ Man denkt zuerst an allerlei Ungehörigkeiten gegen Private, wie sie einem rohen Schiffsvolke wohl zuzutrauen sind; allein, indem man den Vertrag in's Auge fasst, welchen man damals in Bogotá mit Nord-Amerika wegen eines Isthmuskanals abzuschliessen gedachte, so scheint doch ein anderes Motiv die hohe Versammlung von Tituco bestimmt zu haben, dem Präsidenten von Columbien eigene Sendboten zu schicken. In jenem Vertrage am 26. Januar 1870 unterzeichnet, jedoch später in Washington nicht angenommen — war gleich wie in den früheren Entwürfen von grossen, an das Kanalunternehmen zu machender Landabtretungen die Rede; diese berührten natürlich direkt die Interessen der Anwohner, welche Gewaltmassregeln gegen wohlerworbene Rechte fürchteten ja man dachte gewiss nicht mit Unrecht an eine Zerrüttung des ganzen patriarchalischen Gemeindewesens in Folge eines so gigantischen Baues.

In sehr beschwerlicher Fahrt waren die indianischen Gesandten von der Mosquitoküste bis zum Atratoflusse und dann den letzteren aufwärts bis Quibdo gekommen, von da auf den Flüssen Quito, San Juan und Tamaná nach Novita und alsdann über Poyayan, wo ihr Chef starb, nach Bogotá. Sowie die Behörden von Columbien von den Reisenden erfuhren, überhäuften sie dieselben mit Freundlichkeiten und Geschenken aller Art; namentlich im letzteren Orte, der Hauptstadt des Staates Cauca des Nachbarstaates von Panamá. Auch in Bogotá selbst wurden sie glänzend empfangen. Ihre Anwesenheit war ja ein Beweis, dass der ferne und oft so unbotmässige Isthmusstaat, in dessen Grenzen ihre Heimath lag, voll und ganz zu Columbien gehöre; ihr Ansianen war ja ein Zeichen von dem Einfluss und der Macht, die man der Unionsregierung zutraute. Der Mangel an Sprach- und Schriftkenntniss, sowie an diplomatischer Routine trieb die Indianer-Häuptlinge dazu, den Ideen der Bogotá-Herren vollständig zu folgen; fast ohne Widerrede nahmen sie den von diesen dargebotenen Vertrag an, sowenig er ihren ursprünglichen Absichten und den Wünschen ihres Volkes entsprechen mochte, da er lediglich zu Gunsten Columbiens war.

In der Hauptsache besagte er Folgendes: Der Stamm erklärt sich für einen Theil des columbischen Volks und erkennt die Autorität der Regierung Columbiens an. Damit schon ist der alte Racestolz dahin gegeben, auf die ehemalige Selbstständigkeit verzichtet; ein Hoheitsrecht nach dem anderen wird verloren. Die Tulas nennen sich künftighin Columbianer; sie rächen sich an Dritten nicht mehr auf eigene Hand, sondern erwarten gerichtlichen Ausspruch, den in höchster Instanz ein Beamter der columbischen Union ertheilen wird; sie dulden in ihrem Gebiete einen solchen Vertreter der Regierung von Bogotá, ferner an der Küste ein columbisches Postamt und sonstige Beamte, welche man im fernen Bogotá anzustellen für gut hält; sie gestatten es, dass in ihren Wäldern Kautschuk und andere vegetabilische Waldprodukte von Fremden gesammelt werden, sofern diese eigene von der betreffenden Unionsbehörde ausgestellte Erlaubnissscheine besitzen, sie lassen alle Columbianer in ihren Grenzen zu, behufs Unterricht, Ansiedlung, Viehzucht, Landbau und Urbarmachung der Wälder.

Diesen Zugeständnissen gegenüber, deren theilweise Beschränkung auf die Küste offenbar unhaltbar ist, sind die Leistungen Columbiens sehr gering. Die General-Regierung der Union verspricht vollen Schutz und energische Vertheidigung bei Angriffen von Frendem, gewährleistet den bestehenden Privat-Grundbesitz in jeder Weise und verleiht eventuell 20 Hektaren herrenlosen Landes an jede Familie, sie verheisst ferner freies Jagd- und Fischfangs-Recht, entsendet nach den verschiedenen Ortschaften Handwerker jeder Art zur Belehrung und Unterstützung u. dergl.

Es ist interessant, dass von Schulen und Werkstätten gesprochen wird, nicht aber von Geistlichkeit. Den Tulas ist es nicht eingefallen, die Religion ihrer Väter mit dem hiesigen Katholicismus zu vertauschen und es heisst, dass wegen dieses Punktes doch eine kleine Differenz in Bogotá bestanden habe. Fast alte Indianer-Reste Centralamerikas halten fest an ihrem Glauben, namentlich weil er den Satz enthält, dass für sie, für die Kinder Gottes, Alles geschaffen sei, was auf Erden sich findet, woraus der socialistische Schluss gezogen wird, dass sie nehmen können, was sie finden, jedoch wie die Priestergesetzgebung hinzufügt, nur der Ernährung halber, nicht um es zerstören, auch nicht als Diebstahl. Ihre Priester geniessen übrigens sehr grosses Ansehen, da sie nicht bloss den Gottesdienst wahrnehmen, sondern auch mit vielem Geschick als Aerzte wirken.

Der erwähnte Vertrag wurde feierlich abgeschlossen; die Vertreter Deutschlands und Englands waren bei dem Abschluss gsgenwärtig, die Vertragsurkunde zu beglaubigen.

Der Vertrag ist noch heute nicht dem Kongress vorgelegt worden; die Abgesandten aber sind nicht allein abgereist, sondern mit einem vierten Genossen, einem columbischen Regierungskommissar, der natürlich nur über den Stand der Dinge in Tulenga berichten soll. Die Versammlung in Tituco, der Cuna und der Tulenusedi werden über das Ende dieses Anfanges sicherlich sich verwundern!

Seit 1868 hat die Unionsregierung angefangen (nach nordamerikanischem Vorbild aus den Indianer-Gebieten National-Territorien zu schaffen, die beinahe einzig und allein von ihr abhängen. Sie begann mit dem grossen Hinterland des Staates Cundinamarca, dem jetzigen Territorium San Martin; das unmittelbar daneben liegende Territorium Casanare trat der Staat Boyacá gleich darauf an die Union ab; so haben die Indianer vom Meta, Orinoco und Guaviare columbische Präfekten erhalten. Jenen Ländern des Hochgebirges folgte ihr Nachbarstaat Santander durch Cession der oben erwähnten Indianer-Gebiete in den Bereichen der Ströme Carare und Open, der Nebenflüsse des Magdalena; 1870 wurde das Land der Goajira- und der Motilones-Indianer nebst Theilen der Sierra Nevada vom Staate Magdalena der Union überwiesen. Es ist zu beachten, dass alle diese Abtretungeu an der rechten Seite vom Magdalenenstrom liegen; ehedem bestanden verscbiedene Territorien auch in den Ländern auf der linken Seite dieses Flussgebietes, diese sind indess Theile der Staaten Bolivar, Antioquia und Tolima geworden. Wo Einflüsse des Pacifics sich kundthun, herrschen ganz andere Ideen, als in dem Stromgebiete des Magdalena; desshalb giebt es in den weiten Gebieten der jetzigen Staaten Cauca und Panamá noch heine Nationalterritorien und es ist sogar überhaupt sehr schwierig, in ihnen von dem fernen Bogotá aus festen Fuss zu fassen.

Mit den hiesigen wild-lebenden Resten der Indianerstämme, denen individuelle und politische Tüchtigkeit fast ganz ab-handen gekommen ist, darf man, wenn ihre Sonderheiten gestört werden, kein eigentliches Mitleid haben. Wohl aber kann bezweifelt werden, ob die Regierung in Bogotá geschickt und fähig genug ist die Culturgabe zu reichen, weche für jenen Abbruch entschädigen soll. Ihr Sitz liegt von den meisten Tribus zu weit entfernt. Dank dem ewigen Wechsel in den leitenden Personen, ist ihr Wille, wie ihr Arm nicht stark genug zu wirksamer Hülfe. Die Civilisation der noch wilden Isthmus-Indianer könnte naturgemäss nur von Panamá ausgehen, aber welch ein Heil ist von dort zu erwarten!

Die Zahl der im Bereich des Staates Panamá vorhandenen Indianer jener Art giebt der Gouverneur desselben gelegentlich der Volkszählung für 1871 auf 8000 an; 1747 schätzte sie der damalige Gouverneur auf 6000 Familien = 25000 Köpfe. Codazzi nahm 1855 nur 8000 an, M. Wagner 1862 nur 6000 Seelen. Alle diese Schätzungen sind jedoch beinahe ohne Werth; denn den eigenen Angaben der Stämme ist nicht zu trauen, die Vornehmen des civilisirten Landes kümmern sich kaum um das Loos der Indianer, und noch so erfahrene Gelehrte können nur selten auf Vermessungsreisen oder auf anderen wissenschaftlichen Streifzügen die wahre Grösse eines fremden weit zerstreuten Indianertribus richtig beurtheilen.

Diese Verhältnisse waren zu beachten, als man die armen Tules-Indianer hier in Bogotá begrüssen sah; ihr Wunsch und Wille war natürlich Nebensache, der Nachdruck lag darauf, ob die Union im Stande sein werde ihre

Bitten zu benutzen, um in den Pacificlanden, wenn auch nur an deren anderen dem Atlantischen Ocean zugewendeten Seite irgend welchen Einfluss zu entwickeln. H. A. S.

Die Grundlage der Ethnologie in den geographischen Provinzen.

Die Wissenschaften der Anthropologie und Ethnologie gehören zu denen, welchen erst in neuerer Zeit ihr Recht geworden ist, und vielmehr, denen erst die neueste Zeit die Möglichkeit gegeben hat, ihre Rechte zu erkämpfen, denn bis jetzt haben sie kaum den rechtlichen Boden der Anerkennung erworben.

Ihre Namen allerdings sind schon länger bekannt, und besonders der der Anthropologie wurde schon früh zur Bezeichnung eines Zweiges der philosophischen Wissenschaften verwandt. Die Anthropologie als Lehre vom Menschen konnte sowohl von der körperlichen, wie von der geistigen Seite desselben in Angriff genommen werden. Im ersteren Sinne gehörte die Anthropologie zur Medicin, denn dieser fällt das Studium des menschlichen Körpers zu. Theoretisch würde die Medicin zur Anthropologie gehören, da diese den ganzen Menschen zum Object hat, jene nur den Menschen unter dem Gesichtspunkte krankhafter Veränderungen. Indess hat sich hier der allgemeine Gang unserer Wissenschaften wiederholt, dass dieselben nämlich vom praktischen Bedürfniss ausgegangen sind. Was zunächst vom Menschen, seinem körperlichen Bestehen nach, interessirte, waren die Leiden, denen er in Krankheitszuständen unterworfen ist, und indem man diese zu lindern suchte, wurde man weiter zum allgemeinen Studium des Menschen überhaupt geführt, zur Anatomie und Physiologie im gesunden Verhalten, indem erkannt wurde, dass erst nach Bemeisterung dieser die Hilfsmittel gegeben sein würden, die krankhaften Abweichungen in ihr richtiges Licht zu stellen. Wenn so das Normalbild des Menschen später entworfen wurde, als das pathologisch veränderte, wenn Anatomie und Physiologie als Zweige der Medicin erschienen, statt umgekehrt, so war das derselbe Weg, der von Erfindung der nothwendigsten Handwerkszeuge und ihrer allmäligen Verschönerung zu den Idealen ästhetischer Kunstgesetze geführt hat.

Indem sich nun aber die Medicin auf die körperliche Hälfte des Menschen beschränkte, blieb seine geistige der Philosophie vorbehalten, und hier ebenfalls wurde nicht der natürliche Entwickelungsgang, der aus dem Menschen

selbst zur Betrachtung seiner geistigen Schöpfungen geleitet haben würde, eingehalten, sondern auch hier war das praktische Bedürfniss massgebend, indem man aus den geistigen Schöpfungen zunächst solche zum Gegenstande der Untersuchung wählte, die direct einen Einfluss auf das wirkliche Leben ausübten, also besonders in Beziehung standen zur Ethik und zur Politik, um dort für nützliche Bestimmungen und Anordnungen in den socialen Verhältnissen Anhaltspunkte zu gewähren. Erst später dämmerte die Erkenntniss, dass zum richtigen Verständniss dieser Geistesproducte ihre Wurzel im Menschen selbst aufgesucht werden müsste, und so blieb auch hier die Anthropologie, weil erst nachher zur Geltung gelangend, der Zweig einer Wissenschaft, die selbst einen ihrer Theile gebildet haben würde, wenn in vollster Ausdehnung genommen.

Die neuen Umgestaltungen, die alle diese Anschauungen in unserer Zeit gewonnen haben, beruhen auf dem genetischen Prinzip derselben, demzufolge das Gewordene aus dem Werdenden, aus dem Werden das Sein zu verstehen ist. Früher unauflöslich in die labyrinthischen Räthsel der Welt verstrickt, von der er selbst einen integrirenden Theil bildet, ist es dem Menschen erst allmälig gelungen, sich aus denselben hervorzuarbeiten und sich auf einen objectiven Standpunkt zu stellen, von dem er nicht nur die übrigen Phänomene der Umgebungswelt, sondern auch die Stellung seines eigenen Selbst zu denselben ihren naturgemässen Proportionen nach zu überblicken vermag. Es sind die beiden grossen Hilfsmittel unserer Zeit, die Induction und die Vergleichung, die uns ungeahnte Lichtblicke in den Zusammenhang des Sein's geöffnet und Wege gebahnt haben, die bisher durch unübersteigliche Barrieren abgeschnitten waren. Die Induction bietet die genetische Forschungsmethode und die Vergleichungen haben unumgänglich erforderliche Materialien zusammenzutragen, damit eine solche vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitende Methode ihren Aufbau überhaupt beginne. Es liegt hier die alte Controverse vor, des Allgemeinen und Besonderen, des a priori und a posteriori, der Induction und der Deduction.

Ein Ueberblick über die Geschichte der Wissenschaft lehrte bald, dass die Forschung überall mit der Deduction begann und es ist auch psychologisch verständlich genug, dass sie damit beginnen musste. Im Leben der Völker wiederholt sich in weiterem Kreisumfang das Leben des Individuums, und wie der Mensch erst im vollkräftigen Alter zum klaren Bewusstsein seines Selbst gelangt, so das Volk erst in einem späteren Stadium seiner Geschichte. Es findet dann seinen Horizont mit einer Menge geistiger Schöpfungen gefüllt, die es als thatsächlich gegebene anzunehmen hat, geistige Thatsachen, die deutlich vor dem Auge stehen und die als an sich bestehende zugelassen werden, da das die vorhistorischen Stadien deckende Dunkel ein Sehen verhindert, so lange sich dieses nicht durch künstliche Apparate geschärft hat. Mit dem Einzelmenschen verhält es sich ebenso. Auch er erkennt, wenn zu den Jahren der Mannheit gereift, eine Menge geistiger Güter, die ihm zu erb

und eigen zu gehören scheinen, als dass er sie zurückzuverfolgen vermöge bis in die fernen Tage seiner Kindheit, die ein träumerischer Schleier seiner Augen verdeckt. Dennoch war es dort, wo sie keimten, wo sie ihm selber unbewusst emporwuchsen, obwohl sie erst jetzt, wann die Zeit der Reife gekommen, wann die Knospe sich zur Blüthe entfaltete, sich seinem Bewusstsein einfügen. Wie der Einzelmensch, so sein vervielfältigtes Bild in der Gesellschaft. Die Geschichte eines Volkes beginnt mit der höher und höher aufsteigenden Geschichtssonne, in deren Licht es Geistesschöpfungen erkennt, die es als sein Eigenthum beanspruchen darf, die es aus praeexistirender oder jenseitiger Quelle entsprungen entgegennimmt, ohne in ihnen die schöpferische Thätigkeit seines eigenen Geistes zu verstehen, der die Gestaltungen dieser Reflexbilder erst nach Aussen projicirt hat. Ihre Wurzel liegt in dem Halbdunkel eines mythischen Morgens verborgen, in undurchdringlicher Nacht, die erst mit den Errungenschaften einer späteren Civilisation genügend durchleuchtet werden kann, um den Boden für wissenschaftliche Forschungen abzugeben. Wenn dies geschieht, dann tritt die Induction in ihre Rechte, aber bis dahin ist es die Deduction, die in der Wissenschaft regiert. So lange die vorhandenen Vorstellungen in ihre unbewussten Substrate zu zersetzen waren, hatte die Deduction eine bestimmte Aufgabe, aber wenn diese erfüllt, wird ihr weiteres Schaffen ein unfruchtbares.

Den Abschluss der hellenischen Entwickelung bildete Plato, dem die ἰδέα der Gegenstand aller Erkenntniss (νόησις) war, während sich die Körperwelt (im Flusse des Heraklit) unstät wandelte, als Phänomena des Denkenden (nicht ὄντως ὄν in unzerstörbarer Materie), und obwohl Aristoteles (Plato's Schüler) bereits ein offenes Auge für die Realität des Seienden hatte, blieb es doch dem Idealen untergeordnet, auch nach Ueberführung seiner Philosophie durch die Brücke der Araber in das Mittelalter, wo (unter den Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten) Baco von Verulam die ἐμπειρία in ihre Rechte einsetzte.

Der grosse Wendepunkt unserer neuen Wissenschaft knüpft an die Revolution des heliocentrischen Systems, die die Erde aus dem Mittelpunkte in einen Winkel des Weltraumes verdrängte und in Keppler dann zuerst die Induction erstehen liess, deren Geltung darauf nacheinander die Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie anzuerkennen sich genöthigt sahen.

In ihrem raschen Eroberungszuge ist die exacte Forschungsmethode bereits an die Grenzen des Körperlichen gelangt, mit Hilfe der Induction hat sie nicht nur die anorganischen Naturwissenschaften, sondern selbst die organischen bemeistert, und an den Marken der Physiologie steht sie jetzt auf der von dieser zur Psychologie geschlagenen Brücke. Noch ist das Gebiet der Psychologie ein bestrittenes; wird es, wie bisher, der Philosophie allein angehören, wird es, gleich dem übrigen Forschungsgange, in das Gebiet der Naturwissenschaften übergehen?

Es ist an sich klar, dass, wenn die Psychologie in inductiver Weise, wie eine Naturwissenschaft, behandelt werden soll, es vorher der Ansammelung und Sichtung des Materiales bedarf, denn Bausteine bilden die unumgängliche Vorbedingung jeder Induction. Das Material der Psychologie liegt in den Gedanken, es würde also darauf ankommen, einmal die Gedanken in eine Ueberschau zu sammeln, eine Gedankenstatistik aufzustellen, und dann in den Entwickelungsprocessen aus den complicirten Producten auf die einfach primären zurückzugehen und die Gesetze zu studiren, die das Gedankenleben regieren. Man hat auch bereits verschiedentlich an solche Materiensammlung gedacht, man hat sich dafür an die Selbstbeobachtung gewandt, an Mystik und Exstase, man hat die Seele des Kindes einer Durchforschung unterworfen und auf die pathologischen Störungen der Irren eine Art experimenteller Beobachtung angewandt. Es ist durch alles dieses manch schätzbarer Fingerzeig gewonnen, und besonders das Studium der Kindesseele, sowie der Geistesstörungen verspricht bei systematischer Behandlung noch manche Bereicherung, indess wird durch alles dieses der Kern der Sache nicht getroffen, aber vielmehr nur entfernt berührt.

Eine psychologische Induction hat nämlich, wie jede Induction überhaupt ihren Ausgangspunkt in den primären Verhältnissen zu nehmen, und diese liegen nicht im Gedanken des Einzelwesens, dessen Geistesthätigkeit erst ein secundäres Product ist, sondern in dem Gedanken der Gesellschaft, des Stammes, des Volkes, je nach den engeren oder weiteren Kreisungen. Der Mensch ist seiner Wesenheit nach ein Zoon politicon, er ist für seine Existenz hingewiesen auf die Gesellschaft, erfüllt sich in ihr und vermag nur innerhalb ihres Kreises zur vollen Entwickelung seiner Eigenthümlichkeiten gelangen. Der Gesellschaftskreis in seiner einfachsten Form bildet das Individuum in der Menschheit, der Einzelmensch isolirt gedacht, würde nur eine traurige Verstümmelung darbieten, da schon das erste Bewusstwerden des Gedankens sprachlichen Austausch voraussetzt, eine Auffassung des dem Hörer zurücktönenden Wortes.

Der primäre Ausgangspunkt der vergleichenden Psychologie ist deshalb der Völkergedanke, und die Materialien zum Studium desselben sind aus den gigantischen Reflexgestaltungen zu sammeln, die das Geistesleben des Volkes an seinen mythologischen Horizont projicirt. Hier haben wir deutliche Objecte der Beobachtung in leicht erkennbaren Umrissen und in einer für vergleichende Behandlung genügender Menge, während ein Nachgehen des Gedankens im Einzelbewusstsein auf jenen unentwirrbaren Knoten führt, in dem sich die Enden der Physiologie und die Anfänge der Psychologie räthselhaft durcheinanderschlingen. Auch an dieses Räthsel indessen werden wir herantreten können, sobald wir in dem Studium des Völkergedankens den gesetzlichen Schlüssel gefunden haben, der, wenn in der Induction einmal gewonnen, dann nach allen Seiten aufschliesst. Wo man ihn zuerst suchen soll, hängt in jeder Wissenschaft von den Besonderheiten derselben ab, immer

muss es aber dort geschehen, wo sich die Thatsachen in grösster Menge und in der für die Beobachtung günstigsten Menge darstellen. Beide Anforderungen kann die Ethnologie besser in der vergleichenden Mythologie erfüllen, als irgendwo sonst. In Religion und Mythologie spiegelt sich für längere Zeit das gesammte Geistesleben des Volkes, in der Mythologie haben wir also gewissermassen den ganzen Reflex des Makrokosmos in dem Mikrokosmos vor uns, und die Eigenthümlichkeiten des Milieu geben zugleich Aufschluss über das Warum der Besonderheiten, wie sie sich bei vergleichendem Ueberblick herausstellen. Wie allen seinen übrigen Productionen drückt jeder Continent auch dem ihn bewohnenden Menschen seinen eigenthümlichen Stempel auf, der wie in der äusseren Erscheinung auch in der Sprache hervortreten muss. Die künstlichen Eintheilungen der Rassen folgten aus der Betrachtung des Menschen als besonderer Art, wogegen er in seinem Charakter als Genus sich immer zunächst unter den vom Continent selbst bedingten Verschiedenheiten, als den durchgreifendsten, markirt zeigen wird (wie ebenso Pflanzen und Thiere). Als grundlegende Eintheilung ergeben sich so die (dann weiter in Einzelheiten zu zerlegenden) Haupt-Eintheilungen, die ihre topographischen Unterlagen den Erdtheilen selbst entnehmen, als Homo africanus, Homo australiensis, Homo oceaniensis, Homo americanus, Homo borealis, Homo chinensis und Homo asiatico-europaeus oder sonst. Wie durchschnittlich die Zugehörigkeit zu einer dieser Klasse aus dem Total-Eindruck des Habitus erkennbar sein würde (dem Langköpfig-schwarzwolligen, dem Breit-haarigen, dem Nachgiebig-schlanken, dem Gedrückt-festen, dem Untersetzt-plumpen, dem Schlitzäugig-gelben, dem Gesichtlich-markirten u. a m.), so schlössen sich als ungefähre Deckung linguistisch daran, die rythmischen, die consonantischen, die vocalischen, die isolirenden, die anfügenden, die accentuirenden und die flectirenden Sprachen. Wo ein Terrain gegen fremdartige Eingriffe geschützt bleibt, wird das der Gesammtphysiognomie des Erdtheils entsprechende Sprachgewand sich auch auf weitere Entfernungen deutlich erhalten, wie es sich in den Bantu-Sprachen des auf drei Seiten durch den Ocean isolirten Südtheil Afrika's zeigt, wogegen in der nördlichen Hälfte von den Europa gegenüber liegenden und so mit ihm in Wechselwirkung stehenden Küstenländern des Mittelmeeres sowohl, wie von dem durch die Landenge mit Asien verbundenen Nilthal aus seit ältester Zeit allerlei incongruente Strömungen bis nach dem atlantischen Meere hin angeregt wurden, ähnlich wie im westlichen Asien mit politischen Beziehungen von Cap Finisterre in Europa bis Cap Comorin, wogegen die Geschichte Ost-Asiens trotz stattgehabter Wechsel doch stets innerhalb desselben Kreises blieb und so die Decke der Tonsprachen weniger durchbrach.

Durch die ganze Weite Afrika's kehren an den verschiedensten Stellen gleichartige Laute, nur wenig modificirt, wieder, indem diese rythmischen Sprachen als vorwiegend auf Vocale hingewiesen (gleich den polynesischen), eine beschränkte Sphäre der Abänderungsfähigkeit besitzen und also in sich

gleichartiger bleiben, wogegen die consonantischen Amerika's rasch in eine Mannigfaltigkeit unter einander unverständlicher Idiome zersplittert wurden.

In extremen Klimaten, wo zur Compensation die inneren Rumpforgane excessiv angelegt werden müssen, schrumpft deshalb die Gesammt-Körperlänge bei entsprechender Verminderung der unteren Gliedmaassen zusammen. In polaren Ländern verlangt die nöthige Wärme-Erzeugung, die sich (nach Kaimes) schon in der heissen Ausdünstung bemerkbar macht, eine starke Entwickelung der Lungen und also des Brustkastens, gleichsam der Ofen des auch durch die Umhüllung mit Fett (des nach dem Verbrennen des Sauerstoffes rückbleibenden Restes) geschützten Körpers bildend. In der verdünnten Luft tropischer Plateauländer ist gleichfalls ein weiter Brustkasten, um die dem Athem genügende Quantität Luft aufzunehmen, erforderlich, und so bleibt hier ebenfalls bei vorwiegendem Rumpfe die Statur im Ganzen verkürzt. Unter dem Aequator tritt dann wieder eine diminutive Menschenrasse mit ausgeprägtem Bauche auf, da in diesem die zur Ausscheidung des nicht verbrannten Kohlenstoffes stark beanspruchte Leber liegt. Der Ueberschuss wird im Schleimnetz abgelagert und bedingt dort das schwarze Pigment, so dass die schwarze Farbe der (s. Bruce) kühlen Haut hier sich völlig verschieden zeigt von der (mit zunehmendem Alter mehr und mehr) durch Exponirung in einem rauhen und kalten Klima an der Oberfläche hervorgerufenen Färbung, die auf Sumatra (nach Marsden) Folge des Seeklimas ist, während in Guyana (nach Hartsink) die Bewohner des Waldes heller bleiben, als die der Ebenen. Findet in warmen Ländern keine determinirte Abscheidung des Kohlenstoffes in der Leber statt, so bleibt das Blut mit Gallenpigment tingirt wie in der Färbung Gelbsüchtiger, die Strack mit der gelber Rassen vergleicht. Nach Schotte wird der Schweiss der Europäer am Senegal übelriechend, gelb und färbt die Leinwand saffranartig. Nach Monrad nehmen die Dänen bei der Acclimatisation in Guinea eine gelbe Farbe an, die bei späteren Generationen in Schwarz übergeht, und die Portugiesen am Gambia sind (nach Demaret) zu Negern geworden. Wäre eine kurze Rasse als für polare und äquatoriale Gegenden charakteristische anzunehmen, so mag sie gegenwärtig dennoch nur sporadisch vorkommen, da sie überall vor den robusteren Sprösslingen stattgehabter Kreuzungen erliegen musste, wie sich diese in den Eskimo des Westens und der Behrings-Strasse, in den Karelen verglichen mit den Lappen (und Finnen), sowie in den von Norden und Osten in Nieder-Guinea eindringenden Negerstämmen zeigen.

In näherer Abhängigkeit von der Luft-Electricität mag das Haar stehen, das beim Indifferenz-Zustand jener sich zum Kräuseln neigt, bei freier Spannung straff und schlicht erscheint.

Der physische Habitus ist in der Osteologie am schärfsten zu erkennen und die Knochenparthie des Schädels bietet das bequemste Theilganze für Aufbewahrung in Sammlungen zur Repräsentation verschiedener Rassen. Indessen liesse sich, darauf hin allein, keine Eintheilung des Menschengeschlechtes

basiren. Es ist von Interesse, zu wissen, an welchen Localitäten dolichocephale, wo brachycephale und andere Formen vorkommen, und soweit sich Gesichtspunkte eröffnen, den ursächlichen Gründen nachzugehen, aber es wäre eine Alles verwirrende Willkür, wenn nun eine nähere Beziehung zwischen den Dolichocephalen oder zwischen den Brachycephalen auf der Erde (besonders so lange Anhalte fehlen über die mehr oder weniger directen Beziehungen des Schädelgerüstes zur Gehirn-Entwickelung nach den Veränderungen innerhalb der verschiedenen Klassen gleicher Bevölkerung) hergestellt werden sollte. Dies würde noch mehr gelten, wollte man äussere Merkmale, wie Hautfarbe der Haare zu gleichem Zwecke verwenden.

Vom linguistischen Standpunkte aus kann man einmal die unter einer grösseren Sprachfamilie (wenn diese wissenschaftlich als solche gesichtet ist) zusammengehörigen Völker einer gleichzeitigen Betrachtung unterziehen und auf die geschichtlichen Beziehungen, die dann vorliegen werden, zurückgreifen. Andererseits werden die Lokalverhältnisse, wo Sprachen gleichen Charakters getrennt auf der Erde vorkommen, zu genaueren Untersuchungen auffordern, aber das Heterogenste würde zusammengeworfen werden, wenn schon hierauf eine Eintheilung begründet werden sollte, während die Aufgabe einer solchen doch immer nur die Hervorhebung der natürlichen Verwandschaftsverhältnisse sein kann.

In jeder physisch oder linguistisch entworfenen Eintheilung liegt eine petitio principii involvirt und man berührt damit stets die von vornherein abzuweisende Frage nach dem Ursprung, die, wenn überhaupt, jedenfalls erst am Ende des Forschungsganges gestellt werden darf. Die Betrachtung der Menschenrassen muss sich an die gegebenen Verhältnisse der geographischen Provinzen (mit ihrem historisch erweiterten Umkreis) anschliessen und hier allein stehen nutzbringende Weiterfolgerungen in Aussicht.

In jedem Specialfalle ist die Erörterung des Schädels, der Farbe, des Haares, der Sprache von massgebender Bedeutung, aber erst, wenn alle die gegenwärtig noch der Discussion unterliegenden Specialfälle zur wissenschaftlichen Entscheidung gebracht sind, dürfen Eintheilungslinien gezogen werden, die vorher, weil verfrüht, nur Schaden stiften.

Das bewegende Agens in der Geschichte ist an sich durch die wandernden Nomaden gegeben, und wenn sie handelnd auftreten, verlieren sie mit den Heerden auch ihren Charakter, wie die jetzigen Mongolen der Gobi verschieden sind von denen Dshingiskhan's (oder den mehr den Charakter bewahrenden Usbegen), wie die Zulus von den übrigen Kaffern oder die Fulahs unter sich in der Heimath oder auf Feldzügen. Die durch die Weite des für Erhaltung bedürftigen Terrains gegebene Zersplitterung der Jägervölker lässt sie weniger leicht zu der Concentration von Kriegsvölkern sich einigen, (obwohl es in Amerika so von den Chichimeken geschehen ist), in dem constituirten Kriegsvolk tritt dann aber immer ein ähnlicher Charakter hervor, ob aus Jäger- oder aus Hirtenvölkern hervorgegangen. Wenn ein Hirtenvolk,

gleich den Zulus, seine Heerden schlachtet, statt, wie ihre Stammverwandten von der Milch zu leben, wird es von selbst auf Raub und Plünderung hingewiesen, wozu in Afrika besonders auch die Sklavenjagden verführen, und solche auch ein Jägervolk (mit geringem Ackerbau) gleich den Niam-Niam vordrängen oder vielmehr heranziehen.

Für die Geographie hat sich eine Eintheilung in fünf Continente geeignet gezeigt, und obwohl jeder Continent, der sich durch verschiedene Zonengürtel erstreckt, dem entsprechend in seinen organischen Productionen variiren muss, so bewahrt sich doch ein gleichartiger Gesammttypus für dieselben, der besonders deutlich bei den Menschenrassen Afrikas, Amerikas und Australiens hervortritt, sich dagegen in Asien und seinen europäischen Ausläufern, als dem eigentlich geschichtlichen Continent, verwischt oder auch ganz verschwindet.

Für Amerika zeigt sich (mit Ausnahme seines polaren Theils, der sich wegen übermächtigen Einflusses des Klimas mit den übrigen Polargegenden zusammenordnet) ein einheitlicher anthropologischer Typus, der sich aber ethnologisch unter zwei Kreisen ordnet, dem nördlichen Amerika und dem südlichen Amerika.

In Polynesien schieben sich zwei anthropologische Typen durcheinander, von denen der eine in den Neu-Holland nahegelegenen Inselgruppen seinen Ausgangspunkt findet, der andere durch ethnologische Verwandtschaften nach Asien hinüberführt.

In Afrika südlich und westlich von der Sahara ist der anthropologische Typus ein im Grossen und Ganzen einheitlicher, mit dem ethnologischen zusammenfallend, aber die Länder am Nilthal und am Mittelmeer (östlich und nördlich von der Sahara) gehören zu dem asiato-europäischen Culturgebiete, zu dem sie schon seit alter Zeit gerechnet wurden.

Asien (mit Ausschluss seiner Polargegenden) zerfällt in drei ethnologische Provinzen, auf anthropologischen Stämmen wurzelnd, das östliche Asien, (der chinesische Culturkreis mit der mongolischen Menschenrasse), das südliche Asien (nach Polynesienüberführend durch den Archipel der Malayen), und das westliche Asien der Kaukasier, die den früher in West-Asien begründeten Schwerpunkt der Cultur jetzt nach Europa geworfen haben, wozu es durch seine Küstenentwickelung (wie Asien durch seine Flüsse) besonders befähigt ist, indem zugleich das Streichen der Bergketten diesen continentalen Complex zum geschichtlichen gliedern.

Entstehung ist für uns ein Hervortreten aus dem Nichtsein in das Sein, die neue Erscheinung eines von dem bisher Vorhandenen verschiedenen Etwas, worüber wir uns aber nur innerhalb von Raum und Zeit eine deutliche Vorstellung bilden können, wie überhaupt das Denken in den gegebenen Relationen zu verbleiben hat, um mit sich selbst klar zu sein. In der anorga-

nischen Natur führt eine neue Bildung stets auf die Existenz materieller Grundlagen zurück, auf als solche anerkannte Elemente, die nach dem jedesmaligen Standpunkt der Kenntnisse nicht überschritten werden dürfen, so dass es naturwissenschaftlich unerlaubte Speculationen sein würden, ob man weiter auf Atome oder auf Kräfte, als primäre Ursachen, zurückzugehen habe. In der organischen Natur ergiebt sich mit dem Leben die Entwickelung, eine graduelle Entstehung, die, neben dem äusserlich körperlichen Substrat, in demselben das Wirken von Kräften voraussetzt, welche über das Terrestrische hinaus zu solaren Einflüssen fortführen. Als Ansatzpunkt bietet sich hier die geographische Provinz, die in ihrem Umgebungsklima das Gesammtresultat darstellt, wie es sich aus den solaren Niederströmungen in die terrestrisch localen Verhältnisse topographisch gestaltet. Innerhalb der geographischen Provinz lässt sich die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung deduciren, unter der Umkreislinie der aus terrestrischen und solaren Bedingungen eintretenden Folgen, während die Uranfänge der einen und der andern über den Gesichtskreis hinausliegen.

Unsere Erkenntniss vom Wesen der Dinge kann nur da beginnen, wo die Denkoperationen sich controlliren lassen, wo also Relationen gegeben sind, und der Begriff des Entstehens muss deshalb für die Natur an die geographischen Provinzen anknüpfen, da wir hier eine Wechselwirkung und das daraus Resultirende vor uns haben. Die Effecte sind zunächst nur in wandelnden Variationen erfassbar, aber aus den hier berechenbaren Differenzen mag die Schöpfung selbst integrirt werden, während sie von keiner anderen Seite her zugänglich sein würde. Die Abhängigkeit stellt sich am offenbarsten bei der Pflanze vor Augen, wo die bestimmten Bedingungen des Terrestrischen und Solaren, die für ihre Existenz präsupponirt werden müssen, genauer zu analysiren sind, denn die Pflanze vermag weder ohne den ihr adäquaten Boden, noch ohne dasjenige Klima, das sie erfordert, ein Dasein zu gewinnen. Bei dem Thiere ist die Accommodationsfähigkeit eine grössere, aber auch dieses geht früher oder später ausserhalb seiner zoologischen Provinz (der geographischen Provinz nach zoologischer Peripherielinie) zu Grunde, mit theilweiser Ausnahme kosmopolitischer (oder in solchen Charakter übergeführter) Rassen.

In der Pflanze liegt die Fähigkeit zur Fortentwickelung nicht nur in der Potenzirung der Individualität zum Samen, sondern schon in den sprossenden Zellcomplexen, aber diese Fähigkeit realisirt sich nur unter den erforderlichen Verhältnissen des Bodens und der meteorologischen Luftprocesse. Da diese Fähigkeit aber in dem gleichen Spiel der Kräfte liegt, wie es unter den kreuzenden Wechselwirkungen terrestrischer und solarer Einflüsse zu Tage tritt, muss sie selbst aus dieser a posteriori abgeleitet werden, da ein inductiv geschultes Denken die Klippen der Apriorität vermeidet. Der zwischen Entstehen und Vergehen, zwischen Geburt und Tod in dem Kernpunkt der Neuschöpfung aus der Zerstörung geschlossene Kreislauf zieht zugleich die Hori-

zontlinie des deutlichen Sehens, ausserhalb welcher dem Fuss der Standort fehlt, so lange nicht das Auge im Innern die Gesetzlichkeit durchschaut und sich dadurch zum Verfolgen der in die Unendlichkeit fortstreifenden Tangenten befähigt hat.

Wir haben also in der organischen Natur die Ursachwirkungen des in der Wandlungswelt gegebenen Makrokosmos auf seinen jedesmaligen Mikrokosmos hin zu studiren und in der anorganischen Welt begeht die naturwissenschaftliche Induction das Verbrechen eigener Vernichtung, wenn sie die (unter möglicher Erweiterung) selbst gesteckten Grenzen der Elementenreihe (in das Undenkbare hinaus) überschreitet. In dem Knotenpunkt, wo sich die terrestrischen und solaren Einflüsse mit ihren Folgewirkungen durchschlingen, mag das Verschieben der gegenseitigen Einwirkungen nach beiden Seiten hin Aufklärungen gewähren, die sich dann weiter für das Terrestrische und für das Solare verwerthen lassen, aber eine Betrachtung, die mit der Erde oder der Sonne anheben will, oder gar mit einem, beide im chaotischen Ursprung vermengenden Gaszustand, stellt sich in ein metaphysisches Jenseits, wo keine der Rechnungsoperationen des logischen Denkens anwendbar ist, da sich beim Mangel des Gegensatzgliedes keine Formel aufstellen lässt. Solche Hypothesen erklären nichts und können dagegen schaden, wenn man sie, die anfänglich nur dem augenblicklichen Thatbestande gemäss und zur Constatirung dieses aufgestellt sind, später verwendet, um momentan an die Beobachtungen angeschlossene und alsdann rascher deren Veränderungen und Erweiterungen folgende Hypothesen zu rectificiren, da sie wegen ihrer Unbehülflichkeit, und daraus folgender Schwierigkeit mit feineren Nüancirungen auf dem Niveau zu bleiben, den organischen Fortschritt aufhalten und verwirren. Wenn man in dem chaotischen Urzustand diejenige Zahl der Elemente sieht, wie sie die Chemie vorläufig adoptirt hat, so ist das eine unschuldige Tautologie, wenn man aber an Drehungen und Niederschlägen, wie sie temporär herrschenden Systemen in der Astronomie oder Geologie entsprechen, auch ohne Hinblick auf diese für weiterhin, würde festhalten wollen, kann in Einzelheiten mancher Schaden gestiftet werden, und wenn andrerseits jene Gewaltshypothese darauf Bedacht nimmt, dass jede Variation der im Anschluss an wirkliche Sachbeobachtungen fundirten Partial-Hypothesen sich auch in ihr bemerkbar machte, so kommt hier gleichfalls alles wieder auf überflüssige (und demnach bei hypothetischem Schwanken nicht ungefährliche) Tautologie zurück.

Noch bedenklicher ist ein aprioristischer Sprung in das organische Leben und die Proclamirung einer Descendenztheorie, die mit den thatsächlich durch die Beobachtung constatirten Marken im direktesten Widerstreit steht, aber dennoch aus der Hypothese die Berechtigung zu ihrer Ueberschreitung schöpfen will. Wir können uns darüber Rechenschaft geben, welche Veränderungen die Producte im Pflanzen- und Thierreich unter dem Banne ihrer botanisch oder zoologisch gezogenen Provinz erleiden, aber wir sind weder zeitlich noch räumlich befugt, auf einen ersten Ursprung zurückzugehen, da,

abgesehen von der Unzulässigkeit eines solchen in den (von ihm zerbrochenen) Denkoperationen überhaupt, auch die Mittelglieder bis jetzt viel zu unvollständig vorhanden sind, um selbst für sie eine Stufenreihe herzustellen im Sinne exacter Forschung, (und mit Verletzung dieser stirbt das Ganze dahin). Während der Anthropologe gerade mit zunehmendem Material die Schwierigkeiten wachsen fühlt, die charakteristischen Typen im Menschengeschlecht in gewissenhaft zusagender Weise zu definiren, scheint es dem „Kerl, der speculirt" sehr leicht gethan, in nebliger Fernsicht gleich den gesammten Schöpfungsplan zu discutiren und für den Platz des Menschengeschlechtes im Pauschquantum seinen im Voraus construirten Raum zu schaffen.

Bei Betrachtung der Natur haben wir von dem jetzt vorliegenden Zustande derselben auszugehen und in diesem sind die pflanzlichen und thierischen Erscheinungen auf ihre geographischen Provinzen beschränkt, (die botanischen oder zoologischen,) und ebenso die ethnischen auf die ethnologischen, in denen sich neben den (topographisch) längst acclimatisirten (aber trotzdem vielleicht unter historisch neuen Conjuncturen nicht lebensfähigen) Eingebornen oft Zuwanderer unterscheiden, die sich im Uebergangszustand der Anpassung finden oder andere, die, als dazu unfähig, dem Untergang anheimgefallen sind. Diese geographischen Provinzen geben also einen festgeschlossenen Anhalt, an dem das Denken rechnende Combinationen vornehmen kann. Die vor den Augen statthabenden Wechsel sind dabei besonders aufklärend, je weiter sie in Details hineinverfolgt werden können, je mehr sie also, für scharfe Prüfung der Gegenwart angehören. In ihr muss der leitende Faden erst festgeknüpft sein, da mit der Entfernung die Umgebung rasch eine trügerische wird, selbst in der Menschengeschichte schon (und mehr noch, wenn man in der Erdgeschichte auf geologische Vergangenheiten zurückgeht). Das geologische System ist ein für den Augenblick auf die gleichzeitig in der Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie u. s. w. herrschenden künstlich balancirtes, das, so lange es sich im Gleichgewicht hält, sich dadurch als das soweit richtige beweist, aber bei dem fortdauernden Einschluss gährungsfähiger Keime eine allzu sehr Erschütterungen ausgesetzte Basis abgiebt, als dass der Anthropologe sich beruhigt fühlen sollte, darauf sein eigenes System aufzubauen, das er bis in die schwindelnden Höhen der Transcendenz wird hinaufzuführen haben. Die nüchterne Forschungsmethode, die bei den leitenden und massgebenden Geologen fortdauert, gewährt glücklicherweise genügende Sicherheit dafür, dass die in diese Wissenschaft zu suchende Stütze, mehr auch stets geliefert werde.

Bei dem Studium der Menschenrassen liegt das Instructive in der Erklärung des (hier gesellschaftlichen) Individuums aus seiner Umgebung, der Spiegelung dieses in der körperlichen, und mehr noch, in der geistigen Constitution, also in dem Mikrokosmos als Schöpfung aus den causae efficientes seiner anthropologischen Provinz. Dies ist die Aufgabe, die zu erfüllen vor-

liegt und die unerschöpflich reiche Resultate in der Weiterverfolgung verspricht, wogegen jede andere Eintheilung, ob nach einem künstlich oder natürlich angestrebten System von vornherein sogleich auf ein kaum zu beseitigendes Hinderniss stösst, auf die Schwierigkeit nämlich, zugleich mit den räumlich nebeneinander angeordneten Typen die zeitlich im Geschichtslauf veränderten ihren entsprechenden Verhältnisswerthen gemäss einzureihen. Wie das botanische System die lebende Flora, das zoologische die lebende Fauna hat das ethnologische zunächst die Volksstämme in der gegenwärtigen Form aufzufassen, und die anthropologischen Vorstufen würden gewissermassen bereits der Paläontologie angehören, noch ehe diese in die geologischen Schichtungen hinabsteigt. Schematisiren ist hier in jeder Weise gefährlich, da unbesorgtes Reduciren der Culturvölker auf primitive Stämme, die sich in schwachen Resten erhalten oder aus historischen Traditionen erkennbar sein mögen, im Voraus manche Fragen für beantwortet ausgiebt, die erst bei langsamer Entwirrung des geschichtlichen Gewebes zu sichten und zu lösen sind. Selbst bei den Naturvölkern bringen Generalisationen mehr Schaden als Nutzen, da alle die Streitfragen, die der Ethnologe jetzt erst allmälig Gelegenheit findet, eingehender Untersuchung zu unterwerfen, zerhauen werden müssen, und so bereits partheiisch entschieden scheinen. Die Ethnologie ist weniger eine zoologische Naturgeschichte des Homo, als vielmehr jener Geschichte auf geographischer Grundlage, wie sie K. Ritter bei seinen Arbeiten vorschwebte und die den Menschen in allen seinen Färbungen, mit denen er über die Erdoberfläche hinschillert, zu umfassen haben wird. Zoologisch genommen, muss der Mensch entweder wie ein Genus nach seinen Arten oder als Species in ihren Varietäten beschrieben werden. Während aber im Thierreich die meist schon räumlich getrennten Arten keine (freiwillige) Mischung (ausser in dem Ausnahmefalle der Domestication) eingehen, und also scharf auseinander zu halten sind, laufen in der kosmopolitisch verbreiteten Menschenrasse die Nüancirungen so dicht durcheinander, dass Scheidung fast überall einen organischen Zusammenhang zerreist. Den Hauptgesichtspunkt hat deshalb die ethnische Entwickelung zu bilden, die auf der geographischen Grundlage hervorprosst und unter den historischen Conjuncturen je nach der weiteren oder engeren Linie derselben zu höheren Gestaltungen entfaltet wird.

Gleichartigkeit des physischen Habitus (am leichtesten am Schädel erkennbar) weist für die Menschenstämme auf eine gleichartige geographische Provinz, in der sie leben, die (wie bei Pflanzen und Thieren) in entfernten Theilen der Erde eine, wenn nicht gleiche, doch ähnliche sein kann. Weitere Zusammengehörigkeit unter gleicher Sprache zieht den Umfang geschichtlicher Beziehungen und markirt die gegenwärtig bestehende (oder noch in Anklängen fortdauernde) Phase derselben. Eintheilung nach künstlichen Merkmalen (Hautfarbe, Haar, Augen u. s. w.), die nur bei Anordnung von Sammlungen (wie im pflanzlichen oder thierischen System) von praktischem Nutzen sein würde, bleibt für die der Ethnologie gestellten Aufgaben ohne direct durchgreifende Bedeutung, wenn nicht störend (bei unverständiger Verwendung).

Die Ethnologie soll bis jetzt keine systematische Anordnung des Menschengeschlechtes sein (die ihrem natürlichen Systeme nach erst am Ende der Studien gegeben werden könnte), sondern eine Physiologie desselben, eine Erklärung der Wachsthumsgesetze, die in den Schöpfungen des enger oder weiter gezogenen Gesellschaftshorizontes walten, und die zum richtigen Verstäudniss auf die individuelle Körperanlage (durch den geographischen Horizont bedingt) zurückzuführen sind. A. B.

Beschreibende Ethnologie Bengalens

aus offiziellen Documenten zusammengestellt von Colonel Dalton, Reg. Commiss. von Chutia Nagpur, deutsch bearbeitet von Oscar Flex, Grossnerscher Missionar in Ranchi. 1873.

II. Gruppe.

Die Völker des Asam-Thales.

1. Abtheilung. Allgemeine Uebersicht.

Die Bevölkerung Asams besteht jetzt aus Brahmanen, Ganaks, Kaists, Kolitas. Diese scheinen die einzigen Ueberbleibsel der frühesten arischen Kolonien zu sein), Keots, welche theils Hindus, theils Proselyten sind, Doms, (Fischer- und Bootleute), Haris, Einwanderer von niederer Kaste, Tschutias, Lalongs, Koctschis, Metschis und Katscharis. —

Unter diesen waren die Tschutias der herrschende Stamm, als die Ahoms ins Land fielen. Ihr Reich wurde von dem Ahom Chief Tschutupha 1350 A. D. gestürzt und viele Tschutias gezwungen, sich in andern Theilen Asams niederzulassen. Die Zurückgebliebenen finden sich in der Bihiya Kaste unter den Lalongs in Sadiya und Oberasam.

Die Tschutias haben eine ziemlich helle olivenähnliche Farbe und fast regelmässige aber stumpfe Züge mit plattem Gesicht, was gegen die Annahme spricht, dass sie arischen Ursprungs seien. Ueberdies wird ihre Kaste als eine niedrige angesehen, und sie selbst nennen sich Hindu Tschutia, um damit anzudeuten, dass sie nicht mehr „Mletschas — Fremdlinge — sind. Es dauerte lange, ehe man etwas von ihrer Sprache entdeckte. Endlich fand man eine isolirte Niederlassung am Dickrang in Lakhimpur. Die Insassen derselben nannten sich Deori Tschutia, weil sie früher an einem berühmten Tempel, Tamasuri Mai, oberhalb Sadiga als Priester angestellt gewesen waren.

Dort wurden jährlich Menschenopfer gebracht. Eine zweite Colonie desselben Namens wurde in einer Ecke Oberasams entdeckt. Auch hier nahmen sie die Stellung von Priestern an einem der Göttin Kali geweihten Tempel ein. Man fand, dass die Sprache dieser Deoris mit der der Garos und Bodos verwandt sei. Nach ihren Traditionen kamen sie von den Gebirgen im Norden nach Oberasam und drangen bis Sadiya vor, wo sie mit einer Brahmanischen Race, die sie dort fanden, ein Reich gründeten. Die Sage erzählt, dass der Hindu-König von Sadiya ein grosses Wettschiessen von Bogenschützen abhielt und dem besten Schützen seine Tochter zur Frau versprach. Ein Tschutia-Jüngling trug den Sieg davon und wurde vom König adoptirt. Als er den Thron bestieg, nannte er sich Sihopal. Diese Geschichte haben ohne Zweifel die Brahmanen erfunden, um auf diese Weise die unangenehme Thatsache zu bemänteln, dass die alte Hindudynastie Pal, welche lange Zeit in Kamrup und Oberasam herrschte, von einer Barbarenhorde überwunden wurde. Capt. jetzt Col. Rowlatt fand östlich von Sadiya am Dholla-Fluss, nicht fern von dem oben erwähnten Kupfertempel Tamasuri Mai die Ruinen eines Forts, als dessen Erbauer Sihopal genannt wurde. Der Tempel selbst war verlassen. Den Barmesen gebührt der Verdienst, die Menschenopfer hier abgeschafft zu haben. Man nahm die letzteren aus einem besonderen Stamme, welcher in Anbetracht dieser ungemüthlichen Verpflichtung von allen andern Abgaben und Frohndiensten frei war und „Sar“ frei genannt wurde.

Die Kolitas findet man über ganz Asam zerstreut und da Niemand weiss, wie und wann sie ins Land gekommen, so darf man wohl annehmen, dass sie die ältesten Bewohner desselben sind. Die Kolitas sind im Ganzen nicht so hellfarbig wie die Ahoms und Tschutias, aber ihre Gesichtsbildung ist ovaler, ihr Kopf fein gebaut mit hoher Nase, grossen Augen, vollständig entwickelten Augenliedern und Wimpern, und ihr Körperbau leicht und graciös wie der des reinen Hindus. Merkwürdiger Weise giebts Hindustämme desselben Namens in Sambhalpur, Cattak und den tributpflichtigen Grenz-Ländern Tschota Nagpurs, welche mit den Kolilas in Asam verwandt zu sein scheinen.

Der Verfasser nimmt an, dass Asam oder Kamrup zu den ersten ostarischen Niederlassungen gehört. Bhagadatta, ein König Kamrups wird schon als ein Krieger in der Mahabharat erwähnt. Ebenso ist erwiesen, dass es mehrere Religionsumwälzungen erfahren hat. Budhismus, Adibudhismus, Shivismus und Vischnuismus suchten noch einander die Oberhand zu gewinnen. In Kamrup trifft man überall schivitische Tempel an, welche auf den Ruinen zerfallener Budhatempel, die oft tief unter der Erdoberfläche liegen, gebaut sind.

Der Kaliko Puran enthält lange Beschreibungen von Flüssen und Bergen in Kamrup, welches man als ein heiliges Land ansah, denn es besass die berühmten Tempel der Durga-Kamakhya oder Kamitschschha genannt; den Hindus war es das Land der Liebe, Wilson sagt in der Vorrede zu seinem

Vischnu Puran: Es ist eine eigenthümliche, unerklärte Thatsache, dass Asam oder der Nordosten von Bengalen (d. i. Kamrup) die Quelle gewesen zu sein scheint, aus welcher die Tantrika und Sakta Verfälschungen der Veda und Puran Religion geflossen sind.

Aus den frühesten Notizen über Kamrup erhellt, dass die Arier, welche es zuerst inne hatten, von ihren westlichen Brüdern als Ungläubige angesehen wurden, wahrscheinlich weil sie Buddhisten waren. Der grosse Tempel von Hadschu am nördl. Ufer des Brahmaputr besitzt noch eine grosse Figur Buddhas oder Mahamanis, wie sie auch genannt wird, zu dem jährlich Tausende von Buddhisten aus Butan und Tibet wallfahrteten; jetzt pilgern auch Hindus dahin, welche das Götzenbild Madhob nennen. — Trotz dieses Abfalls aber umgab doch ein Nimbus den heiligen Fluss mit seinen gewaltigen Ufern, welcher den Hindus aus allen Sekten theuer geworden war, und die „Dschogini Tantro“ constatirt, dass der König Norok, obgleich er ein Abtrünniger war, doch so hoch bei den Göttern angeschrieben stand, dass sie ihn zum Schirmherrn des Tempels Kamakhya machten.

Die Magh und Baisakh Bihus sind die beiden Nationalfeste der Asamesen. Die mit beiden verbundenen Ceremonien haben mit der Hindu-Religion Nichts zu thun und ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt. Sie verdanken denselben aber nicht der jetziegn, sondern der früheren Religion des Landes.

Das Baisakh Bihu ist von den Hindu-Festen gänzlich verschieden. Während der Dauer desselben geniesen die Frauen und besonders die Mädchen ungewöhnlich grosse Freiheit. Schon während der vorangehenden Tage durchziehen Gruppen von jungen Burschen, in deren Mitte Mädchen tanzen, die Dörfer. Am ersten Festtage macht man sich gegenseitig Besuche, am zweiten wird gebadet und allem Vieh göttliche Verehrung erwiesen. Am dritten Tage kommen die Einwohner der Dörfer zusammen und amüsiren sich mit Singen und Tanzen. In Asam giebt es Klöster von ziemlicher Bedeutung, deren Einrichtungen ganz budhistisch sind, obgleich die darin Lebenden zu den Vischnuiten gehören. Ein chinesischer Reisender, Hwang Thsung, fand sie schon damals vor und zwar als budhistische Etablissements.

Ein kurzes Resumé der angedeuteten Geschichtsnotizen stellt also folgende Thatsachen fest:

Das Brahmaputrthal wurde zuerst von Ariern kolonisirt. Die Religion der frühesten Periode war Budhismus. Der Shiva- und Kali-Kultus verdrängte den letzteren. Der Vischnuismus gewann endlich die Oberhand und wurde die von der Majorität des Volkes angenommene Religion. Im 8. Jahrhundert wurde die Hindu Dynastie von Tschutia- und Katschari-Horden gestürzt, aber obgleich die alten Ansiedler der physischen Kraft ihrer Angreifer unterlagen, so bewahrten sie sich doch ihre geistige Superiorität und machten die Sieger ihrer Religion und Civilisation unterthan. Ja die Katscharis waren in so hohem Grade hinduisirt worden, dass die Koctschis, als sie im 12

Jahrhundert ins Land fielen, der Sage nach nur dadurch den Sieg über sie davontrugen, dass sie ihren Angriffs-Colonnen Brahmanen auf Kühen reitend, vorausschickten, welche die Katscharis nicht zu tödten wagten. Als die Koctschis über Kamrup herrschten, war Oberasam in den Händen einer unbekannten Dynastie, „Bhara Bhuya" genannt, auf welche sich allem Anschein nach eine Tradition bezieht, die Buchanan in seiner Beschreibung von Dinadschpur anführt: Dieselbe giebt an, dass einst zwölf Personen von hoher Abkunft, nämlich aus der Pal-Familie, vom Westen kamen, um am Flusse Korotya (der Grenze zwischen dem alten Matsya und Kamrup) eine religiöse Ceremonie mitzufeiern. Sie kamen aber zu spät und da diese Ceremonie erst in 12 Jahren wieder stattfand, so entschlossen sie sich an Ort und Stelle zu bleiben. Sie errichteten nun Paläste und Tempel, gruben Teiche aus und vollbrachten viele andere grosse Arbeiten. Diese Leute gehörten dem Bhungya-Stamme an, von dem auch der König von Kafi (Benares) und Betiah ihre Abkunft herleiten. Die grossartigen Ruinen, welche man in den verlassenen Wäldern an dem nördlichen Ufer des Brahmaputr heut noch findet, sind nach den Angaben der Leute von jenen Bhara Bhuyas oder Bhungyas erbaut worden, welche offenbar mit dem grossen Bhuyastamme zusammenhängen, dessen bei der Beschreibung von Tschota Nagpur und Orissa Erwähnung geschehen wird. Als die Ahoms nach Asam kamen, hielten sich die von den Koctschis zurüchgedrängten Tschutias noch in Sadiya und in Ober- und Nieder-Asam, bis sie in der Mitte des 13. Jahrhunderts unterworfen wurden. Die Ahoms herrschten nun vom Brahmakhund bis Goalpara. Die Muhamedaner hatten sich unterdessen des Bengalen zunächst liegenden Theils von Asam bemächtigt und wollten weiter nach Norden vordringen, wurden aber von den Ahoms zurückgeschlagen, welche bis zum Jahre 1810 p. C. ihre selbstständige Herrschaft zu behaupten wussten. Innere Zwistigkeiten und Kriege schwächten sie aber derartig, dass einer der Parteiführer sich an die Barmesen um Hülfe wandte. Innerhalb der nächsten 10 Jahre machten sich die letzteren zu Herren des Landes, kamen aber dabei mit den Engländern in Collision, worauf der barmesische Krieg ausbrach, und Asam eine britische Provinz wurde.

2. Abtheilung. Die Katscharis oder Bodo, Metsch- und Dhimal-Stämme.

Der Stamm der Katscharis ist einer der zahlreichsten und weitverbreitetsten an der Ostgrenze Britisch-Indiens. Sie sind eine starkgebaute Race mit markirt mongolischen Gesichtszügen und gelblicher Hautfarbe. Man findet sie in kleinen Niederlassungen über ganz Oberasam, Katschar, Darrang und in den nördlichen und den von Butan annectirten Duars. Die Mehrzahl nennt sich Soronias — gereinigte Katscharis, und zeigt damit an, dass sie die Sitten der Hindus adoptirt haben und sich aller unreinen Nahrung enthalten. Sie treiben Ackerbau, essen weder Schwein- noch Rind-

fleisch und sind sehr reinlich. Die Nord-Katscharis theilen sich in Hagai und Parbatia=Unter- und Oberland Katscharis, und die in den östlichen neuerdings annectirten Duars nennen sich nach dem Namen ihres Landes. Schargiah. Sie erstrecken sich also von Tiperah im Südosten bis Morang und dem Lande der Kitschaks im Nordwesten, vom 25—27° nördlicher Breite und vom 88—93½ östlicher Länge.

Religion, Priester, Beschwörer: Diejenigen Katscharis, welche noch an ihrer ursprünglichen Religion hängen, verehren das „Sternenheer" und die irdischen Elemente. Sie haben aber kein Wort für Sünde, Frömmigkeit, Gebet und Busse. Der höchste Gott „Batho" wird in der Gestalt der Södsch-Pflanze (Euphorbia) verehrt. Diese Pflanze findet man sauber gehegt fast vor dem Hause eines jeden Katscharis, ebenso wie die Hindus den Tulsi-Strauch vor ihre Hausthüren pflanzen. Den milchähnlichen Saft der Södsch gebrauchen sie als Medicin. Die Priester „Deoschis" sind keine besondere Kaste, jeder Katschari, der mit dem Ritual und den Gottheiten bekann ist, darf Priester sein. Diese sowie die Aeltesten haben das Recht, den Eid abzunehmen und Gottesgerichte aufzuerlegen. Sie leiten die Ceremonien an den hohen Festen, welche drei Mal des Jahres den Elementen und einmal den Hausgöttern zu Ehren gefeiert werden. Da Krankheiten ihrer Ansicht nach nur aus übernatürlichen Ursachen entstehen, so haben sie ausser den Priestern noch eine besondere Klasse von Beschwörern, welche den Gott, der die Krankheit gesandt hat, nennen müssen. Sie finden ihn auf folgende Weise: Dreizehn Blätter, welche die Gottheiten repräsentiren, ein jedes mit etlichen Reiskörnern bestreut werden im Halbkreise vor dem auf dem Boden sitzenden Exorcisten gelegt. Dieser lässt einen Pendel, welcher an seinem Daumen befestigt ist, vor den Blättern hin- und herschwingen und ruft die Götter um Hilfe an. Das Blatt, vor welchem der Pendel endlich still steht, bezeichnet den Gott, welcher den Patienten krank machte. Es wird aus der Reihe entfernt und der Beschwörer fragt den Gott, welches Opfer er verlange. Auf welche Weise er eine Antwort erhält, ist unbekannt, jedenfalls aber bestimmt er das Thier, welches von Kranken auch versprochen aber erst gegeben wird, wenn er wirklich gesund geworden ist.

Feste: Die 3 grossen Feste werden ausserhalb der Dörfer gewöhnlich an Flussufern abgehalten, während die Verehrung der Hausgötter zu Hause stattfindet. Ausser diesen haben sie ein besonderes Fest, an welchem sie 13 lange Bambusstangen, die mit Gewändern etc. dekorirt sind, umhertragen. Der Priester „Deoshi" und die zu inspirirende Person „Deoda" welche die Fragen des Priesters beantworten soll, begleiten die Procession. Der Deoda wird während des Umzugs wiederholt mit Wasser besprengt, er schlägt die Bambusstange und umtanzt sie so lange, bis er in Verzückung geräth. Bei den häuslichen Festen opfert der Deoshi einen Hahn und betet die Sidsch-Pflanze als Personification des Gottes Batho an. Dessen Frau Mainon ist Hausgöttin, sie wird durch einen 3' hohen Bambuspfahl, auf dem ein mit

Reis gefüllter Topf steht, in jedem Hause dargestellt. Jedes Jahr wird ein wildes Schwein vor diesem Pfahl geopfert, ausserdem legen die Fraueu der Familie monatlich Gaben von Eiern vor demselben nieder.

Hexerei. Manchmal ist eine schwere Krankheit nicht durch den Zorn der Götter sondern durch Behexen hervorgerufen. Die Beschuldigte, gewöhnlich eine im Dorfe unliebsam gewordene alte Frau, wird in solchen Fällen von 3 Beschwörern und den Dorfältesten vorgenommen, und so lange mit dem Rohrstock bearbeitet, bis sie ihre That gesteht, worauf sie aus dem Distrikt gestossen wird.

Heirathen. Die Ehe wird durch die Auswechselung eines solchen Betal blattes geschlossen, und die Ehescheidung durch das Zerreissen eines blattes vollzogen. Dieselbe Sitte herrscht bei den Dhimals, welche mit den Bodos verwandt sind und mit ihnen zusammen wohnen. Die Metsch und Katscharis in den östlichen Duars haben noch die primitivste Heirathsform, nämlich gewaltsame Entführung: Der Bräutigam begiebt sich mit einer Schaar seiner Freunde nach dem Hause der Braut, deren Freunde auch versammelt sind. Ein Scheinkampf entbrennt nun, in welchem die letzteren die Braut zu vertheidigen suchen. Die Parthei des Bräutigams siegt aber und entführt das Mädchen. Eine Mahlzeit und ein Geldgeschenk versöhnen nachher die scheinbar erzürnten Gefährten der Braut, sowie den aufgebrachten Vater derselben.

Begräbnisse: Die Bodos begraben ihre Todten sogleich und errichten ihnen keine Denkmäler; sie unterscheiden sich also hierin von den bisher angeführten Stämmen.

Götter: Die Katscharis scheinen ihren alten Götter nicht sehr treu zu sein, denn sie haben ausser den Hindu-Gottheiten auch die Namen von Bergen, Flüssen und Herrn aus ihrer Mitte als Götter angenommen. Es scheint, dass die Katscharis vielen Flüssen in Oberasam erst Namen gegeben haben, denn die Vorsylbe „Di“, welche man bei so vielen Namen findet, ist das Katschari-Wort für Wasser oder Fluss: z. B. Di-hong, Di-Oong, Di-hing, Di-garo etc. Der Brahmaputr heisst Drima = die Flussmutter.

Die Dhimals gehören offenbar derselben Race an, obgleich ihre Sprache von der der Katscharis etwas verschieden ist. Sie leben, etwa 1500 Seelen stark, in den Saulwäldern zwischen dem Dhorla und Konki, vermischt mit den Bodos, aber in eigenen Dörfern.

Die Rabhas und Hadschongs im Gowalparah-Distrikt sind Abkömmlinge der selben Race; sie zählen gegen 2000 Familien und theilen sich in 2 Stämme: die Rongdaniya und die Pàti. Die ersteren sind in Bezug auf alte Sitten und Reinheit des Blutes ganz conservativ geblieben, während die letzteren sich ziemlich bengalisirt haben.

Religion: Ihr höchster Gott ist Rischi. Er ist sehr alt (rish=Bart) und hat eine Frau Tscharipak. Jeder anständige Rabha opfert diesem Gott jährlich ein wildes Schwein und seiner Frau eine Ziege. Beide leben im Himmel und heissen in der Volkssprache: Bura, Buri (Alter, Alte), und da

wo der Brahmanische Einfluss vorherrscht: Schiwa und Durga. Eine ihrer irdischen Hauptgötter ist Dhormong, welcher auf dem Gebirge Tschorihatschu thront. Ihm opfern die Ralchas bei grosser Dürre schwarze Ziegen, damit er Wasser sende. —

Costüme: Die Männer kleiden sich wie die Bengalis, sind aber viel stärker gebaut als jene. Die antiarischen Züge markiren sich bei ihnen aber weniger als bei den Garos. Dasselbe ist der Fall bei den Patis im Verhältniss zu den Rongdaniyas, dies beweist, wie die Racen sich mehr und mehr mischten, je näher sie der Ebene kamen. Die Frauen kleiden sich sehr sittsam: den Kopf bedeckt ein Turban von braunem Stoff, den Busen ein Streifen von demselben Zeuge und das Hauptgewand fällt von der Brust bis auf die Füsse Sie tragen ihre Lasten auf dem Rücken in viereckigen Körben, welche von einem um die Stirn gelegten Bande gehalten werden.

3. Abtheilung. Die Metsch.

Alle Autoritäten stimmen darin überein, dass die Metsch mit den Katscharis verwandt sind. Sie selbst aber nennen sich Radschbansis (aus königlichem Geschlecht stammend). Sie lebrn in den neuerdings annectirten Duars von Butan und erstrecken sich von da durch das Nepal Tarai bis zum Konki-Fluss. Man findet selten permanente Niederlassungen unter ihnen, da sie ein nomadenartiges Leben lieben und sich besonders gern in den dichtesten Wäldern aufhalten. Sie sind so gewöhnt an die malarischen Ausdünstungen dieser Dschongels, dass sie offenbar ohne dieselben nicht existiren können, denn es ist Thatsache, dass, wenn man sie in die reinere Luft der Ebenen bringt, sie dann hinsiechen und sterben. In ihren Sitten gleichen sie den Katscharis.

4. Abtheilung. Die Kotsch oder Koctsch.

Diese gehören zweifelsohne zu den ältesten Völkern Indiens. Ueber ihren Ursprung ist nichts bekannt. Man glaubte in ihrer Sprache Anzeichen einer Verwandtschaft mit den Metsch Katscharis zu finden, doch ist diese sehr fraglich, auch unterscheiden sie sich von den genannten Stämmen durch ihre dunklere Farbe. Der Nukleus der Race liegt in Kotsch-Behar, man findet sie aber auch in Rangpur, Unterasam und Purniah, also zwischen dem 87 und 93° östlicher Länge. Sie zählen über eine Million Seelen.

Geschichtliche Notizen. Die Kotsch waren eine anerkannte Macht im Norden von Ostbengalen. Sie drangen nach Osten vor und machten sich zu Herrn der Marschgegenden zwischen Kamrup und Butan. Ungefähr 1580 A. D. kamen sie mit den Katscharis in Collision. Sie drängten die Letzteren unter ihrem berühmten Anführer „Hadschu“ zurück und gründeten eine Dynastie, welche 200 Jahre lang bestand. Die Koctsch-Fürsten wurden im westlichen Kamrup, in Rangpur und Gowalparah von den Muhamedanern und im Osten von den Ahams überwältigt, aber die Nachkommen Hadschus

üben noch in dem eigentlichen Koctsch-Behar jura regalia aus. Der Enkel Hadschus Vischu Sinch trat mit den hervorragendsten Gliedern seines Stammes zum Hinduismus über; sie nannten sich von da an „Radschbansis." Der Plebs adoptirte den Muhamedanismus.

Mr. Beveridge, ein englischer Beamter in Koctsch Behar, beschreibt das Volk so: Körperbeschaffenheit: Gesicht flach und fast viereckig; Augen schwarz und schief; Haar dunkel und gerade, bei Einigen gelockt; Nase flach und kurz; Backenknochen hervorstehend; Bartwuchs spärlich; Hautfarbe fast stets schwarz; Seiten des Kopfes platt; Stirn zurückweichend.

Die Pani-Koctsch leben am Fusse der Garoberge. Sie haben sich mit den Rabhas vermischt und sowohl die Tracht als auch viele von den religiösen Gebräuchen derselben angenommen. Die Frauen spielen bei ihnen eine grosse Rolle. Sie sind es, welche die Sorge für die Erhaltung des Eigenthums zu übernehmen haben. Sie sind ausserordentlich fleissig und spinnen, weben, pflanzen und brauen den ganzen Tag. Nach dem Tode einer Frau fällt das Eigenthum den Töchtern zu und wenn ein Mann heirathet, so lebt er bei seiner Schwiegermutter und muss den Befehlen derselben sowie denen seiner Frau gehorchen. Heirathen werden von den Müttern arrangirt, welche für den Bräutigam 10 Rupies zahlen, während der letztere nur 5 für die Braut giebt. Wenn der. Mann stirbt, so nimmt die Frau einen andern. Begeht er Ehebruch, so muss er Rupies 60 Strafe zahlen und wenn seine Familie das nicht aufbringen kann, so wird er als Sklave verkauft.

Begräbnisse. Die Todten bleiben 2 Tage liegen, während dieser Zeit trauert die Familie des Verstorbenen, die Verwandten und Nachbarn aber essen, trinken, singen und amüsiren sich dabei. Dann wird die Leiche an dem Ufer des nächsten Flusses begraben.

Opfer: Sie nennen ihren höchsten Gott auch Rischi, dessen Frau aber Dschago. Zu Ende der Regenzeit opfert der ganze Stamm diesen beiden. Ebenso bringen sie den Gestirnen und den Wald-, Berg- und Flussgöttern Opfer. Die Erstlinge der Feldfrüchte sind den Ahnen geweiht. Die Priester welche dabei amtiren, heissen bald Deoschis oder Brahmanen bald Lamas; sie haben wahrscheinlich für diesen Stand keinen National-Namen.

Man hat sich natürlicherweise viel damit beschäftigt, heraus zu finden, woher diese Koctsch stammen. Nach Col. Dalton's Untersuchungen gehören sie nicht zur turanischen oder indochinesischen, sondern zur dravidischen Familie; er hält sie für einen Zweig der grossen Bhuiya-Race und dem schwarzhaarigem Volke zugehörig, welches aus den Gangesprovinzen vertrieben wurde, als die Reiche Mithila und Magadha von den Lunar- und Solar-Racen gegründet wurden.

III. Gruppe.

Die nördlichen Grenzvölker.

1. Abtheilung. Die Butias.

Die Butias oder Bhots leben in Butan an der nördlichen Grenze Asams. Der Name Butan ist eine Verkürzung des Wortes Butanth, d. h. Ende von But. Dies Wort „But" ist das „Bult" in Bultistan und das „Bet" in Tibet.

Regierung: Nach der Tradition der Butias stand Butan ursprünglich unter der Oberherrschaft Tibets. Die alten Paläste und Schlösser, welche jetzt von den Deb, Dharma, Pillos und Zumpens bewohnt werden, waren für die tibetanischen Beamten errichtet worden. Tibet hielt das Land längere Zeit und zog seine Gouverneure erst zurück, als es sich nicht mehr bezahlt machte. Die zurückbleibenden Colonisten bildeten nun eine eigene Regierung, welche schliesslich folgende Gestalt annahm: Als Oberhaupt gilt der Dharma oder Dharm Radscha, die Incarnation (Autar) eines ewigen spirituellen Herrschers, welche zu Zeiten verschwindet, aber sogleich als Kind wieder erscheint und seine Identität dadurch beweist, dass er die Personalien des letzten Autars wieder erkennt und für sich in Anspruch nimmt.

Ihm zunächst steht der Deva oder Deb Radscha, welcher vom Staatsrath gewählt wird. Dieser besteht aus 7 ordentlichen Mitgliedern: den ersten Ministern des Deb und Dharma, den Gouverneuren der königlichen Palläste und 3 ausserordentlichen Mitgliedern, den Statthaltern der Provinzen: Penlos oder Pillos genannt. Die Regierung ist theoretisch gut organisirt, aber bei jedem Amtswechsel wird die Constitution verletzt.

Die bedeutendsten Butanischen Forscher: Pemberton und Eden stimmen darin überein, dass die höheren Klassen, besonders die hohen Staatsbeamten zu den verworfensten Charakteren gehören, während die minderen Volksschichten als intelligent, ziemlich ehrlich und nicht ganz unwahr bezeichnet werden.

Körperbeschaffenheit und Tracht. Die Butias sind ein schöngebautes Volk, wenn auch nicht so robust wie die Sikkhimesen und Tibetaner. Ihre Gesichtsbildung ist flach und echt mongolisch mit schief sitzenden Augen, grossem Mund und kurzer niedriger Nase. Die Farbe ist olivengelb. Die Tracht der Männer besteht aus einem lose sitzenden Rock oder Kittel, welcher um die Hüften durch ein Stück Baumwollenzeug festgehalten wird. Der obere Vordertheil dieses Kittels dient als Fouragesack, in dem faulige Fische, Fleisch, gekochte und ungekochte Lebensmittel ihren Platz finden. Die Frauen hüllen sich in ein langes Gewand mit weiten Aermeln. Sie verwenden wenig Sorgfalt auf ihre Kleidung und äussere Erscheinung: Sie tragen

ein Gewand so lange, bis es vom Schmutz verfault und abfällt, lassen ihre Haare gewöhnlich ungekämmt herabhängen und waschen sich selten. Viele Frauen sieht man mit geschorenem Kopf, das sind Nonnen, welche das Gelübde des Cölibats abgelegt haben sollen.

„Einst", so erzählt Col. Dalton, „kamen mehrere Butias, welche sich in Kamruz niedergelassen hatten, zu mir, und baten um eine schriftliche Bewilligung darüber, dass sie britische Unterthanen seien. Ich erklärte ihnen, sie seien viel zu schmutzig dazu und wenn sie sich nicht verpflichteten, sich täglich zu waschen und sich überhaupt grösserer Reinlichkeit zu befleissigen, könne ich sie nicht als solche anerkennen. Sie machten bei dieser Ankündigung ein sehr ernstes Gesicht und baten sich Bedenkzeit aus, um diese harten Bedingungen erst in gehörige Erwägung zu ziehen. Nach mehreren Versammlungen und Berathungen erschienen sie endlich alle sauber gewaschen mit reinen Kleidern und erklärten, sie wollen die Bedingungen annehmen.

Priester: Die Gheilongs, Lamas oder Priester machen einen grossen Theil der Bevölkerung aus. Zum Eintritt in den Priesterstand ist die Erlaubniss des Deb erforderlich, sowie die Erlegung einer Geldsumme. Diese Priester haben ausser ihren religiösen Obliegenheiten auch die medicinische Behandlung des Volks zu besorgen, welche einfach aus Beschwörungen der Krankheiten besteht. Sie leben in Klöstern, welche unter einem Oberhaupt stehen. Von den Mysterien der Budhisten-Religion und der Literatur des Landes wissen sie wenig oder gar nichts. Priester und Laien beschränken ihre religiösen Uebungen auf das Abfingern des Rosenkranzes und endloses Wiederholen des Om-Mani-Padmi-Om. Gebetsmaschinen nehmen ihnen oft die schwere Arbeit ab. Befragt man die Priester über ihre Religion, so versichern sie alle: Das zur Seligkeit Nöthige sei die innere Abkehr des Herzens von allem Weltlichen, damit der Geist im Stande sei, alle seine Gedanken absolut auf die Betrachtung der Eigenschaften und Vollkommenheiten Budhas zu conzentriren; dabei sind diejenigen, die bei der Abzählung des Rosenkranzes und dem Abmurmeln des Om-Mani-Padmi-Om am andächtigsten scheinen, die eifrigsten Zuhörer des um sie her geführten Gespräches. Der Budhismus ist nicht im Stande gewesen, das Heidenthum ganz aus dem Volke zu verdrängen, denn die niederen Klassen glauben an unzählige Geister und opfern ihnen Blumen und — Lumpen!

Ehe: Die Institution der Ehe scheint bei den Butias entweder gar nicht vorhanden, oder von geringem Werth zu sein, denn die Männer kümmern sich um das sittliche Verhalten ihrer Frauen durchaus gar nicht. Es ist daher nicht zu verwundern, dass man unter ihnen auch Polyandrie findet. Die Regierung profitirt bei solchen Zuständen am meisten, denn wenn das Haupt einer Familie stirbt, so verhindert der Deb oder Dharm Radscha alle Erbstreitigkeiten der hinterlassenen Kinderschaar dadurch, dass er selbst das ganze Eigenthum annectirt.

Bauten: Im Hausbau sind die Butias allen bisher erwähnten Stämmen überlegen. Sie bauen ihre Wohnungen im Styl unsrer Schweizerhütten von Lehm und Steinen 2, 3 oft 4 Stockwerke hoch. Die Fussböden sind alle gedielt und die Etagen an zwei Seiten mit Verandas umgeben, deren Einfassungen mit Schnitzerei verziert sind. Die Häuser sind mit 5 — 6' langen Fichtenschindeln gedeckt, welche durch grosse Steine festgehalten werden. Der Raum unmittelbar unter dem Dach dient zur Vorrathskammer. Nur die Feueresse fehlt ihnen, der Rauch muss sich selbst einen Ausweg suchen.

Ebenso sind ihre Ufer- und Brückenbauten in ganz vorzüglichem Styl von Holz und Stein höchst solide ausgeführt.

Fabrikate: Die Butias weben ihre gröberen Stoffe selbst, sie machen Papier aus der Rinde eines Baumes — Diah — und verstehen die Kunst des Destillirens.

Pferdewettrennen: Mr. Eden, welcher das reichhaltigste Werk über Butan, das bis jetzt erschienen, aus eigenen Anschauungen verfasst hat, beschreibt ein Pferdewettrennen, welches er in Paro mit ansah: Unter Anführung des Tahpen (Stallmeisters) welcher nicht selbst auf sein Pferd stieg, sondern von Dienern auf dasselbe gehoben wurde, erschien eine Truppe halbnackter Butias, an deren Köpfen lange Bänder flatterten; sie ritten Ponies, welche auf ähnliche Weise geschmückt waren. Am Pfosten angekommen, stiegen alle Reiter ab. Soldaten mit langen, wuchtigen Peitschen versehen, stürzten sich jetzt unter die Zuschauermenge und trieben sie von der Bahn zurück. Als das Signal zum „start" gegeben wurde, peitschten eine Menge bereit stehender Leute auf die Ponies los, welche sofort einer nach dem andern davon galloppirten. Die Reiter mussten sich an den Mähnen festhalten und nebenher laufen, bis die Pferde im vollen Carrière waren, dann schwangen sie sich auf den blossen Rücken derselben. Es kam offenbar nicht darauf an, die Schnelligkeit der Pferde, sondern die Gewandtheit der Reiter zu prüfen. Als sie eine Strecke geritten, hielten sie an und fingen den eben beschriebenen „start" von Neuem an. Nachdem sie dies Manoeuvre 6 bis 7 Mal wiederholt hatten, galt das Rennen für beendet. Der Tahpen wurde mit grosser Ceremonie wieder vom Pferde herabgehoben und die Reiter auf Kosten des Penlo bewirthet.

Todtenbestattung: Die Butias folgen hierbei dem Hindu Ritus: sie verbrennen die Todten und werfen die Asche in den nächsten Strom.

2. Abtheilung. Die Leptschas.

Die Leptschas leben im westlichen Butan, östlichen Nepal und Sikkhim. Man hält sie für die Ureinwohner der Waldgebirge, welche sich zu beiden Seiten Dardschilings nach Ost und West ausdehnen. Sie theilen sich in 2 Klassen: die Rong oder echten Leptschas und die Khamba, zu welcher die Familie des Herrschers gehört. In Beziehung auf die letzteren wird erzählt, dass vor etwa 200 Jahren die Einwohner von Sikkhim aus Leptschas

und Butias bestehend, der fortwährenden inneren Streitigkeiten müde, sich mit ihren Lamas beriethen, wie man wohl eine ordentliche Regierung herstellen und Ruhe ins Land bringen könne. Die Lamas riethen ihnen, einen Herrscher „jenseits des Schnees“ zu suchen. Demgemäss ging eine Deputation gen Norden zu. Sie kamen auf ihrer Wanderung endlich auch in eine Provinz des „himmlischen Reiches“ Kham, da fanden sie einen Jüngling, dessen Horoscop die zu der Person ihres Herrschers nöthigen Qualificationen zu bieten schien. Sie boten ihm ihren Thron an. Er acceptirte und kam mit seiner Familie nach Dingong, der Leptscha-Name für Sikkhim. —

Aussehen und Character. Die Leptschas besitzen den echt mongolischen Typus. Kurz von Gestalt, Gesicht breit und flach, Nase gedrückt, Augen schief, bartlos und olivenfarbige Haut. Sie haben starkes Haupthaar welches beide Geschlechter in der Mitte scheiteln. Ihre Kleidung ist ein Seidengewand aus dem Faden gewebt, welchen der auf Castoröl-Pflanze lebende Seidenwurm spinnt. Darüber ziehen sie einen kleinen ärmellosen Kittel, der mit Kreuzen verziert und von einem Gürtel von Silberkettchen zusammengehalten wird. Die Leptschas werden als fröhlich und intelligent beschrieben; Col. Sherville nennt sie die freien, glücklichen, lachenden, spielenden, kastenlosen Kinder der Berge. Sie lieben Pferderennen und amüsiren sich mit Discus-Werfen, Ringen, Springen etc. Zur Arbeit aber sind sie unlustig und mögen besonders nicht um Lohn dienen. Mit ihrem Ackerbau ist's nicht weit her, sie bleiben selten länger als 3 Jahre an einem Ort und wenn ihre geringen Vorräthe zu Ende gehen, so leben sie von Wurzeln, Pilzen, Kräutern und der Jagd. Sie sind nichts weniger als kriegerisch, tragen zwar ein langes Messer und Bogen und Pfeile, doch nur um damit das Wild zu erlegen. Ihr Getränk besteht aus einem Bier, welches aus indischem Korn und Marwa gebraut wird.

Priester: Die Leptschas sind Buddhisten und haben Priester, welche theils zu Hause, theils in den grossen Klöstern „jenseits des Schnees“ erzogen werden. Die Moralität der Leptschas ist im Ganzen besser als die der Butias. Polyandrie ist nicht erlaubt, und die Gültigkeit der Ehe ist anerkannt. Sie heirathen erst in reiferen Jahren, weil es schwer ist, die für die Mädchen geforderte Summe zu zahlen. Manchmal heirathen sie auch auf Credit, d. h. der Mann bleibt mit seiner Frau im Hause der Schwiegereltern, bis er die Summe abgearbeitet hat.

3. Abtheilung. Die Limbus und Kirantis.

Wenden wir uns weiter westlich von Butan, so finden wir die Limbus, welche ein Zweigstamm der Kiranti oder Kirati sind. Sie werden schon in den Purans erwähnt. Die Kiratis bewohnten das Land im Osten von „Bharata“ neben den Barbaras und galten für Fremdlinge und Grenzbewohner. Sie sind jetzt noch zahlreich in Dinadschzur zu finden. Als Limbus bilden sie einen bedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung Sikkhims und als Ka-

rantis von Nepal. Sie selbst nennen sich Schwaubo und Kirawa. Der correkte Name ist nach Dr. Campbell „Ekthumba". Mr. Hodgson theilt das Kirant-Land folgendermassen ein:

1. Sankosi bis Bikhu } khwomboisch.
2. Likhu bis Arun }
3. Arun bis Metschi } — dem Singilehe Rücken } limbuisch.

Beide Theile haben dieselben Sitten und heirathen unter einander. Sie unterscheiden sich in Wallo-Kirant — hierherige Kirants, Mangh oder Mittel-Kirants und Pallo fernere Kirants.

Abstammung. Die Kirantis sind entweder nicht mongolischen Ursprungs, oder die sie als solche charakterisirenden Kennzeichen sind durch Vermischung mit andern Stämmen verwischt worden. Dr. Campbell sagt: Der Limbu ist etwas höher als der Leptscha, weniger fleischig, sehniger aber eben so hellfarbig und bartlos. Augen etwas kleiner und mehr hervortretend, Nase kleiner und höher als bei den Leptschas. Er trägt das Haar lang und ungeflochten, macht sich nichts aus Schmuck und bedient sich des Kukri — krummes Messer — anstatt des Ban — tibetanisches Schwert — als Waffe. Mr. Hodgson findet in ihnen eine grosse Aehnlichkeit mit den Nieder-Turaniern. Ihre Sprache, welche er sorgfältig analysirt hat, zeigt Verwandschaft mit dem Mundari (Kolariff) und den dravidischen Sprachen; sie ist bis jetzt ungeschrieben.

Eigenthums-Recht, Feldbau etc. Nach der Tradition der Kirantis hatten sie schon vor 500 Jahren eigene Herrscher, welche Hang oder Hivang hiessen. Jetzt haben sie nur noch Dorfvorsteher, Pasung genannt, welche die Abgaben einfordern und Streitigkeiten schlichten. Wie die Mundas in Tschota Nagpur halten sie hartnäckig fest an dem Lande, welches ihre Vorfahren urbar gemacht haben. Sie werden auch als gesetzmässige Besitzer angesehen. Jeder Landeigenthümer — Thang-pung-hangpa — zahlt jährlich Rupies 4 Bodensteuer und Rupies 1 als Ersatz für Frohndienste. Sie verstehen kein Handwerk ausser Weben, Spinnen und Färben.

Religion. Die Limbus haben trotz der Nachbarschaft der Brahmanen und buddhistischer Priester ihr ursprüngliches Heidenthum beibehalten. Sie haben einen höchsten Gott: „Sham-Mungh", der Gott des Universums, dann Mhang Mo, Takpaka, Hem-sung-mung der Zerstörer, Tabasum, der Gott der Weisheit; Mungal-Mo, der Erhalter und Hem-sung der Hausgott. Sie haben weder Tempel noch Bilder ihrer Götter. Bambusstangen mit Zeuglappen behangen, bezeichnen die Opferplätze, auf denen sie dem zu versöhnenden Gott Thiere schlachten, deren Fleisch sie essen und somit das Leben Gott, das Fleisch sich selbst widmen. Die dabei amtirenden Priester sind entweder Bildschowas oder Phedangkos. Die ersteren sind Bettelmönche, welche als buddhistische Priester umherwandern und durch Schlauheit oder Charlatanerie den Leuten zu imponiren wissen, aber für ein Geringes bereit sind, den Gesunden etwas vorzusingen und zu tanzen, die Kranken in die Kur zu nehmen

und wo's Noth thut, böse Geister auszutreiben. Ihre Hauptlehre ist die, wer einen Bidschowa erzürnt, der ist dem Unglück verfallen. — Der Phedangko ist ausschliesslich Limbupriester und gewöhnlich der älteste Sohn der Familie, welcher mit dem „Versöhnungsgeschäft“ beauftragt ist. Der Kiranti Priester heisst Naktschang, er hat den Penaten und den Manen der Vorfahren zu opfern und ist bei Hochzeiten und Begräbnissen zugegen.

Gebräuche. Bei der Geburt eines Limbu-Kindes muss der Phedangko das Kleine genau untersuchen, ein Huhn oder Zicklein opfern und die Götter um Segen auflehen. Am dritten Tage erhält das Kind den Namen. Die Limbus und Kirantis kaufen ihre Frauen oder arbeiten den Kaufpreis bei den Schwiegereltern ab. Die Männer haben freie Wahl und arrangiren die Präliminarien durch ihre Freunde, welche den Eltern des Mädchens Geldgeschenke überbringen. Am Hochzeitstage sitzen Bräutigam und Braut neben einander, der Priester ermahnt beide, giebt darauf einen Hahn und eine Henne in beider Hände. Das Brautpaar hält die Hühner und der Priester schneidet erst dem Hahn, dann der Henne den Kopf ab. Das Blut beider Thiere muss zusammen fliessen und zeigt in den Formen, welche es beim Zusammenrinnen annimmt, an, wie die Ehe ausfallen wird. Die Todten werden verbrannt und zwar am liebsten auf den Gipfeln der Berge. Die Asche wird begraben und darüber ein viereckiges, etwa 4' hohes Grabmahl errichtet, auf welches sie einen hohen Stein stellen. In diesen Stein wird je nach der Fähigkeit des Künstlers, der grade zu haben ist, eine Inschrift in Deonagri oder Leptscha-Buchstaben eingemeisselt, welche besagt, wie viel Geschenke und Almosen bei dem Begräbniss des Verstorbenen vertheilt worden sind.

(Fortsetzung folgt).

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

(5) Der Vorsitzende berichtet über einen ganz besonderen Streitfall, das

Huller Muschelgrab

betreffend, Folgendes: „Sie werden sich erinnern, dass Herr Walter Kauffmann, der früher ausgezeichnete Gesichtsurnen in Pomerellen ausgegraben hat (Zeitschr. für Ethnologie 1870. Bd. II. S. 248), uns Mittheilung machte über Ausgrabungen, die er auf einem Hügel bei Hull in England gemacht hat (Sitzung vom 14. Decbr. 1872). Dabei machte er beiläufig die Bemerkung, dass in der Gegend kein Interesse für derartige Gegenstände vorhanden zu sein scheine. Diese Bemerkung, welche in der Veröffentlichung vielleicht hätte unterdrückt werden sollen, hat grossen Zorn erregt bei der East Yorkshire Anthropological Society, welche uns zum Zeichen ihrer Thätigkeit eine Sitzungskarte zuschickte. Der Secretär der Gesellschaft, Hr. Staniland Walke, erklärte in seinem Briefe vom 22. März, sie würden die Sache näher untersuchen. Unter dem Datum des 16. Juni ist nun ein Zeitungsausschnitt aus den Eastern Morning News zugegangen, nach welchem die Herren auf Castle Hill eine Nachgrabung gemacht und nichts als Knochen von Ochsen, Schweinen und Hasen nebst Austernschalen, von denen einige nicht geöffnet, gefunden hätten; sie machen allerlei Spässe über die Funde des Hrn. Kauffmann und meinen, er müsste da irgend ein beliebiges Thier, vielleicht ein Schwein gefunden haben, dessen Wirbel ihm als menschliche imponirten, und es seien dies einfache Küchenabfälle gewesen. Ich muss zur Ehrenrettung des Hrn. Kauffmann sagen, dass Alles, was er seiner Zeit in Pomerellen gemacht hat, nach Aussage zuverlässiger Sachverständiger mit der grössten Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt und beschrieben worden ist; dass er ein menschliches Skelet nicht erkannt haben sollte, ist eine Behauptung, welche durch die negativen Ergebnisse der Ausgrabungen der East Yorkshire Anthropological Society nicht bewiesen ist. Jemand, der so manches menschliche Skelet mit Glück zu Tage gefördert hat, sollte wohl im Stande sein, Menschenknochen von Schweineknochen zu unterscheiden."

(6) Hr. **Voss** spricht, unter Ueberreichung zahlreicher Fundstücke,

über eine alte Ansiedelung bei Cammin (Pommern).

Cammin erscheint erst spät in der Geschichte, wie Pommerns Geschichte überhaupt eine der jüngsten ist. Es wird zuerst bekannt durch die Reise des Bischofs Otto von Bamberg, welcher im Jahre 1124 dorthin kam. Zu jener Zeit war es aber schon die Residenz des Pommerschen Herzogs und wohl bevölkert. Auch in der nächsten Zeit bleibt es eine Stadt von grossem Ruf. Im Jahre 1185 wurde sogar das Bisthum von Wollin dorthin verlegt. Von den Autoren wird es ein magnum castrum genannt und seine nobiles und castellani werden häufig in Urkunden erwähnt. Zur Zeit der Uebersiedelung des Bisthums war es jedenfalls schon so eng bebaut, wenigstens in dem Theile, den wir als den ältesten ansehen müssen, dass die kirchlichen und sonstigen Gebäude für den einzurichtenden Bischofssitz innerhalb der Stadt keinen Platz mehr finden konnten.

Die Stadt liegt am nördlichen Abhange einer fast isolirten Anhöhe, von deren Gipfel aus man eine weite Rundsicht, auf der einen Seite sogar bis auf einige Meilen in die Ostsee hinein geniesst. Die Anhöhe selbst bildet eine Landzunge, welche auf der nördlichen Seite von dem Camminer Bodden, auf der westlichen von der Dievenow bespült wird und nur gegen Südost mit dem festen Lande zusammenhängt. Von hier war eine Ueberwachung der Dievenowmündung sehr leicht möglich, und deswegen eine Befestigung dieses dominirenden Punktes geboten. Man warf zu diesem Zwecke, wie bei jenen andern alten Burgwällen, eine in einem Halbkreise verlaufende Verschanzung auf, durch welche der nordwestliche, gegen die Dievenow-

mündung sehende untere Theil der Anhöhe von seiner Umgebung abgetrennt wurde, damit die Anlage nicht wegen zu grosser Auedehnung Schwierigkeiten bei der Vertheidigung biete. Der jezt noch erhaltene Wall läuft, vom Wasser (Dievenowstrom) anfangend, aufwärts über den Abhang und ununterbrochen auch wieder bis an das Wasser (Camminer Bodden) abwärts und sichert den auf diese Weise abgeschnittenen Theil gegen die höher liegende Partie des Berges, auf deren erhabenstem-Punkte, an jener Stelle, wo jetzt die ehemals dem heiligen Nicolaus, dem Schutzpatron der Seefahrer, geweihte Kirche steht, zur Signalisirung der Ereignisse in der weiteren Umgebung vielleicht ein permanenter Späherposten etablirt sein mochte. Die ursprüngliche Form des Walles wich von der jetzigen wahrscheinlich in der Profilirung wesentlich ab, wenigstens ist jetzt auch der ausserhalb des ursprünglichen Halbkreises gelegene Stadttheil, das 1185 gegründete Domviertel, in gleicher Weise befestigt, wie der älteste Theil der Stadt. Zu beiden Seiten des Walles laufen nämlich Gräben, die augenscheinlich früher sehr tief und nass gewesen sind. Augenblicklich werden dieselben aber als Gärten benutzt und vielleicht wurde der obere Theil des Walles dazu verwendet, sie aufzufüllen. Wenigstens hat er jetzt dasselbe Niveau mit der Umgebung. Auch befindet sich auf der inneren Seite des an der Stadtseite des Walles verlaufenden Wallgrabens eine ziemlich hohe, starke Mauer, wie sie im Mittelalter den Städten zur Befestigung diente. Ebenso zeigt das jetzige Strassennetz der Stadt in seiner Anlage den mittelalterlichen Character.

In dem Jahre 1861 wurde nun bei Gelegenheit eines Brunnenbaues innerhalb des alten Stadttheils, wobei eine bedeutende Tiefe erreicht wurde, allerlei Merkwürdiges gefunden Der betreffende Eigenthümer des Grundstückes, Herr Kaufmann Steffen wunderte sich namentlich darüber, in so bedeutender Tiefe auf Balkenwerk zu stossen und, als ich später einmal Gelegenheit hatte, ihn zu sprechen, machte er mir Mittheilung davon, in der Meinung, dass vielleicht Pfahlbauten dort vorhanden gewesen. Mehrere Jahre darauf wurde an einer anderen Stelle, wo ein Haus niedergebrannt war und ein neues, sehr starkes Fundament hergestellt werden sollte, auch wieder Aehnliches gefunden. Ich fand erst vor Kurzem Gelegenheit, die Funde zu besichtigen. Herr Kaufmann Tetzlaff in Cammin, welcher die Sachen gesammelt hat, ist so freundlich gewesen, mir dieselben zu übermitteln, und möchte ich mir erlauben, sie Ihnen hiermit vorzulegen. Herr Tetzlaff interessirt sich sehr für geologische Forschungen und nimmt alle Gelegenheiten wahr, um den Untergrund der Gegend kennen zu lernen; ich darf ihm wohl das Zutrauen schenken, dass seine Angaben der Wahrheit gemäss sind. Er theilt mir über die Sachen hier etwa Folgendes mit:

„Die Gegenstände wurden im Jahre 1869 beim Bau des Carl Krause'schen Hauses, hier am Markte Nro. 30 belegen, gefunden. Soweit ich bei Fundamentbauten hierorts Gelegenheit zu Beobachtungen hatte, habe ich stets gefunden, dass unter der heutigen Oberfläche sofort Schuttlagen aus Luftziegeln und Lehmfachwerken, mit einzelnen runden Fundamentsteinen gemischt, sich vorfanden, die Zerstörung durch Feuer bezeugend. Auch kommen Massen von verbranntem und angebranntem Getreide, Stroh, u. s. w dazwischen vor. Dann folgt in einer Tiefe von 4—7 Fuss unter der Oberfläche eine 2—3 Fuss mächtige Schicht von Mauersteinresten, glasirten Ziegelstücken, zerbrochenen, aus Lehm gebrannten Ornamenten von ziemlich roher Form. Unter dieser Schicht kommt wieder Lehmschutt und unter demselben finden sich Balkenmassen, eichene und erlene Hölzer. Dann folgt eine Masse, die 2—3 Fuss mächtig ist, und welche die Arbeiter mit dem Ausdruck „Kuhdung“ bezeichneten. Dieselbe hat auch ihrem Aussehen nach grosse Aehnlichkeit mit einem solchen Dünger, nachdem Feuer und Wasser seine Färbung und Textur etwas verändert haben. Bei genauerer Prü-

fung aber findet man diese Masse bestehend aus Blattresten, untermischt mit Schilf, Erlenzweigen, Birkenzweigen und ganzen Erlenblättern. Auch Saamen und Früchte kommen von Erlen und Buchen, Haselsträuchen, Eichen und von einem auch heute noch vorkommenden Unkraut, der hier sogenannten Bitterröthe (Polygonum convolvulus ?) vor. Unter dieser Lage, die nicht gut etwas Anderes sein kann, als alter Waldgrund („Elsbruch"), kam dann dunkel-grauer Sand. In demselben und auch in dem Elsbruch fanden sich Schädelbruchstücke und ein Theil der Scherben, welche Sie erhielten. Ein dazu gehöriger, fast vollständig erhaltener Rinderschädel ist wahrscheinlich in das Museum der Academie zu Eldena gelangt. — Herr B. Steffen fand im Jahre 1861, bei der Anlegung eines Brunnens auf dem Hofe seines in der Domstrasse Nr. 224 hierselbst belegenen Grundstüchs 2 Pfähle und einen Klöpfel von Eichenholz in einer Tiefe vou ungefähr 8 Fuss unter der Oberfläche. Der Hof des Grundstückes geht nach dem Bodden zu und standen die Pfähle in schräger Richtung, so dass sie nur zum Festmachen von Schiffs-Fahrzeugen haben dienen können, obgleich das Niveau des Boddens heute mindestens 15—20 Fuss niedriger liegt, als damals, wo jene Pfähle den erwähnten Zweck gehabt haben mögen. Ob nicht noch mehr Pfähle vorhanden waren, ist nicht festgestellt worden. Die Pfähle waren behauen und zugespitzt und durch eine der vorhin erwähnten ähnliche Bruchschicht hindurch gerammt bis in den blauen Thon, der hier die Bodenunterlage bildet und der bei 60 Fuss Tiefe noch nicht durchbohrt worden ist. Der Klöpfel war mit Beil und Säge hergestellt und hatte eine waschholzähnliche Form."

Wahrscheinlich sind die hier erwähnten Pfähle Theile einer Hütte gewesen, da nicht anzunehmen ist, dass der mit der Dievenow und der Ostsee in directem Zusammenhange stehende Bodden seit jener Zeit sein Niveau so bedeutend sollte verändert haben. Die Gegenstände selbst, die ich Ihnen vorlege, sind zunächst einige Urnenscherben von der bekannten Composition schwach gebrannter Thonmasse, mit Quarzstückchen untermengt. Sie gehören aber jedenfalls einer sehr späten Zeit an, da sie in ihren Ornamenten schon sehr entwickelt sind. Ansserdem zeigen sie grosse Aehnlichkeit mit jenen Topfscherben, welche von Hrn. Professor Virchow in den Pfahlbauten bei Wollin gesammelt worden sind. — Ferner wurden Theile von Rinderschädeln gefunden, von denen ich Ihnen hier ein Stück eines Hornzapfens mit dem zugehörigen Stirnbeintheile vorlege. Es war ein wenn auch noch junges Thier, doch einer jedenfalls sehr kleinen Race angehörend, mit dünnen und verhältnissmässig langen Hörnern. Ausserdem wurden Instrumente aus Hirschhorn und Knochen dort gefunden: eine pfriemenähnlich zugespitzte, am dicken Ende roh abgehackte Augensprosse eines Hirschgeweihes und ein bearbeiteter Beinknochen eines Hausthieres, welcher grosse Aehnlichkeit zeigt mit einem sogenannten Schlittknochen. Derselbe ist zwar auf beiden Enden durchbohrt, aber zu kurz, um unter dem Fusse befestigt zu werden und zeigt auch sonst keine Spur von Abglättung, die auf einen solchen Gebrauch hindeutete. Da es nun immer noch zweifelhaft ist, ob die Knochenwerkzeuge dieser Form sämmtlich Schlittknochen gewesen sind oder ob sie nicht auch zum Theil zu Webezwecken gedient haben mögen, so können wir für diesen Gegenstand wohl Letzteres als Gebrauchsbestimmung annehmen. Sodann ist hier ein Theil eines Schädels, vielleicht von einem Hunde. Auch Gebisstheile von Hund und Schwein sind dabei gefunden worden.

In den höher gelegenen Schichten traf man Gefässfragmente mehr moderner Fabrication, welche aus einer anderen, gleichmässig feinen Masse mit Geschick gedreht und klingend gebrannt sind. Auch 2 vollständig erhaltene Krüge wurden zu Tage gefördert. Der eine ist glasirt, sein Material ist gleichmässig roth gebrannter Thon, der aber schon sehr brüchig geworden ist. Er lag in einer Tiefe von 7 Fuss. Der andere, von steingut-

ähnlicher Masse, ist nicht glasirt, sondern aussen und im oberen Theile auch innen mit Graphit geschwärzt, zeigt sehr einfache Formen und trägt die Spuren sehr hohen Alters, auf welches man auch sowohl seiner Form nach als auch nach der Tiefe schliessen darf, in welcher er gefunden wurde. Man fand ihn nämlich isolirt von den übrigen Fundstücken 15—16 Fuss unter der Oberfläche in einer cisternenähnlichen Aushöhlung in dem gewachsenen Boden unterhalb der Schuttmassen. —

Hr. Virchow bestätigt die Uebereinstimmung der Fundgegenstände, namentlich der Topfbruchstücke, mit denen von Wollin. Sie gehören durchweg dem von ihm nachgewiesenen Typus der Pfahlbauten und Burgwälle Pommers an.

(7) Herr **Hartmann** übergab der Gesellschaft einige von dem unermüdlichen Reisenden J. Hildebrandt eingesendete

von den Somâli herrührende ethnologische Gegenstände,

u. A. einen Lederköcher mit vergifteten Pfeilen, einen Bogen, einen zierlich aus Holz geschnitzten Löffel und ein aus Baumbast geflochtenes, zu den religiösen Waschungen der (mohamedanischen) Eingeborenen dienendes, flaschenähnliches Gefäss. Die sorgfältig gearbeiteten Eisenspitzen der Pfeile sind dick mit einem harzähnlichen vegetabilischen Gifte bestrichen und wurde Herr Liebreich von dem Vortragenden ersucht, das an den Geschossen in hinreichender Menge vorhandene Gift auf seine chemische Zusammensetzung zu untersuchen, sowie die Wirkungsweise desselben an Thieren zu prüfen. Vortragender erwähnte, dass Köcher und Waschgefäss der Somâli schon von Guilain in dem lehrreichen Atlas zur Voyage à la côte orientale de l'Afrique pl. 50, sowie auf verschiedenen Tafeln in W. Cornw. Harris Illustrations of the Highlands of Ethiopia abgebildet seien. Der Löffel entspreche ungefähr den bei A-Bântu und westafrikanischen Schwarzen gebräuchlichen.

Hr. Hildebrandt hat auch eine O. N. O. von Berberah gelegene, bereits von Th. Heuglin besuchte Ruinenstätte durchforscht. Unser Reisender hat bis jetzt noch keine genauere Schilderung derselben eingeschickt, sich aber einstweilen auf Heuglin's Beschreibung bezogen. Die Stätte befindet sich nach des letzteren Gewährsmannes Angaben 20 Meilen von Berberah entfernt, in Nähe einer sehr stumpfwinkligen, nach N. O. durch Ras Kitib gebildeten Bucht, unfern der kleinen Somâli-Niederlassung Seára. Es finden sich hier 5—10 Fuss tiefe, eine Menge vortrefflichen Trinkwassers enthaltende Brunnengruben und Ruinen. „Zwei auf einem kleinen Plateau hart am Strande aus grossen Werksteinen erbaute viereckige Forts mit dicken Mauern vertheidigen den Platz gegen feindliche Einfälle; etwas östlich davon sind Ruinen einer früheren Niederlassung, ein regelmässiges Viereck von unbehauenen Kalkblöcken, Schutthaufen u. s. w. und hart am Strande auf einer Klippe ist ein grosser Madreporenstock zu einem muhamedanischen Betplatz umgestaltet, hübsch glatt und regelmässig ausgehauen, mit der Richtung nach Mekka; einige Schritte davon am Hochgestade scheint noch ein ähnlicher Platz bestanden zu haben, der aber durch den Wellenschlag fast gänzlich zerstört ist. Einige 100 Schritt weiter im Innern sind grössere Gruppen von Gräbern mit roher Steineinfassung und zum Theil mit Flugsand bedeckt. Das östliche der zwei schon genannten Forts hat zwei Etagen und dicht an seiner Nordostseite befindet sich ein cylindrisch ausgemauerter alter Brunnen, der aber jetzt theilweise durch die Bewohner selbst verschüttet worden ist, indem sie einige kürzlich hier gefallene Feinde darin verscharrten, und südlich von diesem Brunnen sieht man hintereinander mehrere mit hydraulischem Kalk verkleidete Reservoirs von viereckiger Form und wenig Tiefe, deren eines in noch ganz gutem Zustande sich befindet und

eine kleine Schleuse nach Süden zu zeigt, in welcher Richtung die Eingeborenen Spuren einer Wasserleitung gefunden haben. Weitere Trümmerhaufen finden sich weiter westlich, wie auch ein kleiner Hügel, auf dessen Spitze eine Art von Warte gestanden hat, von der noch die Grundmauern und drei Stufen einer elegant aus Stein gearbeiteten Wendeltreppe vorhanden sind; am Fusse dieses Hügels endlich breitet sich die Niederung aus, welche die Brunnen von Seára enthält, deren mehrere cylindrische Form haben und roh ausgemauert sind. Ueberall beobachteten wir eine Menge von Trümmern, wie Töpferwaaren, Glasfluss, glasirte Scherben u. s. w." (Petermanns Mittheilungen 1860, Heft XI., S. 429).

Hr. Hildebrandt hat nun eine grosse Anzahl in einen Zeugsack und in einen Lederschlauch, arab. Djirbeh, eingeschlossener Fundstücke von Seára an den Vortragenden übersendet, welche letzterer der Gesellschaft gleichfalls auslieferte. Die interessanteren dieser Fundstücke schienen dem Berichterstatter die folgenden zu sein: Scherben von kleinen grünen Glasgefässen, z. Th. wohl Reste der in Abyssinien gebräuchlichen sogenannten Beryllen, z. Th. von einer im griechischen und römischen Alterthume üblichen Gestalt. Topfscherben, aus einer lehmgelben Thonmasse mit roh eingekratzten linearen Verzierungen, wie wir deren an den heutigen sudanesischen Burmehos oder Wasserkrügen, sowie an alteuropäischen Topfresten zu sehen gewohnt sind. Ferner solche von einer mit goldgelben Glimmerflitterchen sehr zierlich durchkneteten, röthlich-gelben Thonmasse, sowie Topfscherben von verschiedenartig gefärbtem, glasirtem Thone. Scherben von weisser, steingutartiger Masse, glasirt und mit eingebrannten blauen Vierecken und anderen Linearfiguren verziert, etwa nach Art der maurisch-hispanischen Azulejos und der holländischen Fliesen. Sehr viele Stücke von gläsernen Armbändern, meist in einer zur Längsaxe der Gliedmaassenknochen senkrechten Richtung comprimirt und auf den Flächen parallel gerieft, am Rande vielfach stumpfer oder spitzer ausgezackt. Die Masse derselben ist ein fester, dichter, nur wenige kleine Blasenräume zeigender Glasfluss. Ihre Farbe ist entweder eintönig hellblau oder dunkel-smalteblau, grünlichblau und tiefschwarz, letztere Art an manche unserer „Jet" genannten modernen Schmucksachen erinnernd. Andere zeigen sich mit emailleähnlich eingeschmolzenen, gewundenen Streifen versehen, z. B. schwarz mit weissen, grau mit blauen und weissen, blau mit weissen, gelb mit rothen, weissen und schwarzen Streifen u. s. w., oftmals in den zierlichsten Mustern. An einigen Stücken finden sich Zickzackbänder, ineinander verschlungene Ovale u. s. w., in einer angenehmen Abwechslung der Farben. Auch enthält die Sammlung ein planconvexes, etwa 9 Mm. im Durchmesser betragendes, kreisrundes Stück, matt türkisblau, undurchsichtig, kleine Blasenräume zeigend, und an den Flächen wie ein an der Luft angefressener Glasfluss erscheinend, wahrscheinlich auch ein solcher, welcher vielleicht in einer Fassung als perlenartiger Zierrath gedient hatte. Sodann fand sich ein ähnlich hellblaues, formloses Stück, unzweifelhaft aus Glasmasse bestehend. Ferner der sehr niedlich aus schön blaugrüner, weisslich geaderter, einen fetten Glanz zeigender Steinmasse gearbeitete Henkel eines kleinen Gefässes. Das einen beträchtlichen Härtegrad verrathende Gestein, aus welchem der letztere Gegenstand gearbeitet ist, harrt der Analyse.

Endlich fanden sieh auch das Fragment eines dünnen Reifens und einige formlose Reste aus Bronce, letztere die Spuren stattgehabter Schmelzung an sich tragend und mit dicker Patina bedeckt. Leider ist es dem Vortragenden nicht möglich, Genaueres über Alter und Herkunft der erwähnten Fundstücke mitzutheilen. Von den Somâli, welche, sich noch bis zum heutigen Tage kaum über ein rohes Nomadenthum emporgeschwungen haben, und deren wenige feste Ansiedlungen entweder nur primitiv-afrikanische, aus Stroh und Matten construirte Hütten oder die von arabischen

Werkmeistern in arabischem, zum Theil selbst in portugiesischem Style aufgebauten Stein- und Lehmhäuser darbieten, dürfte die Niederlassung allein nicht herrühren. Die Glasgefässe nach Art der Beryllen deuten auf abyssinischen Export hin. Die Azulejos sollten uns zunächst an jene Tschini oder Porzellanplättchen, wie sie die Gesimse mancher persischer Häuserwände zieren, erinnern. Dieselben könnten freilich auch persischen Porzellanschalen oder dgl. angehören. Bekanntlich bildete persisches Porzellan — Bidêl-î-Tschîni — noch vor 200 Jahren einen Ausfuhrartikel, auch nach Indien und sogar nach Europa. Die Glassflussarmbänder mit ihren emaillenartigen Verzierungen bieten nichts von der Beschaffenheit der in Aegypten noch jetzt gebräuchlichen gläsernen Reifen der Fellachen dar. Glasirte Thonkrüge werden in Persien verfertigt. Die Broncegegenstände mahnen an ein höheres Alter. Vielleicht haben wir es hier mit einem alten Handelsemporium zu thun, zu welchem auch wohl persische Artikel gelangt sein könnten und zu welchem auch die Somâlibevölkerung ihre unglasirten rohen Thonwaaren gebracht haben mag. Das Feuer muss bei der Zerstörung des Ortes eine beträchtliche Rolle gespielt haben, denn viele von den Glassachen und die Mehrzahl der Broncestücke sind, wie z. Th. schon erwähnt wurde, in geschmolzenem Zustande. —

Hr. Virchow: Einzelne Bruchstücke von Thongeräthen stimmen so auffällig in der Ornamentik mit Sachen von unseren Burgwällen und Pfahlbauten überein, dass wir sie, wenn sie hier gefunden wären, wahrscheinlich als einheimische anerkannt haben würden. Meines Wissens sind ähnliche bis jetzt in keinem anderen Theile Europas gefunden, als im nordöstlichen Deutschland. Für aussereuropäische Funde ist es dass erste Mal, dass wir auf diese Analogie stossen. —

(8) Hr. **Virchow** spricht, unter Vorlegung einiger Specimina, über

Golden-Schädel.

Durch einen besonderen Glücksfall, von dem ich sagen muss, dass ich gar keinen Theil an seiner Herbeiführung habe, bin ich in den Besitz von vier Schädeln gekommen, welche ein bis dahin fast unbekanntes Gebiet betreffen und die zu den grössten Raritäten gehören, welche nach Europa gekommen sind. Es handelt sich nämlich um die östlichsten Theile des Amurgebietes, ein nach allen Richtungen höchst wunderbares Territorium, bewohnt von einer grossen Zahl kleinerer Völkerschaften, deren ethnologische Stellung noch manche Schwierigkeit darbieten wird.

Während die Quellflüsse des Amur, die Schilka und der Argun, und der oberste Theil seines Laufes von tungusichen Stämmen, den Orotschonen und Manegern eingenommen werden, haben sich gegen den mittleren Amur die Mandschu unter chinesischer Oberherrschaft weit nach Norden bis an das rechte Ufer des Flusses heraufgeschoben und nur das linke Ufer wird noch weiterhin von Birar-Tungusen eingenommen. Nachdem der mächtige Strom das Bureja-Gebirge durchbrochen hat, macht er seinen Lauf nach Norden, fast parallel der Meeresküste, von dieser durch das Sihota-Alin-Gebirge getrennt. Hier nimmt er zwei starke, von Süden her kommende Nebenströme, den Sangari und Ussuri auf, deren unteres Gebiet dem Stamme der Golden (Goldi) angehört. Weiter nordwärts folgt dann das Volk der Manguns oder Oltscha und endlich gegen die Mündung hin der Stamm der Giljaken, der auch auf die nahe Nordhälfte der Insel Sachalin hinüberreicht. Nördlich stossen sie an die Orontschonen oder Oroke, auch Renthier-Tungusen (von Oron, das Renthier) genannt, die gleichfalls nach der Insel Sachalin hinüberreichen sollen, während der Südtheil derselben nebst der anstossenden japanischen Insel Jesso von Ainos bewohnt wird. Längs der Seeküste endlich, südwärts von

den Giljaken und westwärts von den Manguns und Golden, durch das erwähnte Gebirge getrennt, sitzen Orotschen oder Orotschonen.

Das mir zugängliche Material in Bezug auf die Schädelformen stammt von Golden, Giljaken und Ainos, und auf sie wird sich daher meine Besprechung wesentlich beziehen. Linguistisch scheinen alle drei von einander verschieden zu sein, so nahe auch ihre Wohnsitze aneinander liegen. Freilich sind die Berichte bis jetzt sehr kümmerlich; es stimmen aber ziemlich alle Angaben darin überein, dass die Ainos und die Giljaken von einander ganz verschiedene Sprachen haben, obwohl die besondere Stellung derselben zum Gegenstande einer exacten philologischen Untersuchung bisher nicht gemacht zu sein scheint. Dagegen wird allgemein behauptet, dass am oberen Amur und am linken Ufer desselben alle Stämme tungusische Dialecte sprechen. Für diesen Theil wäre also das tungusische Volk das maassgebende; erst weiter unten und am rechten Ufer kommen Mandschu und Chinesen herauf. Nun wissen Sie ja aus früheren Verhandlungen, dass alle Beobachter darin übereinstimmen, dass die Ainos mit den Japanern gar nichts zu thun haben, und dass sie, wie die Einen sagen, mehr mit der mongolischen Bevölkerung des Continents übereinstimmen oder, wie die Andern meinen, mehr europäische Formen zeigen. Sie sind ein dunkles Volk mit ausserordentlich reichem lockigem Haare. Da nun nördlich sich die Kurilen anschliessen mit einer gleichfalls eigenthümlichen Bevölkerung, so hat man vielfach Beziehungen aufgesucht zwischen Kurilen und Ainos und hat letztere geradezu „behaarte Kurilen" genannt. Es ist ferner in der letzten Zeit die Frage öfters discutirt worden, in wie weit die Kurilen an den nördlichen Stamm der Tschuktschen sich anschliessen. Weiterhin kommen dann die kleinen Völkerschaften am Kotzebue-Sund und daran schliessen sich endlich die Eskimos von Nordamerika, welche von der Behringstrasse sich herüberziehen bis nach Labrador und dem eigentlichen Grönland. Die amerikanischen Beobachter der neueren Zeit haben sich mehrfach bemüht, von ihrem Continente aus auf die Nordostecke von Asien hinüberzugreifen und wir besitzen namentlich eine ausgezeichnete Abhandlung von Jeffries Wyman [1]), der in der Lage war, fünf Tschuktschenschädel zu untersuchen. Er kommt zu dem Ergebnisse, dass die Tschuktschen, Tungusen und Eskimos einander mehr gleichen, als irgend einer dieser Stämme nordamerikanischen Indianern gleicht. Man hat diese Betrachtung gern weiter verfolgt. Auf manchen ethnologischen Karten wird geradezu das ganze, von den genannten Stämmen eingenommene Küstengebiet als Sitz eines besonderen, borealen oder arktischen Völkergeschlechtes bezeichnet, welches gegen die Mongolen abgegrenzt wird, und es war natürlich für mich eine Frage von höchstem Interesse, da sich hier so seltene Schädel einmal zusammengefunden haben, die Frage näher zu prüfen, ob die Amur-Stämme dem einen oder anderen dieser Gebiete näher anzuschliessen seien.

Den Aino-Schädel habe ich Ihnen schon in der letzten Sitzung gezeigt; er kommt von der Insel Sachalin. Ich besitze ferner den Abguss eines Giljaken-Schädels, der nach mancherlei Umwegen endlich nach England gekommen ist. Ein wegen Betheiligung an dem polnischen Aufstand Exilirter, Hr. Weber, den man an den Amur geschickt hatte, fand ihn in einem Baumgrabe und hat ihn endlich durch einen anderen exilirten Polen nach Paris an Dr. Kopernitzki gelangen lassen können, der ihn schliesslich an Hrn. Barnard Davis gegeben hat. Hr. Kopernitzki hat mir gütigst einen Abguss übersandt. Nach seinen Mittheilungen stammt der Schädel aus der Umgebung des See's Kizia in der Nähe von Mariinsk, also vom Festlande. Wir besitzen Beschreibungen desselben durch die Hrn. Pruner-

[1]) Observations on crania. Boston 1868.

Bey und Barnard Davis [1]), die leider unter sich sehr wenig übereinstimmen.

Die Goldenschädel erhielt ich durch die besondere Güte des gegenwärtigen Medicinalinspectors des Küstengebietes von Ost-Sibirien, Hrn. Dr. Zwingmann, der sie am 25. Sept. v. J. von Nikolajewsk abgesendet hat und der versichert, dass er sie selbst gesammelt hat. Er schreibt darüber:

„In der Voraussetzung, dass in Ihrer Schädelsammlung möglicherweise noch keine von der Völkerschaft der Golden, welche das Amurgebiet von Mariinsk bis Chabarowka und den nördlichen Theil des Ussury-Gebiets, mit Einschluss der Nebenflüsse des Ussury, die sich von rechts in denselben ergiessen, bewohnen, vorhanden sind, erlaube ich mir die Freiheit, Ihnen die vier Goldenschädel, die ich während meiner Rundreise im vorigen Sommer Gelegenheit hatte in meinen Besitz zu bringen, hiemit zu übersenden. Die Schädel sind zwar nicht ganz untadelhaft, doch kann ich wenigstens fest die Behauptung aufstellen, dass sie keinen Mischlingen angehören. Häufig findet man nämlich, dass die Frauen der Golden in Geschlechtsbeziehungen stehen mit den hier lebenden oder auf kürzere Zeit hierherkommenden Mandschuren, welche letztere immer ohne Frauen hier hausiren. Die Schädel sind alle vom selben Orte und zwar von den Golden, die am Bolonsee ansässig sind. Dieser See liegt ungefähr 300 Werst unterhalb Chabarowka links vom Amur und mit letzterem durch seinen Ausfluss in denselben verbunden. Die Golden haben eine ganz andere Sprache, als die Gilåken; obgleich stammverwandt, können sich doch diese beiden Völkerschaften nicht sprachlich mit einander verständigen.“

Leider sagt Hr. Zwingmann nicht, wie nach seiner Meinung die Sprache der Golden sich zu der der Tungusen verhält. Wir erfahren nur von dem französischen Missionar de la Brunière, der 1846 von den Giljaken erschlagen wurde, dass die Golden-Sprache mit dem Mandschu verwandt sei, während sie nach Maximof [2]) keine Aehnlichkeit damit hat. Nach Ravenstein [3]) unterscheidet sich die Sprache der Giljaken von der tungusischen. Daraus ist leider nicht viel zu entnehmen. Etwas mehr wissen wir von den körperlichen Eigenschaften dieser Stämme. Schon die chinesischen Namen derselben, welche eine auf die Haare gestützte Klassification geben, sind recht bezeichnend. Es heissen nämlich

die Golden Twan-moa-tze oder Kopfscherer,
„ Oltschen oder Mangun Shang-moa-tze, Langhaarige,
„ Orotschen Elle-ino-tze, Rothhaarige.

Die ziemlich zahlreich vorhandenen Abbildungen [4]) zeigen nämlich, dass die Golden, (ob sämmtlich?), wie die Chinesen, den Vorderkopf bis gegen die Kranznaht scheeren. Ravenstein erklärt sie, gleich den Manguns und den Orotschen der Küste, für Mongolen mit vorspringenden Backenknochen und schmalen schiefen Augen, geschwungenen Augenbrauen, einer nicht immer flachen Nase, grossem Munde und dicken rothen Lippen, schwarzem Haar und grauen Augen. Der Kopf sei im Verhältniss zum Körper gross. Von den Giljaken erzählt er, sie hätten schiefe Augen, vorspringende Wangenbeine und spärliche Bärte.

---

[1]) Bulletins de la soc. d'anthropol. de Paris 1867. Sér. II. T. II p. 571. Memoirs of the anthropol. society of London. 1870. Vol. III. p. 366. (Mit Abbildung).

[2]) Archiv f. wiss. Kunde Russlands 1862. Bd. 21. S. 299.

[3]) Ravenstein The Russians on the Amur. London 1861. p. 338.

[4]) Am leichtesten zugänglich in der vortrefflichen Arbeit von Rich. Andree, Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung. Leipzig 1867., sowie neuerlich in einigen Tafeln in dem grossen photographischen Atlas von Dammann, dessen Abbildungen nach Originalen des Hrn.

Wenn alle diese Angaben eher auf verwandtschaftliche Beziehungen nach Westen und vielleicht nach Süden hinweisen, so fehlen Mittheilungen über die östlichen Nachbarn fast noch mehr. Das Einzige sind einige Andeutungen, die Herr Karl von Bär[1]) über Aleuten-Schädel gegeben hat, namentlich über Schädel von Unalaschka. In unserem anatomischen Museum dagegen befindet sich eine sehr wichtige Sammlung von Schädeln der ganz nördlichen Küstenbevölkerung. Herr von Chamisso hat einen Schädel mitgebracht von Unalaschka (Nr. 3901), zwei von der St. Lorenz-Insel (Nr. 3902—3), einen vom Kotzebue-Sund (Nr. 3904); ausserdem finden sich noch von Herrn Rehmann der Schädel eines Jogahiren (Nr. 6661) von einem gleichfalls benachbarten Stamme und endlich fünf Tungusen- und vier Buräten-Schädel aus dem centralen Grenzgebiet von Kiachta.

Aus einer Vergleichung derselben geht für mich vorläufig hervor, dass die Verwandtschaft aller dieser Stämme mit den Eskimos eine sehr zweifelhafte sein muss. Unter allen diesen Schädeln giebt es ein Paar, einen Goldenschädel (Nr. II.) und einen von der St. Lorenz-Insel (Nr. 3902), welche allerdings durch ihre exquisite Dolichocephalie und durch den weit hinaufgehenden Ansatz der Kaumuskeln sich einigermassen den mir bekannten Grönländern annähern; auch die Indices lassen sich vergleichen; aber das stimmt nicht überein mit den übrigen Golden-Schädeln, wie auch nicht mit dem andern Schädel von der St. Lorenz-Insel. Man fragt sich hier: was ist typisch? Ich entscheide mich in solchem Falle gegen die Eskimos. Denn der betreffende Golden-Schädel ist zu synostotisch: es findet sich an ihm eine Verwachsung der Lambda-Nath, des grössten Theiles der Kranznath, der Sphenoparietal- und Pfeilnath, und dass diese Verwachsung zeitig stattgefunden hat, geht aus der horizontalen Form der Schädelcurve hervor. Ein anderer Grund ist der, dass unter den Golden-Schädeln auch der eines fast noch kindlichen Individuums vorhanden ist, an welchem sicherlich am wenigsten Störungen eingewirkt haben, und dieser stimmt völlig überein mit den zwei anderen erwachsenen; da nun die sonstigen Verhältnisse des synostotischen Schädels mit denen der drei anderen harmoniren, so trage ich kein Bedenken, diese letzteren für die eigentlich typischen zu halten.

Wenn ich nun die Besonderheiten dieser Goldenschädel kurz hervorheben soll, so sind es folgende: mässig hohe, brachycephale Form mit äusserst günstiger Schädel-Capacität, — dasselbe Verhältniss, das sich auch bei den Tschuktschen herausgestellt hat. Schon Ravenstein giebt von den Amurstämmen an, dass sie für ihre Statur (etwa 5 Fuss) ungewöhnlich grosse Köpfe hätten. Die Tschuktschen-Schädel besitzen nach Wyman im Mittel 1468 Capacität; von meinen Golden-Schädeln haben zwei 1360, der dritte 1465 Cub-Cm., also sehr günstige Verhältnisse, wenn auch nicht Alles mit Hirnsubstanz ausgefüllt war. Davis giebt für den Giljaken-Schädel sogar 1638 Cub-Cm. an. Die Breitenindices der Golden-Schädel berechnen sich auf 73,0 (bei dem synostotischen), 80,2, 85,0 und 77,3 (bei dem jugendlichen); die Höhenindices zu 71,1, 79,6, 82,3 und 78,5. Für den Giljaken finde ich nach meinem Abgusse einen Breitenindex von 77,3, einen Höhenindex von 78,3. Das sind ziemlich parallele Verhältnisse, denen sich auch mein Ainoschädel ganz gut anschliesst.

Lüdorff angefertigt sind. Letzterer hat der hiesigen geographischen Gesellschaft ein Pracht-Exemplar seiner ostsibirischen Photographien geschenkt. Nach seiner Beschreibung haben die Golden höhere Backenknochen und eine dunklere Hautfarbe als die Mandschu, pechschwarze Haare, eine geschorene Stirn, lange Zöpfe und einen sanften Blick. Auf Taf. 17 des grossen Atlas von Maack sind Golden (Fig. 9—12), Manguns (Fig. 13), Giljaken (Fig. 14—15) abgebildet. Alle haben schiefe geschlitzte Augen, breite Backenknochen, flache Nase und spitzes Kinn.

[1]) C. E. de Baer Crania selecta. Petrop. 1859. p. 23. Taf. 14—16.

In Beziehung auf die Gesichtsbildung finde ich gegenüber den uns überlieferten Abbildungen grosse Abweichungen im Knochenbau. In dem grossen Atlas von Maack ist eine Tafel (17), welche diese Völkerschaften betrifft. Ravenstein hat seine Abbildungen von da herübergenommen und auf einem Blatte untereinander die Köpfe der betreffenden Stämme, auch der Golden und Mongolen zeichnen lassen, wobei ich jedoch bemerken muss, dass der eine von ihm als Golde bezeichnete Kopf in dem Original bei Maack kein Golde ist. Die abgebildeten Physiognomien stimmen im Ganzen schlecht mit den hier vor Ihnen liegenden Schädeln überein. An diesen ist es namentlich überaus auffallend, dass die Gesichter ein absolut verschiedenes Aussehen zeigen gegenüber den mongolischen; sie sind aber auch ebenso verschieden von denen der Giljaken und von denen der Ainos und erst recht ganz verschieden von den bei uns befindlichen Tungusenschädeln.

Die Besonderheiten beruhen erstlich in einer auffälligen Entwicklung des Nasenfortsatzes des Stirnbeines, der ungewöhnlich tief, wenigstens um 6—8 Mm. schon bei dem Kinde, weiter herabreicht, als beim Europäer. Die Differenz ist namentlich gegenüber den Tungusen sehr bemerkenswerth. Nur bei den Ainos zeigt sich eine breitere Entwickelung der Gegend zwischen den Brauen, die sich auch bei den Mädchen der Manguns findet; diese dürften einen ähnlichen Bau des Nasenfortsatzes besitzen. Dazu kommt eine Plattheit der Nase, wie sie meines Wissens unter allen bis jetzt nach Europa gekommenen Schädeln kaum gesehen ist. Hier ist fast gar nicht mehr von einem Nasenrücken die Rede. Schon bei dem Kinde werden Sie etwas Aehnliches sehen. Dabei ist die Nase nicht etwa breit und aufgestülpt, sondern sie geht in einer Flucht herunter, und nur, wenn man sie sich über den knöchernen Theil hinaus verlängert und die Spitze weit herabtretend denkt, könnte sie bei einem Erwachsenen allenfalls jene adlerartige Biegung im knorpligen Theil erhalten, welche sich in mehreren Abbildungen findet. Ich habe lange Zeit überlegt, ob es nicht eine durch künstliche Pressung und Abflachung hervorgebrachte Form sein könne; indessen fehlen alle Anhaltspunkte dafür. Auch zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass die Nasenbeine nach oben so fein und schmal werden, dass sie fast in reine Spitzen auslaufen. Die sogenannte Apertura pyriformis hat, namentlich bei dem Kinde, ihre Gestalt ganz verloren; sie hat gar nichts Pyriformes mehr, denn die Nasenbeine schneiden mit einer ganz geraden Horizontallinie ab, so dass der obere Rand der Apertur keine Curve, sondern eine gerade Linie bildet. Die Nasenwurzel ist bei einem der Schädel breiter, als die Nasenöffnung; bei dem Kinde sind beide Maasse gleich (20 Mm.).

Ferner ist höchst auffallend die Configuration der Augenhöhlen: bei diesen ist die Höhe entweder gleich, oder geradezu beträchtlicher als die Breite. Sowohl bei den Ainos, wie bei den Giljaken und Tungusen ist dies gerade umgekehrt. Sie haben sämmtlich eine mehr niedrige und breite Form, während die Golden eine verhältnissmässig hohe Orbita besitzen. Dazu kommt, das die Jochfortsätze lange nicht so stark vorspringen, wie bei den Giljaken, Buräten oder Tungusen der Fall ist.

Ich kann daher nicht umhin, (obwohl ich der Meinung bin, dass die Analogien der Golden mehr tungusisch und weniger eskimotisch sind), sie doch als eine eigenthümliche und sowohl von den nördlichen, wie von den südlichen und westlichen Völkerschaften abweichende Gruppe darzustellen, für welche bis jetzt eine unmittelbare Ableitung von keiner der anderen zulässig erscheint. Es ist dabei sehr bemerkenswerth, dass alle diese Amurstämme in der kleinsten Kopf-Zahl existiren. Die Zahl der Golden wird auf nicht höher als auf 3500 berechnet, die der Giljaken sogar nur auf 1700 [1]).

---

[1]) Andree a. a. O. S. 218.

Es sind lauter kleinste Stämme, spärlich verbreitet über grosse Flächen, und auf ein bewegliches, nomadenhaftes Leben angewiesen. Ich weiss nicht, wie viel Quadratmeilen auf jeden einzelnen Menschen fallen. Dabei ist noch eines zu betonen, dass nämlich alle Völker am Amur, wie die Eskimos, Ichthyophagen sind. Sie jagen freilich auch, aber die eigentliche Quelle ihrer Ernährung ist der Fischfang. Der grosse Fischreichthum des Stromes sichert ihnen die Existenz selbst unter den sehr schwierigen Verhältnissen jenes langen ostsibirischen Winters, der bis tief in den Mai hinein dauert. Die Beschreibungen darüber [1]) gehören mit zu dem Interessantesten in der Literatur. In manchen Stämmen wird selbst die Kleidung der Leute aus Fischhaut gemacht; sie bereiten namentlich die Lachshäute zur Kleidung zu und gewinnen so ein Gewand, welches zugleich sehr beweglich und wasserdicht ist. Die Golden führen davon auch im Chinesischen den Namen der Fischhäute, Yupi-ta-tze.

Damit will ich diese Mittheilungen schliessen, und ich bitte nur, dass unsere linguistischen Mitglieder sich dieser Völkerschaften einmal genauer annehmen möchten. Es ist jedenfalls höchst wichtig zu erforschen, ob hier Uebergänge von der mongolischen zu der eskimotischen Rasse zu finden sind. Damit würde die Möglichkeit gegeben sein zu erfahren, ob die nach den Erfahrungen unserer Nordpol-Expedition selbst bis nach Ost-Grönland hinübergedrungenen Stämme der Eskimos in ihren Ursprüngen auf das östliche Asien zurückzuführen sind.

---

[1]) Arthur Nordmann. Archiv f. wiss. Kunde Russlands. 1862. Bd. 21. Heft 3.

Sitzung vom 18. October 1873.

(1) Vorsitzender Herr **Virchow**: Ich kann zunächst, m. H., der besonderen Freude Ausdruck geben, dass alle Nachrichten von unsern auswärtigen Mitgliedern und Freunden sich augenblicklich ausserordentlich günstig gestaltet haben.

Während wir noch, als wir das letzte Mal versammelt waren, überallhin mit Sorge in die Zukunft zu sehen hatten, ist inzwischen Vieles ausgeglichen, Manches sogar ausgeführt, was damals noch in ferner Zukunft zu liegen schien.

Von unserem Herrn Vorsitzenden sind die neuesten Nachrichten eben im Correspondenzblatte der Afrikanischen Gesellschaft erschienen, welches auch die Briefe von Dr. Güssfeld enthält, die zum Theil ziemlich jungen Datums sind.

Ich habe ebenso von den zwei Reisenden, die sich nach Neu-Guinea begeben hatten, nämlich von Dr. v. Maclay, dem russischen Reisenden, und von unserem speciellen Freunde, Herrn Dr. A. B. Meyer, die besten Nachrichten erhalten. Herr Maclay hat mir von Batavia aus geschrieben; er scheint in ziemlich gutem Gesundheitszustande zurückgekommen zu sein. Herr A. B. Meyer ist sogar schon am letzten Samstag in Wien angekommen und nur durch ein Ungeschick meinerseits ist es mir unmöglich gewesen, ihn dort zu sehen. Es ist ihm geglückt, diese bis dahin so unzugängliche, continentartige Insel, wenigstens an ihrer schmalsten Stelle, von der Ostseite nach der Westseite als der erste Europäer zu durchschreiten.

Unser Freund Jagor befindet sich nach den letzten Nachrichten auf dem Wege nach Suez und Vorderindien.

Damit kann ich dieses neue Arbeitsjahr mit den besten Aussichten für die Zukunft begrüssen; hoffen wir, dass unseren Reisenden überall das Glück lächeln wird.

Als neue Mitglieder sind vorgeschlagen:

Hr. Dr. Ewald von Berlin.
Hr. Dr. Wernich von Berlin.

Ich habe dann eine Reihe von Publicationen vorzulegen, die uns geschenkt oder tauschweise zugegangen sind. Unter ihnen begrüsse ich mit besonderer Freude eine, an der wir etwas Antheil haben, nämlich die „Neuen Mittheilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde zu Jokohama“ welche sich unter Vorsitz des Herrn von Brand und dem Secretariat des Herrn Dr. Hilgendorff gebildet hat. Sie hat uns das erste Exemplar, welches nach Europa gekommen ist, zugeschickt, und in dem Briefe ist besonders erwähnt, dass unsere Anregungen und Instructionen wesentlich dazu beigetragen haben, die neue Gesellschaft zusammenzubringen. Das erste Heft enthält eine grosse Menge von interessanten Neuigkeiten und Thatsachen, welche die Herren, die zum Theil eben erst in Japan angekommen sind, schon in der Lage waren zu sammeln. Wenn das so fort geht, so können wir hoffen, dass diese

deutsche Gesellschaft ebenso zu dem Ruhme unseres Vaterlandes beitragen wird, wie die Royal Asiatic Society dazu beigetragen hat, den Ruhm englischer Wissenschaft und Gelehrsamkeit in jene alte Welt zu tragen.

Ich schliesse daran ein soeben zugegangenes, vom Autor eingesandtes Werk des Herrn William Marshall, eines Officiers im bengalischen Generalstabe, welches betitelt ist: „A phrenologist amongst the Toda, London 1873, 8." Das Buch ist vortrefflich mit Heliotypien ausgestattet, und obgleich die Phrenologie am Kopfe desselben einige Bedenken erregt, so zeigt doch ein Einblick in dasselbe, dass der Autor mit grosser Feinheit die Gebräuche der Todas studirt hat.

Dann ist uns durch Herrn Mathieu, den bekannten Pariser Instrumentenmacher, sein überaus interessanter Katalog anthropologischer Instrumente von der Wiener Ausstellung zugegangen, der einen wirklich wissenschaftlichen Werth hat. Er enthält eine Uebersicht der meisten in Frankreich angegebenen Instrumente mit vortrefflichen Illustrationen, so dass er in der That eine werthvolle Bereicherung der anthropologischen Literatur darstellt.

Unser correspondirendes Mitglied, Hr. Japetus Steenstrup übersendet seine neuesten Schriften:

1) Sur les Kjökkenmöddings de l'âge de la pierre et sur la faune et la flore préhistoriques de Danmark. Copenh. 1872.
2) Om de Maerker, som Knoklerne i Fuglenes ophulkede Foderboller bawe af Opholdet i Fuglenes Maver, samt om disse Maerkers Betydning for Geologien og Archaeologien. Kjöbenh. 1873.
3) Comparaison entre les ossements des cavernes de la Belgique et les ossements des Kjökkenmöddings du Danmark, du Grönland et de la Laponie Brux. 1873.

Unter einer Reihe von Photographien, welche Herr Jagor eingesendet hat, erwähne ich ein Geschenk des Herrn Lamprey, nämlich einen stark verunstalteten peruanischen Schädel, der beim Bau der Eisenbahn-Linie von Callao über die Anden zu Campan in einer Höhe von 12,000 Fuss über dem Niveau der See gefunden worden ist. Er gehört zu den schon früher bekannten Formen, namentlich bietet er grosse Aehnlichkeit dar mit einigen der von Hrn. v. Tschudi früher beschriebenen. Sein Hauptinteresse liegt in dem Fundorte.

Hr. Lecoq übergiebt eine weitere Reihe portugiesischer photographischer Typen als Geschenk des Hrn. Dotti in Lissabon.

Unser correspondirendes Mitglied, Hr. Calori in Bologna übersendet sein neues Werk Della stirpe che ha popolata l'antica necropoli alla Certosa di Bologna e delle genti affini. Bologna 1873. — Dieses Prachtwerk ist in glänzender Ausstattung durch die Municipalität von Bologna herausgegeben, — ein schönes Vorbild für Deutschlands Städte, von denen wir bis jetzt nicht gerade viel der Art erhalten haben. Ich mache für jetzt nur auf Eins aufmerksam, nämlich auf den relativ breiten Schädeltypus und die relativ starke Prognathie, welche letztere an einzelnen Schädeln soweit geht, dass man früher leicht daraus geschlossen haben würde, diese Bevölkerung, welche als die Trägerin der höchsten Cultur ihrer Zeit betrachtet werden muss, habe einer niederen Rasse angehört. Je weiter wir kommen, um so häufiger zeigt sich diese Art der Prognathie, namentlich bei weiblichen Schädeln. Ich selbst habe sie erst neulich in Wiesbaden an Schädeln aus einem alten fränkischen Kirchhofe in ausgeprägter Form nachgewiesen.

Hr. Bartels schenkt eine antiquarische Karte der ehemaligen friesischen Inseln an der Westküste von Schleswig-Holstein.

Die Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ist zu Wies-

baden vom 15.—17. September abgehalten worden. Die Zahl der Theilnehmer aus Berlin hatte sich gegen früher einigermassen erhöht, jedoch lange nicht genug. Ueber die Verhandlungen schweige ich, da den Mitgliedern der stenographische Bericht, wie früher, zugehen wird. Ich kann nur sagen, dass die Verhandlungen sehr reichhaltiger Natur waren. — Ich habe jedoch die Pflicht, einen Gegenstand speciell Ihnen vorzulegen, da er Sie nicht blos interessiren wird, sondern da dabei auf Ihre eifrige Mitwirkung gezählt wird. Das ist die prähistorische Karte von Deutschland. Wir sind nun soweit, dass die meisten Abschnitte vertheilt sind; nichtsdestoweniger fehlt es noch an gewissen Stellen an Bearbeitern. Es ist also noch eine grössere Anzahl von Mitgliedern heranzuziehen. Andererseits sind auch da, wo sich verantwortliche Personen gefunden haben, die Vorarbeiten so mangelhaft, dass wir auf Ihrer Aller Mitwirkung gern zählen möchten.

Es liegt ferner eine ganze Reihe von Correspondenzen mit dem Unterrichtsministerium vor, welche zeigen, dass die Stellung, welche die Gesellschaft eingenommen hat, auch von unseren höchsten Behörden anerkannt wird, und dass unsere Einwirkung eine nützliche gewesen ist. Auf unseren Antrag hat die Bewilligung von 3000 Thlrn. an Hrn. Jagor stattgefunden, um demselben auf seiner Reise durch Japan, China und Indien die Mittel zu gewähren, Ankäufe für die hiesigen Sammlungen zu bewerkstelligen. Seine Ankäufe werden einerseits dem anthropologischen Interesse, andererseits den Interessen des Gewerbemuseums dienen. — Der Herr Minister hat sich ferner bereit erklärt, in Verhandlungen wegen des Ankaufs verschiedener ethnologischer und prähistorischer Sammlungen einzutreten, welche wir ihm bezeichnet haben.

Weiter hatten wir den Hrn. Minister veranlasst, Ausgrabungen in der Nähe von Zeitz stattfinden zu lassen und zwar durch Hrn. Professor Klopfleisch in Jena. Schon in früheren Sitzungen (10. Mai d. J.) wurden einzelne Resultate dieser Ausgrabungen mitgetheilt und die grosse Bedeutung derselben für Ausfüllung einer bis dahin bestehenden Lücke in der Reihe der prähistorischen Funde Mitteldeutschlands dargelegt. Der Herr Minister hat nun unter dem 9. August c. den Bericht des Hrn. Klopfleisch mitgetheilt. Darnach finden sich Gräber in verschiedenen Gruppen in der Nähe von Hohenkirchen und zwar vier Gruppen in einem Walde, der den Namen Braunshain führt, in der Nähe des Dorfes Hartha, und eine Gruppe bei Heuckewalde im „Hain". In den ziemlich beträchtlichen Hügeln wurden gar keine Leichentheile, auch keine calcinirten, angetroffen. Es geht daraus hervor, dass die Gebeine vollständig verwittert sind. Nur in einem Grabe fanden sich Spuren von calcinirten Knochen, welche Hr. Klopfleisch für die eines menschlichen Kindes hält. Dagegen zeigte sich überall stark rothgebrannte Erde. — Unter den Funden, welche ziemlich tief und an verschiedenen Stellen der Grabhügel zerstreut lagen, wird eine grössere Zahl von Topfscherben und Thongeräthen mit kettenartigen Verzierungen erwähnt. Hr. Klopfleisch legt auf letztere einen grossen Werth, und glaubt, dass sie specifische Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Volksstammes darstellen, und ich muss allerdings zugestehen, dass, nachdem ich neulich im Mainzer Museum ähnliche Gefässe aus Steingräbern gesehen habe, eine gewisse Bedeutung derselben mir gleichfalls wahrscheinlich ist. In grösserer Menge kamen ferner Serpentinäxte und an zwei Stellen Feuersteingeräthe und Splitter zu Tage, aber keine Spur von Metall. Aeusserlich waren keine Steinkränze oder Steineinfassungen vorhanden. Thierknochen und Knochengeräthe fehlten; nur noch Kohle ist zu nennen. Unter den Gefässen werden besonders becher- und napfartige erwähnt. Die Feuersteingeräthe waren polirt. Es ergiebt sich also, dass hier eine Art von Gräbern aufgedeckt ist, die bei uns noch zu den grössten Seltenheiten gehört. Freilich mag noch Manches verborgen sein, wie denn ja auch diese

Gräber sich bis jetzt der Nachforschung vollkommen entzogen hatten. Da es nicht wahrscheinlich ist, dass Metall und selbst Eisen ganz spurlos verwittert sein sollten, so wird man allerdings genöthigt sein, anzunehmen, dass hier die ältesten Gräbertypen erschlossen sind, die in Mittel-Deutschland vorkommen. Sie gehören offenbar der späteren Steinzeit an, vor der Einführung von Metall. —

(2) Hr. **W. H. J. Bleek** schreibt aus Mowbray bei der Capstadt vom 14. Juni, unter Bezeugung seines Dankes für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede und unter Uebersendung eines Exemplars seines an das Parlament der Capcolonie erstatteten Berichtes über die Sprache und Literatur der Buschmänner, mit Bezug auf das in der Sitzung vom 15. März d. J. vorgelegte Portrait,

über die Eigenthümlichkeit der Buschmänner.

„Aus einem Briefe von Herrn Professor Lepsius, den ich heute Morgen empfangen habe, ersehe ich, dass er in einer Sitzung Ihrer geehrten Gesellschaft das Portrait meines älteren Buschmannlehrers vorgelegt hatte, das von einem hiesigen jungen Künstler recht treffend gemacht war. Dass die helle Farbe Herrn Dr. Fritsch frappirt hat, wundert mich gar nicht. Ich habe die Bemerkung gemacht, dass bei guter Kost und Verpflegung und civilisirter Lebensart die Buschmänner sehr viel weisser werden; ebenso wie Europäer unter entgegengesetzten Umständen bräunlich, ja schwärzlich werden. Aber eben die helle Farbe ist von grosser Bedeutung nach meiner Ansicht, da in Verbindung mit anderen Zügen, namentlich dem Character der Literatur, die Buschmänner und auch die Hottentotten, sich gänzlich von der Negerrasse Südafrikas, wozu ich natürlich auch die Kaffern rechne, absondern, und mit mehr nordischen Nationen in Verbindung zu bringen siud. Desshalb ermuthigte ich den Künstler, dies Bild so farbengetreu wie möglich zu machen, und es freut mich sehr von Hrn. Professor Lepsius zu hören, dass Sie das Bild werth fanden, in der Zeitschrift farbig dargestellt zu werden." —

Hr. Dr. Fritsch: Ich hatte das Vergnügen, ebenfalls zwei Briefe von Dr. Bleek zu erhalten, und möchte mir hinsichtlich eines Abschnittes des zweiten dieser Briefe, der sich an das anschliesst, was der Hr. Vorsitzende eben mittheilte, noch eine Bemerkung erlauben. Ich muss darauf verweisen, dass im genannten Briefe gerade ein Capitel in Frage kommt, über das ich mich selbst in meiner Arbeit über die Völker Südafrikas mit einiger Reserve ausdrücken musste. Dies ist die Beschreibung der Sitten und Gebräuche. Dabei ist auch das Gebiet der Religion in Betracht zu ziehen, und Sie wissen, dass es schon bei uns, wo wir uns mit den Leuten verständigen können, sehr schwer wird nachzuweisen, warum irgend ein religiöser Gebrauch von ihnen ausgeführt wird. Selbstverständlich ist dies noch schwerer bei den wilden Stämmen, und es ist deshalb der Auffassung freier Spielraum gegeben, ob man einen gewissen Gebrauch in dem einen oder dem anderen Sinne auslegen will. Dr. Bleek weicht nun von meiner Auslegung ab, und ich möchte seine Ansicht hier zur Kenntniss bringen, indem ich mich gern corrigiren werde, sobald die vorhandenen Beweismittel genügend sind, um die Sache feststellen zu können. Es handelt sich darum, wie weit bei den südafrikanischen Stämmen neben der Verehrung der Geister ihrer verstorbenen Vorfahren noch ein anderer Cultus vorkommt und welcher Art er etwa sei.

In dieser Hinsicht ist nun bei den Hottentotten die Frage aufgeworfen worden, ob sie einen Mondcultus hätten oder nicht. Meiner Meinung nach ist bisher der Beweis eines solchen Mondcultus noch nicht vollständig geliefert. Dr. Bleek hat jetzt die Neigung, die Existenz eines solchen Mondcultus für wahrscheinlich zu halten. Die betreffenden Stellen seines Briefes lauten:

„In Bezug auf die religiösen Ideen der Buschmänner, hätten Sie nach meiner jetzigen

Kenntniss natürlich Manches anders geben müssen. Auch in Bezug auf die hottentottischen religiösen Ideen scheinen Sie mir auf deren Verehrung des Mondes nicht genugsam hingewiesen zu haben. Es ist sehr fraglich, ob Ahnenverehrung bei ihnen sich überhaupt findet, jedenfalls nicht in dem Maasse, wie bei den Bântu-Völkern. Allerdings etwas Ahnen-Verehrung findet sich wohl überall; aber bei den Bântus ist bemerkbar, dass ihre religiösen Vorstellungen sich ganz oder fast ganz darauf beschränken, während bei den Hottentotten sich schon Ansätze von Personificirung oder Vergötterung himmlischer Erscheinungen finden. -- Was Sie in Bezug auf die Hautfarbe des Portraits meines älteren Buschmannes sagen, so kann ich Ihnen versichern, obschon die Farbe wohl eine Nuance verschieden sein mag von der Wirklichkeit, dass sie doch in keiner Weise zu hell ist. Ein bischen röthlicher möchte sie vielleicht bei dem Manne zu Zeiten sein. Meine Buschmänner leben eben in aussergewöhnlichen Zuständen, und bringt es die Nothwendigkeit mit sich, dass wir ganz besonders für stärkende und wohlverdauliche Speise und Trank für sie sorgen müssen. Das scheint einen auffallenden Einfluss auf die Hautfarbe zu haben; und sind sie allerdings viel heller jetzt, als zur Zeit, da sie von dem Breakwater kamen".

Ich weiss nicht, meine Herrn., ob Sie sich erinnern, dass ich gleichfalls auf den Einfluss der besseren Lebensweise für die äussere Stellung und ganze Entwickelung des Körpers hingewiesen habe. Es ist dies auch der Grund, weshalb ich es verwerfe, dass man die amerikanischen Neger ohne Weiteres herbeizieht, um Aufschluss zu geben über das Verhalten nationaler Stämme in Afrika. — Hr. Bleek fährt fort:

„Namentlich gute regelmässige Fleischkost scheint bei ihnen diese Wirkung zu haben. Wir müssen aber wohl nicht mit Unrecht annehmen, dass gewöhnlich die Buschmänner ungenügend genährt sind, ja selbst dort, wo sie bei den Bauern verhältnissmässig gut gehalten sind. — Dass die Buschmänner die Eckigkeit unter günstigen Verhältnissen verlieren und selbst zeitweilig feist werden können, habe ich an meinem jüngeren Buschmann beobachtet, der am Ende des ersten Jahres, das er bei mir lebte, so fett und rund geworden war, dass die Leute sich recht über ihn lustig machten. Und doch hatte er Anlagen zur Schwindsucht, der er wohl, wenn er auf dem Breakwater geblieben wäre, schon lange unterlegen wäre; er kam mit einem schlimmen Husten zu uns. Jetzt hat er wieder bedeutend abgenommen, und glaubt der Arzt doch, dass seine Lungen nicht recht in Ordnung sind, und dass er leicht einer galoppirenden Schwindsucht unterliegen könnte."

Auch diese Notiz ist interessant, weil häufig gesagt wird, dass die Eingeborenen Krankheiten sehr wenig unterworfen wären, und Schwindsucht gar nicht vorkommen könne. Ich selbst habe dort mehrere Fälle davon beobachtet, und der von Hrn. Bleek erwähnte Mann ist nicht lange genug auf der Strafanstalt gewesen, als dass man annehmen könnte, dass er sie dort bekommen habe.

Was den Mondcultus anlangt, so führte ich an, dass die Hottentotten geneigt sind, zur Zeit des Vollmondes die Nächte zu benutzen, um ihre Tänze auszuführen, die wesentlich auf Unterhaltung hinauslaufen, wenn sie auch zeitweise einen mehr religiösen Anstrich haben mögen. Der alte Kolbe hat dies bereits mehrfach betont und darauf als auf einen „Mondcultus" hingewiesen. Neu ist diese Auslegung also nicht; aber welche Bedeutung man solchen nächtlichen Tänzen beizulegen hat, ist eine andere Frage. Die Hottentotten haben einen Namen für Gott angenommen: Tsui-xoab, was „Wundknie" heisst und sich auf einen verstorbenen grossen Häuptling bezog, welcher eine Wunde am Knie hatte. Dieser Umstand wird nun als Beweis einer Gottesverehrung benutzt, während die Verherrlichung seines Namens offenbar in das Gebiet des Ahnencultus gehört.

Hr. Hartmann bemerkt, dass auch die schwarzen, heidnischen, südlich von Fazogl wohnenden Berta zur Zeit des Neumondes und des Vollmondes grosse Bäume, namentlich aus den Geschlechtern Kigelia und Urostigma, umtanzen und sich zum Schluss des Festes zügellosen geschlechtlichen Orgien hingeben. Wahrscheinlich habe ein solches Fest gar keine religiösen Beziehungen, auch nicht, wie von mancher Seite her angenommen worden sei, etwa zum Monddienst, sondern es verlocke wohl nur der Zauber der tropischen Mondnächte zur Veranstaltung von Tänzen und Ausschweifungen. —

(3) Hr. **Engelhardt** zu Kopenhagen dankt in einem Schreiben vom 7. Oct. gleichfalls für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft und berichtet zugleich

über einen Gräberfund von Ringsted auf Seeland.

Neulich habe ich in der Nähe von Ringsted auf Seeland einen interessanten Fund gemacht aus der halbrömischen, gothischen Zeit. In einer natürlichen Anhöhe, ca. 3 Fuss unter gewachsenem Boden, lag ein Skelet — ob männlich oder weiblich, ist noch nicht untersucht. Es lag auf der rechten Seite, mit dem Kopfe gegen Süden, die Füsse gegen Norden, die Kniee heraufgezogen. Am Haupte standen römische Gefässe von Bronce und von Glas. Viele Perlen, darunter mehrere von früher nicht bekannten Formen, eine prachtvoll vergoldete Silberfibula von der Crux ansata-Form (vergleiche die in einem Grabe bei Häven gefundene), eine einfache kleine silberne Fibula von römischer Form, ein Kamm aus Knochen, eine kleine runde Schachtel von Bronce (noch nicht geöffnet und der Inhalt also nicht untersucht) und mehrere kleine Bronce-Objecte von unbekannter Bestimmung lagen bei dem Skelet, welches ganz einfach in der Erde niedergelegt worden zu sein scheint, ohne eigentlich zugerichtetes Grab. Grössere Steine namentlich wurden nicht gefunden. Der Fund stimmt mit zahlreichen seeländischen Funden überein und auch mit den Hävenschen Funden in Mecklenburg und im ausgedehnteren Sinne mit den norddeutschen, früher sogenannten Wendenkirchhöfen, an deren Untersuchung und Erforschung C. F. Lisch ein so grosses Verdienst hat. —

(4) Hr v. **Cohausen** in Wiesbaden schreibt

über den Schlackenwall auf dem Limberg bei Saarlouis.

Der Limberg tritt 5000 Schritt nordwestlich von Saarlouis halbinselartig ins Saarthal vor; er bildet eine schmale Hochfläche mit steilen, zum Theil felsigen Abhängen aus buntem Sandstein, und mag theilweise dünn überdeckt sein mit den unteren thonigen Schichten des Muschelkalkes. An seinen schmalsten Stellen ist der Bergrücken durchschnitten von zwei Querwällen, welche sein südöstliches Ende zum gesicherten Zufluchtsort machen. Der Innen-Wall ist 800, der äussere 1300 Schritt von der Endspitze entfernt. Der innere ist (von SW. — NO.) 140 Schritt, der äussere 170 Schritt lang; beide haben eine Höhe von 10 und eine Breite von 36 Fuss und vor sich je einen Graben von 8 Fuss Breite und $2^1/_2$ bis 4 Fuss Tiefe.

Im Jahre 1870 fand man beim Beginn von Armirungsarbeiten daselbst das Erdreich der Wälle griessig, mürb und roth gebrannt, und die darin vorkommenden Steine verschlackt. Kohlen wurden keine beobachtet. Man hatte also auch hier die Erscheinungen anderer Schlackenwälle vor sich; man konnte schliessen, dass man auch hier, um den Wällen grössere Höhe und Steilheit zu geben, sie aus Holz und Erde geschichtet hatte, und dass die Erde nicht hingereicht, das Holz gegen das Verbrennen zu schützen, sondern bei dessen Brand mit geglüht und verändert, die

Steine aber verschlackt worden seien. Wir dürfen uns hier so wenig, wie bei andern Schlackenwällen, der unpraktischen Phantasie hingeben, als hätten die Erbauer, um Erde und Steine zusammen zu backen, jene Holzschichtung vorgenommen und in Brand gesetzt; da diese und jede Brandstätte, jeder verlassene Hoch- und Kalkofen uns belehren kann, wie durch ein solches Verfahren die Wälle erst recht den zerstörenden Einflüssen von Feuchtigkeit und Frost zugänglich gemacht werden und wie daher der erregte Brand, weit entfernt, eine Baumassregel zu sein, eine von dem Angreifer ergriffene Zerstörungsmassregel war.

(5) Das correspondirende Mitglied, Hr. Dr. H. **Berendt** in New-York übersendet einen Bericht über

die Indianer des Isthmus von Tehuantepec.

Mr. John C. Spear, Wundarzt der Nord-Amerikanischen Marine, bringt in einem neuerdings ausgegebenen Regierungsberichte [1]) ein Kapitel unter der Ueberschrift „Inhabitants", welches auf die den Isthmus bewohnenden Indianerstämme näher eingeht und fügt ein Wörterverzeichniss aus den Sprachen der Zapotecos und Zoques bei. Er bespricht die Körperbeschaffenheit, Sitten, Trachten u. s. w. der Zapotecos, Zoques, Mijes, Huaves und Mexicaner. Obwohl er meist uns bereits Bekanntes sagt und bei der kurzen Dauer seines Aufenthaltes am Isthmus kaum Gelegenheit hatte, tiefergehende Beobachtungen zu machen, ist seine Schilderung doch, weil frisch der gegenwärtigen Situation entnommen, wohl lesenswerth. Es ist sehr zu beklagen, dass die Expedition, welche mit einem Photographen und einem Photographen-Gehülfen ausgerüstet war, die günstige Gelegenheit versäumt hat, Portraits von Individuen der verschiedenen Stämme und Racen-Mischungen anzufertigen, wozu sich auf dem Isthmus, dieser alten Heerstrasse amerikanischer Völkerwanderungen, so reichliches Material findet. Die elf lithographirten Blätter geben nur Landschaftsbilder und Aufnahmen von Gruppirungen der Expeditions-Mtglieder.

Die erwähnten Wörterverzeichnisse, nach dem Gallatin'schen Schema entworfen und ungefähr 180 Wörter jeder der beiden Sprachen umfassend, würden eine sehr bemerkbare Lücke in unserer Kenntniss der Indianersprachen Mexicos ausfüllen können, indem von beiden Sprachen nur sehr wenig gedruckt und dieses Wenige schwer zu finden ist. Da aber der Aufzeichner kein Sachverständiger ist, da beide Sprachen, reich an Kehl- und Nasenlauten und unbestimmten Vokalen, nach den schwankenden Grundsätzen englischer Orthographie sich nur sehr unvollkommen wiedergeben lassen, da der Verfasser seine Schreibweise nicht einmal erklärt hat, ihm überdies manche Missverständnisse passirt sind und endlich beim Drucke sich noch viele Fehler eingeschlichen haben: so dürften diese Vokabularien behufs Wörter-Vergleichungen zur Ermittelung von Sprachenverwandtschaften wohl nur mit besonderer Vorsicht benutzt werden. Es liegen mir Wörterverzeichnisse derselben Sprachen und der der Mijes nebst einigen Wörtern der Huaves vor, von dem Chef-Ingenieur derselben Expedition, Hrn. C. A. Fuertes gesammelt, welche korrekter sind als die Spear'schen. Es ist zu bedauern, dass die Herausgeber der Reports nicht statt dieser die Wörterverzeichnisse von Fuertes veröffentlicht haben. Dieselben sind, bei allen ihren Mängeln doch im Stande, Licht über bisher noch etwas zweifelhafte Verwandtschaftsbeziehun-

[1]) Reports of Explorations and Surveys to ascertain the practicability of a Ship-Canal between the Atlantic and Pacific Oceans by the way of the Isthmus of Tehuantepec by Robert W. Shufeldt. Washington, 1872. 4to., 151 S., 11 Kupfer und 20 Karten. — Vergl. Petermanns Mitth. 1873., S. 200.

gen zu verbreiten, wenigstens was Zoque und Mije betrifft. Heller (Reisen in Mexico, Leipzig, 1853), der einige Zeit unter den Zoques gelebt und eine Abhandlung über die mexikanische Sprache geliefert hat, mithin von Wappäus für eine Autorität in dieser Frage gehalten werden konnte, behauptet (S. 340) dass die Sprache der Zoques mit der Mexicana grosse Aehnlichkeit habe. Squier führt sie unter den Maya-Sprachen auf (Monograph. London, 1861, p. IX). In demselben Jahre versichert Brasseur de Bourbourg, dass sie nur mit der Chiapaneca und Chorotega verwandt sei (Popol Vuh, S. CLVII). Alle diese Angaben entbehren jeglicher Begründung. Ich habe an anderer Stelle die nahe Verwandtschaft der Zoque und Mije als Thatsache bezeichnet, nachdem ich (1862) Gelegenheit gehabt, das Zoque von Tabasco mit dem Popoluca von Veracruz zu vergleichen, welches leztere eben nur ein Mije-Dialect oder verdorbenes Mije ist. Die Existenz dieser Popoluca-Sprache [1]) zwischen den Mexikanern im nördlichen Theile des Isthmus (in den Dörfern Tesistepec, Oluta, Joteapa, Pajapa und S. Juan Volador) ist nicht nur den Sprachforschern der Shufeldt'schen Expedition, sondern auch dem fleissigen mexikanischen Ethnologen Orozco (Geografia de las Lenguas, México. 1864) entgangen, was um so auffallender ist, als mehrfache Nachrichten über dieselbe sich in Artikeln des von demselben Gelehrten redigirten Diccionario Universal de Historia y de Geografia (México, 1853—1856, 10 Bände in 4 to) vorfinden. — Als ich später (1868 und 1869) unter den Zoques von Chiapas lebte und öfters in Berührung mit Indianern des Mije-Stammes kam, bestätigte sich mir die erwähnte Verwandtschaft, auf welche neuerdings auch Charencey in einer Brochure [2]) aufmerksam gemacht hat Derselbe ist dabei aber in den Irrthum verfallen, aus dem Zoqu evon Tabasco, über welches Pimentel aus wenig verlässlicher Quelle einige Notizen bringt, eine neue Sprache, Tapijulapar genannt, zu schaffen. Beide Sprachen, Zoque und Mije, bilden vorläufig eine isolirte Familie, deren Beziehungen zu anderen Sprachen-Gruppen wohl erst zu ermitteln sein werden, wenn die übrigen Sprachen der Gegend besser bekannt sind.

Die Zoques und Mijes sind Bergvölker, welche vorzugsweise die höheren Partieen des Central-Gebirges bewohnen; die Zoques auf der Grenze der Staaten Tabasco und Chiapas und über einen grossen Theil des letzteren Staates verbreitet, mit einigen wenigen Dörfern in der Ebene von Tabasco und an den Ufern der Küsten-Lagunen von Tehuantepec, welche schon zum Staate Oaxaca gehören. Ihre letzten

[1]) Wir finden den Namen Popoluca in verschiedenen Gegenden Mexicos und Central-Amerikas, aber immer in der Nachbarschaft der Nahuatl-Sprache, auf verschiedene Stämme und Sprachen bezogen, was hier und da Veranlassung gegeben hat, denselben auf eine einzige, durch supponirte Einbrüche anderer Stämme zersprengte Nation, zu beziehen. (Siehe u. a. Orozco, Geografia etc. p. 28 und 236). Das Wort popoluca gehört der Nahuatl (Mexicanischen) Sprache an und bedeutet „ein Mann von anderem Stamme und Sprache, ein Fremder, bàrbaro“ (Molina). Das Zeitwort popoloni, von dem es abgeleitet wird, bedeutet „stottern, beim Sprechen anstossen“. Es ist begreiflich, dass die Mexikaner, im Besitze ihrer wohllautenden, fliessenden Sprache, ihren Nachbarn von rauherer Zunge gelegentlich diesen Namen beilegten, den die Spanier von ihnen hörten und annahmen. Popolucas (Popolocas, Pupulucas) heissen, ausser den genannten Mijes, die Bewohner einiger Mixteca-Dörfer an der südlichen Grenze des Staates Puebla. Scherzers „Pupuluka katchikel“ von Palin (Guatemala) ist reines Cakchiquel. Ueber die Popoluca-Sprache der ausgestorbenen Tecas (an der Grenze von Michoacan und Jalisco), über des Juarros Popoluca von Yayantique (in Salvador) und Palacio's une Juarros Popoluca von Guazacapan (Guatemala) ist Näheres nicht bekaunt.

[2]) Notice sur quelques familles de langues du Mexique par Hyacinthe de Charencey. Havre, 1873, 8 vo., 39 Seiten,

westlichen Dörfer, weit von den übrigen Zoques entfernt und wenig im Verkehr mit denselben, sind San Miguel und Santa Maria Chimalapa, wo die Expedition ihre Vokabularien gesammelt hat. Die Mijes wohnen in der westlichen Fortsetzung desselben Gebirgszuges im Staate Oaxaca. Die Expedition hat auch von ihnen nur die Vorposten (in ihrem östlichsten Dorfe San Juan Guichicovi) zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Dörfer, welche, wie Guichicovi und die Chimalapas, der den Isthmus kreuzenden Strasse näher liegen, verkehren mehr mit den Weissen, Mischlingen und Zapotecos der Gegend, vorzugsweise der Städte Tehuantepec und Juchitan, als mit ihren Stammgenossen. Es findet sich deshalb dort weniger reines Blut und mehr Annäherung an die Sitten und Lebensweise der übrigen Bevölkerung, ein Umstand, welcher bei Benutzung einschlägiger Angaben der Reports Berücksichtigung verdient.

Die Dominikaner-Missionaire, welche von Mexico und Guatemala aus die Bekehrung beider Stämme unternahmen, haben eine Reihe von Werken über die Sprachen und in denselben verfasst, von denen viele uns freilich nur dem Titel nach bekannt sind. Brasseur de Bourbourg führt in dem Kataloge seiner Sammlung (Bibliothèque Mexico-Guatémalienne, Paris 1871, S. 182) vier Werke der Zoque auf (Grammatik, Wörterbuch und zwei Andachtsbücher oder Doctrinas); ich selbst besitze elf (mehrere Wörterbücher der verschiedenen Dialecte, darunter ein sehr vollständiges mit mehr als zehntausend Artikeln, eine Grammatik und eine Reihe von Gebetbüchern, Katechismen etc. älteren und neueren Datums). Alle die genannten Werke existiren nur in Handschrift. Von der Mije besitze ich, ausser meinen eigenen Aufzeichnungen, nur ein, sehr seltenes Buch, Augustin de Quintana's Confesonario, gedruckt in Mexico 1733, welches durch die darin enthaltenen grammatikalischen Analysen und angehängte Vokabularien einen besonderen Werth erhält. Ein handschriftliches Wörterbuch desselben Verfassers wurde vor einigen Jahren in London mit der Sammlung des Pater Fischer verkauft.[1]) Quintana hat auch eine Grammatik und eine Doctrina geschrieben, die, wie es scheint, gedruckt worden sind, da der Verfasser im Confesonario häufig auf dieselben, wie auf Bücher, welche dem Leser zugänglich wären, verweist. Ferner hat Fr. Marcos Benito eine Grammatik und ein Gebetbuch, Fr. Fernando Bejarano ein Wörterbuch und Predigten und Fr. Luis Rengino ebenfal lsPredigten in der Mije-Sprache geschrieben, welche jedoch alle verloren oder doch noch nicht wieder aufgefunden sind.

Als Beleg für die Verwandtschaft beider Sprachen füge ich eine kleine Liste von Vokabeln bei. Die Aussprache ist die spanische mit Ausnahme von h und tz, welche den deutschen Lauten entsprechen, von x, welches für unser sch gebraucht, und k, welches dem spanischen c, beziehentlich qu substituirt ist; ö und ü sind unbestimmte Vokale, unseren kurzen ö und ü oder dem englischen u in but mehr oder weniger nahekommend. Ich habe keine Accente auf der betonten Silbe angegeben, weil dieselben nicht constant sind, sondern nach Dialekten wechseln. Während z. B die nördlichen Zoques bis zum Rio Grande de Chiapas in zweisilbigen Wörtern stets den Accent auf die erste Silbe stellen (jáya, úne), betonen die südlichen (Tuxtla, Ocosocoautla etc.) die letzte (jayá, uné). Dieser Dialekt-Unterschied macht sich dem Ohre natürlich viel bemerkbarer, als dem Auge des Lesers der geschriebenen Sprache. Derselbe Umstand wiederholt sich auch in anderen, der Zoque-Mije-Familie durchaus nicht verwandten Sprachen, z. B. bei den kaum 3 Stunden von einander entfernt wohnenden Chapanecos von Suchiapa und Chiapa.

1) Es ist möglich, dass in dem Leserkreise dieser Blätter sich Jemand findet, dem der Verbleib dieses Werkes bekannt ist. Schreiber dieses würde ihm für eine Mittheilung darüber an die Redaktion sehr dankbar sein.

	Zoque	Mije
Mann	*jaya*	*yai*
Kind	*une*	*unk*
Junggeselle	*jaya-taka*	*yai-toik*
Grosskind	*oke-une*	*ok-unk*
Aelterer Bruder	*atzi*	*aich*
Gatte	*natzova*	*möatzou*
Schwiegervater	*möut*	*moot*
Schwager der Frau	*kapai*	*kaip*
Körper	*nitök*	*nikx*
Knochen	*pak*	*pajk*
Blut	*nöpin*	*nöoipin*
Kopf	*kopak*	*kopaak*
Haar	*uai*	*juai*
Ohr	*tatzök*	*tatzk*
Zahn	*tötz*	*totz*
Hand	*kö*	*koo*
Brüste	*tzutzi*	*titzk*
Schenkel	*pui*	*pui*
Galle	*tzux-nivi*	*tzuxk-nii*
Haus	*tök*	*töjk*
Im Hause	*tök-hoi*	*tjök-hoitp.*
Kürbisflasche	*pok*	*pojk*
Kohle	*juui*	*jui*
Wasser	*nö*	*noo*
Maiskolben	*mok*	*mok*
Himmel	*tzap*	*tzap*
Stern	*matza*	*metzaj*
Regen	*tuj*	*tuuj*
Erde	*nas*	*nax*
Kaninchen	*koya*	*koi*
Vogel	*jön*	*joon*
Krebs	*exi*	*eex*
gut	*uöpö*	*oiapje*
schlecht (nicht gut)	*hai uöpö*	*ka oiapje*
gross	*müja*	*moj*
ja	*hoo*	*joo*
mein	*ös*	*otzn*
dem	*mij*	*mitzm*
Unser Vater	*tös jata*	*nteit-ootz* ((Vater unser)
Himmel darüber	*tzap-kösmö*	*tzap-hoitp* (Himmel in)
Du bist	*mi itupö·*	*m' tzonaipe* (Du sitzest)
Sich setzen	*otznai*	*tzonai*

Neben diesen Wörtern, welche identische Wurzeln nachweisen und deren Zahl sich bedeutend vermehren liesse, finden sich viele andere, die einander entschieden fremd sind. Ich führe aus der Reihe der im gewöhnlichen Leben geläufigen einige Beispiele an:

	Zoque	Mije
Frau	*yoma*	*toix*
Mutter	*nana*	*tuak*
Tochter	*han*	*nox*
Nase	*kinõ*	*hop*
Zunge	*totz*	*yen*
Sonne	*hama*	*xeuj*

Ein Versuch, zu ermitteln, welche dieser Wörter der Zoque-Mije-Familie und welche anderen Sprachen angehören, dürfte, bei unserer noch sehr unvollkommenen Kenntniss der meisten dabei in Betracht zu ziehenden Sprachen, wohl noch nicht am Platze sein.

Ich füge noch das Zähl-System der beiden Sprachen an, welches für die Verwandtschaftsfrage von besonderem Interesse ist.

	Zoque.		Mije.				
1	*tuma*	1	*tuuk*	1			
2	*metza* oder *vestek*	2	*metzk*	2			
3	*tukai*	3	*tukok*	3			
4	*makskui*	4	*maktaxk*	4			
5	*mosai*	5	*mokoxk*	5			
6	*tutai*	6?)	*tuduuk*	1,5			
7	*kuyai*	(7)	*huex-tuuk*	2,5			
8	*tukututai*	3,5	*tuktuuk*	3,5			
9	*makstutai*	4,5	*taxtuuk*	4,5			
10	*makai*	10	*majk*	10			
11	*mak-tuma*	10,1	*majk-tuuk*	10,1.			
12	*mak-vestekai*	10,2	*majk-metzk*	10,2.			
13	*mak-tukai*	10,3.	*majk-tukok*	10,3.			
14	*mak-masktaskui*	10,4.	*majk-maktz*	10,4			
15	*yetai*	15.	*majk-mokx*	10,5.			
16	*yet-ko-tuma*	15 + 1.	*majk-tutuuk*	10,(1,5,)	*oder:*	*majk-mokx-tuuk*	10,5),1
17	*yet-ko-metza*	15 + 2.	*majk-huextuuk*	10,(2,5).	„	*majk-mokx-metzk*	(10,5),2
18	*yet-ko-tukai*	15 + 3.	*majk-tuktuuk*	10,(3,5).	„	*majk-mokx-tukok*	10,5),3
19	*yet-ko-maktaskui*	15 + 4.	*majk-taxtuuk*	10(,4,5).	„	*atuuk-ka-ipx*	(1 zu 20)
20	*ips*	20.	*ipx*	20.		(*wörtlich:* 1 *nicht* 20)	
30	*ips-ko-mak*	20 + 10.	*ipx-majk*	20,10.			
40	*vestek-ips*	2 . 20.	*huextikx* (sic)	2.20.			
200	*mak-ips*	10 . 20.	*majk-ipx*	10.20.			
400	*mone*	400.	*moin*	400.			

Aus der Vergleichung der beiden hier aufgeführten Zahlenreihen ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, dass beide von einer einzigen Reihe stammen, in welcher das Vigesimalsystem mit Theilung von fünf zu fünf (Fünf-Zwanziger-System) und mit Primitiv-Namen für 1 bis 5, 10, 15, 20, 400, wie in der Nahuatl-Sprache, strenge durchgeführt war [1]). Die Wurzeln dieser Primitiv-Zahlen sind:

---

[1]) Neben diesem Fünf-Zwanziger-System haben wir das Zehn-Zwanziger-System, nach welchem u. A. die Maya-Sprachen zählen, welche Primitiv-Namen für 1 bis 10, 20, 400 u. s. w. (in der eigentlichen Maya bis zur sechsten Potenz von 20) haben. Ausserdem finden sich noch Primitiv-Namen in der Maya, Chol und Chaneabal für 11 und in den Kichédialekten für 40 und 80, an unser Schock für 60 erinnernd.

1	*tum* (*tuu*)	10	*mak*
2	*metz* oder *vest* (*huext*)	15	*yet*
3	*tuk*	20	*ips* (*ipx*)
4	*maks* (*maktax. tax*)	400	*mon* (*moin*)
5	*mos* (*mokx*) oder *tut* (*tu*)	8000	(wahrscheinlich) *tzun*.

Wir sehen hier für 2 und 5 eine doppelte Form, von denen die eine vorzugsweise in den einfachen Zahlen oder als Summande, die andere als Multiplikations-Faktor auftritt, eine Beobachtung, die sich auch in anderen amerikanischen Sprachen nachweisen lässt, wo sie klarer zu Tage tritt, als hier. Die correcten Zahlen der zweiten Fünf-Reihe sind in der Mije durchgehend erkennbar, in der Zoque nur in den Zahlen 6, 8 und 9; dagegen ist in dieser Sprache wiederum die vierte Fünf-Reihe vollkommen entwickelt, während in der Mije sich nur eine Annäherung an das System in einer zweiten Reihe für die Zahlen 16—18 kenntlich macht. Unregelmässigkeiten in der dritten Fünf-Reihe und grosse Regelmässigkeit in der Bildung der Zahlen über 20 (nach dem Gesetze, dass die kleinere Zahl vorangestellt einen Multiplications-Faktor und hintangesetzt einen zu addirenden Werth repräsentirt) haben diese Sprachen mit vielen anderen amerikanischen und auch mit den meisten europäischen gemein.

Ich würde zur Vervollständigung des Nachweises der Verwandtschaft der Zoque und der Mije eine Reihe von Beispielen übereinstimmender grammatikalischer Formen und syntaktischer Bräuche heranziehen können, — ich halte dieselbe jedoch bei amerikanischen Sprachen für viel weniger entscheidend, als bei anderen Gruppen, zunächst weil die amerikanischen Sprachen vom Nord-Pole bis zum Kap Horn so überraschende Aehnlichkeiten in ihrer grammatikalischen Fügung neben vollständiger Ungleichheit ihrer Wurzelstämme zeigen. Man könnte mit Leichtigkeit neben einem Verzeichnisse grammatikalischer Aehnlichkeiten zwischen zwei nahe verwandten Sprachen derselben Familie ebenso viele Abweichungen in denselben — und wiederum ebenso viele Aehnlichkeiten mit andern ihnen ganz fremden Sprachen aufstellen. Ferner fehlt es vor der Hand noch durchaus an Grammatiken, welche unseren gegenwärtigen Ansprüchen entsprächen. Von vielen Sprachen haben wir gar keine und die vorhandenen sind wenig verlässlich. Sie stammen meist aus dem 16. und 17 Jahrhundert und sind grösstentheils von wenig unterrichteten Missionairen verfasst, deren Bestreben es vorzugsweise war, Analogien mit der spanischen oder lateinischen Grammatik zu finden oder zu erfinden. Die vergleichende Sprachforschung wird sich daher auf amerikanischem Gebiete für den Anfang wohl vorzugsweise an die Wurzelstämme der Wörter halten müssen, um die Basis zu gewinnen, auf der später eine mehr wissenschaftliche Arbeit unternommen werden kann.

Die zweite Spalte des Spear'schen Wörterverzeichnisses bringt Vokabeln aus der Sprache der Zapotecos, eines der höchstcivilisirten Stämme der alten mexikanischen Geschichte, welche in den Traditionen neben den ältesten Bewohnern der Centraltheile Mexicos genannnt werden und gegenwärtig einen grossen Theil des Staates Oaxaca bewohnen. Ihre ungemein wohllautende Sprache, im Klange dem Italienischen ähnlich, mit der sie den Vokal-Reichthum, das gi, Endungen wie ini, oni u. s. w. gemein hat, zeigt sehr bedeutende lokale Dialekt-Unterschiede. Als das reinste Zapoteco ist von jeher das Z. del Valle bezeichnet worden, „des Thales" von Oaxaca, in welchem ihre Hauptstadt Zoachila und die Priester-Residenz Liobaa (Mitla) lag Die grösste Abweichung von derselben zeigt sich bei den am weitesten von diesem Centrum entfernten Zapotecos des Isthmus, wo sie überdies durch vielfache Rassenkreuzungen wesentlich von ihrem National-Charakter verloren haben. Dieselben sind,

beiläufig, ihrer physischen Entwickelung sehr förderlich gewesen. In Ebenmass der Körperformen, Regelmässigkeit und Anmuth der Gesichtszüge, welche namentlich die Weiber in ihrem Blüthealter auszeichnen, darf man die Tehuantepecaner unbedenklich zu den schönsten Menschenstämmen zählen. Der Dialekt von Tehuantepec und Juchitan, welchem die Wörterverzeichnisse von Spear und Fuertes entnommen sind, ist nach dem Gesagten wenig geeignet, Licht über die Sprache selbst zu geben, die hier bereits vielfach mit Spanisch gemischt ist.

Ueber die Verwandtschaft der Zapoteca sind wir vorläufig noch im Dunkeln. Orozco bildet, ohne weitere Begründung, eine Familie Mixteco-Zapoteca. Da er jedoch, wie er selbst sagt, seinen Klassifikations-Versuch ohne eigene Kenntniss irgend einer der Mexicanischen Sprachen gemacht hat, und lediglich den Angaben Anderer („Hervas, Balbi etc.“ Siehe Introduccion Seite XI) gefolgt ist und da er hier nicht einmal seine Autorität anführt, so ist darauf nichts zu geben. Dieser Theil seiner sonst so schätzenswerthen Arbeit über die Sprachen-Geopraphie Mexicos ist entschieden der schwächste, und sollte, wenn überhaupt, doch nur mit der grössten Vorsicht benutzt werden.

Nachschrift. Mir geht so eben ein neuerdings in Mexico erschienenes Buch [1]) über die Geographie, Geschichte und Statistik des Staates Tabasco zu, das ich erwähne, weil es einige ethnologische Punkte berührt. Es ist allerdings wohl mehr für die dortigen Elementarschulen, als für den auswärtigen Leser berechnet, jedoch in mancher Beziehung bemerkenswerth. Im Allgemeinen sind unsere geographischen Lehr- und Handbücher so wenig mit den entlegeneren Theilen von Mexico und Central-Amerika bekannt und in dem kärglichen Material, welches sie bringen, so veraltet, so voller Fehler und Widersprüche, dass eine authentische Angabe über jene Länder nur willkommen sein kann. Der Verfasser ist geboren in Tabasco, bischöflicher Vikar im Staate, angespornt, wie er sagt, durch den Umstand, dass fast alle übrigen Staaten Mexicos ähnliche Schulbücher besitzen (die wenigsten davon sind ausserhalb Mexicos gekannt!) und augenscheinlich mit dem Terrain aus eigener Anschauung und Erfahrung vertraut. Leider ist das Buch durch zahllose Druckfehler entstellt. Wir finden, was die Geschichte der Kolonial-Periode und die der neueren Zeit betrifft, viele bisher noch nicht veröffentlichte Angaben. Bezüglich der älteren vor-spanischen Geschichte erzählt Verfasser von successiven Einwanderungen der Tultecos und Teochichimecos, von denen er die Maya-Stämme und speciell in Tabasco die zu ihnen gehörenden Chontales und Putunes ableitet, der Mexicanos oder Aztecos, von denen die Agualulcos stammen, und schliesslich die der Tecpanecos, worunter er die oben besprochenen Zoques versteht. Dies ist einer Theorie zu Liebe, welche die Zoques (deren Hauptstadt einst das Dorf Tecpatan in Chiapas war) mit den Tecpanecos oder Tepanecos der alt-mexicanischen Geschichte identificiren will. Diese letzteren waren einer der Nahuatl-Stämme, welche nach einander in das Thal von Mexico einrückten, und Herren des westlichen Ufers des Sees von Texcoco mit der Haupstadt Azcapotzalco, als die Azteken dort anlangten, die den Tecpanecos lange Zeit dienst- und zinspflichtig blieben. Der betreffende Indianerstamm in Tabasco etc. wird dort Zoques genannt; sie selber nennen sich *Soki*. — Die Putunes des Vf. sind die Choles (Cholti, Echolchi) der Autoren. Sie führen in Chiapas und Tabasco den lokalen Namen Putumeros von ihrer Sprache, welche sie selber Putum nennen. Eine Erklärung der Bedeutung dieses Wortes wussten sie mir nicht anzugeben. Ich finde diesen Namen, der mir in älteren Schriftstellern nicht vorgekommen, zuerst bei Ga-

---

[1]) Compendio historico, geográfico y estadistico del Estado de Tabasco. Su Autor Manuel Gil y Saenz. Tabasco, 1872. Klein 4to., 255 Seiten.

lindo (Bul. de la Soc. de Geogr. Paris 1832, Seite 215), wo der französische Setzer Puctunc daraus gemacht hat. So schleppt er sich weiter fort bis zu Orozco (Geografia etc., S. 21, 56 etc.), wo abwechselnd Punctunc und Puntunc zu lesen ist. Meine eigene undeutliche Handschrift ist Schuld, dass in Frantzius Noten zu seinem Palacio (Berlin 1873, Seite 64) Patum daraus wurde. Es ist übrigens irrthümlich vom Vf. unter den Sprachen Tabascos aufgeführt und gehört ausschliesslich dem Staate Chiapas in Mexico und dem Departement del Peten in Guatemala an. Bezüglich der geographischen Vertheilung der übrigen Sprachen im Staate Tabasco bringt Vf. mehrfache Berichtigungen der älteren Angaben in Orozco's Geografia de las Lenguas.

(6) Hr. **Virchow** zeigt photographische Abbildungen von

Holzgötzen von den Guano-Inseln.

(Hierzu Taf. XV.)

Ich sah bei meinem Besuche Ende April d. J. in Hamburg im naturhistorischen Museum des Johanneum eine Reihe von Gegenständen, welche im Guano, auf der bekannten Chincha-Insel gefunden worden sind, namentlich Götzenbilder aus Holz von sehr beträchtlicher Grösse. Da von diesen Dingen noch wenig bekannt ist, — in England giebt es meines Wissens Exemplare der Art, indess auf dem Continent scheint davon sehr wenig vorhanden zu sein, — so habe ich es veranlasst, dass eine photographische Aufnahme dieser sehr interessanten Gegenstände veranstaltet werde. Es ist dies um so mehr nöthig, da dieselben in starker Verwitterung begriffen sind, — sie haben schon tiefe Sprünge. Ueberdiess werden solche Funde im Laufe dieses Jahrhunderts wohl aufhören, da der Guano bekanntlich bald zu Ende gegangen sein wird. Mir schien die Fixirung dieser Typen besonders interessant für die Frage der alten Bevölkerung dieser merkwürdigen Küste; möglicherweise können diese Idole einen Anhalt geben für die Physiognomie der dortigen Urbevölkerung.

Von den drei in Hamburg aufbewahrten Idolen sind zwei noch sehr gut erkennbar, ein grösseres und ein kleineres. Der grössere Götze erscheint als stehende Bildsäule in ganzer Figur; der kleinere ist unter dem Rumpfe abgeschnitten. Beide haben eine so eminente Aehnlichkeit des Typus, dass man, wenn man von dem einen zu dem anderen herübersieht, in der That glauben könnte, dieselbe Person vor sich zu haben. Dazu kommt, dass diese Person einem hohen Staatsmanne der Gegenwart auffällig gleicht. Man könnte in der That glauben, es wäre Thiers, dessen Statue im Guano gefunden sei.

Herr Dr. Bolau, der Custos des Museums, hat die Güte gehabt, diese Idole durch Herrn Dammann, unseren bekannten anthropologischen Photographen, aufnehmen zu lassen. Zugleich ist eine Reihe peruanischer Gefässe hinzugefügt, ähnlich denen, welche Herr Th. v. Bunsen mitgebracht hat, ausgezeichnet durch feine Verzierungen, namentlich schöne Mäander. Einige davon sind Doppelgefässe, wie wir sie gleichfalls schon kennen.

An der Physiognomie dieser Götzen ist besonders bemerkenswerth die starke Adler- oder Geiernase mit herabhängender Spitze, — eine Erscheinung, auf welche man nach dem Ansehen der Schädel, die uns bis jetzt von Peru zugänglich gewesen sind, nicht hätte kommen sollen. Aber es hat doch viel Interesse, dass diese Form der Idole nicht wenig Aehnlichkeit bietet mit dem rohen Holzidol, welches Hr. Russel Wallace von den Papuas abgebildet hat, und welches in der That mit der Physiognomie lebender Papuas übereinstimmt. Dass auch in Peru diese Form eine typische sein soll, geht aus einer Vergleichung der Abbildungen in dem schönen Atlas der Herren Rivero und v. Tschudi hervor. Es finden sich darin nicht wenige,

meist aus altperuanischen Gräbern stammende Kunstwerke, welche physiognomisch mit unseren Holzgötzen übereinstimmen. So sind auf Lamina VII — IX allerlei Idole aus Edelmetall, namentlich aus Gold abgebildet, welche denselben Schnitt des Gesichtes zeigen; ganz besonders ähnlich sind aber zwei grössere „Conopen" auf Lamina XXIV, namentlich die weibliche Figur. Es dürfte daher kaum ein Zweifel darüber bleiben, dass es sich hier nicht um Zufälligkeiten, sondern um absichtliche und daher aus der Natur hergenommene Darstellungen handelt.

Sonst ist zu erwähnen das grosse, mandelförmige Auge, die breiten Backen, die grossen Ohren nnd das spitze Kinn. Beide Figuren zeigen dieselbe Haltung der Arme: sie sind auf den Rücken gelegt, wie bei einem ruhig zuhörenden Manne. Ungewöhnlich gross sind die Geschlechtstheile dargestellt, indess geht am Rumpf und den Extremitäten Alles sehr in die Breite, ohne dass man daraus wohl besondere Schlüsse ableiten darf. Mit Ausnahme einer ganz dicht anliegenden runden Kappe auf dem Kopfe, sind die Körper ganz nackt; der grössere Götze trägt um den Hals einen Strick, der vorne in einen dicken Knoten zusammenläuft und von dem das eine Ende bis zur linken Leistengegend herabhängt [1]). —

Auf die Frage, wie man sich das Vorkommen von Götzen im Guano zu erklären habe, erwidert Hr. Virchow: Es sind auch andere Gegenstände darin gefunden worden, welche anzunehmen erlauben, dass gewisse Stellen, wenn auch vielleicht nicht bewohnt, so doch als Landungsplätze gebraucht worden sind; vielleicht des Vogelfanges wegen, der dort gewiss mit grosser Bequemlichkeit ausgeübt werden konnte. Es lässt sich denken, dass Expeditionen dahin ausgesandt wurden, und bei dieser Gelegenheit mochten die Sachen verloren gegangen seien. Der Guano hat das Holz conservirt, was sonst der Vernichtung anheim gefallen wäre.

Hr. Koner: Es wäre interessant, zu wissen, wie tief im Guano die Sachen lagen. Sind die Bilder auf dem Felsen gefunden worden, so müssen dort Colonisationen gewesen sein. Da nun aber die Bildung des Guano gewiss weit ins graue Alterthum hinaufreicht, so würde das auf eine Colonisation schliessen lassen, die auf Jahrtausende hinaufreicht. Man sagt zwar, dass die Spanier dort einmal eine Straf-Colonie gehabt haben, aber das würde nicht erklären, dass die Leute Götzenbilder mit hinüber genommen hätten.

Hr. Virchow: Es existirt leider kein Detailbericht über den Fund. Dagegen weiss ich aus englischen Berichten, dass analoge Funde auch sonst gemacht sind.

Hr. Koner: Waffen und Geräthe können dort ganz gut von Indianern verloren gegangen sein. Aber anders ist es mit Götzenbildern; diese setzen immer eine häusliche Niederlassung voraus.

Hr. Hartmann glaubt, dass es sich hier noch nicht um einen directen Gebrauch

---

[1]) Zufällig erhielt ich durch Herrn Jagor von London folgende Notiz, die er Hrn. A. W. Franks verdankt: „David Forbes, der Jahre lang Peru als Geologe bereist hat, berichtet, dass nach einer dort sehr verbreiteten Ansicht die Syphilis in den dortigen Hochlanden entstanden sei; die Krankheit sei dem Alpaca eigen und durch unnatürliche Laster auf den Menschen übertragen worden. Auch besteht (oder bestand?) dort ein Gesetz, das unverheiratheten Indiern verbot, Alpacas zu halten. Die im Guano der Chincha-Inseln gefundenen Holzfiguren stellen Gefangene dar; sie haben einen Strick oder eine Schlange um den Hals, die Schlange frisst den Gefangenen am Penis Forbes und A. W. Franks vermuthen, dass dadurch die Uebertragung der Syphilis versinnlicht werden soll."

Dieser Interpretation entspricht einigermassen der bei Rivero und Tschudi Lam. XXIV dargestellte Orejon-Indianer. Dagegen passt sie nicht auf unseren Holzgötzen, bei dem der Strick unmittelbar mit den Genitalien nichts zu thun hat.

jener Gegenstände auf den Inseln selbst handeln dürfte, sondern dass dieselben, wo sie nicht allzugrossen Gewichtes seien, auch wohl durch Fregattvögel, Möven, Albatros und andere Vertreter der peruanischen Küstenornis am Lande zusammengestohlen und auf die Inseln verschleppt worden sein könnten. Denn es sei ihm bekannt, dass die auf öden Inseln, Klippen und Strandgegenden brütenden Seevögel in ihrer Langenweile allerhand oft sehr heterogene Körper in Nähe ihrer Brütplätze zusammentrügen und nach Rabenart damit spielten. Ein ihm bekannter Seefahrer z. B. habe auf Fernão da Noronha u. A. tombackene Uniformknöpfe, ein Stück eisernen Tonnenreif, Muschelgehäuse und bunte Strandkiesel in Nähe alter Seevogelnester gefunden. Bekannt seien auch die ähnlichen Gelüste der neuholländischen Atlasvögel (Ptilonorhynchus), der Kragenvögel (Chlamydera) u. a. Uebrigens gehe ja die Sage, dass bereits den Incas die Gewinnung und Benutzung des „Huanu" am Herzen gelegen habe, dass also obige Gegenstände möglicherweise auch von sehr frühzeitigen Guanogräbern an Ort und Stelle verloren sein könnten.

Hr. Virchow erwidert, dass das eine Götzenbild mindestens 2 Fus hoch, also zu schwer ist, um durch die genannten Vögel verschleppt zu werden.

(7) Hr. **Pincus** übersendet einen Bericht

über die Haare der Negritos auf den Philippinen.

Herr Dr. A. B. Meyer hat mir von seiner Reise drei Haarproben von männlichen Bewohnern der Philippinen zur Untersuchung überschickt.

Die Haare (sie rühren von 2 jüngeren Männern und einem in mittleren Jahren her) zeigen eine braunschwarze Farbe und die Proben der jüngeren Männer eine fast korkzieherartige Kräuselung; nach den brieflichen Mittheilungen des Herrn Dr. Meyer findet sich dieses feine Gelocktsein bei den meisten jüngeren Negritos.

Das einzelne Haar von dem älteren Manne zeigt eine mittlere Stärke, von den beiden jüngeren einen so erheblichen Dicken-Durchmesser, dass man (nach europäischem Massstab gemessen) mehr an mittelstarkes Barthaar als an Kopfhaar erinnert wird.

Auffallend ist, dass bei allen drei Proben die einzelnen Haare eines und desselben Individuums in ihrem Dicken-Durchmesser fast gar nicht variiren (ein auch bei uns, aber immerhin selten vorkommender Fall); doch ist hierüber nur mit einer gewissen Reserve zu urtheilen, weil die Haare nicht in ihrer ganzen typischen Länge vorliegen. Aus dem letzteren Grunde lässt sich auch über den Ort der beginnenden Abnahme des Dicken-Durchmessers nach der Wurzel hin Nichts aussagen.

Die Haare des älteren Mannes zeigen keinen Markkanal (beginnende Calvities?). Auch in den starken Haaren der jüngeren Männer findet sich nur verhältnissmässig selten ein Markkanal, und wo er vorhanden ist, zeigt er sich schmal (etwa $^1/_5$ — $^1/_6$ der gesammten Haarbreite).

Die dunkle Färbung ist (wie gewöhnlich) durch infiltrirtes und körniges Pigment bedingt; jenes zeigt indess eine so tief satte Färbung, wie ich mich nicht besinne, sie bei europäischem (Menschen-) Haar gesehen zu haben; die Pigment-Körnchen liegen ausser dem fast durch die ganze Dicke der Rindenschicht in so dichten Häufchen, dass es nicht möglich ist (selbst nach starker Aufquellung des Haares) die sonst so zierliche Zeichnung der Körnchen-Schnürchen herauszufinden.

Die feinen spaltförmigen Lücken (Lichtstreifchen), welche man sonst regelmässig in der Rindensubstanz unserer Haare findet, fehlen bei den untersuchten Haaren fast ganz.

Die letzterwähnten drei Eigenthümlichkeiten sind Schuld, dass man den Markkanal erst nach sehr starker Aufquellung des Haares erkennt.

Soweit es gestattet ist, aus drei Proben einen allgemeinen Schluss zu ziehen, würden die charakteristischen Markmale der Negritos-Haare in dem festen Gefüge der Rindensubstanz (Mangel an Lichtstreifchen), der ungewöhnlich tief satten Färbung des infiltrirten Pigments und der verhältnissmässigen Seltenheit und Schmalheit des Markkanals zu suchen sein.

(8) Herr Kreisgerichtsrath **Kuchenbuch** in Müncheberg hat einen Bericht eingesendet über den Platz, welcher der Gegenstand unserer letzten anthropologischen Expedition (22. Juni d. J.) war:

Alterthümerfunde bei Platiko an der alten Oder.

(Hierzu Taf. XVI.)

Nordwestlich von der Kirche zu Platiko (Kreis Lebus) führt eine Strasse nach dem freien Felde, welche der rothe Strumpf genannt wird; die grade Fortsetzung dieser Strasse ist ein Feldweg, welcher bis zu der dem Schulzen H. Gericke gehörigen Windmühle an der alten Oder geht. Die alte Oder fliesst in nordwestlicher Richtung etwa 2500 Schritt von der Kirche. Ziemlich parallel mit jenem Feldwege fliesst 300 Schritt von ihm entfernt östlich das Mühlenfliess und mündet bei der Windmühle in die alte Oder. Die Gegend ist flach; der Boden besteht aus Sand und Kies und erhebt sich etwa 10 bis 15 Fuss über die alte Oder. Das eigentliche Lebuser Höheland ist westlich etwa eine halbe Meile entfernt. Dies flache Sandland, Vorland des östlich über der alten Oder gelegenen Oderbruches, ist häufig von tieferen Hütungen und Wiesen durchschnitten, so dass die höher gelegenen Stellen gleichsam Inseln und Halbinseln bilden. Auf einer solchen Halbinsel liegt Platiko und bildet die äusserste Spitze derselben nach Nordosten hin, das hier in Rede stehende Land, welches bei einem Durchbruch der Oder im vorigen Jahrhundert zeitweis wirklich Insel geworden war.

Die obenerwähnte Windmühle liegt etwa 150 Schritt von der alten Oder und 100 Schritt vom Mühlenfliesse und ist vom jetzigen Besitzer Hrn. Gericke erbaut. Bei dieser Gelegenheit ist der an ihrer Stelle befindlich gewesene Hügel erniedrigt und der Boden ebener gemacht worden, so dass gegenwärtig der Platz nicht sonderlich über die Umgebung emporragt.

Dicht bei der Mühle und in ihrer nächsten Umgebung sind schon damals und noch kürzlich Alterthümer gefunden, welche eine alte Niederlassung hier vermuthen lassen. Herr Rentmeister Wallbaum in Gusow hat Nachrichten und eine Menge der hiesigen Funde gesammelt.

Nach diesen Mittheilungen und eigenen Untersuchungen müssen zunächst zwei verschiedene Fundstellen festgehalten werden: die Gegend dicht bei der Mühle und die andere etwa 250 Schritt vor derselben auf beiden Seiten des Feldweges.

Beim Abtragen des Erdreichs von dem Hügel, auf welchen die Mühle zu stehen kommen sollte, fanden sich besonders in der Abdachung des Hügels nach dem Mühlenfliess hin nur wenige Fuss unter der Erde in einer Stärke von beinahe 2 Fuss viele Wispel verkohlten Getreides: Roggen oder Weizen, Gerste, Hirse. In der Nähe der Mühle um den Hügel fand man verkohlte kieferne Balken kreuzweis übereinander gelegt, und zwar im stumpfen Winkel, als wenn sie den Grund einer Umzäunung gebildet hätten; nach Norden und namentlich nach Süden hin wurden Urnen und Urnenscherben in grosser Menge gefunden; diese sind augenscheinlich im Feuer gewesen, da sie vom Rauch geschwärzt sind. Einige der Urnen, welche umgekehrt mit der Oeffnung nach unten standen, enthielten verkohlte Hirse. Sie standen auf einem etwa zolldicken Lehmboden, der ebenfalls im Feuer gewesen sein

muss, da er zum Theil verschlackt ist. Das ganze Erdreich in der Umgebung der Mühle scheint stark mit kleinen Kohlenstückchen gemengt zu sein und ist daher sehr müllig und staubig.

Die Urnen, welche meist zu häuslichen Zwecken gedient haben mögen, sind durchschnittlich von derselben Masse und Form, aber von verschiedener Grösse und Stärke: von 27 Centimeter Weite und 22 Centimeter Höhe bis zu 10 Centimeter Weite und 7 Centimeter Höhe. Einige mögen den Resten nach noch grösser gewesen sein. Sie gleichen nach Material, Arbeit und Form den sonst in der Gegend gefundenen, besonders denen von der Schanze am Däbbersee. Der mit Granitstückchen gemischte Thon ist übrigens meist aus dem Bruche genommen. Die Arbeit ist meist roh. Die meist oberhalb des Bauches herumlaufenden Verzierungen sind mittelst eines spitzen Griffels und eines gezähnten Stabes hergestellt und bestehen in mehrfach umlaufenden Linien, im Zickzack gezogenen Linien, Punkten, Strichen, Kreisen (mit Rohr eingedrückt) und Verbindungen aller. Es lassen sich über 60 verschiedene Muster nachweisen. Oft sind sie aber sehr unregelmässig und roh. Die Gefässe sind ohne Henkel. Unter den vielen Scherben wurden nur sehr wenig Henkel, und zwar sehr starke gefunden.

Ausser den Gefässen wurden auch zwei Netzsenker von gebranntem Thon, verschiedene Steingeräthe, vornehmlich mehrere offenbar als Schleifsteine benutzte viereckige Steine, ferner viele bearbeitete Knochen und Geweihstücke, zu Pfriemen hergestellte Knochen, ein an beiden Enden zugespitzter geglätteter Knochen, ein Fussknochen, 7 Centimeter lang, mit zweiLöchern in der Mitte etc. gefunden. In einer kleinen Urne fand sich der Schädel eines kleinen Nagethiers mit zwei Stückchen Broncedraht, einem massiven solchen Ring von $2\frac{1}{2}$ Centimeter Durchmesser, und mit Urnenscherben zusammen ein massiver bronzener Ring von 5 Centimeter Durchmesser, $\frac{1}{2}$ Centimeter Dicke. Andere Metalle sind nicht gefunden, insbesondere kein Eisen; dagegen sind auch Urnen mit gebrannten Knochen gefunden. Von drei kleinen Ringen von $1\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Centimeter Durchmesser wurde einer als Glasperle, die beiden andern als Versteinerungen [1]) erkannt.

Nicht minder interessant sind die etwa 250 Schritt von der Mühle zu beiden Seiten des Weges gemachten Funde. Ganz in der Nähe dieses Weges auf der Ostseite desselben wurden im vorigen Jahre $2\frac{1}{2}$ Fuss tief, gleich unter dem schwarzen Culturboden im natürlichen Sandboden zwei menschliche Skelete gefunden, welche neben einander mit den Füssen nach Osten, mit dem Kopf nach Westen gerichtet, die Köpfe etwas zusammen geneigt lagen und auf der Brust eine Steinplatte trugen. Sie waren etwa 5 Fuss 3 Zoll lang. Ausser einem bronzenen offenen Ohrring von 15 Centimeter Länge, welcher an dem einen Schädel, in der Gegend des linken Ohres lehnte und den Knochen hier grün gefärbt hatte, fanden sich keine Beigaben. Doch wurde in geringer Entfernung von den Skeleten noch ein Bronceziérrath mit Nieten gefunden. Auch westlich vom Wege, auf dem Acker des Bauergutsbesitzers Lückefelt sind Skelete gefunden worden, doch sind die näheren Umstände nicht ermittelt; die Schädel haben wir erworben. Auf demselben Acker fand sich auch der Rest einer Broncenadel.

Wichtiger dürften aber die andern an dieser Stelle gemachten Entdeckungen sein. Es sind dies in der Erde errichtete trichterförmige Steinbauten, welche mit einem oberen Durchmesser von 2 bis zu 6 und mehr Schritt, und entsprechender Tiefe bis über 10 Fuss gefunden wurden. Regelmässigkeit der Anlage war nicht

[1]) Stielglieder von Krinoiden (Pentacrinus?)

vorhanden; gefüllt waren diese Steintrichter mit Asche, Scherben, Thierknochen, gebrannten Lehmstücken und dem Culturboden. Sie fanden sich auf einer Fläche von 150 bis 200 Schritt Durchmesser.

Im December 1872 wurde ich benachrichtigt, dass wieder ein solcher Steintrichter blosgelegt worden sei und begab ich mich sofort an Ort und Stelle zur genaueren Untersuchung. Ich fand Folgendes:

Etwa 50 Schritt vom Wege und ziemlich eben so weit von der Stelle, an welcher die Skelete gefunden wurden, war der schwarze, auch hier anscheinend mit Kohlenresten vermischte Culturboden in einem Kreise von etwa 3 Meter Durchmesser bis auf den natürlichen gelben Sandboden ausgehoben. Dieser Culturboden ist hier durchschnittlich 30 bis 45 Centimeter tief. In den gelben natürlichen Sandboden war ein trichterförmiges Loch von etwas über 1 Meter Tiefe gegraben und mit Feldsteinen in der Art trichterförmig ausgesetzt, dass auf die untersten ringförmig gelegten Steine in immer weiteren Kreisen andere gelegt waren; auch der Boden war mit ein paar grossen Steinen belegt. Der innere Durchmesser dieses Trichters betrug oben 148 Centimeter, unten 55 Centimeter, die innere Höhe 1 Meter, wobei jedoch bemerkt werden muss, dass die obere Schicht Steine keineswegs gleichmässig in einer Ebene lag, sondern dass einzelne noch in die schwarze Erde hineinragten, und daher die Annahme nicht ausgeschlossen ist, dass der Trichter früher noch höher gewesen sein könnte. Die inneren Wände des Trichters waren auch insofern nicht gleichmässig, als die westliche Wand viel steiler als die Ostseite war, der Mittelpunkt des unteren Bodenkreises also mit dem des oberen Kreisumfangs nicht zusammenfiel. Auf der Ostseite waren die Steine auch so gesetzt, dass sie unten einen 25 Centimeter hohen halbmondförmigen Absatz bildeten, dessen grösste Breite in der Mitte 20 Centimeter betrug.

Ausgefüllt war dieser Trichter mit der schwarzen Erde des Culturbodens; zu unterst aber lagen etwa $^3/_4$ Scheffel ausgebrannte, mit Kieselsteinen und Scherben von Thongefässen gemischte Lehmstücke. Die Scherben waren hart gebrannt, fast verschlackt. Dass in diesem Trichter starkes Feuer unterhalten worden war, liess sich aus den Steinen entnehmen, welche nach der inneren Seite des Trichters hin von der Hitze mürbe und gesprungen erschienen; auch der hinter den Steinen zunächst gelegene Sand erschien vom Feuer roth gebrannt, so wie der Boden unter den Grundsteinen bei 6 Zoll tief gebrannt und mit Kohlenpulver gemischt war. Die grösseren Lehmstücke zeigten glatte, in spitzen Winkeln sich berührende oder sich nähernde Flächen, offenbar die Abdrücke der Steine des Trichters, in dem die Fugen mit Lehm ausgestrichen waren, damit der dahinter befindliche loose Sand nicht durchlaufe. Andere gefundene gebrannte Lehmstücke zeigen dagegen deutlich Abdrücke von Holzpfählen und Reissig, und kann man daraus schliessen, dass über den Steintrichtern Hütten von Holzpfählen und Reissig erbaut waren, welche innen mit Lehm ausgestrichen waren, und dass diese Hütten durch Feuer zerstört wurden, bei welchem der gebrannte Lehm in die Steintrichter fiel.

Die Fläche, auf welcher solche Steintrichter in der verschiedensten Grösse und ohne ersichtliche Ordnung in der Aufstellung gefunden wurden, hat etwa 150 bis 200 Schritt Durchmesser. Der etwaige Zusammenhang dieser Trichterbauten mit der Anlage an der Mühle muss noch näher festgestellt werden. Die an beiden Stellen gefundenen Gefässscherben stimmen aber im Allgemeinen überein.

Dass hier durch Feuer zerstörte Wohnplätze aufgefunden sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Welchem Volke und welcher Zeit dieselben angehören, darüber will ich mir kein Urtheil erlauben; ich will nur wiederholen, dass durchaus kein Eisen, wenig Bronce, viel Knochen und Geweih-Werkzeuge gefunden wurden, und will

noch bemerken, dass in der Nähe auch eine Goldmünze eines römischen Kaisers gefunden worden ist. Schliesslich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Funde auf der Bischofsinsel bei Königswalde den unsrigen ganz gleich sind, nur dass dort die Steine aus den trichterförmigen Gruben bereits herausgenommen waren, als sie entdeckt wurden, und dass die Gruben nur mit dem schwärzeren Culturboden gefüllt waren (vergl. Bericht des Herrn Professor Virchow in der Sitzung vom 9. Juli 1870). —

Hr. Virchow: Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, dass die von Hrn. Kuchenbuch beschriebene und von uns besuchte Stelle eine ehemalige Halbinsel darstellt, welche für Vertheidigung sehr günstig gelegen war. Noch jetzt erhebt sich diese Halbinsel über das niedrige Oderbruch nicht unbeträchtlich und die sogenannte alte Oder berührt fast unmittelbar den Windmühlenberg. Dass hier alte Gräberstätten und alte Wohnstätten dicht nebeneinander liegen, ist ebenfalls sicher; höchstens darüber lässt sich streiten, ob sämmtliche Gräber derselben Periode angehören und mit den Wohnplätzen gleichalterig sind. Unter den Gräbern, welche sämmtlich unverbrannte und sehr gut erhaltene Skelete enthielten, sind am meisten bemerkenswerth diejenigen, in welchen Broncegeräthe gefunden wurden, und unter diesen ist namentlich von Interesse der von Hrn. Kuchenbuch erwähnte Ring (Taf. XVI), der bei einem weiblichen Schädel genau an der Stelle gelegen hat, wo das Ohrläppchen zu suchen wäre. Man sieht noch jetzt eine ausgedehnte grüne Färbung der Ohrgegend rechterseits, namentlich des Jochfortsatzes und des aufsteigenden Kieferastes bis zum Winkel. Wäre diese bestimmte Lage nicht gegeben, so würde schwerlich Jemand bei der Grösse dieses Ringes auf den Gedanken gekommen sein, dass es ein Ohrring sei. Auch seine Form ist keinesweges der Art, um auf eine solche Vermuthung zu führen. Nachdem es aber feststeht, dass es ein Ohrring war, so muss man sich wohl vorstellen, dass er mit dem zugespitzten Ende durch das Loch im Ohrläppchen gestossen und dann durchgezogen wurde, so dass die Schleife am andern Ende ihn festhielt.

Die 4 am besten erhaltenen Schädel sind mir zur Demonstration übersandt worden und ich benutze die Gelegenheit, die Ergebnisse meiner Messungen mitzutheilen. Trotz mancherlei individueller Abweichungen stimmen dieselben recht gut unter einander überein, und die Abweichungen erklären sich zum Theil durch die Verschiedenheit des Alters und des Geschlechts. Es sind nämlich 3 Schädel (Nr. II, III und IV) weibliche und zwar dem Alter nach in der Reihenfolge II, IV, III. Letzterer ist der älteste, durch den Verlust der äusseren Backzähne, die vollständige Atrophie der entsprechenden Alveolarfortsätze und die tiefe Abschleifung der vorhandenen Zähne charakterisirt; der erstere, der mit dem Bronce-Ohrring, ist der jüngste, mit noch unentwickeltem rechtem oberem Weisheitszahn, jedoch mit völlig geschlossener Synchondr. spheno-occipitalis. Der männliche Schädel (Nr. I) hat trotz sehr starker Stirnwülste und deutlicher, hoher Muskelansätze einen verhältnissmässig zarten Bau; die Protub. occip. fehlt gänzlich.

Alle 4 Schädel sind relativ niedrige Dolichocephalen:

	I	II	III	IV	Mittel
Breitenindex	72,9	73,2	71,2	72,2	72,3
Höhenindex	71,5	72,0	—	73,3	72,2
Breitenhöhenindex	98,0	98,4	—	100,1	98,8

Diese Uebereinstimmung der Verhältnisszahlen ist um so mehr bemerkenswerth, als die Grösse sehr verschieden ist. Es beträgt nämlich die Capacität der Reihe nach

1300	1100	1250	1310	1240

Der Schädel Nr. II ist ersichtlich von einer höchst auffälligen Kleinheit, und er nähert sich darin dem Microcephalus justo minor, welchen ich bei Gelegenheit der letzten Generalversammlung in Wiesbaden aus dem dortigen Museum gezeigt und beschrieben habe. Immerhin betrug die Capacität des letzteren noch etwas weniger, nämlich nur 1070 Cub. Centim. Ganz besonders tritt an dem vorliegenden Schädel die niedrige Stirn hervor, jedoch sind auch alle anderen Theile kleiner.

Der männliche Schädel (Nr. I) ist ein schmaler Dolichocephalus mit niedriger Stirn, fast gar nicht entwickelten Tubera parietalia und langem Hinterhaupt; die Pfeilnaht fängt zwischen den Foramina parietalia an zu verknöchern, und es mag dies wohl zu der Schmalheit beigetragen haben. Diess tritt namentlich bei der Vergleichung mit dem weiblichen Schädel Nr. IV hervor, der eher den Eindruck eines breiten Dolichocephalus macht, obwohl sowohl die absolute Breite, als der Breitenindex geringer ist. Dieser Eindruck wird namentlich durch die vollere Stirn und die stärkeren Scheitelhöcker hervorgebracht:

	Nr. I.	Nr. IV.
Grösste Breite	133,5	133
Intertuberale Parietal-Breite	117	123
Untere Frontal-Breite	91,3	99

Die grössere Capacität dieses Frauenschädels (IV.) erklärt sich aber hauptsächlich durch die grössere Höhe und den stärkeren Vertikalumfang.

Leider ist die Vergleichung der sagittalen Maasse dadurch gestört, dass die beiden Schädel I und II eine ganz gleichartige, alte Verletzung am hintern Umfange des grossen Hinterhauptsloches tragen, welche den hintern Rand dieses Loches weggenommen hat. Die Verletzung macht ganz den Eindruck, als sei durch einen scharfen Hieb oder Stoss von hinten her, welcher bis an die Gelenkhöcker reichte, der Tod der Individuen herbeigeführt. Trotzdem kann man sagen, dass das starke Hervortreten des oberen Theiles der Hinterhauptsschuppe nach hinten die beträchtliche Längenentwickelung sämmtlicher Schädel bedingt, wobei jedoch zu bemerken ist, dass auch die Länge der Pfeilnaht eine ziemlich beträchtliche ist (124, 117, 126, 124).

An dem verhältnissmässig nicht hohen und ziemlich schmalen Gesicht tritt durchweg, auch an dem männlichen Schädel, ein ausgesprochen prognather Bau der Alveolarfortsätze hervor, der um so auffälliger ist, als der Oberkiefer eher kurz (niedrig) genannt werden muss. Die Nase hat eine mehr aquiline Bildung mit stark vorspringenden, aber schmalen Nasenbeinen und beträchtlicher Grösse des unteren Nasenstachels.

Im Ganzen ergiebt sich daher eine Gestalt, wie wir sie von dem Germanenschädel des Westens seit längerer Zeit kennen, und man wird kaum fehlgehen, wenn man dieses Gräberfeld einem älteren deutschen Stamme zuschreibt. Es ist damit für das linke Oder-Ufer ein in mehrfacher Beziehung werthvoller Anhalt gewonnen, der gewiss für die Beurtheilung und Vergleichung weiterer Funde Bedeutung haben wird. —

(9) Durch Vermittelung des Herrn v. Cohausen ist ein Bericht des General-Lieutenant v. Röder über einen andern Punkt, der nicht weit von Gusow und Platiko nor entfernt ist, zugegangen. Es handelt sich dabei um eine alte Befestigung, welche schon bei Gelegenheit unserer Excursion als ein weithin sichtbarer Vorsprung gegen das Oderbruch gezeigt wurde:

Die Wallberge bei Reitwein.

Hr. v. Röder schreibt d. d. Reitwein bei Podelzig, 2. Aug. 1872: „Die linken Thalränder der Oder, durchschnittlich 160—180′ über dem Spiegel der Oder, 140 bis 150′ über der Thalsohle (des Oderbruches), fallen steil gegen das Thal mit Böschungen von zwischen 25—30° in Lehmwänden ab, an deren Fuss sich Sand und Kiesgeröll angesammelt hat. An diesen Grenzen befinden sich besonders in der Gegend des Dorfes Reitwein sehr ausgedehnte Spuren von alten Niederlassungen. So ist südlich von Reitwein eine Bergpartie, die Wallberge genannt, wo sich die Spuren einer alten Befestigung zeigen. Die beiden Wälle sind noch wohl erhalten, und der Graben vor dem vorderen ganz intact. Der eine Wall hat eine Vertiefung der Krone, als wenn dort ein Eingang gewesen wäre. Die Haupteingänge durch die Wälle scheinen am Nordende derselben gelegen zu haben. In der Chronik des Dorfes wird geschrieben, dass innerhalb des Walles ehemals eine Burg gestanden haben solle, deren Steine zu dem Bau des neuen Herrenhauses verwendet wären. Spuren davon sind schon im vorigen Jahrhundert nicht vorhanden gewesen.

„Sehr merkwürdig indessen ist es, dass man, wie im vorigen Jahrhundert, so noch jetzt auf den Wallbergen, und besonders an deren Hängen eine unglaubliche Menge von Urnenscherben, wie sie die Hünengräber liefern, findet. Besonders zeigen sich dieselben im Nachtigallengrund, dem Biergrund und dem nördlich daran stossenden Hirschgrund. In diesem sind in den letzten Jahren Forstpflanzungen gemacht worden, und kann ich sagen, dass fast bei jedem Pflanzloche grössere oder kleinere Urnenreste sich zeigten. Sie sind alle von schwarzem Thon. Aehnliche fanden sich in einem vor einigen Jahren aufgedeckten Todtenfelde in den Fuchsbergen auf dem Wege zwischen Reitwein und Rothstock (die Bezeichnung Berge ist übrigens eine ganz ungeeignete, denn das Terrain ist eben wie der Tisch). Eine grössere Urne ist wieder an einer anderen Stelle gefunden worden, nämlich an dem Nordwestende des Reitweiner Bergstockes, und zwar am Fuss einer sehr hohen Lehmgrube nach einem heftigen Regen. Von dem Hirschgrunde bis zu diesem Punkt hat man bis jetzt noch keine Spur von Hünengräbern entdeckt. Ebenso wenig hat man auf dem Plateau von Reitwein Topfscherben gefunden. Ich habe noch heut das ganze Terrain, welches grossentheils behufs neuer Forstkulturen umgearbeitet worden, begangen und keine Spur von Scherben gefunden. In der Nähe des Dorfes Podelzig westlich der Eisenbahn sollen ebenfalls Reste aus Hünengräbern gefunden worden sein. Merkwürdig ist noch der Name Todtenlager, wie ein Terrain nordwestlich Podelzig genannt wird, auf dem man Schwerter, Pferdezähne und Hufeisen von einer sehr bedeutenden Grösse und absonderlicher Form gefunden haben soll“.

Gleichzeitig schickt Herr v. Röder folgende Auszüge aus dem Kirchenbuche von Reitwein, welches 1610 beginnt und eine Chronik des Dorfes von Joh. Wilh. Orth (Mitte des 18. Jahrh.) zu enthalten scheint:

„§. 1. Es ist oben des Töpferberges (dieser Name ist jetzt nicht mehr bekannt) gedacht worden und im vorigen Kapitel habe ich bei dem Namen des Dorfes Reitwein erwehnet, dass die alten Bewohner des Dorfes Heneti oder Wenden gewesen. Diese verbrannten, wie die anderen Heiden, ihre Todten und thaten die Asche in Töpfe, welche sie nachher vergruben. Sie pflegten auch in solchen Töpfen ein und das Andere von dem Schmuck der Todten mit beizulegen.

„§. 2. Man hat vor meiner Zeit, wie mich der ehemalige Amtmann Albinus berichtet, einige Todtentöpfe an den Bergen bei Leinwebers ausgegraben, aber der rechte Ort der Todtenurnen ist an dem gedachten Berge oder Hügel, welcher daher der Topfberg genannt worden.

„§. 3. Was die Beschaffenheit solcher Todtengefässe belanget, so sind dieselben von fettem Ton, entweder an der Sonne getrocknet, oder leicht gebrannt ohne Glasur. Die meisten waren wie Näpfe ohne Henkel, einige auch oben zugespitzt. Es standen gemeiniglich ettliche in einer Reihe, 6 und mehr zusammen. Erst standen ein Paar grosse, hernach kleinere, vielleicht die Familien anzuzeigen. Oben waren sie mit einem Stück Dachziegel belegt, lagen nicht gar tief, daher als Wind und Wasserfluthen die Oberfläche des Sandes weggespült, sie von den Schweinen ausgewühlt worden. Man fand in einigen bei der Asche rothe Corallen, so aber leicht brachen, item kleine messingene Ringe in der Art wie die Schaken an der Erbs- oder Panzerkette.

„Es wurde mir eine Urne gebracht, welche gleichsam doppelt war, oben und unten spitzig, mitten breit als zwei über einander gestülpte Näpfe. Die Oeffnung oben etwa 5″ breit.

„§. 5. Noch muss ich einer antiquen metallnen Münze erwähnen, welche mir vor einigen Jahren (1755) auf folgende Weise zutheil wurde. Ich ging mit meinen Kindern und der Magd nach Mallno, daselbst Maulbeerblätter zur Seidenzucht zu holen. Die Nacht vorher hatte es bei einem Gewitter stark geregnet. Die Magd entdeckte also die Münze im Gehen ohnweit dem Königl. Vorwerk und Podelzig im Fahrwege. Die Seite mit dem Bilde lag oben, und war gut zu kennen, die andere Seite so auf der Erden gelegen, war ziemlich verrostet. Weil die Magd sich einbildete, es wäre Gold, wollte sie mir solche nicht geben, da ihr aber die Juden gesagt, es wäre nur Metall, überliess sie mir solche um einige Groschen. Ich legte sie in starken Weinessig, und nach vieler Mühe wurde sie vom Rost gesäubert, dass das Gepräge völlig zum Vorschein kam. Sie hatte die Grösse eines Franz-Gulden, war aber dicker. Sie ist mir von den Russen, als selbige mein Museum beraubet (im 7jährigen Kriege) entwendet worden. Ich hatte sie etwas abgezeichnet, wie Beilage die Grösse so wie die Beschaffenheit des Gepräges einigermassen zeiget. Auf der Vorderseite, Avers, war das Bild des Kaisers Antoninus mit der sehr erhabenen Umschrift gepräget Divus Antoninus. Auf der Gegenseite Revers, vorn ein Thurm mit 4 Absätzen und oben mit Mauerzinnen. Zur Seite stand S. C. Oben herum CONSFCRA, ein unkenntlicher Buchstabe und I. O.“

Ausserdem theilt Hr. v. Röder mit: „Im vorigen Jahrh. wurde Reitwein — im Volksmunde Rietwend genannt — Reutwen, Reutwenn, Reutwiga, — Rietwend von Ried = Rohr, und Wend = Wenden. — Der Wendische Ursprung geht hervor aus den vielen Todtenurnen und dem, dass im vorigen Jahrh. noch mehrere Bewohner Wendisch geheissen haben. Kaiser Heinrich IV. soll Lebus 1109 belagert (Cortum Nachrichten von Lebus) und ein Theil des Heeres hier auf dem Kaiserberge gelagert haben.“ —

Endlich berichtet Hr. v. Röder d. d Ellgut bei Tschirnau in Schlesien, 18. September 1872 nochmals über die Funde von Reitwein: „In einer grossen Schüssel sind Knochenreste und Asche gefunden worden, was wohl auf eine Todtenurne schliessen lässt. Andere Gefässe sind an dieser Stelle nicht gefunden worden. Was meine Funde bei den Waldpflanzungen in der Nähe der Wallberge, auf denselben und im Biergrund betrifft, so bestanden dieselben nur aus Scherben, aus denen sich nichts zusammensetzen liess. Dieselben bestanden aus schwarzem, schieferfarbenem Thon. — Unter den Gegenständen, die auf dem Fuchsberge ausgegraben worden sind, soll sich ein Broncering befunden haben, der mir aber nicht zu Gesicht gekommen. — Bei Podelzig, gerade da, wo die Chaussee die Eisenbahn schneidet, hat man eine grosse Menge Urnenreste gefunden, die, horribile dictu, zum Aufschütten der Chaussee verwendet worden sind. Einige Sachen sollen sich in Podelzig befinden, es war mir aber

nicht möglich, etwas Näheres zu erfahren. Aus einer dieser Urnen hat man einen Schmuck, wenigstens ein Stückchen desselben vorgeholt, bestehend in einer Kette oder Halsband von kleinen Bronce-Perlen oder Gliedern, von denen mir der liebenswürdige Postsecretair einige Exemplare abgelassen hat.

„Auch hier zwischen Ellgut und dem $^1/_5$ Meile südlich gelegenen Dorfe Polnisch Bortschen, welches dicht an der Chaussee zwischen Bojanowo und Guhrau liegt, hat man Ueberreste heidnischer Vorzeit gefunden, u. A. eine Urne".

(10) Hr. Dr. **Schöler** übergiebt ausser zahlreichen Photographien von Esten eine Reihe von

Messungen estnischer Schädel.

Er hatte das Glück, eine Reihe von Schädeln, welche bei dem Umbau einer Kirche im Pastorat Hallist (im Pernau - Fellin'schen Kreise in Livland) ausgegraben worden, und deren vermuthliches Alter 160—200 Jahre betrug, in die Hand zu bekommen. Die Schädel dürften echten Esten angehört haben; eine Verwechselung mit deutschen Schädeln ist dadurch ausgeschlossen, dass die sehr wenigen Deutschen, die damals, auf ihren Gütern zerstreut, in dem Kirchspiel gelebt haben, nach Aussage des Pastors entweder in Erbbegräbnissen oder in gemauerten Gewölben beigesetzt wurden. (Siehe die Tabelle auf S. 164.)

Hr. **Virchow**: Es scheint dies ein recht glücklicher Fund zu sein. Da es sich um die Zahl von 15 Schädeln handelt, so ist diese Reihe von Messungen von grosser Bedeutung. Ich kann daraus constatiren, dass die Schwankungen in dem Durchmesser ausserordentlich gross sind, so gross, wie sie bei wenigen sesshaften Völkern sich vorfinden. Leider fehlt das eigentliche Maass der grössten Breite, da Hr. Schöler nur die Entfernung des Tubera parietalia von einander, sowie die der hintern Seiten-Fontanellen von einander gemessen hat. Es ist daher nur eine Vergleichung mit den Welcker'schen Zahlen in Bezug auf die Indices ausführbar. Da die Schädel nach der Messung wahrscheinlich wieder bestattet worden sind, so ist auch eine Nachmessung nicht möglich, und es wird eine andere Gelegenheit abgewartet werden müssen, um das Versäumte nachzuholen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit mittheilen, dass ich meine Bemühungen fortgesetzt habe, den verschiedenen finnischen Völkern, welche so vielfach in Beziehung zu unserer Urbevölkerung gesetzt worden sind, nahezukommen. Unter den Mittheilungen, welche ich erhalten habe, hat mich eine sehr überrascht, da ich auf diesen Punkt am wenigsten gefasst war; sie zeigt, dass die Leichtfertigkeit einzelner unserer französischen Collegen in der That unglaublich gross ist, nämlich in Bezug auf die Farbe der Haare und der Augen. Für Herrn de Quatrefages ist es ein Dogma, dass die finnische oder estnische Bevölkerung, welche die Urbevölkerung Europas gebildet haben soll, eine brünette war, also bräunliche Haut, braune oder schwarze Haare und Augen und auch kleine schwächliche Körper hatte. Nun zeigt sich aber, dass das absolut unrichtig ist, und dass an Orten Finlands, wo ganz und gar keine Einwanderung nachzuweisen ist, eine exquisit blonde Bevölkerung existirt, so blond, dass in Russland sogar die sprichwörtliche Bezeichnung, „blond, wie ein Finne", davon hergeleitet wird, so dass mancher, wenn er in Finland auf einen brünetten Menschen stösst, ihn als einen Mischling ansieht.

Schon in alten Berichten, welche im vorigen Jahrhundert veröffentlicht wurden, also zu einer Zeit, wo durchaus keine Voreingenommenheit etwa im Sinne des neuen Streites existiren konnte, finden sich über die Esten ganz bestimmte ähnliche Angaben. Ich besitze ein Blatt der Dörptschen Zeitung (1872, Nr. 286, Beilage), in

	Grösster Horizont-Umfang.	Grösste Höhe.	Grösste Länge.	Sagittalumfang des Stirnbeines.	Länge der Pfeilnaht.	Sagittalumfang der Squama occipit.	Entfernung des Foramen occipit v. d. Nasenwurzel.	desgl. von der Spina nasalis inferior.	desgl. von dem Alveolarrande des Oberkiefers.	desgl. des äusseren Gehörganges v. d. Nasenwurzel	desgl. von der Spina nasalis inferior.	desgl. des Gehörganges von dem Alveolarrando.	Hinterhaupt-Breite [1]).	Oberer Frontaldurchmesser	Unterer Frontaldurchmesser	Temporaldurchmesser.	Parietaldurchmesser.	Mastoidealdurchmesser.	Jugaldurchmesser.	Maxillardurchmesser [2])	Verticalumfang von Ohr zu Ohr.	Entfernung der Lineae semic temp. von einander [3]).	Breite der Nasenwurzel.	Höhe der Nase.	Breite der Nasenöffnung.	Höhe der Orbita.	Breite der Orbita.	Entf. des vord Rand.s des For. occip. bis zur vorderen Fontanelle.	Entf. des vord. Randes des For. occipit. bis zur hinteren Fontanelle.	Entf. des For. occip. bis zur Wölbung d. Hinterhauptes.	Länge d. Hinterhauptloches.	Breite d. Hinterhauptloches	Cubikinhalt des Schädels.
1	560	145	192	136	135	140	104	94	98	110	108	112	135	52	102	126	142	138	130	65	335	124?	19	62	30	35	36	140	127	63	42	31	59
2	532	142	176	132	132	113	100	101	102	106	106	110	129	60	103	124	142	127	133	56	350	116	14	48	24	30	37	136	106	57	34	30	48
3	556	138	191	142	125	131	106	102	100	107	107	108	130	53	106	112	148	135	127	56	340	127	15	58	25	36	40	137	125	72	33	32	55·1
4	520	123	174	113	118	115	103	87	90	103	97	102	136	66	105	126	130	125	129	54	312	131	16	53	25	32	38	128	113	50	34	30	46
5	510	131	173	130	130	100	102	88	90	104	98	106	118	58	95	102	128	115	123	48	302	110	13	47	26	36	37	128	108	50	37	32	46
6	525	135	174	136	141	119	96	92	91	100	103	105	126	60	97	115	127	124	128	53	332	112	10	50	22	31	39	135	115	58	32	30	48
7	540	143	184	128	142	125	98	99	102	111	115	118	114	48	108	119	132	130	134	60	312	122	10	58	27	32	40	134	123	88	39	33	51·6
8	496	129	169	123	110	110	96	90	90	105	103	107	104	56	105	116	122	116	122	54	293	85	12	56	23	34	40	126	114	67	37	27	40
9	497	121	167	117	126	115	99	92	95	102	100	103	110	51	103	115	123	117	124	60	302	111?	17	47	25	27	38	129	117	47	34	29	38.6
10	513	130	175	125	120	130	100	91	91	96	112	102	116	62	95	111	132	117	119	51	310	96	11	44	22	31	38	133	118	48	37	33	47·6
11	490	131	168	120	130	105	91	90	91	92	98	99	104	54	92	104	124	107	118	46	315	—	9	47	25	31	35	126	107	55	33	27	41
12	515	134	182	131	130	112	100	92	92	98	98	102	105	55	92	106	138	105	110	46	324	—	12	49	22	32	37	133	115	55	36	30	48
13	502	134	173	124	126	115	88	88	90	97	100	103	103	45	97	102	132	110	116	50	306	—	11	45	24	30	38	124	112	70	35	29	44·3
14	500	130	174	117	122	112	96	92	93	100	103	106	102	52	100	113	123	111	110	52	302	—	10	49	22	32	36	123	111	66	35	31	43·7
15	482	122	165	118	110	112	99	95	98	100	103	105	102	42	94	102	123	114	116	48	306	—	12	44	21	29	35	128	112	56	32	27	39·7

[1]) Gerechnet von einer hinteren Seitenfontanelle zur anderen.

[2]) Von eiuem Foramen infraorbit. zum anderen gemessen.

[3]) Die Lineae semic. temp. in den meisten Fällen kaum zu unterscheiden.

welchem aus dem „Teutschen Merkur“ aus dem vorigen Jahrhundert eine Beschreibung der „estnischen Bäuerin“ wieder abgedruckt ist. Darin heisst es:

„Die Augen sind meist blau. Hatten auch ihre Urahnen schwarze Augen, so mussten sie sich doch, da sie nebst den Finnen die ältesten Bewohner des nördlichen Europa sind, durch die Länge der Zeit in diesem Klima in blaue umbilden. Man sieht auch schwarz- und braunäugige Mädchen, aber es sind wenige, und wenn ich nachgeforscht habe, so war es entweder das Nebenkind eines schwarzäugigen Teutschen, oder ein von der Insel Oesel herübergebrachtes Mädchen, wo es vielleicht aus Vermischung mit Einwohnern der Kurischen Küste oder sonst woher seine braunen Augen hatte.

„Die Haare sind blond oder mehr oder weniger hellbraun: an Kindern, beiderlei Geschlechts, hängen sie oft wie der hellste weisseste gekämmte Flachs herab — ein lieblicher Anblick! — Braun- und schwarzköpfige Mädchen giebt es selten: und giebt es einige, so sind es teutsche Bastarde.

„Sie binden die Haare nicht fest: sie hängen ungezwungen den Rücken und die Schultern herunter. Ach wie oft wars mir der reizendste Anblick, unterm weissesten Blond, dass auf den Achseln und dem Rücken schwamm, ein ruhiges sanftes leidenschaftloses blaues Auge, gleich dem Blau des Himmels, hervorblicken zu sehen!

„Ich erinnere mich noch jederzeit mit Vergnügen eines Abends, den ich am Meeresufer zubrachte. Ich kam an eine Fischerhütte: der Vater, ein stark ausgearbeiteter nervigter Mann, hatte am Gartenzaune acht kleine Kinder sitzen. Da es ein warmer Abend war, sassen sie alle in ihren Hemden mit unbedeckten Köpfen, blossen Füssen da — das Hemd hatte vorn einen langen Schlitz. Die Haut war an allen äusserst weiss; das Haar äusserst blond: alle hatten ruhige blaue Augen; sie sassen in einer Reihe. Für Jemanden, der die Seligkeit des ehelichen Lebens achtet, ein himmlischer Anblick“.

Das ist also die brünette Race des Herrn de Quatrefages. Man kommt gar nicht darauf, solche Sachen in Frage zu stellen, wenn sie mit einer so absoluten Zuversicht ausgesprochen werden! — Ebenso verhält es sich mit der „absoluten Schwächlichkeit“. Ich habe eine grössere Zahl russischer Rekrutirungslisten erhalten, welche Uebersichten der Grössenverhältnisse der Rekruten enthalten. Andere, mehr specialisirte Listen, sind mir eben noch im Monat September mitgetheilt worden. Daraus ergiebt sich, dass die Esten keine besonders grosse Race sind, aber doch auch, dass von der Zwerghaftigkeit, welche in der Phantasie der Franzosen lebt, gar nichts vorhanden ist, nichts, was berechtigte, Kleinheit des Körperbaues als eine typische Eigenthümlichkeit des Mannes zu betrachten. So ergiebt sich für Livland, dass der durchschnittliche Wuchs 1,6579 Met. beträgt und um 20 Millim. grösser ist, als der allgemeine Durchschnitt für Brabant nach Herrn Quetelet. Weiteres werde ich bei einer späteren Gelegenheit mittheilen.

Ich habe nun, um der ganzen Frage näher zu treten und den weiteren Forschungen eine genauere Richtung zu geben, in Wiesbaden den Antrag gestellt, in Beziehung auf die einschlagenden Verhältnisse, statistische Erhebungen hervorzurufen. — Was die Grössenverhältnisse anbetrifft, so werden die gewöhnlichen Rekrutirungslisten es schon gestatten, Feststellungen nach Kreisen und Provinzen herbeizuführen. Es wird sich jedoch auch eine Möglichkeit bieten, eine Untersuchung über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut eintreten zu lassen. In dieser Beziehung empfiehlt sich in erster Linie jedenfalls die Schule. Die Farbe der Haare der Kindheit giebt eine sicherere Grundlage der Klassifikation ab, als bei Erwachse-

nen, wo wir oft in Verlegenheit sind, ob das Haar dunkelblond oder hellbraun ist. Ich selbst, der ich jetzt meist für brünett gelte, habe in der Jugend ganz weisses Haar gehabt. Daher meine ich, dass die Schule die beste Unterlage für die Statistik der Haarfarbe bietet. Die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat diesen Vorschlag angenommen und der Vorstand wird versuchen, es zu erreichen, dass in allen deutschen Ländern eine Erhebung vorgenommen wird, und dass die Schullehrer einmal zu gleicher Zeit von allen ihren Kindern verzeichnen, wie die Farbe der Haare, der Augen und vielleicht auch der Haut sei. Es ist ferner von der Versammlung der Wunsch ausgedrückt worden, dass bei den Rekrutirungen, also bei den Erwachsenen, diese Untersuchung fortgesetzt werde, obgleich man sich die Schwierigkeit einer genaueren Schätzung der Haare nicht verhehlt hat. Ich habe ferner Verabredungen dahin getroffen, dass ähnliche Erhebungen in Finnland selbst vorgenommen werden. Wie weit das möglich sein wird, weiss ich im Augenblicke noch nicht; doch glaube ich, es möglich zu machen, dass eine grössere Anzahl von Schulen auch dort untersucht wird. Ebenso habe ich mich an meinen liebenswürdigen Freund, Hrn. Eugen v. Pelikan, den Chef des russischen Militair-Medicinalwesens, gewandt, auf dass Befehl gegeben werde, in sämmtlichen Bezirken, welche finnische Stämme enthalten, nicht nur über die Grösse der zum Militair genommenen Personen, sondern auch über die Grösse der wegen Untermässigkeit zurückgewiesenen Mannschaften Erhebungen vorzunehmen. Ich habe gerade in diesen Tagen einen Brief von Herrn v. Pelikan bekommen, in dem er sich bereit erklärt, diese Untersuchungen anstellen zu lassen. Hierdurch hoffe ich der thatsächlichen Entscheidung näher zu kommen und bestimmte statistische Wege zu finden, um die Untersuchung weiter zu fördern. Ich möchte Sie bitten, m. H., dass auch Sie Ihrerseits jede Gelegenheit wahrnehmen, dieses sehr schwierig zu ermittelnde Verhältniss durch thatsächliches Material weiter zu ergründen. —

(11) Hr. **Hartmann** übergiebt wieder einige von Hrn. J. Hildebrandt eingesendete Gegenstände aus dem häusslichen Leben der Somâli, u. A. einen hölzernen Haarkamm von beträchtlicher Grösse und einen irdenen Räuchertopf mit durchbrochenem Fussgestell. Der Vortragende bemerkt, dass solche, zum Einräuchern der weiblichen Genitalien dienende Töpfe, nubisch-Kalenqûl oder Terenqûl, in kaum einer Hütte Ost-Sudâns fehlten und selbst mit dem leichten Mattenzelte der Beduinen in die Savanne gingen. Die dortigen Eingeborenen benutzten meist Ambra, die Operkeln einer im rothen Meere vorkommenden angeblichen Strombusart, arab. Dufr genannt, und auch das Holz der Falcha-Akazie (Acacia verek) zu solchen Räucherungen.

Herr Ascherson: Ich wollte nur bemerken, dass diese Einräucherungen der Frauenzimmer auch in Abyssinien in grossem Masse stattfinden. Schimper drückt das sehr decent so aus: „Sie räuchern sich bei eintretender Weiblichkeit"; das soll doch wohl heissen: bei eintretender Menstruation.

(12) Hr. **Virchow** macht an Stelle des von ihm angekündigten Reiseberichtes einige Bemerkungen

über moderne Steingeräthe und über die Wege der Bronceeultur.

Bei der Kürze der Zeit will ich mich in meinen Mittheilungen nur auf die Besprechung einiger, mir auf meinen letzten Reisen vorgekommener Dinge beschränken. Zunächst lege ich in Bezug auf die Herstellung und Verwendung roher Geräthe aus Feuerstein ein paar Gegenstände vor, die ich auf der Wiener Weltausstellung durch die Güte des Herrn Abdullah-Bey aus der türkischen Ausstellung erhalten habe;

sicherlich würden dieselben jedem von Ihnen, wenn er sie irgendwo in Deutschland fände, als ausreichendes Zeichen der Steinzeit erscheinen. Das Glasgefäss, welches meine Blicke fesselte, enthielt eine Anzahl langer Spähne von sehr scharfen Formen, welche den bekannten „Messern" vollständig entsprachen. Die beiden, von mir mitgebrachten Stücke, aus einem weisslich-grauen, etwas bläulichen, hier und da fleckig-bräunlichen Feuerstein bestehend, sind, das eine 10, das andere 8 Centim. lang, 20—25 Mill. breit und 5—6 Mill. dick. Das kürzere hat einen dreieckigen, das längere einen viereckigen, trapezförmigen Durchschnitt; es sind also die beiden Hauptformen, welche auch bei uns von den sogenannten Feuersteinspähnen oder Messern gewöhnlich vorkommen, und als ich die Dinge in Wien sah, glaubte ich daher nichts anderes, als dass es sich um einen prähistorischen Gegenstand handele. Kann doch darüber kein Zweifel sein, dass sie auf ganz dieselbe Art hergestellt sind: man sieht an einem Ende die Schlagzwiebel, und die breiten Flächen zeigen die leicht gekrümmte Gestalt, welche lehrt, dass die Stücke der Länge nach von einem Nucleus abgesprengt sind.

Ich war nicht wenig überrascht, von Hrn. Abdullah-Bey zu hören, dass diese Spähne zu denjenigen gehören, die unter Dreschschlitten (tribulum), wie sie uns Hr. Wetzstein neulich aus Syrien geschildert hat, gesetzt werden, (Zeitsch. S. 270) und dass also nicht bloss jene kurzen, den Flintensteinen ähnlichen Steine, wie sie Hr. Jagor aus Valencia mitgebracht hat (Sitzung vom 11. Jan.), in dieses Gebiet gehören, sondern dass auch lange messerartige Spähne noch gegenwärtig im Orient fabricirt und technisch verwendet werden.

Diese Erfahrung ist insofern von erheblichem Interesse, als man darnach genöthigt ist, die Frage zu stellen, ob man ein Recht hat, die bei uns gefundenen Spähne sofort als Messer zu bezeichnen, wie es jetzt der Fall ist. Noch mehr trifft diess vielleicht für manche Funde in Aegypten zu. Möglicherweise war der Gebrauch des Dreschschlittens viel weiter verbreitet, als man bis jetzt annimmt. Freilich lässt sich nicht leugnen, dass auch unter dem Dreschschlitten die Spähne wie eine Art Messer wirken, indessen wäre dies doch eine ganz besondere Art von Messerverwendung. Ebenso gut kann man sich denken, dass manche andere Benutzungsart derselben stattgefunden hat. Gerade bei der Feuersteinindustrie muss man sich hüten, das Gebiet der blossen Wahrscheinlichkeiten, wie man sie sich zurechtlegt, zu weit auszudehnen; Manches, was höchst sicher erscheint, wie man es sich gerade vorstellt, erweist sich hernach als ganz verfehlt.

Im Christy-Museum zu London, welches ich neulich besucht habe, und welches eine der interessantesten Sammlungen der Welt darstellt, befindet sich unter vielem Anderen eine reiche Zusammenstellung von allen möglichen Geräthen der westlichen Eskimos. Während wir in unserem Museum und in dem Kopenhagener, welche vortreffliche Sammlungen der Eskimogeräthe enthalten, mehr auf die östlichen (grönländischen) Eskimos angewiesen sind, so befindet sich in dem Christy-Museum eine schöne Sammlung von Geräthen von der Behringstrasse. Diese Gegend, obwohl sie klimatisch keine besonderen Annehmlichkeiten bietet, hat doch einen sehr grossen Vorzug darin, dass sie durch die Strömungen des Meeres viel mehr Treibholz, Wrackstücke und Bestandtheile zertrümmerter Schiffe erhält, und dass an der dortigen Küste zahlreiche Gegenstände, auch eiserne, abgesetzt werden, wie deren nach dem östlichen Grönland gar nicht oder nur sehr spärlich kommen. Die Anwohner der Behring-Strasse sind also etwas besser daran; sie haben mehr Material, mit dem sie arbeiten können. Trotzdem sind sie noch immer wesentlich auf die Bearbeitung von Steinen angewiesen, und obwohl sie gelernt haben, das Eisen zu bearbeiten, was ihnen zugetrieben wird, so bearbeiten sie doch gleichzeitig immer noch Steine. Die engli-

schen Reisenden, welche die Christy Collection zusammengebracht haben, haben auch Geräthe mitgebracht, womit die Bearbeitung der Steine geschieht. Darunter ist mir eins aufgefallen, welches dazu benutzt wird, jene kleinen Auskerbungen hervorzubringen, welche an den scharfen Rändern und auf den Flächen dieser gewöhnlich etwas sägeförmigen Instrumente bemerkbar sind. Da ergiebt sich nun, dass diese Dinge von den Eskimos gar nicht geschlagen werden; vielmehr bearbeiten sie dieselben in überraschender Weise, indem sie mit einem hölzernen Werkzeug einen plötzlichen Druck ausüben. Wie man auch von den Mexikanern erfahren hat, dass sie ihre Obsidiansachen nicht schlugen, sondern drückten, so haben die Eskimo's ein Instrument aus Holz, mit dem sie einen seitlichen Druck oder einen stumpfen Stoss auf den Feuerstein ausüben. So brechen sie gewissermassen den Stein aus und erzeugen die kleinen, flachen, oberflächlichen Vertiefungen.

Man wird demnach sehr vorsichtig sein müssen in der Entscheidung aller der Fragen, welche die primitive Feuersteinfabrikation und Steinbearbeitung betreffen. Wenn man allmälig eine grössere Zahl von zuverlässigeren Anhaltspunkten dafür gewinnt, welche Stücke wirklich künstlich hergestellt, und welche nur durch zufällige Zersplitterung entstanden sind, so wird man sich doch in Bezug auf Zweck und Art der Bearbeitung einigermassen an das halten müssen, was sich noch jetzt durch die Beobachtung wilder oder halbwilder Bevölkerungen ergiebt.

Endlich will ich noch ein territoriales Vorkommen erwähnen, welches mir ganz neu war, nämlich dass ganz ähnliche Obsidiansachen, wie wir sie neulich aus Griechenland von Herrn v. Heldreich erhalten haben (Sitzung vom 14. Juni), sich auch in Ungarn finden. Graf Wurmbrand zeigte mir dieselben in Wien auf der Ausstellung in einem Schrank des Pavillon des amateurs, der eine schöne Sammlung prähistorischer Sachen aus Ungarn enthielt; es waren dieselben, zierlich behauenen Nuclei und „Messer“, wie wir sie aus Aetolien und Attika besitzen. Das Gebiet, in welchem sie in Ungarn vorkommen, scheint jedoch ein beschränktes zu sein. Der Fundort ist in der Theissgegend, Bodrok in der Nähe von Tokay; der Aussteller war Herr T. Lehoczky in Pesth.

Bei fortschreitender Kenntniss der Fundorte werden wir hoffentlich mit der Zeit dahin kommen, überall gewisse Bezirke für die einzelnen Arten des Steingeräths abgrenzen zu können. Da nun aber die bekannten Bezirke grösser sind, als die Fundstellen des Rohmaterials, so wird sich auf diesem Wege auch in Bezug auf die Steinzeit die Richtung und Ausdehnung des Handels feststellen lassen. Gerade in dem Material lassen sich die besten Anhaltspunkte gewinnen für die älteste territoriale oder politische Eintheilung der Völker.

Auch in Beziehung auf die Broncezeit will ich mich auf ein Paar Bemerkungen beschränken. Was ich in den letzten Monaten gesehen habe, bestärkt mich in der Ueberzeugung, dass wir allen Grund haben, bei dem Studium des Ganges der Broncecultur unsere Blicke nach Süden zu wenden. Die Funde, welche am Rhein und in seiner Umgebung gemacht werden, differiren von den unserigen, wie man sich am besten in Mainz in der schönen Modellsammlung des Herrn Lindenschmit überzeugen kann, in so vielen Stücken, dass man den Gedanken wohl aufgeben muss, es sei die Broncecultur von da her in unseren Osten gekommen. Da nun auch die Phönizier mehr und mehr für die Betrachtung unserer Gegenden ausfallen, trotz aller Anstrengungen unseres Nestors Nilsson, so wird die Aufmerksamkeit sich immer mehr auf die südliche Verbindung hinwenden müssen, wie ich schon auf der Wiesbadener Generalversammlung hervorgehoben habe. Und hier werden wir für unsere Gegenden zunächst denjenigen Weg, der durch eine Art von geographischer Nothwendigkeit vorgezeichnet ist, im Auge behalten müssen, ich meine denjenigen, welcher im Süden durch die

March, im Norden durch die Oder und Weichsel bezeichnet ist. Wenn man auf dem Wege über Breslau nach Wien die Eisenbahnlinie benutzt, welche durch die Nordbahn hergestellt ist, so passirt man fast genau diesen Weg. Die Linie überschreitet zwischen Ostrau und Prerau ohne irgend erhebliche Schwierigkeiten einen niedrigen Rücken, welcher das obere, schon mährische Oderthal von dem Marchthal scheidet. Es ist dies eine leicht zu passirende, flache Erhebung, zu deren beiden Seiten ziemlich erhebliche Bergketten ziehen, so dass auf einer geologischen oder orographischen Karte diese Stelle wie eine wirkliche Thallinie erscheint. Jenseits dieses Bergrückens führt der Weg nach Süden bis unmittelbar an den Punkt, wo eine Anzahl alter römischer Hauptstrassen bei Carnuntum in der Nähe von Pressburg zusammen traf. Diese wahrscheinlich uralte Strasse werden wir bei unsern weiteren Studien im Auge behalten müssen, und ich möchte heute gerade auf einige Funde hinweisen, die in Mähren gemacht worden sind und welche verschiedene Verwandtschaften aufschliessen. Sie erinnern sich der merkwürdigen Broncesachen, welche im Odergebiet und zwar in Schlesien und der Mark gefunden worden sind. Unter diesen sind es namentlich jene Stier- und Vögelfiguren, welche das Höchste darstellen, was wir von der älteren Broncekunst aus unserer Gegend kennen. Gerade diese Art von Vögeln und diese Art von Stierköpfen in ihrer barbarischen und höchst auffälligen und gerade deshalb so charakteristischen Form lässt sich südlich sehr weit verfolgen. Unser südlichster Punkt war bis jetzt Niederschlesien, wo in der Gegend von Trebnitz ein kleiner, mit Stier- und Vogelköpfen verzierter Broncewagen gefunden ward. Nunmehr hat auch Mähren aus der Byciscalahöhle ein absolut tadelloses Exemplar eines Broncestiers geliefert. Dieser aber bietet nun seinerseits wieder eine so auffällige Aehnlichkeit dar mit den Broncestieren von Hallstadt im Salzkammergut, dass eine nähere Beziehung wenigstens der Modelle wohl kaum wird in Abrede gestellt werden können.

Die Wiener Ausstellung hatte den grossen Vorzug, dass man die österreichischen Funde fast alle nebeneinander sehen konnte. Es sind da von Ungarn, Steiermark, dem eigentlichen Oesterreich und Mähren sehr reiche Sachen vorhanden, und die Anthropologische Gesellschaft von Wien hat Alles, was sie besitzt, im Zusammenhange ausgestellt. Da ist der berühmte Judenburger Wagen, und Herr Regierungsrath Georg Rath aus Pesth hat allerlei ochsenkopfartiges Broncegeräth, durch sehr lange Hörner ausgezeichnet, sowie zwei grosse Kannen mit hohen Schnabelausgüssen von jener etruskischen Form, die in den letzten Jahren aus der Gegend von Mainz und von Limburg bekannt geworden ist, ausgestellt (Nr. 965 und 966). So ist man in der glücklichen Lage, sich das vorhandene Material im Zeitraum von wenigen Stunden vorführen zu können, und Zweifel, welche aufsteigen, durch wiederholte Betrachtung beseitigen zu können. Ich meinerseits bin nicht mehr zweifelhaft geblieben, dass hier zwischen Süden und Norden eine alte culturhistorische Verbindung existirt haben muss, und dass wir in dem Wege die March herauf und die Oder herunter eine Strasse vor uns haben, auf welcher sich schon lange vor der Römerzeit Handel und Cultur verbreitet haben.

Fixiren wir nur erst die charakteristischen Funde, so verbinden sich nach und nach auch die andern. Wenn die Aufmerksamkeit des Publikums und die der gelehrten Gesellschaften in gleichem Maasse wach bleibt, wie es in den letzten Jahren der Fall gewesen ist, so wird es nicht fehlen, dass bald mehr Beweisstücke herbeigeschafft werden, welche die in dieser Richtung fortgeleitete Culturbewegung genauer darthun.

Sitzung vom 15. November 1873.

Vorsitzender Herr **Virchow**.

Als ordentliches Mitglied wird angemeldet:

Hr. Dr von Frantzius in Heidelberg, Generalsecretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Als Geschenke werden vorgelegt:

1) Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris 1872. 73. (Von der Gesellschaft.)
2) Luchs: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau 1870, 4. (Von der Schlesischen Gesellschaft.)
3) Engelhardt Vallöby Fundet. Kjoebenhavn 1873. (Vom Verfasser.)
4) A. Pansch über die Furchung am Grosshirn des Menschen und der Säugethiere. (Von Hrn. Virchow.)
5) Swaving Beschryving van Schedels van Inboorlingen uit de Bovenlanden van Palembang. (Von Dr. Schneider aus Soerabaya.)
6) Dammann Photographischer Atlas der Ethnologie. 3 neue Lieferungen, in vortrefflichster Ausstattung.
7) Photographien von Neucaledoniern, durch Hrn Martin im Namen seines in Cöetempoe auf Neu-Caledonien ansässigen Sohnes
8) 6 Photographien von Esten durch Hrn. Dr. Schöler.
9) Zwei grosse photographische Bilder vom Mount Cook und dem Müller Glacier auf Neuseeland, im Namen unseres correspondirenden Mitgliedes, Baron Müller durch Hrn. Gramlich aus Melbourne überbracht. (Ein Exemplar wird der geographischen Gesellschaft zugestellt.)
10) Von demselben einen, aus den Schwanzenden eines Beuteldachses (Perameles) zusammengesetzten Schmuck aus Centralaustralien (wird der Ethnologischen Sammlung des K. Museums übergeben).

Hr. Gramlich legt ausserdem eine grosse Anzahl vortrefflicher Photographien von Menschen, Gegenden und Gebäuden Australiens zur Ansicht vor.

(1) Der Vorsitzende macht im Namen des Hrn. v. Richthofen Mittheilung von den bevorstehenden Vorträgen des Hrn. Radde, unseres correspondirenden Mitgliedes, über den Kaukasus und empfiehlt dieselben angelegentlichst.

(2) **Derselbe berichtet kurz über die unter No. 3 erwähnte neue Schrift des Hrn.** Engelhardt

über den Grabfund von Vallöby (Dänemark).

Es handelt sich hier um einen neuen römischen Grabfund, der zu Vallöby bei Kjöge gemacht worden ist, und der deshalb einen ganz besonderen Werth hat, weil er ausserordentlich reich ist an Geräthen aus Edelmetall, namentlich an wundervollen Bronce-, Silber- und Goldsachen. Abgesehen von der chronologischen und archäologischen Bedeutung des Fundes, hat derselbe ein besonderes Interesse für uns meiner Meinung nach darum, weil sich darunter ein in gleicher Form schon mehrfach bekanntes Goldgeräth befindet, nämlich ein (Bl. 299 abgebildeter) spiralförmiger Armring, der an beiden Enden in einen Schlangenkopf ausläuft. Diese Amphisbaenen-Form, wie man sie genannt hat, ist bald hinter einander an verschiedenen Punkten, namentlich im Thorsberger Moor in Angeln und auf der Insel Oeland gefunden worden. Wir besitzen hier im Museum ganz ausgezeichnete Specimina aus Deutschland, namentlich einen derartigen Goldring von Apolda in Thüringen. Diese Dinge stimmen bis auf die Specialmuster überein, und da nun hier der römische Ursprung nachgewiesen ist, so gewinnen wir an diesen Sachen zugleich einen bestimmten Anhalt für eine Reihe von Funden im westlichen Deutschland bis nach Thüringen und selbst über die Elbe hinaus, welche ganz deutlich römische Anknüpfungen erkennen lassen.

(3) Hr. **Virchow** erwähnt, im Anschlusse an das in der vorigen Sitzung über die Farbe der Esten Mitgetheilte, dass vor Kurzem der russische Admiral v. Glasenapp hier war mit einer estnischen Bonne, die ein Muster einer hellblonden Dame war und von der Insel Oesel stammte. Herr v. Glasenapp versicherte, dass der blonde Typus dort der herrschende ist. Er ist selbst auf der Insel Oesel ansässig. Es scheint damit ein neuer Beweis beigebracht, dass die Annahme der Franzosen, die Esten seien brünett, eine gänzlich willkürliche ist.

(4) Das correspondirende Mitglied, Hr. **Burmeister** übersendet d. d. Buenos-Aires, 6. October, einen neuen Bericht

über Alterthümer der La Plata-Staaten.

Sie erhalten mit Nächstem vier Indianer-Schädel aus der Zeit vor der spanischen Eroberung, welche mir ein junger Freund, Hr Francisco Moreno, für die Sammlung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie übergeben hat, und die einer Sendung nach Halle beigegeben werden sollen, welche ich noch in diesem Monat dahin abgehen lassen werde. Hr. Moreno besitzt eine überaus reiche Sammlung und ist der einzige junge Mann hier, welcher mit wirklich wissenschaftlichem Ernst dem Studium der Anthropologie und Paläontologie sich hingiebt; er hat zu diesem Endzweck im Anfang dieses Jahres eine Reise nach Patagonien gemacht, um an Ort und Stelle die alten Grabstätten zu studiren, von denen ich in meinem Briefe vom 26. April 1872 (Sitzung der Gesellschaft vom 15. Juni) geredet habe. Seine Resultate hat er in einem Aufsatz niedergelegt, welcher nach Paris für die Zeitschrift des Hrn. P. Broca abgegangen ist, und können Sie daselbst das Nähere finden; ich benutze indessen seine mir mitgetheilten Resultate, um in Verbindung mit meinen fortgesetzten eigenen Forschungen, die Angaben meines vorigen Briefes weiter auszuspinnen, hauptsächlich in der Absicht, um die Irrthümer zu verbessern, welche sich in meinem Bericht für den Anthropologischen Congress in Brüssel dadurch eingeschlichen haben, dass die Kiste mit den Belegstücken nicht rechtzeitig nach Brüssel gelangte und in Folge dessen die Redaction Vieles, was sich auf diese

Belegstücke bezieht, ausliess und überhaupt mit meinem Texte Aenderungen vornahm, welche meinen Angaben widersprechen. Hr. Moreno besitzt gegenwärtig einige 60 Schädel und gegen 1200 Pfeilspitzen, alle von ihm selber aus den alten Grabstätten der Indianer genommen, auch 2 ganze Skelete hat er mitgebracht, die aber noch nicht aufgestellt werden konnten; sobald das geschehen ist, werde ich sie mit Skeleten von Europäern vergleichen und Ihnen die erhaltenen Rezultate mittheilen.

Die Grabstätten der Indianer aus der Zeit vor der Eroberung durch die Spanier befinden sich zu beiden Seiten des Rio Negro, etwas weiter ins Innere hinein, als die heutigen Ansiedelungen El Carmen und Mercedes, und reichen bis zur Insel Colehechel, welche der Fluss ziemlich in der Mitte seines Laufes durch die Ebene bildet. Sie sind grösstentheils von kleinen Hügeln bedeckt, welche durch Aufschüttung des Sandes über den Gräbern gebildet wurden, vielleicht auch nur vom Winde zusammengeweht, und stecken die Leichen darin ziemlich regelmässig angeordnet, alle in derselben hockenden Stellung, wie die Peruaner-Mumien und wie die in den Urnen aus der Gegend von Buenos Aires und anderswo. Diese hockende Stellung wird den Todten noch jetzt von den benachbarten Indianerstämmen, die zum Theil einander feindlich gegenüberstehen, ebenso gegeben, und zwar dadurch, dass sie den Sterbenden schon vor seinem wirklich eingetretenen Tode, und oft mit dessen Widerstreben, in eine Thierhaut einwickeln, nachdem sie ihm die bekannte Stellung gegeben haben, den Kopf auf die emporgezogenen Kniee gestützt und die Arme über den Bauch gelegt, und diese Haut fest mit gleichfalls aus Häuten gedrehten Stücken zusammenschnüren. So wird der Körper senkrecht in die für ihn bestimmte Grube gesetzt und mit Erde überschüttet; auch seine Lieblingsgeräthschaften kommen mit in die Grube und daher rühren die unzählbaren Pfeil- und Bogenspitzen, welche sich in diesen Todtenfeldern finden. Es ist unrichtig, wie ich in meinem Bericht an den Brüsseler Congress gesagt habe (pag. 343), dass die Leichen zum Theil ausgestreckt oder ohne Ordnung in einer gemeinschaftlichen Grube an gewissen Stellen gefunden wurden; mein Berichterstatter hat sich, nach Hrn. Moreno's bestimmter Angabe geirrt; keine Leiche liegt ausgestreckt horizontal in der Grube, sondern alle sitzen darin ohne Ausnahme. — Was die beigegebenen Geräthschaften betrifft, so habe ich die verschiedenen Formen der Lanzen- und Pfeilspitzen schon in meinem ersten Briefe vom 26. April hinreichend bezeichnet und rede darum hier nicht weiter davon; nur den einen Punkt will ich hervorheben, dass nach meinen jetzigen Erfahrungen die zuletzt gezeichnete vierkantige Spitze nichts anderes vorstellt als die abgebrochene obere Hälfte der Pfeilspitze an derselben Stelle der Reihe, also nicht als einen besondere Form aufgefasst werden darf.

Was die ebenfalls in dem Bericht an den Brüsseler Congress (Compte rendu, pag. 345) erwähnten, aus Granit gearbeiteten grossen Schaalen von 1 Fuss Durchmesser und drüber, mit zugehörigen Läufern von meist kuchenförmiger, zuweilen aber auch keulenförmiger Gestalt, betrifft, so haben die Nachforschungen meines jungen Freundes festgestellt, dass sie in der That Handmühlen vorstellen, deren die Indianer sich zum Zermahlen ihrer Nahrungsmittel bedienten. Sie mahlten damit aber kein Korn, denn das hatten sie nicht und bauten sie nicht, sondern getrocknete Fische und mehlhaltige Wurzeln einer Malvacee, die noch jetzt von den Indianern dazu benutzt wird, und den Ansiedlern unter dem Namen Malvavisco bekannt ist. Die unter diesem Namen in der heutigen Banda oriental umlaufende Pflanze ist Sphaeralcea cisplatensis St. Hilaire; es möchte aber zu bezweifeln sein, dass dieselbe Species bis Patagonien, welches Land ein viel rauheres Klima besitzt, hinabgehe. „Fischmehl" sagt Ullrich Schmidt (fälschlich Schmiedel genannt), ein Begleiter des D. Pedro de Mendoza auf seinem Zuge nach dem Rio de la Plata

1535, in seiner Beschreibung dieses Zuges (Frankfurt a. M. 1567 Fol.), „fanden wir mit „Fischschmalz“ in den Hütten der Indianer, nach der ersten grossen Attaque, worin 7 Spanische Officiere, darunter der Bruder Mendoza's und 80 Soldaten umkamen“. Es ist also gewiss, dass diese Indianer Instrumente zum Mahlen besassen und dergleichen waren ohne Zweifel die beschriebenen Näpfe [1]). Kornmehl aber hatten sie nicht, wie irrthümlich ein hiesiger Schriftsteller annimmt, indem er die vorhin erwähnte Stelle von Schmidt's Bericht, welche in der Spanischen Uebersetzung: harina y grasa de pescado lautet, so auslegt, als ob harina für sich allein stehe und Kornmehl bedeute.

Ein anderer Differenzpunkt ist die Frage, ob die Indianer zur Zeit der spanischen Occupation Bogen und Pfeile führten, was einige Schriftsteller, unter andern auch Azara, bezweifeln, weil die heutigen Indianer, die deren Nachkommen sind, dieselben nicht mehr benutzen. Freilich waren Azara, der überhaupt seinen eigenen Anschauungen aus der Zeit seiner Anwesenheit im Lande ein allzugrosses Gewicht giebt, die Pfeilspitzen, welche sich seitdem in so grosser Menge an vielen Stellen der gegenwärtigen Argentinischen Republik gefunden haben, gänzlich unbekannt geblieben. Er hätte aber auch aus Ullrich Schmidt's Bericht entnehmen können, dass die Indianer bei Buenos-Aires sich der Bogen und Pfeile bedienten, und indem sie an die Spitzen der Pfeile brennende Strohbüschel banden, damit nicht bloss die Strohdächer der Baracken der Spanier, sondern sogar drei Schiffe derselben anzündeten, die daneben im Fluss lagen. Dass die heutigen Indianer des Südens, welche von den dahin zurückgedrängten Guerandis abstammen, keine Pfeile und Bogen mehr brauchen, rührt von ihrer veränderten Lebensweise und hauptsächlich vom Besitz der Pferde her, die ihnen vor der spanischen Occupation abgingen. Beim Abzuge der Spanier nach der verunglückten Expedition Mendozas im Jahre 1537 blieben einige Hengste und Stuten im Lande zurück, und von diesen stammen die sogenannten wilden Pferde, welche sich bald über die benachbarten Gegenden verbreiteten, und von denen die nach Süden gewanderten von den Indianern, die damals noch bis nahe an das heutige Buenos-Aires heran sesshaft waren, eingefangen und gezähmt wurden. Erst die grosse Niederlage unter De Garay im Jahre 1581, bald nach der zweiten Gründung von Buenos-Aires, bekannt unter dem Namen der Matanza, vertrieb die Indianer aus der Nähe des neuen Ortes. Mit Hülfe dieser Pferde und der Wurfschleuder, welche die gefährlichste Waffe der Indianer auch für die Spanier war, indem sie von jenen erst den Gebrauch der Bolas und des Lazo der heutigen Gauchos lernten, erlegten die Indianer fortan ihre Jagdthiere leichter und sicherer, als früher mittelst Pfeil und Bogen, und deshalb gaben sie deren Gebrauch mit der Zeit ganz auf. Denn ihre Jagdthiere, besonders Strausse, Guanacas und Hirsche (Cervus campestris), welche in ungeheuren Heerden die Pampas bevölkerten, konnten zu Pferde eingeholt und mit den Bolas sicher gefangen werden; wozu also noch mit mühsamen Pfeilspitzen arbeiten, besonders wenn deren Material von fernher bezogen werden musste, aus den Betten des Rio Colorado und Rio Negro, die Rollsteine führen, welche den übrigen Flüssen des Landes und auch der Pampa völlig fehlen? Jagdbare

[1]) In meinem Bericht an den Brüsseler Congress habe ich die Benutzung dieser Granitgefässe als Handmühlen bezweifelt, weil die Indianer kein Korn (Mays) bauten, wie Schmidt deutlich dadurch sagt, dass man die ersten Indianer mit Pflanzennahrung erst in Paraguay, oberhalb der Verbindung des Rio Paraguay mit dem Rio Paraná antraf. Diese Stelle meines Berichtes a. a. O. ist falsch wiedergegeben, in Folge der Aenderung meines Textes. Ich hatte geschrieben: le terrain au Sud du Paraguay und man hat das geändert in du Paraguay meridional. Auch der darauf folgende Satz ist im Französischen das Gegentheil von meinen Angaben.

Vögel gab es aber ausser dem Strauss und den 3 einheimischen Tinamus-Arten kaum; Tauben kommen zwar vor, aber gehen nicht weit nach Süden; dort trifft man als essbares Geflügel nur noch 2 Gänsearten, welche unser Landsmann Philippi auch aus Chili bekannt gemacht hat und die hier an der Ostseite ebenso häufig sind, wie im Westen des Landes[1]). Aber so kleine Jagdthiere haben für Indianer keinen Werth; sie jagen nur Hochwild, dessen Fell ihnen gleichzeitig nutzbar wird, und stellen besonders den Guanacos nach, aus deren Häuten sie sich ihre Kleidungsstücke bereiten.

Ausser den Pfeil- und Lanzenspitzen findet sich neben den Handmühlen, welche übrigens ziemlich selten sind, nur noch die Schaale einer grossen Meerschnecke, einer Voluta-Art, deren sich die Indianer als Trinkgefäss bedienten. Sie ist an der Küste Patagoniens eine häufige Species.

Von den Schädeln, deren Maasse ich nach den Exemplaren unserer Sendung dem Anthropologischen Congress nebst Zeichnungen von meiner Hand einsandte, die aber in der Kiste sich befanden und daher nicht dem Congress vorlagen, rede ich hier nicht weiter; Sie werden aus den vier Ihnen übersandten Exemplaren, von denen 2 die normale Form vorstellen, die beiden andern abnorme, ein besseres Resultat zu ziehen wissen, und halte ich mich nicht für befugt, Ihren Untersuchungen vorzugreifen. —

Von der zweiten Fundstätte Indianischer Ueberbleibsel aus der Zeit vor der Conquista habe ich Ihnen ebenfalls in meinem früheren Briefe einige Andeutungen gegeben. Um dieselben zu unterstützen, sende ich Ihnen mit den Schädeln einige Stücke der zerbrochenen Urnen und verweise Sie übrigens auf den Compte rendu des Congresses, woselbst Sie einige weitere Ausführungen finden. Leider sind auch diese Angaben ohne die Zeichnung der ganz erhaltenen Urne, welche ich angefertigt hatte, nicht so anschaulich, wie sie mit dieser Zeichnung sein würden. Nach der genauen Ausmessung der Urne ist dieselbe nur 18½ Zoll hoch und im grössten Durchmesser 22½ Zoll weit, die obere Oeffnung hat 10½ Zoll Durchmesser, und die kleine Fussplatte 3 Zoll. Die Urne ist mit einem verdickten Rande um die Oeffnung versehen, welcher sich etwas halsförmig erhebt und zuletzt völlig senkrecht steht. Von einem solchen Rande habe ich ein abgeschnittenes Stück beigelegt, das auch die Bemalung anzeigt. Ausserdem geben Ihnen die eingesandten Trümmer den Beweis, dass die Skulptur der Urnen nur roh gearbeitet und zum Theil mit der Fingerspitze oder dem Fingernagel eingedrückt ist.

Ich muss hierbei nachholen, bemerklich zu machen, dass der Indianerstamm, welcher diese Urnen arbeitete und auf den Inseln in der Mündung des Rio Paraná ansässig war, von den südlich von Buenos-Aires, zwischen dem Bache Riachuelo, an dessen Mündung gegenwärtig die Schiffer- und Hafenstadt Barracas liegt, und dem südlichen Rio Salado, der in den Meerbusen Somborobon mündet, wohnenden Guerandis, deren Nachkommen die heutigen Tehuelches oder Pehuelches sind, völlig verschieden war, und zur grossen Nation der Guaranis gehörte, einem entschieden sanfteren und weniger widerspenstigen Volke, das am Rio Paraná aufwärts wohnte und bis nach Paraguay sich ausdehnte. Von ihnen gilt vielleicht die Angabe Azaras, dass die Indianer keine Bogen und Pfeile besassen, denn auf ihrem Gebiete

---

[1]) In Wiegmann's Archiv, 1863, I. 185. flgd. — Die etwas grössere Art zeigt im Colorit einen augenfälligen positiven Geschlechtsunterschied, wurde von Cassin und mir früher für Ans. magellanicus Gmel. genommen und von Philippi als Ans. dispar bestimmt; die kleinere sehr schöne Art ohne positive Differenz des Colorits ist Ans. poliocephalus Gray, Gen. of birds und heisst bei Philippi Ans. chiloensis.

sind noch keine Pfeilspitzen gefunden. Mit diesen Guaranis, die wieder in viele kleinere Völkerschaften zerfielen, kamen die Spanier alsbald in einen mehr freundschaftlichen Verkehr und wenn es auch an Ausbrüchen des unterdrückten Nationalgefühls selbst bei ihnen nicht gefehlt hat, so sind sie doch allmählig mit den unteren Schichten der spanischen Eroberer zusammengeflossen und haben zu der heutigen Landbevölkerung, welche unter dem Namen der Gauchos als Mischlinge der Indianer und Spanier bekannt ist, die Grundlage hergegeben. Selbst ihre Sprache war lange Zeit die herrschende des gemeinen Mannes und ist es zum Theil noch heute in Paraguay, wo diese Vermischung der Spanier mit den Indianern zuerst in grösserem Maassstabe Statt gefunden hat. Darum ist auch von der Nation der Guaranis, wie die Spanier alle diese verwandten Stämme nannten, nichts in unvermischter Form übrig geblieben; nur die Trümmer der Skelete, welche in den Urnen stecken, können von ihrer Körperbildung Zeugniss ablegen. Man sagt mir, dass sich ein einziger ganzer Schädel aus diesen Urnen im Besitz eines hiesigen Sammlers befindet, aber bis jetzt habe ich keine Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen oder näher zu untersuchen.

(5) Hr. **Adolf Bernhard Meyer** sendet aus Wien einen Bericht über

die Papuas und Neu-Guinea.

Derselbe ist in der Zeitschrift für Ethnologie, Heft 5. S. 306 mitgetheilt worden.

Hr. Virchow fügt folgende Bemerkungen hinzu:

Bei meinem Besuche in London im vorigen August fand ich eine grosse Anzahl von Papuaschädeln, die Mehrzahl von den Inseln an der Torresstrasse. Ich habe einen Theil davon wenigstens in Beziehung auf Länge, Breite und Höhe gemessen und werde sogleich darüber eine Mittheilung machen. Jedenfalls kann ich aber bestätigen, dass, wenn man Alles zusammennimmt, was in Europa und Amerika zusammen von Papua-Schädeln existirt, dies wohl kaum der Schädelzahl gleichkommt, die Hr. Meyer jetzt besitzt. Wir dürfen uns also wohl der Hoffnung hingeben, dass es endlich einmal gelingen wird, eine sichere anatomische Grundlage für die Beurtheilung dieser Rasse zu gewinnen.

Im Museum des College of Surgeons notirte ich folgende, hierher gehörige Schädel:

No 5346—51 von Darnley Island, Torres-Straites, gebracht von Hrn. Jukes.
„ 5352—55 von Neu-Guinea, ebenfalls von Jukes.
„ 5355—56 Getrocknete Köpfe von Neu-Guinea, durch Capitän Blackwood, H. M. S. Fly.
„ 5356 A—B. von Rubiana, New-Georgia.
„ 5399—5402 Isle of Leefoo.
„ 5402 A—F Isle of Pines.
„ 5404 G. Tongatabue.

Die von mir gemessenen Schädel von Darnley Island ergaben folgende Maasse:

Nummer des Katalogs.	Gemessen. Länge.	Breite	Höhe	Berechnet. Breiten-Index	Höhen-Index	Breitenhöhen-Index
5346	185	130	135	70,2	72,9	103,8
5347	176	138	139	78,4	78,9	100,7
5348	175	133,5	138	76,2	78,8	103,3
5348 A	184	127	135	69,0	73,3	106,2
5349	195	136	142	69,7	72,8	104,4
5350	165	128	125,1	77,5	75,8	97,7
5351 A	182,5	126	135	69,0	73,9	107,1
5351	185	137	138	74,0	74,5	100,7
Mittel	180,9	131,9	135,8	73	75,0	102,9

Vergleicht man diese Zahlen mit den von mir in der Sitzung vom 15. März mitgetheilten Messungen von Neu-Guinea-Schädeln, so zeigt sich eine ganz gute Uebereinstimmung. Von Hypsistenocephalie ist durchaus nichts nachweisbar. Der Gesammttypus ist dolichocephal, obwohl einzelne Schädel, namentlich No. 5347, sich der Brachycephalie nähern. Dabei ist in der Regel die Höhe etwas beträchtlicher, als die Breite, welche, absolut betrachtet, eine ziemlich erhebliche ist. Die individuellen Schwankungen sind ziemlich gross, denn im Breitenindex betragen sie 9, im Höhenindex 6.

Ueber die einzelnen Schädel habe ich noch Folgendes bemerkt:

No. 5346. Stark prognath; das Kiefergelenk bis auf den Jochfortsatz verlängert. Tiefstehende Nasenwurzel, schmale Nase mit sehr kleinen Nasenbeinen. Grösste Entfernung der Plana temporalia hinter der Kranznath 66 Mm.

No. 5347. Prognath; verlängerte Maxillar-Artikulation. Schmale Nase mit langem Nasenbein und geringer Depression der Wurzel. Grösste Entfernung der Plana temp. hinter der Kranznath 130 Mm.

No. 5348. Hohe Nasenwurzel. Nicht vorgerücktes Kiefergelenk.

No. 5348 A. Prognath. Hohe Nase. Vorgerückte Artikulation. Flach abgegeschliffene Zähne. Entfernung der Plana 115.

No. 5349. Weiblich? Unterkiefer niedrig, stark prognath, mit dicken Aesten. Nase schmal, mit hoher Wurzel, scheinbar aquilin. Grosse Kieferartikulation. Sehr dolichocephal mit äusserst verlängertem Hinterhaupt und fast horizontaler Schuppe. Entfernung der Plana 125.

No. 5350. Junger, weiblicher Schädel mit offener Synch. spheno-occipit. Schmale, hohe Nase. Stark prognath, grosse Schneidezähne. Unterkiefer niedrig, aber dick.

No. 5351 A. Schmaler, starker, männlicher Schädel, äusserst schmal und sehr prognath. Deutliche Adlernase mit voller, aber schmaler Wurzel. Entfernung der Plana 102.

No. 5351 ist ein mumificirter Kopf mit künstlichen Augen und ganz roth gemalt. Er hat ein schmales Gesicht mit Adlernase und mässig prognathem Bau der Kiefer, und gleicht in hohem Maasse der Schilderung, welche Hr. Wallace von den Papuas entworfen hat.

Nimmt man dies Alles zusammen, so ergiebt sich eine grosse Aehnlichkeit, namentlich mit dem ersten der von mir beschriebenen Neu-Guinea-Schädel. Fast alle Schädel von Darnley Island haben eine schmale, nicht eingedrückte Nase, prognathe Kiefer, hohe Plana temporalia und jene eigenthümliche, von mir beschriebene Vergrösserung des Kiefergelenks. Es wird daher wohl nicht bezweifelt werden können, dass Darnley Island, so nahe es auch der Nordspitze von Australien, Cap York gelegen ist, doch noch eine reine Papua-Bevölkerung ohne alle australische Beimischung hat.

Leider fehlte mir die Zeit, um auch die anderen Schädel zu messen. Ich will daher nur das eine von den Neu-Guinea-Köpfen bemerken, dass No. 5354 von einem Kinde stammt, und dass auch dieses eine sehr schmale, hohe und lange Nase zeigt. (Dasselbe gilt von Nr. 5402, einem Kinderschädel von Leefoo mit schmaler Wurzel.)

Von den neucaledonischen Schädeln von der Fichteninsel (5402 A—F) ist nur ein einziger, F, den Guinea-Schädeln ähnlich; alle anderen haben eine mehr australische Form und zwei, A und D, zeigen eine eingedrückte Nasenwurzel.

Was endlich die zwei künstlich präparirten Köpfe von Rubiana, einer kleinen Insel bei New-Georgia, betrifft, so sind sie schwarz, mit Muschelschalen ausgelegt,

tättowirt und haben kurzes krauses Haar. Der eine (5356 A) hat eine gebogene, aufgestülpte, jedoch lange Nase mit dicker Spitze; der andere (5356 B) eine lange, gerade Nase mit etwas herabhängender Spitze.

Es muss weiteren Nachforschungen vorbehalten bleiben, zu entscheiden, worin diese Differenzen ihren Grund haben, und namentlich festzustellen, in wie weit die früher von mir besprochene künstliche Eindrückung der Nasenwurzel bei Neugeborenen in Betracht zu ziehen ist. Jedenfalls wird nicht bezweifelt werden können, dass die schmale, lange, herabhängende Nase, wie sie auch Hr. Earl (The native races of the Indian Archipelago, Papuans. Lond. 1853. Pl. VI.) in so charakteristischer Weise zeichnet und wie sie Hr. Meyer als „jüdische" Varietät angiebt, die am meisten eigenthümliche Erscheinung des Papua-Gesichtes darstellt, durch welche der Gegensatz zu dem Australier-Gesicht in auffälligster Weise hervortritt. —

(6) Hr. **Reichenow** spricht, unter Vorlegung zahlreicher Gegenstände,

über die Negervölker am Camerun.

In südlicher und südwestlicher Richtung das fast ausschliesslich mit Urwald bedeckte Land durchbrechend, münden in der Bucht von Biafra, an den östlichen Abhängen des Camerungebirges, zwei Flüsse, der Camerun und der Djamur oder Bimbiafluss, welche an der Küste ein gemeinsames Delta bilden. Die Gebiete dieser beiden Flüsse, insbesondere das im Verhältniss zur Grösse derselben ungeheure Delta, welches einen Flächenraum von etwas 40 Quadratmeilen einnimmt, sowie Theile des Gebirges hatten wir, mein leider den Einflüssen des bösen Klimas zum Opfer gefallener College Lühder und ich, zum Gegenstande unserer Forschungen gegewählt, und wenn es uns auch nicht möglich gewesen ist, das Flussgebiet vollständig klar zu legen, wie es unsere Absicht und Hoffnung war, so kann ich doch, neben den befriedigenden zoologischen Resultaten der Reise, von manchen geographischen und ethnologischen Erfolgen sprechen, die freilich theuer erkauft sind mit dem Tode meines Gefährten.

Die Camerungegend ist von Stämmen bevölkert, welche die Dualla-Sprache reden, einen Zweig der Cafirsprache, die sich weit über Südafrika verbreitet. Es sind diese Stämme jedoch nicht die ursprünglichen Bewohner jener Gegenden. Vielmehr sind dieselben vom Nordwesten, von den Camerunbergen her eingewandert, also Abkömmlinge der Bakwiri, die noch jetzt die Berge bewohnen; sie haben die ursprünglichen Bewohner, die Quaqua, zurückgedrängt. Wie es scheint, haben mehrere solcher Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten stattgefunden. So sind die jetzigen Wuri zu einer früheren Zeit an den Fluss gekommen und durch die später nachrückenden jetzigen Camerunneger den Fluss hinauf, tiefer in das Innere gedrängt, wo sie nun die Landschaft Wuri inne haben. Andere Zweige, die Jabjang und Abo, von den Bergen sich nach Osten ausdehnend, setzten sich an dem Nebenflusse oder zweiten Quellflusse des Camerun, dem Abo, fest.

Alle diese den Fluss umwohnenden Stämme haben einen schönen, kräftigen Körperbau und unterscheiden sich hierdurch vortheilhaft von ihren Stammeltern, den Bakwiri, welche hager und schwächlich, ich möchte sagen, oft wahre Jammergestalten sind. Ihre Gesichtszüge dagegen sind hässlich, was besonders beim weiblichen Geschlecht auffällt. Auch hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten stehen sie weit hinter anderen Stämmen, die ich kennen lernte, zurück. Es ist ein stumpfes, der Bildung wenig zugängliches Volk; daher auch die dort stationirten englischen Missionare nur geringe Fortschritte machen. Die Hautfarbe der Dualla ist hell, wie die der Bubi auf Fernão do Po.

Das Tättowiren der Haut ist wenig verbreitet und man bemerkt nicht dergleichen

Zeichnungen im Gesicht, wie sie bei vielen Stämmen als characteristische Erkennungsmerkmale im Gebrauch sind. So zeichnen sich die Gâ durch drei über die Schläfen zum Auge laufende und ebensolche über die Backen zum Mundwinkel gerichtete Schnitte aus, während man bei den Frauen derselben meistens einen Kreuzschnitt auf dem Backenknochen bemerkt; die Kruneger characterisiren sich durch einen breiten, über Stirn und Nase laufenden Strich; die Bubi entstellen das Gesicht förmlich durch zahlreiche Schnitte auf Stirn und Backen. Bei den Camerunnegern aber fand ich nur bisweilen Zeichnungen auf der Brust, welche oft eine bestimmte Bedeutung haben. Farbige Tättowirungen, die auch bei vielen Negern Westafrikas in Gebrauch sind, z. B. bei den Bubi, die häufig das ganze Gesicht gelb oder roth bemalen, kommen am Camerun gar nicht vor.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Dualla, wie in vielen Gegenden Westafrikas, fast vollständig. Die einzelnen Orte haben ihre Häuptlinge, welche durchaus unabhängig einander gegenüberstehen, deren Macht im eigenen Gebiet aber auch nur beschränkt ist, da ihnen in der Regel ein Rath der Aeltesten zur Seite steht. Ausnahmsweise kommt es vor, dass einige Orte, gewöhnlich durch Verwandtschaftsbande der Häuptlinge verknüpft, zusammenhalten und in ein abhängiges Verhältniss von einander treten, oder dass ein Häuptling durch hervorragendes Alter, Reichthum oder Bedeutung seines Fleckens einen Einfluss auf die umliegenden Ortschaften gewinnt. Beständiger Hader und Streit ist natürlich die Folge einer solchen Zerrüttung, so dass auch die Städte desselben Stammes in dauernder Fehde mit einander liegen. Da der Tod eines freien Mannes auch im Kriege eine Blutrache fordert, solche aber wieder eine neue von Seiten der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden.

Auch bei meiner Ankunft am Camerun traf ich einen Krieg zwischen den beiden bedeutendsten Häuptlingen jener Gegenden, Bell und Acqua, an dem fast alle Orte des Camerundeltas theilnahmen. Derselbe hat mir manche interessante Episode aus der Gefechtsweise der Camerun geboten, wovon ich einiges hervorheben möchte, da es dazu beiträgt, diese Neger zu characterisiren.

Die grosse Einfuhr von Schusswaffen aller Art durch die Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile, vollständig verdrängt. Meistentheils sind Feuerschlossgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schiessprügel, die kaum begreiflich die ungeheure Pulverladung aushalten, welche die Neger hineinstecken; neben diesen aber auch Büchsen, sogar auch Hinterlader. Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe doch sehr gefahrlos, da die Neger mit den Gewehren nicht umgehen lernen. Das Aufblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. So werden denn in den Gefechten nur wenige Leute verwundet und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe stehen, sondern Unbetheiligte, die eine fehlgegangene Kugel zufällig erreicht.

Auch kleine Böller werden benutzt. Da dieselben keine Lafetten haben, so überschlagen sie sich nach dem Schuss durch die Rückwirkung der starken Ladung und erscheinen desshalb den Negern höchst respekteinflössend. Nur die muthigsten Leute wagen es denn, diese Böller zu bedienen. Da aber auch sie ihr werthvolles Leben nicht tollkühn einer Gefahr aussetzen mögen, so wird auf das Zündloch ein Pfropfen angefeuchteten Pulvers gesetzt, das angezündet langsam abbrennt und so dem Betreffenden Zeit giebt, sich hinter einem Baum oder Wall in Sicherheit zu bringen und hier die Wirkung seiner kühnen That abzuwarten.

Zur Kriegstracht gehört neben dem Gewehr eine Kriegskappe, welche aus Flechtwerk hergestellt und mit Fell, in der Regel Ziegenfell überzogen oder mit rothen

Papageienfedern geschmückt ist. Während meines Aufenthaltes fungirten als Kriegskappen auch einige preussische Pickelhauben und sogar ein alter Damen-Strohhut, den die Tochter eines englischen Missionars abgelegt hatte und um den der Besitzer sehr beneidet wurde. Ausserdem besteht die Kriegsausrüstung in einer Kürbisflasche zur Aufnahme des Pulvers und einem Lederbeutel für das Blei, was beides an einem Gehänge über die linke Schulter getragen wird. An den Kriegen nimmt ausser den Sclaven, die gezwungen sind, in den Kampf zu gehen, nur Theil, wer gerade Lust hat. Wer kein Gewehr besitzt, ist von vorn herein entschuldigt. Es wurde mir auch, wenn ich Leute fragte, weshalb sie nicht ins Gefecht gingen und sie ihrer Feigheit wegen schalt, geantwortet, dass sie noch nicht gegessen hätten, nach der Mahlzeit aber die Flinte nehmen und viele Feinde tödten würden. Von den Vornehmen und Aeltesten betheiligen sich nur wenige, welche die Führer machen, direkt; sie schicken ihre Sclaven, denn sie selbst müssen ja die Palawer halten.

Beide Krieg führende Parteien nehmen nun in der Regel Defensivstellungen ein. Sie verschanzen sich gegeneinander, denn genügende Deckung ist das erste, worauf solcher Krieger achtet, und schiessen erfolglos auf die gegenseitigen Verhaue, wochenlang, ohne Fortschritte zu machen, wenn nicht zufällig durch die Verwundung oder den Tod eines hervorragenden Mannes die eine Partei entmuthigt wird. Während der letzten Kämpfe zwischen den Camerun, deren Augenzeuge ich war, wollte der König Bell, ein wegen seines Muthes besonders geachteter Mann, (er war freilich auch nur muthig gemacht durch die Medicin, welche ihm die Fetischpriester zum Schutz gegen die Kugeln gegeben hatten, und als er trotz der guten Medicin, den Leoparden-Krallen und Schildkrötenschaalen einmal einige Eisenstücke in den Arm bekam, ging er auch nicht wieder in den Krieg, sondern schickte seine Sclaven in's Feuer) einen Sturm gegen die Verschanzungen der Acqua unternehmen. Da er aber Niemand fand, der Lust hatte, frei gegen die Verhaue anzulaufen, so liess er Schutzwehren aus Planken herstellen, die durch Sclaven den einzelnen Schützen vorangetragen wurden. Indess misslang der Sturm dennoch.

Es werden auch zu Wasser Gefechte geliefert. Hierzu benutzen die Neger ungeheure Canoes, welche 50 bis 60 Mann fassen, von denen der grösste Theil die Ruder führt, die übrigen mit Büchsen bewaffnet sind. Zwei feindliche Canoes halten sich natürlich in respectvoller Entfernung von einander. Sobald in dem einen ein Schuss fällt, liegt die Bemannung des Gegners auf dem Boden des Fahrzeuges.

Auf diese Weise werden die Kriege zwecklos monatelang geführt. Hin und wieder erhält die Erbitterung durch das Abfangen einzelner Leute, denen natürlich sofort der Kopf abgeschnitten wird, neue Nahrung; schliesslich ermüden die Parteien oder werden durch den Verlust hervorragender Personen entmuthigt, und es tritt eine längere Ruhe ein, bis der ungesühnte Tod eines im Kriege Gefallenen wieder Vorwand zu einem Morde und damit Anlass zu neuen Kämpfen wird.

Die religiösen Anschauungen der Duallastämme sind sehr einfach, auch tritt das Fetischpriesterthum nicht in solchem Grade hervor, wie an der Goldküste. Der grosse Haufe hat und macht sich gar keine Vorstellung über die Wirkung der Naturkräfte; die Religion ist Privilegium der Vornehmen. Unter den wenigen Gottheiten, über welche sie auch nur ganz unklare Begriffe haben, ist der höchste der Elung. Ihm zu Ehren werden in mondhellen Nächten Feste gefeiert, um durch Sang und Klang den Herrn bei guter Laune zu erhalten, der mit Geheul durch die Wälder und um die Ortschaften ziehen soll. Auch Umzüge werden des Nachts unter grossem Lärmen und Schiessen veranstaltet, wobei die Gottheit in Gestalt eines Götzen herumgetragen wird. Nur Freie nehmen an diesen Zügen theil. Den Weibern, Kindern und Sclaven ist es bei Todesstrafe verboten, denselben zuzuschauen

und den Götzen zu sehen. Sie werden während der Zeit in die Häuser eingesperrt Auch dem Europäer verheimlicht man diese Umzüge. Während meines Aufenthalts in Acquatown, einem bedeutenden Orte, fanden oft derartige Feste statt, aber dennoch hatte ich keine Gelegenheit, denselben beizuwohnen. Man bewachte mich in meiner Hütte und mein Wirth bat mich dringend, mich nicht der Gefahr auszusetzen, da der aufgeregte Haufen mich sofort niedermachen würde. Ein anderer Gott ist der Mungi, der böse Gott: wenn auftretende Seuchen viele Menschen wegraffen, glaubt man, der Mungi hole sie, um eine Mahlzeit zu halten. Ferner der Donnergott, welcher auf dem Camerunpik seinen Sitz hat und nach dem letzterer auch „mungo ma lobah", Berg des Donnerers, benannt ist.

Ueber die Lebenserscheinungen haben Einige ganz gesunde Ansichten, die freilich auf Unwissenheit beruhen. Auf meine Frage, was sie glaubten, dass nach dem Tode mit ihnen geschähe, wurde mir in dem famosen Negerenglisch geantwortet: „suppose man die, palaver settled". Sobald man gestorben, ist es vorbei. Dann liegt man noch zwei Monate oder drei und es ist vorüber. Andere meinen auch, dass der Schwarze zum zweiten Male als Weisser auf die Welt komme: der Weisse (mucala) habe schon einmal als Neger gelebt, daher kenne er auch das Land so genau und wisse den Weg zu den Schwarzen zu finden, um zu handeln.

Vom Treiben der Fetischpriester nimmt man, wie ich schon erwähnte, wenig wahr. Ich hörte nur, dass bei vorgefallenen Verbrechen, Mordthaten oder Diebstählen der Fetischtrank, die Abkochung irgend einer giftigen Pflanze, zur Entdeckung des Thäters benutzt werde. Derselbe wird auch bei sogenannten Krokodilpalaven angewendet. Bei der Häufigkeit der Krokodile im oberen Flusse kommt es nämlich oft vor, dass Neger aus den Canoes von diesen Thieren weggeschnappt werden. Nun glaubt man, dass ein Feind des getödteten Mannes, welcher die Krokodilsprache versteht, sich in ein solches Thier verwandelt und den Mann gefressen habe. Man übergiebt also die Sache dem Krokodildoctor zur Untersuchung. Der Krokodildoctor versteht auch die Sprache genannter Thiere, erkundigt sich bei den Altmeistern dieser Zunft nach dem Vorgefallenen und erfährt von ihnen den Namen des Uebelthäters. Es wird darauf eine Versammlung berufen, und der Krokodildoctor bezeichnet nun den Mann oder mehrere, die ihm die Krokodilältesten genannt haben. Selbstverständlich sucht er sich hierbei seine speciellen Freunde aus oder solche, deren Tod ihm Nutzen bringen kann. Die Bezeichneten müssen, um sich zu reinigen, den Fetischtrank nehmen. Tritt sofort Erbrechen ein, so ist die Unschuld bewiesen, die Krokodile haben gelogen, und der Doctor übernimmt es, sie dafür zu züchtigen; im andern Falle aber liegt das Verbrechen klar, der Schuldige gesteht seine That, und es wird ihm mit Buschmessern der Kopf abgeschnitten.

Aufgestellte Götzen habe ich bei den Dualla niemals bemerkt, während ich an der Goldküste an allen Wegen aus Holz oder Thon gefertigte Fetische, zu welchen die Neger Cauries, Früchte, Erträge des Feldes und Kohlen als Opfergaben brachten. Nur sieht man in der Camerungegend vielfach, was an der Goldküste ebenfalls vorkommt, an Feldern, Häusern oder Geräthschaften Bündel von Gras oder Bananenblättern, auch Kürbisflaschen aufgehängt. Diese werden „Juju" genannt und haben den Zweck, betreffende Gegenstände gegen Diebstahl zu sichern, denn man glaubt, dass derjenige, welcher derartig geschützte Sachen antastet, vom Elung geholt wird und eines qualvollen Todes stirbt. Besonders fand ich bei den Wuri am oberen Camerunfluss eine grosse Achtung vor diesen Juju. Wir hatten dort einmal ein Nilpferd geschossen. Das Thier war von den Negern an das Land geschleppt, und die Häuptlinge hatten, um das Fleisch bis zum anderen Tage, wo die Vertheilung stattfinden sollte, zu sichern, Juju dabei gesteckt. In der Nacht kamen nun einige

Neger, welche wohl bei der Vertheilung nichts zu erwarten hatten, zu mir und baten um Fleisch. Ich sagte ihnen, sie sollten sich abschneiden, so viel ihnen beliebte; aber aus Furcht vor dem Juju wagten sie das nicht, und erst als ich die Büschel herunter geschlagen, machten sie sich dabei.

Geheimbünde, wie sie namentlich am Calabar beobachtet wurden, kommen auch in der Camerungegend vor. Es existiren Verbindungen der Freien sowohl, wie der Sclaven, und ebenfalls haben die Weiber solche. Eine grosse Verbindung ist die der Mungi, deren Mitglieder als Erkennungszeichen Kreise auf der Brust tättowirt haben. Der Egbo vom Calabar dehnt sich nicht bis zur Camerungegend aus. Auch diese Verbindungen werden vor dem Europäer sehr geheim gehalten und ich glaube nicht, dass es einem Weissen gelingen könnte, sich in dieselben aufnehmen zu lassen; wenigstens haben wir uns vergeblich darum bemüht.

Die Stellung der Sclaven ist eine zwar sehr untergeordnete, da ihnen nicht das geringste Recht zusteht, aber doch eine sehr erträgliche, so dass oft Leute, die zu träge sind, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, sich freiwillig in Sclaverei geben. Die Sclaven kommen meistens von Calabar, den Balungbergen im Norden oder aus nordöstlichen Gegenden, vom Budiman, Banem und Bonkeng; doch müssen einzelne sehr weit aus dem Innern gebracht werden. Solche erzählten uns, dass Araber, welche sie uns als weisse Männer, die auf Pferden gesessen, beschrieben, ihre Ortschaften angezündet und sie vertrieben hätten.

Wie bei allen Negerstämmen haben auch bei den Camerunnegern die Frauen einen sehr untergeordneten Rang, sie sind nichts mehr als Hausthiere. Sie bilden neben den Sclaven den Reichthum des Mannes. Nach der Fruchtbarkeit sind sie vom Manne geschätzt, und es wird solches Weib sehr hoch gehalten, welches einmal, was sehr selten vorkommt, Zwillinge gebärt. Auch solche, welche viele Töchter haben, sind geachtet, da Mädchen, weil sie ein Handelsartikel sind und dem Vater Einkünfte verschaffen, mehr geschätzt werden, als Knaben. Die Weiber durchbohren ihre Ohrlappen, oft auch die Nasenscheidewand, und stecken durch die entstandenen Löcher, um dieselben zu erweitern, Pfropfen von Gras oder Bananenblättern, welche nach und nach mit grösseren vertauscht werden, so dass die Ohrlappen schliesslich in einen grossen Ring ausgezogen werden. Es ist ferner die arge Unsitte im Gebrauch, den Kindern, insbesondere den Mädchen, die Augenwimpern auszureissen, wodurch jene sehr entstellt werden, und was auch wohl Schuld ist an der Entzündung der Augen, die man häufig bei Mädchen bemerkt.

Interessant waren mir die Haartouren der Negerdamen, welche ich bei südlichen Stämmen, vom Camerun bis Gabun, übereinstimmend und verschieden von denen der Goldküstenbewohner fand. Die Weiber der Gâ an der Goldküste flechten in der Regel das Haar zu einem oder mehreren Zöpfen zusammen, welche gehörig mit Palmöl behandelt, hörnerartig steif aufrecht stehen. So war entweder das ganze Kopfhaar in einen Mittelzopf zusammengenommen, der häufig durch Bänder in mehrere Knoten getheilt wurde, oder es war das Haar durch einen Mittel-Scheitel getheilt und jederseits ein Zopf gebildet, letztere beide entweder steif aufrecht stehend oder über dem Kopfe zusammengebogen. Derartige Zöpfe kommen nun bei den Camerun gar nicht vor. Die gewöhnliche Haartour ist hier ein vom Wirbel spiralig um den Kopf laufender Scheitel oder eine Scheitelung von drei concentrischen Kreisen. Aus dem Haar zwischen den Scheiteln werden hier viele kleine anliegende Flechten gebildet. Das Herstellen dieser künstlichen Haartouren erfordert natürlich viel Zeit, und es werden dieselben denn auch jedesmal auf längere Zeit angefertigt. Hierbei werden Kämme, aus dünn geschnitzten Stäbchen von Wein-

palmenholz gemacht, benutzt. Auch tragen die Frauen sehr künstlich aus Elfenbein geschnitzte, mit Ebenholz ausgelegte Pfeile im Haar.

Ihre Hütten errichten die Dualla, wie alle Negerstämme der Westküste vom Niger südwärts, mit grosser Kunstfertigkeit aus Mattengeflecht und Rinde, im Gegensatz zu den Bewohnern der Goldküste, die Lehmhütten bauen, welche eng zusammengedrängt und schmutzig einen sehr hässlichen Eindruck machen. Bei den elenden Bergbewohnern, den Bakwiri, ist auch nur geringe Sorgfalt auf die Häuser verwandt. Dieselben sind hier auf dem nackten Boden errichtet, länglich viereckig. Die Wände bestehen aus einem gitterartig aus Stangen gebildeten Geripp, das nothdürftig mit Rinde belegt ist. Das mit Palmblättern liederlich gedeckte Dach schützt nur wenig gegen den Regen. Der innere Raum hat drei durch Mattenwände getrennte Abtheilungen, eine mittlere Halle, in welche die Thür führt, die Nachts durch vorgesetzte Planken geschlossen wird, und jederseits einen kleineren Raum, von denen der eine als Kochplatz, Holzstall und Aufbewahrungsort von Geräthschaften dient, der andere als Schlafcabinet von den männlichen Familiengliedern benutzt wird. Hier sieht man auch Lagerstätten, während die Frauen sich einfach auf den Boden in die Asche legen. Die Lagergestelle besteht aus zwei parallelen auf eingerammten Pfählen ruhenden Stangen, über welche Querhölzer gelegt sind, und wenn der Neger über diesen Knüppeldamm eine Matte oder ein Ziegenfell gebreitet hat, so schläft er sanft. Ich konnte mir freilich, als ich im heftigen Fieber die Nächte auf diesen Latten zubringen musste, ein besseres Lager denken. Des Nachts drängen sich ausser den Menschen sämmtliche Hausgenossen, Schweine, Schafe, Ziegen, Hunde und Hühner in die Behausung, und nur Dank der guten Ventilation, die die losen Wände gewähren, die dem Winde freien Zutritt gestatten, lässt sich die erstickende Atmosphäre ertragen.

Eine bedeutend grössere Mühe und Sorgfalt verwenden die Flussanwohner auf ihre Hütten, die eine grosse Reinlichkeit und Sauberkeit zeigen. Diese Hütten sind auf einem zwei bis drei Fuss hohen Lehmsockel errichtet. Die Wände werden aus den Blattstielen der Weinpalmen, Bambu genannt, hergestellt und sorgfältig mit Schaalen von Bananenstämmen belegt und gedichtet. In der Mitte der einen Längewand befindet sich das Thürloch, welches durch ein Mattengeflecht oder eine Thür aus Planken geschlossen werden kann. Fensterlöcher fehlen; nur das durch die Thüröffnung eindringende Licht erhellt den Raum, den der Neger eigentlich nur während der Nacht benutzt. Der ebenfalls aus Bambu gefertigte Dachstuhl wird mit Palmblättern gedeckt. Die Hütten machen einen ausserordentlich freundlichen Eindruck. In der Regel sind mehrere mit den Giebelseiten an einander gebaut, und solche Reihe bildet das Besitzthum eines Familienhauptes. Von ihm wird eine der Hütten bewohnt; die übrigen sind für die Weiber und Kinder oder dienen als Kochplätze. Die Räume der einzelnen Hütten, die durch Seitenthüren unter einander in Verbindung stehen, sind ungetheilt. Sclaven besitzen kleinere Hütten, welche ihnen aber nur Raum als Schlafplätze gewähren und in die sie durch ein kleines Loch hineinkriechen. Vor jedem Hause oder jeder Häuserreihe befindet sich ein freier Platz, der für verschiedene Arbeiten, als Tummelplatz der Kinder, zu Versammlungen u. s. w. benutzt wird. Das Ganze ist von Pisangplantagen umgeben, so dass die Ortschaften sehr weitläufig gebaut sind.

Die Industrie beschränkt sich auf die einfachsten Gegenstände. Die Frauen fertigen Kochtöpfe und Schaalen aus dem Schlamm des Flusses, welche sie sehr geschickt aus freier Hand formen, an der Sonne trocknen und nachher brennen. Die Männer schnitzen Holzschüsseln und Löffel von ganz zierlicher Form. Auch im Flechten sind sie geschickt, fertigen Matten und Taschen aus langem, geschmeidigem

Grase. Aus Elephantenzähnen werden Armringe geschnitten, auf welche die Küstenbewohner gern von den europäischen Kaufleuten ihre Namen schreiben lassen, und welche sie dann zur Legitimation benutzen. Zum Fischfange gebrauchen sie Gitter, obwohl sie auch Bindfaden aus den Fasern des Pisang machen und das Netzstricken verstehen. Dieselben sind aus schmal geschnitzten, durch Bast verbundenen Stäben der Bambu gemacht, haben eine Höhe von 4 bis 5 und eine Länge von etwa 30 Fuss. Wenn mit der Fluth das Wasser des Flusses gestiegen, in das Schwemmland getreten ist und die schmalen Canäle in den Mangrovesümpfen gefüllt hat, so werden diese Gitter an dem Flussufer aufgestellt, und das bei der Ebbe zurücktretende Wasser lässt dann die Fische, welche es mit in die Canäle hineingenommen hatte, hinter dem Gitter zurück. Auch Fischreusen sind im Gebrauch, ganz von der Form der bei uns gebräuchlichen, aus Bambusstäben gefertigt.

Die Kleidung besteht bei den Camerunnegern, welche durch die Europäer hinreichend mit Baumwollenzeugen versehen werden, sowohl bei Männern, wie bei Frauen in einem schmalen, um die Hüften geschlungenen Zeugstreifen. Kinder gehen ganz nackt. Die Bakwirin binden einen Strick um die Hüften, an welchem Troddeln, aus Fasern des Pisang gemacht, oder auch Grasstreifen befestigt sind. Die Wuri benutzen Gürtel aus trockenen Bananenblättern. Die Mamma, ein grösseres Stück Zeug, in welches der ganze Körper eingehüllt werden kann, welches bei den Bewohnern der Goldküste und am Gabun in Gebrauch ist, findet man bei den Duallastämmen nicht.

Der Trägheit der Camerunneger entsprechend, sind denn auch Festlichkeiten bei ihnen nur selten und tragen nie den munteren Charakter, wie bei den aufgeweckteren, beweglicheren Bewohnern der Gold- und Kruküste, in deren Ortschaften man ein beständiges Lärmen und Singen hört. Ein allgemeines grosses Fest findet bei den Camerun einmal des Jahres statt. Es ist eine Art Ringfest, bei welchem die einzelnen Ortschaften Kämpfer stellen, die gegen einander in die Schranken treten. Die Gegner nähern sich bei diesen Kampfspielen in gebückter Stellung, und jeder versucht, den Fuss des Gegners zu fassen und den Mann auf diese Weise zu Fall zu bringen.

Ausser den erwähnten Umzügen und Feierlichkeiten zu Ehren der Gottheiten kommen dann noch die Todtenfeste vor, die bei allen Negern der Westküste gebräuchlich sind. Je nach dem Range des Verstorbenen dauern diese Feste einen oder mehrere Tage. Die Weiber führen dabei Einzeln- oder Gesammttänze auf, die von den Männern mit einer freilich höchst unharmonischen Musik begleitet werden. Die Musik oder wie man besser sagen muss, der Höllenlärm, wird auf Trommeln, Cithern, durch Aneinanderschlagen von Becken und Stöcken hervorgebracht und von den Zuschauenden mit Händeklatschen begleitet. Die gemeinsamen Tänze sind Rundgänge im bestimmten, gleichmässigen Tacte, wobei die einzelnen Theilnehmer sich bemühen, in jeder möglichen Weise den Körper zu verdrehen und zu verrenken. Der Solotanz besteht in eigenthümlichen Fussstellungen und ebenfalls in Körperverdrehungen.

Nur der Tod von Männern, und zwar von Freien, wird auf solche Weise durch Feste geehrt; Frauen, Kinder und Sclaven geniessen nicht diese Berücksichtigung.

Bei dem Tode eines Familienhauptes scheeren sich die Frauen zum Zeichen der Trauer das Kopfhaar ab und schwärzen das Gesicht mit Russ. Es erscheinen dann die Klageweiber, welche sich vor der Leiche mit Sand bestreuen und Einzeltänze aufführen, die sie mit Schreien und Heulen begleiten. Der Todte wird sodann in eine Kiste gelegt oder in Matten gewickelt und, nachdem man verschiedene Gegenstände, seine Waffen, Zeug und Lebensmittel hinzugelegt, in seiner Hütte begraben. Letztere wird später verlassen und zerfällt.

In ähnlicher Weise finden die Begräbnisse bei den Quaqua statt. Doch graben diese einen langen Gang unter der Hütte des Verstorbenen, die auch nach dem Begräbniss noch bewohnt wird. Die Höhle wird wieder verschlossen, nachdem der Todte hineingelegt ist. Stirbt später ein anderes Mitglied der Familie, so wird die Gruft auf's Neue geöffnet und jenes beigesetzt, und so fort. Wenn nun die üblichen Feste gehalten sind, ist der Todte vergessen; man spricht nicht mehr von ihm. Der älteste Sohn erbt das ganze Besitzthum, die Frauen des Vaters und die Schwestern, die er verkaufen kann. Die Brüder, welche gar nichts besitzen, sind ebenfalls abhängig von ihm. Nur die Mutter bekommt eine Hütte und wird ferner vom Sohne unterhalten.

Höchst einfach und erbärmlich ist die Lebensweise der Dualla. Ausser Fischen, welche frisch gekocht oder über Feuer getrocknet werden, geniessen diese Neger kein Fleisch, zuweilen vielleicht einmal ein gefallenes Vieh oder einen Hund. Die wenigen Hausthiere, welche sie ziehen, werden gewöhnlich an die Küste gebracht und den Europäern verhandelt. Neben Pisang, welche unreif in Wasser gekocht, mit Palmöl zubereitet oder geröstet werden und das Hauptnahrungsmittel bilden, baut man Yams, Cassave (Jatropha) und Koko (Colocuia esculenta). Yams wird im Flussgebiete nur wenig gezogen, gedeiht aber ausgezeichnet in den Bergen. Die Cassave gräbt man vor dem Gebrauch einige Tage in Schlamm, wodurch sich die äussere Schaale ablöst. Das Mehl wird sodann in Wasser geknetet und gewaschen, um den giftigen Milchsaft zu entfernen, hierauf zu Rollen geformt und in Bananenblätter gewickelt aufbewahrt. Es ist so eine feste, zähe Masse von etwas säuerlichem Geschmack, die nur ein Negermagen verdauen kann. Mais wird nur wenig gebaut. Halbreif am Feuer geröstet, vertritt derselbe die Stelle des Brodes. Die Früchte eines häufig vorkommenden Brodbaumes werden dagegen nicht benutzt; sie haben auch einen sehr hässlichen widerlichen Geschmack. Wild wachsende Ananas und Zuckerrohr sind als Genussmittel sehr beliebt.

Von den Früchten der Oelpalmen machen die Neger das Palmöl, mit welchem alle Speisen zubereitet werden, das ja ausserdem der bedeutendste Ausfuhrartikel ist. Aus den Weinpalmen (vinifera) wird der sogenannte mimbo oder mao, der Palmwein, gewonnen, zu welchem Zwecke man die Bäume fällt. Die Bakwiri holen den mimbo aber auch von den Cocuspalmen, da die Weinpalmen in der Höhe von 1000′ über dem Meere nicht mehr vorkommen. Mit Hülfe eines Geflechtes aus Pisangbast, das sie um sich und den Baum schlingen, besteigen sie die Palmen, indem sie mit diesem Baststreifen am Baume aufwärts greifen und mit den Füssen in die Stufen treten, welche zu diesem Zwecke in den Stamm geschlagen sind. Oben an der Krone wird dann der Baum angebohrt, und eine Kürbisflasche in das Bohrloch gesteckt, die man alltäglich herunterholt und mit einer neuen, leeren vertauscht. Tabak wird von den Dualla nicht gebaut; sie erhalten denselben durch die Europäer. Die Männer sind leidenschaftliche Schnupfer; nur die Frauen rauchen, wozu sie kleine Thonpfeifen benutzen, die ebenfalls von Europa in den Handel kommen.

Von Hausthieren werden hauptsächlich Ziegen und Schafe gehalten. Erstere scheinen dem Hircus reversus von Innerafrika nahe zu stehen, stammen auch wahrscheinlich von demselben ab. Die Schafe gleichen im Habitus im Allgemeinen dem Fettsteissschafe (steatopgya) Innerafrikas, haben aber keinen Fettschwanz. Ovis longipes kommt in der Camerungegend gar nicht vor, dasselbe scheint auf den Niger beschränkt zu sein. Eine kleine spitzschnauzige, glatthaarige Hundeart wird von den Flussanwohnern meistens für die Küche gezogen. Es ist das Hundefleisch sehr beliebt. Die Bakwiri richten diese Hunde auch zur Jagd ab. Rinder, welche man zuweilen an der Küste findet, sowie Schweine und Hühner sind erst von

Europa eingeführt, ebenso die Moschusente von Südamerika. Katzen habe ich nie gesehen. Zum Hausthier ist in der Camerungegend aber auch unsere Wanderratte geworden, die durch Schiffe eingeschleppt schon bis auf 10 deutsche Meilen in das Innere vorgedrungen und eine grosse Plage ist. Die Zahl der Krankheiten ist gering. Ausser Syphilis fand ich einen bösen Aussatz, der oft ganze Gliedmassen zerstört, und sehr häufig Elephantiasis. Von den in vielen Districten Afrikas so bösartigen Augenkrankheiten scheinen die Camerunneger verschont zu sein. Der Guinea-Wurm kommt auch nur selten vor. Um ihn zu entfernen, wickeln die Neger das hervortretende Ende — das Heraustreten des Wurmes findet in der Regel in der Gegend des Knies statt — um ein Stückchen Holz, damit es nicht wieder zurückgezogen werden kann, denn gewaltsam herausziehen kann man den Wurm nicht; derselbe würde dabei zerreissen. Nach und nach wird nun durch Drehen des Stäbchen mehr und mehr herausgezogen und aufgerollt, und auf diese Weise der Wurm endlich entfernt. Hin und wieder tritt das gelbe Fieber an der Küste auf und rafft viele Menschen hin.

Als Medicamente werden Abkochungen einiger Pflanzen und äusserlich besonders Palmöl angewendet, obwohl dieses bei Wunden böse Entzündungen hervorruft. Natürlich sind sympathische Heilmittel auch vielfach gebräuchlich, und es werden als solche vorzugsweise Leopardenzähne und Krallen, Schildkrötenschaalen und Antilopenhörner benutzt.

Auch bei den Camerun fand ich bestätigt, dass die Neger in Folge der schlechten Lebensweise sehr früh altern, und dass die Zahl ihrer Lebensjahre gering ist. Ich glaube, dass 60 Jahre im Allgemeinen das höchste Alter ist, welches ein Neger erreicht: ein Zeichen, dass die Cultur nicht das menschliche Leben verkürzt, sondern es verlängert.

Sitzung vom 6. December 1873.

Der Vorsitzende, Hr. Bastian begrüsst die Versammlung nach seiner Rückkehr von der Westküste Afrikas.

(1) Der stellvertretende Vorsitzende Hr. Virchow, erstattet den Verwaltungsbericht für das Vereinsjahr 1873.

Danach besteht die Gesellschaft gegenwärtig aus:

218 ordentlichen Mitgliedern,
50 correspondirenden Mitgliedern,
2 Ehren-Mitgliedern.

Im Laufe des Jahres haben ausser den gewöhnlichen Monatssitzungen noch zwei ausserordentliche stattgefunden, und es ist die übliche Sommer-Excursion, diessmal nach Gusow, unternommen worden.

Von der Zeitschrift für Ethnologie und den damit verausgabten Verhandlungen der Gesellschaft sind die ersten 4 Hefte vertheilt worden. Das fünfte ist im Druck, und es ist Vorsorge getroffen worden, mit dem sechsten auch die Verhandlungen dieses Jahres vollständig zum Abschluss zu bringen. Die correspondirenden Mitglieder erhalten Abdrücke derselben. Ebenso werden Exemplare der Zeitschrift mit befreundeten Gesellschaften ausgetauscht.

Die Bibliothek der Gesellschaft hat sich durch diese Tauschverbindungen, sowie durch zahlreiche Geschenke der Mitglieder um 80 Nummern vermehrt.

Die Photographien-Sammlung ist theils durch Schenkungen, theils durch Ankauf um 151 Nummern vermehrt und beträgt nunmehr 510 Nummern.

Ausserdem sind 14 Zeichnungen, 1 antiquarische Karte und 1 Lithographie hinzugekommen.

Der Accessions-Katalog der Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen beträgt 210 Nummern.

Das Verhältniss zu den Behörden ist ein überaus freundliches. Der Herr Unterrichtsminister hat, ausser dem Staatszuschuss, bei verschiedenen Gelegenheiten seine Geneigtheit gegen die Gesellschaft durch Zuschriften bethätigt, unseren Rath über Ankäufe für die Staatssammlungen eingeholt, unsere Anträge in Bezug auf die Förderung der prähistorischen und ethnologischen Wissenschaften bereitwilligst geprüft und zur Anerkennung gebracht. So ist namentlich die Bewilligung von 3000 Thlr. zu Ankäufen für Hrn. Jagor herbeigeführt worden. Auch der Herr Handelsminister hat bei jeder Gelegenheit unserer Interessen gedacht und es wird mehr und mehr Gewohnheit der Eisenbahnbaumeister, Kunde von neu aufgefundenen Grabsätten und dgl. hierher gelangen zu lassen.

Das Verhältniss zu der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist unverändert

dasselbe geblieben. Die diessjährige Generalversammlung in Wiesbaden hat unter gesteigerter Theilnahme stattgefunden und eine Reihe höchst anregender Besprechungen, sowie Besuche der Sammlungen in Wiesbaden, Mainz und Frankfurt a. M. mit sich gebracht. Sowohl die vorjährigen Verhandlungen der Generalversammlung zu Stuttgart, als auch die Nro. 1—9 (Januar bis September) des Correspondenzblattes sind an unsere Mitglieder vertheilt worden. Das grössere Gesellschaftsorgan, das Archiv für Anthropologie, schreitet unter reger Betheiligung der Mitglieder vorwärts, und die Gesellschaft hat somit in würdigster Weise ihren Platz unter den europäischen anthropologischen Schwestern eingenommen.

Unsere auswärtigen Beziehungen sind die allergünstigsten, nicht nur zu den verwandten Gesellschaften, sondern namentlich zu unseren correspondirenden Mitgliedern, deren thätige und hülfreiche Theilnahme an unseren Arbeiten wir nicht dankbar genug anerkennen können.

Zahlreiche deutsche Reisende und Forscher, mit denen wir in naher Verbindung stehen, sind beschäftigt, das Feld unserer Untersuchungen auszudehnen und zu bearbeiten. Alle Nachrichten von ihnen sind im Augenblick günstig. Ueber Alles erfreut uns aber die, übrigens unter schwerer Lebensgefahr erfolgte Rückkehr unseres verehrten Vorsitzenden, der heute zum ersten Male wieder unter uns erschienen ist und von dem wir hoffen, dass er sein kostbares Leben nicht zum zweiten Male an so gefährliche Unternehmungen setzen werde. Möge sein reiches Wissen, seine stets fruchtbare Thätigkeit der Gesellschaft recht lange erhalten werden. —

Darauf erstattete Hr. Deegen den Kassenbericht und erhält für seine Verwaltung Decharge.

(2) Bei der statutenmässigen Neuwahl des Vorstandes für das Vereinsjahr 1874 wurde zunächst wiedergewählt Hr. Bastian als erster Vorsitzender. Nachdem derselbe das Amt bestimmt abgelehnt und auch Hr. Deegen sich zur Weiterführung des Schatzamtes ausser Stande erklärt hatte, wurde der Vorstand in folgender Weise gebildet:

Herr Virchow, Vorsitzender,
Herr Bastian und Hr. Ad. Braun, Stellvertreter desselben,
Herr Hartmann Schriftführer,
Herr M. Kuhn und Hr. G. Fritsch, Stellvertreter desselben,
Herr G. Henckel, Schatzmeister.

Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen:

Herr Referendar Arnold,
Herr Kaufmann Schmidt,
Herr Obertribunalsrath Langerhans,
Herr Dr. phil. Krüger,
Herr Dr. med. Thorner,
Herr Kaufmann H. J. Dünnwald,

sämmtlich in Berlin wohnhaft.

Zu correspondirenden Mitgliedern wurden ernannt die Herren:

Herr Dr. W. Reil } zu Cairo,
Herr Dr. Sachs }
Missionär Oscar Flex zu Lamberting in Assam,
Prof. Hart von der Cornill-University, Ithaca, Staat New-York.

(3) Herr **Jagor** hat eine mit Hülfe der Camera lucida angefertigte Zeichnung eines

japanischen Götzenbildes,

sowie die photographischen Abbildungen einer Anzahl durch Hrn. v. Siebold gesammelter

japanischer Steinwaffen (aus der Wiener Weltausstellung) eingesendet. In Beziehung auf das erstere schreibt Hr. Jagor:

Die Figur ist von gebranntem Thon, glasirt, 44 Cm. hoch, hinten flach, angeblich über 1000 Jahre alt, und stand ursprünglich, um ihre Axe drehbar, in der Ecknische eines Tempeldaches. Stosszähne und Augäpfel sind weiss, das übrige braunroth. Auf der flachen Rückseite befindet sich unter der Glasur eine vertiefte Inschrift. Diese und eine kurze Beschreibung des Fundes hat Hr. H. v. Siebold für die anthropologische Gesellschaft zu übersetzen versprochen.

(4) Hr. A. **Kuhn** legt eine Sammlung hölzerner Keulen und anderer Waffen, sowie ein aus Zähnen (muthmasslich einer grösseren Delphinart) verfertigtes Halsband von den Fidschi-Inseln vor.

Hr. Bastian bespricht diese Gegenstände, indem er namentlich auf die sonderbare Gestalt der Keule aufmerksam macht, welche offenbar einem alten Gewehre nachgebildet ist. Jede Inselgruppe der Südsee hat von diesem Geräth eine typische Form, die zuweilen höchst unpraktisch ist, weil man gewisse Vorbilder nachgeahmt hat, die an sich ganz anderen Zwecken dienten.

(5) Hr. Dr. **N. v. Miklucho-Maclay** sendet in folgendem, an Hrn. Virchow gerichtetem Briefe d. d. Batavia, 24. Oct., einen Bericht über

Schädel und Nasen der Eingeborenen Neu-Guinea's.

„Ich will zuerst die beiden vorgelegten Fragen beantworten:

1) Unter welchen Umständen wurden die zwei Schädel [1]), von den Officieren der kaiserlich Russischen Corvette „Vitias" am Astrolabe-Golf in Neu-Guinea gefunden?

Da muss ich kurz den Gebrauch der Behandlung der Todten bei den Papuas der Maclay-Küste [2]) in Neu-Guinea mittheilen.

Die Leiche wird in sitzender Stellung mit an den Körper gepressten, im Knie gebogenen Beinen (so dass die Kniee das Kinn oder das Gesicht berühren), mit die Beine einfassenden Armen, von den grossen Umhüllungen der Blätterbasen der Sagopalme bedeckt, fest mit Lianen gebunden, einige Zeit in der Hütte des Verstorbenen aufbewahrt, später aber in der Hütte selbst begraben. Nach Verlauf eines Jahres ungefähr, wird die Leiche von den nächsten Verwandten ausgegraben oder wenigstens der Kopf, der Unterkiefer vom Schädel getrennt, gereinigt und sorgfältig aufbewahrt, der Schädel dagegen in irgend eine Ecke des Dorfes ins Gebüsch geworfen. Nur der Unterkiefer wird sorgfältig aufbewahrt, und sogar bedeutende Geschenke vermögen selten die Verwandten, dieses Andenken an den Verstorbenen auszuliefern. Die Schädel werden dagegen mit Freude gegen leere Flaschen, etwas Kattun und dergleichen ausgetauscht.

So fanden sich im Sept. 1871 bei der Ankunft des „Vitias" viele Schädel in den Dörfern oder in der Umgebung derselben und wurden von den Papuas für Kleinigkeiten hingegeben.

Da aber die hingeworfenen Schädel allen Zufälligkeiten und Witterungsverhältnissen ausgesetzt sind, so erhalten sich dieselben nur kurze Zeit im unverletzten Zustande. Ich erhielt während meines 15 monatlichen Aufenthaltes nur ein Dutzend Schädel und nur 2 mit Unterkiefer, diese wurden mir heimlich (um den Vorwürfen der anderen Verwandten sich nicht auszusetzen) nach langem Zureden und nach

---

[1]) Es handelt sich um die in der Sitzung vom 15. März besprochenen Schädel.

[2]) Hr. Maclay nennt so die Küste um den Astrolabe-Golf und um die Bay, worin der Archipel der zufriedenen Menschen liegt.

wiederholten Geschenken gebracht, mit der Bitte, den Unterkiefer den anderen Papuas nicht zu zeigen.

2) Bestimmte Nachrichten über den Gebrauch, die Nasen der Eingeborenen einzudrücken.

Ein solcher Gebrauch existirt bei den Papuas der Maclay-Küste nicht. Dass man Neugeborene beim Waschen stark reibt und drückt, habe ich gesehen; künstliche Mittel aber, den Schädel zu entstellen oder das Gesicht zu modificiren, nie beobachtet.

Im 4. oder 5. Jahre, wo man die Nasenscheidewand (mit einem Dioscorea-Dorn) durchbohrt, wird öfters das Septum nach unten gezogen, wobei man mit einem Finger die Nase etwas drückt, aber dieser leichte Druck, und bei Kindern dieses Alters, kann gewiss nicht die Nase entstellen. --

Ich danke bestens für den gesandten Aufsatz [1]); er hat mich sehr interessirt und ich fand darin früher als ich dachte, eine Bestätigung meiner Vermuthung, dass sich Zwischenformen zwischen den sehr brachycephalen Negritos und den dolichocephalen Papuas finden werden. Der Schädel II (pag. 20 Ihres Aufsatzes) mit dem Breitenindex 80,8 nähert sich bedeutend den Schädeln meiner Küste in Neu-Guinea, wo der Breitenindex zwischen 73 und 79 schwankte.

Mein Gesundheitszustand, der auch jetzt kein besonderer ist, erforderte einen längeren Aufenthalt auf Java (d. h. in Buitenzorg), als ich Anfangs dachte, aber am 15. Nov. gehe ich jedenfalls nach den Molucken und nach Neu-Guinea.

Ich fand hier (in Batavia) Gelegenheit, im Hospital der Sträflinge Gehirne zu untersuchen, und da wir so wenig über Rassen-Gehirne wissen, habe ich trotz meines Fiebers und der Hitze in Batavia die Arbeit unternommen. Es ist mir klar, dass fortgesetzte Untersuchungen in dieser Richtung zu wichtigen Resultaten führen werden".

Hr. Virchow hebt die Sonderbarkeit des Gebrauches, nur die Unterkiefer aufzubewahren, hervor und sucht denselben dadurch zu erklären, dass gerade dieser Theil des Schädels vermöge seiner Festigkeit der Zerstörung am längsten Widerstand leistet. So sei es auch wohl zu erklären, dass an mehreren Orten prähistorische Unterkiefer in geologischen Lagen ganz isolirt gefunden worden sind.

Hr. Bastian fügt hinzu, dass auch die Fetisch-Priester die Unterkiefer als „Medicin" benutzen.

(6) Hr. Virchow bespricht, unter Vorlegung der betreffenden Gegenstände,

einen Torfschädel und zwei alte Knochenpfeifen aus Neu-Brandenburg.

Hr. Professor Boll hat mir im Auftrage seines Vaters, des verdienten Alterthumsforschers, Pastor F. Boll zu Neu-Brandenburg einige höchst merkwürdige, dem dortigen Vereine gehörige Torffunde zur Untersuchung übergeben.

Ich erwähne zuerst einen, leider sehr defekten Schädel (No. 476), der jedoch nicht bloss als Torfschädel überhaupt, sondern ganz besonders wegen seiner unverkennbaren Analogie mit dem früher (Sitzung vom 10. Februar 1872. Taf. VII.) besprochenen Schädel von Dömitz Aufmerksamkeit verdient. Nach dem Berichte des Hrn. Dr. Brückner ist derselbe im Jahre 1870 auf dem etwa eine Meile von Neu-Brandenburg entfernten Gute Gewezin und zwar im Torfmoor 4—5 Fuss tief gefunden worden. Es ist ein schwerer und dicker Schädel von dunkelgraubrauner Farbe, an welchem das Gesicht und die Basis fehlen, das rechte Schläfenbein zertrümmert ist und seitliche Defekte an der Hinterhauptsschuppe vorhanden sind. Folgende Maasse konnten an ihm genommen werden, welche am besten sofort mit denen des Schädels von Dömitz zusammengestellt werden:

---

[1]) Es war die Abhandlung des Hrn. Virchow über Philippinen-Schädel aus Hrn. Jagor's Buch.

	Neu-Brandenburg.		Dömitz.	
Grösster Horizontalumfang	513		531	
Grösste Länge	180		183	
Sagittalumfang des Stirnbeines	130		130	
Länge der Pfeilnaht	126	372	115	370
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	116		125	
Entfernung des äusseren Gehörganges von der Nasenwurzel	102		109	
Grösste Breite	144		146	
Oberer Frontaldurchmesser	61		68	
Unterer „	92		100,5	
Temporal „	121		129,5	
Parietal „	128,5		130	
Mastoideal „	(2 × 65)		125	
Jugal „	(2 × 69)		138	
Querumfang	(2 × 158)		372	
Breite der Nasenwurzel	22		27	
„ „ Orbita	38?		38,5	
Breitenindex	80		79,8	

Der Neubrandenburger Schädel gehörte offenbar einem starken, männlichen Individuum an, und er zeigt mannichfache Merkmale von Wildheit. Dahin gehört zunächst die sehr bedeutende Ausbildung der Stirnwülste, welche über der Nasenwurzel in einer stark zackigen Endportion der Stirnnaht zusammenstossen, nach aussen hin sich allmählig verflachen und sich dem sehr scharfen und vorstehenden Orbitalrande anschliessen. Es entsteht dadurch einige Annäherung an die bekannte Form des Neanderthalschädels. Auch kann man durch die nach hinten geöffneten und noch mit Torf gefüllten Stirnhöhlen tief eindringen. Die Muskelansätze sind überall stark: Die Lina semicircularis beginnt am Stirnbein mit einer warzigen Leiste und kreuzt später die Tubera parietalia; hinter der Kranznaht beträgt die grösste Annäherung beider Linien in der convexen Entfernung 120 Millm. Eine Protuberantia occip. externa ist nicht vorhanden, dagegen sind alle drei queren Occipitallinien stark und mit weiten Abständen von einander versehen; namentlich befinden sich zwischen der mittleren und untersten tiefe Gruben. Auch die Jochbogen sind stark nach aussen gekrümmt, und die Gelenkgruben für den Unterkiefer gross, über den Jochfortsatz weit nach vorn herübergeschoben, und so stark nach rückwärts ausgebildet, dass der Eingang zum äusseren Gehörgange von vornher abgeplattet ist. Am linken Os parietale, dicht hinter der Kranznaht und über der Linea semicircularis findet sich ein flacher, offenbar gewaltsam hervorgebrachter, aber geheilter Eindruck von runder Form, geringer Tiefe und 4—5 Mm. im Querdurchmesser. Der von Muskelansätzen freie Theil des Schädeldaches erscheint überall stark porös.

Der Schädel ist ausgemacht brachycephal und dadurch von der Mehrzahl unserer Gräberschädel verschieden. Seine Capacität muss nicht unbeträchtlich gewesen sein, wahrscheinlich ziemlich ähnlich der des Dömitzer Schädel. Die grösste Breite liegt unterhalb der Tubera parietalia, welche ziemlich stark hervortreten und etwa in der Mitte des Längendurchmessers der Seitenwandbeine stehen. Aber auch Kinn, Schläfen und Warzenfortsätze sind voll und breit ausgelegt. Die Stirnhöcker deutlich, wenngleich etwas flacher.

In der Seitenansicht erscheint die Scheitelhöhe dicht hinter der Kranznaht, von der letzteren, deren Gegend etwas erhoben ist, durch eine seichte (quere) Vertiefung geschieden. Von der Scheitelhöhe bis zum Hinterhauptsloche hat der Schädel eine fast kuglige Gestalt, indem die grösste Vorwölbung der Hinterhauptsschuppe dicht oberhalb der Stelle der Protuberanz an der Linea nuchae suprema liegt. Die vordere Kurve ist in der Norma temporalis mehr gestreckt. Die Schläfenschuppen sehr steil.

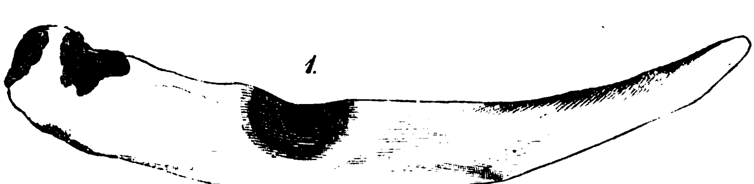
Die Sutura lambdoides ist stark zackig und mit Schaltknochen versehen. Auch ist jederseits ein 20 Millm. langer Rest der Sutura intersquamosa. Die Pfeilnaht ist weniger zackig und in der Gegend der fehlenden Foramina parietalia fast einfach. Auch die Kranznaht ist nur wenig gezackt.

Wie der Dömitzer Schädel, so nähert sich auch der Neubrandenburger der Brachycephalie. Allerdings bestehen gewisse Unterschiede zwischen beiden. So zeigt sich namentlich eine nicht unbeträchtliche Differenz in der sagittalen Länge des Mittel- und Hinterkopfes, welche ein gerade umgekehrtes Verhältniss darbieten:

	Neu-Brandenburg.	Dömitz.
Sagittale Länge der Scheitelbeine	126	115
„ „ „ Hinterhauptschuppe	116	125

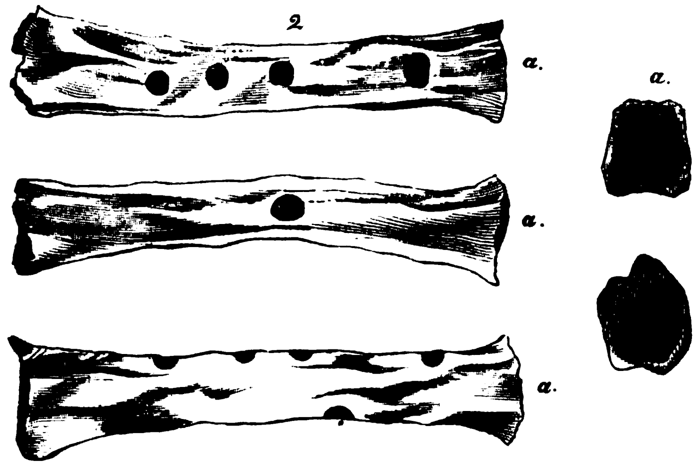
Auch ist die Stirn bei dem Dömitzer Schädel flacher, obwohl die Länge der Stirnbeine ganz gleich ist. Die Breitendurchmesser sind bei dem Dömitzer durchweg grösser. Nichtsdestoweniger ist zunächst festzuhalten, dass vielfache Analogien zwischen ihnen vorhanden sind, und man kann daher schliessen, dass eine brachycephale Bevölkerung der Vorzeit, vergleichbar der an der Elbe und Lippe von mir nachgewiesenen, bis an die östliche Grenze von Mecklenburg gelebt hat.

Nächstdem liegt uns eine Art von Pfeife (Fig. 1), aus der Sprosse eines Hirschgeweihes gefertigt, vor, welche um das Jahr 1846 oder 1847 in der Neubrandenburger Torfwiese ausgegraben worden ist. Diese letztere liegt in dem breiten Wiesenthal des Tollense-Flusses zwischen Neu-Brandenburg und Treptow, wo um dieselbe Zeit auch die früher (Sitzung vom 14. Decbr. 1872) von mir vorgelegte, höchst merkwürdige Renthierkeule gefunden ist, und von wo der historische Verein in Neu-Brandenburg auch noch zwei menschliche Oberschenkel besitzt. Dieses merkwürdige Geräth ist fast 20 Centim. lang, am spitzen Ende wenig bearbeitet, am Ansatzende dagegen abgeschnitten und ausgehöhlt, und hier, kurz vor dem Ende, mit einem seitlichen Einschnitte (Oeffnung) versehen. An der gekrümmten Seite zeigt es eine tief ausgescheuerte Stelle.



Endlich das dritte Stück, 1872 3 Fuss tief in einer Wiese des Gutes Küssow (etwa eine halbe Meile von Neu-Brandenburg, in einem Seitenthale der Tollense) gefunden, stellt eine Art von Flöte oder Clarinette dar (Fig. 2). Es besteht aus einem dunkelbraunem (Torf-) Extremitäten-Knochen eines kleinen Thieres, vielleicht eines Hundes, ist seiner ganzen Länge nach ausgehöhlt, an beiden Enden abgeschnitten und mit 5 rundlichen ausgeschnittenen Oeffnungen versehen, von welchen 4 in einer

Linie unter einander und zwar eine grössere (Blase-) Oeffnung isolirt an einem Ende, die 3 anderen tiefer unten dicht bei einander gestellt sind; die fünfte (für den Daumen bestimmte?) liegt an der Seite.



Die 3 Längsansichten zeigen von verschiedenen Seiten die Lage und Zahl der eingeschnittenen Löcher. Rechts daneben sind Abbildungen der Aufsicht des oberen (a) und des untern Endes, wo die Spongiosa entfernt und eine zusammenhängende Höhle hergestellt ist.

Bekanntlich sind auch in den südfranzösischen Renthierhöhlen Pfeifen gefunden worden, jedoch sind diese aus Phalangenknochen gefertigt und ganz anders gebohrt. Exemplare davon sind auch in unserem paläontologischen Museum. Das einzige, mir bekannte, ähnliche Instrument aus prähistorischer Zeit, die von Hrn. Jeitteles (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. I. S. 252. Fig. 16) im Olmützer Torf gefundene „Flöte“, ist von Holz. —

Hrn. Fritsch gelingt es, auf dem zuletzt beschriebenen Instrumente pfeifende Töne hervorzubringen, nachdem er die Enden mit Kork verschlossen hat.

Hr. Friedel: Ein dem zuerst beschriebenen fast genau entsprechendes Instrument sah ich im Sommer 1872 in der Nilsson'schen Sammlung zu Lund (vergl. Nilsson: Steinalter, Tafel XI. Fig. 214). Beides sind Jagdpfeifen, die schwedische ist ebenfalls in einem (schonenschen) Torfmoore gefunden. Die mecklenburgische zeigt in der Mitte ringsherum eine breite seichte Vertiefung, als wenn dort lange Zeit hindurch etwa ein lederner Riemen befestigt gewesen wäre.

(7) Hr. **Virchow** spricht, unter Vorzeigung einer Karte und zahlreicher Abbildungen, über

menschliche Schädel aus Krakauer Höhlen.

Schon auf dem internationalen Congresse zu Bologna hat Hr. Zawisza, ein polnischer Edelmann, Mittheilungen über verschiedene Höhlen in dem Jura der Umgegend von Krakau gemacht (Congrès international 1871. p. 121). Dieselben finden sich in den südlichen Seitenthälern der Weichsel, namentlich in dem von Ojcow. In einer dieser Höhlen, der von Wierszchow, fand Hr. Zawisza einen Heerd, umgeben von Feuersteingeräth und Nuclei, und dabei ein Bruchstück einer polirten Feuersteinaxt, gespaltene Knochen vom Ochsen, Hirsch, Eber, Pferd und endlich menschliche Knochen.

Anfang August dieses Jahres, als ich leider Berlin schon verlassen hatte, suchte mich Hr. Zawisza auf, um mir von einer neuen Entdeckung Mittheilung zu machen und die dabei gefundenen Schädel mir zur Untersuchung zu übergeben. In dem Briefe, den er mir hinterlassen hatte, schreibt er:

„Vor etwa 20 Tagen habe ich eine sehr glückliche Entdeckung in einer Höhle gemacht, welche von der von Wierszchow 1 Kilometer entfernt ist. Sie liegt 17 Meter über einem Thal, welches im Sommer trocken, aber am Fusse des Berges selbst sehr quellenreich ist, fast genau nach Süden, ist sehr hell und 19 Meter tief. In ihrer Mitte findet sich in einer Tiefe von $^1/_2$ Meter ein Heerd von etwa 5 Meter Breite und 80 Cm. Tiefe. In diesem Heerde und in seiner Umgebung habe ich bis zu 2000 Feuersteinspähne, gespaltene Knochen des Mammuth, des Höhlenbären, des Renthiers, 2 Stoss- und 3 Backzähne des Mammuth, Hirschgeweihe, durchbohrte Zähne der Hyäne, des Bären, Schmucksachen in Elfenbein, bearbeitete Knochen u. s. w. gefunden. Am Eingange dieser Höhle, zwischen Steinen, welche vom Gewölbe der Höhle herabgestürzt waren, lag das hintere Stück eines menschlichen Schädels."

„Zwei andere Schädel habe ich in der Höhle von Wierszchow aus dem Zeitalter des polirten Steines entdeckt. Sie lagen in einem fast unzugänglichen Loche, in welches sich meine Führer vermittelst eines Strickes herabgleiten liessen."

Auf meine Anfrage, ob diese letzteren Schädel nicht einer späteren Zeit angehören könnten, erwiderte Hr. Zawisza, es sei möglich, dass sie jünger seien, als die Thierknochen und die Geräthe aus der Zeit des geschliffenen Steines, aber die Stelle, wo sie gefunden seien, wäre noch nie zuvor besucht gewesen.

Was nun zunächst das Stück aus der Mammuthhöhle betrifft, so ist es eine isolirte Hinterhauptsschuppe, und zwar ein ungemein kräftiger, sklerotischer Knochen, der schwach an der Zunge klebt. Aeusserlich zeigt er stellenweis ein grünliches, meist jedoch ein gelblich-graues Aussehen. Der Rand an der Lambdanaht ist stark zackig, der obere Winkel ungewöhnlich spitz. Links sitzt in der Mitte der Naht ein zackiger Schaltknochen von 34 Millm. Länge und durchschnittlich 18 Mm. Breite. Der Sagittalumfang der Schuppe beträgt 120 Millm. (ist also recht bedeutend). Die stark nach unten vorspringende Protuberanz sitzt 65 Millm. unter der Spitze. Die Linea nuchae suprema liegt noch etwas höher; sie ist von der media durch eine 20 Millm. breite, sehr stark eingebogene Fläche geschieden. Auf diese Weise ist der obere, stark nach hinten vorspringende Theil der Schuppe durch eine unter der Protuberanz gelegene, quere Einbuchtung von grosser Tiefe von dem unteren, ziemlich flachen Abschnitt abgegrenzt. Bei der Betrachtung von innen her erscheint die ganze Schuppe asymmetrisch, indem die Spitze stark nach links abweicht, die Crista longit. interna dagegen nach rechts gebogen ist und die Fossa pro sinu transverso dextro um 10 Millm. höher an das Torcular herantritt, als die linke. Auch erreicht die Fossa pro sinu longitudinali nicht die Spitze, sondern geht rechts daran vorüber.

Obwohl nach diesem Befunde nicht zu bezweifeln ist, dass die Hinterhauptsschuppe einem ungemein kräftigen Manne angehört haben muss, so lässt sich doch sonst nicht viel darüber aussagen. Meiner Schätzung nach würde ich den Schädel, zu dem sie einstmals gehörte, für einen brachycephalen halten.

Die beiden Schädel aus der Höhle von Wierszchow sind erheblich verschieden davon. Beide haben ein verhältnissmässig recentes Aussehen, ja der eine von ihnen war stellenweise noch mit anhaftenden Resten von Weichtheilen bedeckt, so dass es nicht zulässig erscheint, ihnen ein bis zur Steinzeit zurückreichendes Alter beizulegen. Beides sind männliche Schädel von mehr dolichocephaler Bildung, welche sich in Beziehung auf das Gesicht in hohem Maasse gleichen, dagegen im eigentlichen Schädelbau einigermassen

von einander abweichen. Nur der eine besitzt einen Unterkiefer. Die Masse sind folgende:

	No. I.		No. II.	
Capacität	1230		—	
Grösster Horizontalumfang	487		499	
Grösste Höhe	131		—	
Entfernung des For. magn. von der vorderen Fontanelle	127		—	
„ „ „ „ „ „ hinteren „	108		—	
Grösste Länge	174		175	
Sagittalumfang des Stirnbeines	122		120	
Länge der Pfeilnath	121	351	115	347,5
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	108		112,5	
Vom äusseren Gehörgang bis zur Nasenwurzel	102		104	
„ „ „ „ zum Nasenstachel	106		105	
„ „ „ „ zum Kinn	—		129	
Vom For. magn. occip. bis Nasenwurzel	101,5		—	
„ „ „ „ „ Nasenstachel	99		—	
„ „ „ „ „ Protub. occip.	45		51	
Länge des Foram. occip. magn.	34		—	
Breite „ „ „ „	30		—	
Grösste Breite	128		132	
Oberer Frontal-Durchmesser	54		60	
Unterer „ „	88		93	
Temporal „	111,5		116,5	
Parietal „	122		126	
Mastoideal „	121,5		—	
Jugal „	125?		127?	
Maxillar „	66		64?	
Querumfang	295		(2 × 153)	
Breite der Nasenwurzel	22		25,5	
„ „ Nasenöffnung	23		24	
Höhe der Nase	50		51	
Breite der Orbita	36		39	
Höhe „ „	27		31	
Höhe des Gesichtes	—		117,5	
Mediane Höhe des Unterkiefers	—		33	
Unterer Umfang „	—		195	
Höhe des Kieferastes	—		64	
Entfernung der Kieferwinkel von einander	—		90	
Grösster Diagonaldurchmesser	—		231	
Breitenindex	73,5		75,4	
Höhenindex	80,4		—	
Breitenhöhenindex	102,3		—	

Der Schädel No. I. ist bis auf einen leichten Defect am linken Jochbogen und einen frischen Eindruck an der linken Schläfe, sowie Mangel des Unterkiefers verhältnissmässig gut erhalten. Das Schädeldach hat eine gelbliche Farbe, zeigt jedoch stark braunrothe, scheinbar durch Blut gefärbte Stellen, die übrigens vielfach von feinen Linien von Pflanzenwurzeln durchzogen sind. Der untere Theil des

Schädels dagegen ist mit schwärzlicher, staubiger Erde bedeckt. In der Seitenansicht erscheint der Schädel etwas länglich mit stärkster Elevation an der Grenze zwischen dem ersten und zweiten Drittheil der Pfeilnath; die Länge ist hauptsächlich bedingt durch die Wölbung des obern Theils der Hinterhauptsschuppe. Die Stirn ist niedrig, mit schwachen Tubera, tiefer Glabella und ziemlich starken, über der Nasenwurzel zusammenfliessenden Arcus supraciliares. Auch die Tubera parietalia sind schwach und ziemlich in der Mitte der Länge der Scheitelbeine gelegen. Die Nähte durchweg erhalten, verhältnissmässig stark zackig, am wenigsten die Pfeilnaht zwischen den fehlenden Foramina parietalia. Sowohl das Stirnbein, als die Hinterhauptsschuppe überragen etwas die Fläche der Scheitelbeine an den Nähten, jedoch zeigt auch die Pfeilnaht in ihrem ersten Drittheil eine merkbare Erhöhung. Die Muskelansätze von mässiger Stärke: die Lineae semicirculares temp. sogar sehr schwach, obwohl relativ hoch, denn sie überschreiten die Tubera parietalia und sind hinter der Kranznaht in convexer Entfernung nur 103 Millm. getrennt. Die Protuberantia occip. ext. fehlt fast vollständig. Squama temporalis platt, Ala magna temp. tief eingebogen, aber am oberen Theile breit. In der Norma occipitalis erscheint der Schädel schwach ogival; die grösste Breite liegt am hinteren unteren Theile der Ossa parietalia. Foramen occipitale rundlich oval, die Gelenkhöcker mit zwei unter stumpfem Winkel gegen einander gestellten Gelenkflächen. — Das Gesicht niedrig, mit vorspringenden Jochbeinen, sehr gedrückten (niedrigen und breiten) Augenhöhlen, schmaler und niedriger, sehr stark vorspringender Nase mit etwas tief stehender Nasenwurzel, breiten und etwas prognathen Kiefern, an welchen sämmtliche Zähne sehr gross, namentlich die (Alveolen der) mittleren Schneidezähne. Der äussere Umfang des Alveolarrandes beträgt 143, die Länge des Palatum durum 50, die Breite 42 Millm.

Der Schädel No. II, ein sehr kräftiger, männlicher Schädel, ist an vielen Theilen mit schwärzlich grauer, staubiger Erde bedeckt, nach deren Entfernung hier und da eine bräunliche, durch noch anhaftende braune, schmierige Leichentheile fleckige Farbe erscheint. Rechts ist eine grosse, scharfe Hiebwunde, welche durch den unteren Theil des Os parietale und der Squama temp. geht und mit Zertrümmerung der Portio basilaris ossis occipitis verbunden ist. Im Uebrigen ist der wohlgebildete und, wie gesagt, kräftige Schädel an verschiedenen Theilen des Daches, namentlich am rechten oberen Theile des Stirnbeines mit einem frischen Osteophyt bedeckt, auch an den Seitenwandbeinen zwischen den Muskellinien verdickt und stark porös. Von den Zähnen fehlen die vorderen, sowohl im Ober- als Unterkiefer, jedoch sind die Alveolen, namentlich im Oberkiefer sehr gross und der Alveolarrand in Folge dessen leicht vorspringend; die Zähne selbst mässig abgenutzt. Die Arcus supraciliares mässig stark, aber confluent. Entfernung der Lineae semicirculares hinter der Kranznath 116 Millim. Keine Protuberantia occipit; auch sehr schwache Occipitallinien. Nähte in ihren mittleren Theilen stark zackig. Die Pfeilnaht im hinteren Drittheil synostotisch, das rechte Foramen parietale sehr eng, das linke dicht an der Mittellinie und nicht symmetrisch, mehr nach vorn gestellt. Diese Gegend ist etwas vertieft. Von innen betrachtet, ist die Sutur offen, aber einfach. — Das Gesicht ist niedrig, ebenso die Nase und die Augenhöhlen, erstere mit sehr stark erhobenem, jedoch keineswegs scharfem Rücken und etwas eingebogener Wurzel. Sehr starke Spina nasalis inferior. Jochbeine angelegt. Aeusserer Umfang des Alveolarrandes am Oberkiefer 140, Palatum 48 lang, 38 Millim. breit, sehr wulstig, namentlich am hinteren Theile, jedoch ohne Spuren syphilitischer Affektion. Oberkiefer überhaupt sehr stark und breit. Der Unterkiefer mit ziemlich stark abgemahlenen Backzähnen, etwas plumpen und dicken Seitentheilen. Das Kinn ziemlich stark vor-

springend, jedoch mit stärkster Vorragung über den unteren Rand des Unterkiefers, welcher letztere in seiner Mitte nicht die Unterlage berührt. Starke Spina mentalis interna duplex. Der Alveolarand nach vorn kreisförmig, nach hinten mit fast parallelem Verlaufe der Seitentheile. Letztere stehen im Ganzen näher an einander, als gewöhnlich. Die innere Fläche der Kinngegend sanft gerundet. Bei vollständiger Anfügung des Unterkiefers an den Schädel tritt der erstere ziemlich weit vor.

Nach dieser Auseinandersetzung trage ich kein Bedenken zu folgern, das die beiden Schädel trotz ihres eigenthümlichen Fundortes einer modernen Bevölkerung angehören, und zwar scheint mir die Gesichtsbildung, welche ich deshalb etwas ausführlicher behandelt habe, auf slavische Abstammung zu deuten. Die Breitenindices könnten dagegen angerufen werden, insofern sie keinerlei Brachycephalie anzeigen, indess habe ich meinen Skepticismus in Beziehung auf die allgemeine slavische Brachycephalie schon früher ausgesprochen, und ich behalte mir vor, ihn bei einer anderen Gelegenheit genauer zu begründen. Die Breite des Gesichts und der seitlichen und unteren Theile der Schädelcapsel ist meiner Meinung nach von grösserer Bedeutung, als das Verhältniss der grössten Durchmesser des Schädels. —

(8) Hr. **Meitzen** hat einen an Hrn. Kiepert gerichteten Brief des Hrn. Carl Fr. von Nordenskjöld, d. d. Tjellmo und Hättorp, 8. Novbr. übergeben. Derselbe schreibt:

über die Felsenzeichnungen Ostgothlands.

Hierzu Taf. XVII. [1])

„Die Felsenzeichnungen Ostgothlands sind offenbar von so hohem Alter, dass sie unmöglich mit den Zeiten der Tradition und Geschichte zusammengebracht werden können. Die Alterthumsforscher sind jetzt darin einig, dass sie dieselben einem Volke des Broncealters zuschreiben. Welchen Namen soll man am richtigsten diesem Volke geben? Wo ist dessen Heimath am wahrscheinlichsten zu suchen? — Inzwischen bestehen die genannten Felsenzeichnungen nicht allein aus Fahrzeugen der mannichfaltigsten Art und Grösse, mit und ohne Besatzung, sondern auch aus bewaffneten und unbewaffneten Menschen, Thieren verschiedener Art (sogar 2 männlichen Kameelen,) Zirkeln und (vierspeichigen) Wagenrädern, Fusssohlen (einzelnen oder zu Paaren), kreisförmigen Vertiefungen oder Kuhlen, sowie einer bedeutenden Anzahl von Waffen, z. B. Schwertern mit und ohne beiliegende Scheide, Dolchen, Lanzen, Jagdhörnern, u. s. w. Alles ist mit ausgezeichneter Sorgfalt in den Fels geritzt oder vielmehr gehauen, bisweilen zu grösserer Tiefe, bisweilen flacher: im letztern Falle hauptsächlich, wenn der Fels oder die Bergart quarzreich und von geglätteter Fläche war. Wenn man allererst ein solches Schiffsbild oder Thier u. s. w. entblösst d. h. von Moos und Flechten und öfter von 1 bis 2 Fuss tiefer Erde befreit, erkennt man beim ersten Blick an der eigenthümlichen Beschaffenheit des eingehauenen Grundes oder Grundrisses, dass nur ein Werkzeng aus hartem Stein z. B. Feuerstein dazu benutzt worden: dazu kommt, dass vorkommende Quarzknollen oder Adern immer sorgfältig umgangen oder überhüpft sind, welches letztere wohl nicht geschehen oder nöthig gewesen wäre, wenn das Volk, das sich und seine Thaten, Siege zu Land und Wasser, Lebensverhältnisse u. s. w. hier auf den Bergestafeln hat verewigen wollen, sich eiserner oder stählerner Geräthschaften zum Einhauen bedient hätte, wenn Eisen oder Stahl ihm bekannt war. Je quarz-

[1]) Die Zeichnungen sind von verschiedenen Stellen entnommen und mit verkürzten Entfernungen wiedergegeben

reicher das Gestein, je flacher sind die Bilder, so dass diese oft nur wie leicht punktirt erscheinen.

„Bis jetzt ist man der Ueberzeugung gewesen, dass dies Volk des Broncealters keine Schriftsprache gehabt. Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Felsenzeichnungen, wie sie in Ostgothland — meinem Wirkungskreise — vorkommen, scheinen jedoch diese tenebrae Cimmeriae aufklären zu wollen. Wie könnte man bezweifeln wollen, dass ein Volk, welches überall in diesen Felsenzeichnungen, in seinen Gräbern und den dort gefundenen Waffen, Zierathen, Geräthschaften u. s. w. sich beurkundet als ein solches, das nicht allein auf einer hohen Stufe der Bildung stand, hohen Geschmack und Schönheitssinn erkennen lässt, ausgezeichnete Kunstfertigkeit in Verfertigung von Waffen, Schiffen u. s. w. zeigt, Schiffsführung und Astronomie kannte, sondern auch Ackerbau und Viehzucht trieb, und sicherlich lange Zeit, bevor es seine Heimath verliess, um Eroberungen zu machen, sich in andern Ländern ansiedelte und sogar hinauf bis in den hohen Norden sich begab, in mannichfachem Handelsverkehr und anderer Berührung mit den schriftkundigen Phöniziern, Egyptern, u. s. w. stand, — keine eigene oder von andern Völkern entlehnte Schriftsprache besessen haben sollte? Ich glaube jedoch unter eben diesen Felsenzeichnungen Zeichen bemerkt zu haben, deren Charakter als Buchstaben kaum zu verkennen ist und erlaube ich mir, ein kleines Verzeichniss dieser Zeichen beizufügen [1]).

„Zu Anfange der 40er Jahre gab ein ausgezeichneter Alterthumsforscher, Axel Emil Holmberg sein Werk: „Skandinaviens Felsenzeichnungen“ (hällristningar) heraus. In demselben nehmen von den einigen 40 Tafeln die damals bekannten und zum Theil unrichtig gezeichneten Felsenbilder von Ostgothland einen höchst geringen Raum ein. In dem letzten Decennium ist es mir auf meinen jährlichen Reisen zur Erforschung der Alterthümer, hauptsächlich der genannten Provinz, gelungen, das Feld jener Zeichnungen bedeutend zu erweitern, namentlich in der Nähe der Seeen Roxen und Glan, des Bråviken und sogenannten Norrköpings Stroms (=Motala-Strom) und in diesem Jahre auch am Strande des Wettern.“ —

Hr. Virchow bemerkt, es sei ihm, seitdem der mitgetheilte Brief ihm bekannt geworden, nicht gelungen, Jemand zu finden, der die fraglichen Schriftzeichen zu entziffern im Stande gewesen wäre. Auf alle Fälle würde es von grossem Interesse sein, die Gesammtheit der Einritzungen in die Felsen der skandinavischen Halbinsel kennen zu lernen. Diejenigen von Bohuslän sind schon von Dr. Lennart Åberg (Annaler for nordisk oldkyndighed. 1831—39. S. 386. Tafel V—X) genauer beschrieben worden; über die norwegischen hat auf dem internationalen Kongresse zu Kopenhagen Hr. Lorange gehandelt. Der Typus dieser Einritzungen ist überall derselbe. Gegen die Meinung des Hrn. v. Nordenskjöld, dass die Bearbeitung der Felsen vermittelst Feuerstein oder anderer Steinwerkzeuge geschehen sei, spricht Vierlerlei. An sich erscheint der Feuerstein wenig geeignet, um mit ihm in hartem Gestein

[1]) Vgl. Taf. XVII. Fig. 1—36.

Von diesen Zeichen stehen	oberhalb Schiffen oder Schiffstrümmern	No. 5. 15. 19. 27. 29. 30.
	unterhalb „ „	No. 8. 17. 32.
	hinter „ „	No. 2. 14. 18. 20. 31. 33. 34. 35.
	vor „ „	No. 10. 21. 27.
	unterhalb Menschen (bewaffnet)	No. 6. 23. 28.
	vor oder hinter Menschen, Thieren etc.	No. 2. 7. 9. 13. 25. 36.
	unterhalb Waffen	No. 4.
	zwischen Schiffen	No. 11. 16. 22.
	zwischen Thieren	No. 12.
	zwischen Zirkeln	No. 24.

tiefere Linien und relativ scharfe Zeichnungen hervorzubringen: er springt zu leicht. Aehnlich verhält es sich mit andern Steingeräthen, die doch immer zugespitzt oder zugeschärft sein mussten. Das eigentliche Steinvolk bewohnte, so viel bis jetzt bekannt ist, hauptsächlich das südliche Schweden, während die Felseinritzungen sich vorwiegend im mittleren Schweden und in Norwegen finden. Hr. Worsaae (Zur Alterthumskunde des Nordens. S. 117) kannte im Jahre 1847 nur eine einzige Stelle im südlichen Schweden, wo Schiffszeichnungen in eine Felswand eingeritzt waren; dieselbe lag in Bleking. Man wird daher wohl nicht weiter zurückgehen dürfen, als bis zu dem Bronce-Volke, welchem die neueren schwedischen Forscher, wie es scheint, ziemlich einmüthig, diese Zeichnungen zuschreiben. Das durch Hrn. Nilsson so berühmt gewordene Monument von Kivik gehört ja offenbar einer gleichen Culturperiode an. Zu sagen, welches Volk diese Cultur getragen hat, dürfte wohl noch immer sehr bedenklich sein.

Hr. v. Martens stellt die Frage, ob auf den Felsdarstellungen das ein- oder das zweihöckerige Kameel abgebildet sei, was zu wissen von grosser Bedeutung sein würde. — Der Vorsitzende vermag diese Frage nicht zu entscheiden.

Hr. Friedel macht auf die Differenzen in der Altersbestimmung der sogenannten Hällristningar (Felsenbilder) aufmerksam, die Nilsson in die Phönizische Zeit (ca. 1200 v. Chr.), Holmberg u. A. in die Wikinger und Waräger Zeit (bis ins 10. Jahrh. n. Chr.) setzen, während Hildebrand sen. und jun. (vergl. H. Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden. Hamburg 1873. S. 73.) für die eigentliche Broncezeit plaidiren. Mehrere Hausthiere sind unter diesen Bildern bereits festgestellt, die Nachweisung von Kameelen würde ungemein interessant sein. Die vorgelegte Zeichnung erinnert an die Hällristningar zu Quille-Härad in Bohuslän. Nur eine reichhaltige Materialiensammlung würde das Wesen dieser merkwürdigen Darstellungen enträthseln lassen; die Herstellung scheint durch Reiben mit einem Stein, Sand und Wasser bewirkt zu sein. An die eigentliche Steinzeit ist nicht nöthig deshalb zu denken.

(9) Hr. Virchow hält unter Vorlegung verschiedener Geräthe und Zeichnungen seinen Vortrag über

nordische Bronce-Wagen, Bronce-Stiere und Bronce-Vögel.

Hierzu Taf. XVIII.

Wenn ich heute noch einmal auf den in der vorigen Sitzung besprochenen Gegenstand, die Verbreitung der Bronce-Cultur von Süden her, zurückkomme, so geschieht es einerseits der ausserordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, andererseits in dem Bestreben, einige Punkte besonders hervorzuheben. Ein neuer, gleich nachher zu erwähnender Fund führt mich auf die Brone-Stiere und damit auf die Bronce-Wagen und Bronce-Vögel.

Schon auf dem internationalen Congresse zu Paris habe ich eine Uebersicht der bis dahin bekannten Funde von Bronce-Wagen gegeben, und den von mir bei Burg an der Spree entdeckten Wagen beschrieben. Eine Abbildung desselben steht in den Verhandlungen (Congrès international 1867. p. 251). Bei allen diesen Funden handelt es sich um Miniaturwagen und nicht etwa um jene grösseren Wagen, von deren Existenz die jenseits des Rheins und in Südfrankreich, sowie in Ungarn gefundenen grossen Bronce-Räder Kunde geben. Ich sah solche von Toulouse auf der Pariser Weltaustellung (mit 5 Speichen und grossen Naben) und kürzlich in Mainz bei Hrn. Lindenschmit andere, die bei Speyer gefunden sind. Hier sind die eigentlichen Räder, wie es scheint, von Holz und nur äusserlich mit Bronce be-

legt gewesen. Kleine, solide Bronceräder sind in sehr vielen Sammlungen zu sehen. Bei manchen derselben scheint es kaum zweifelhaft, dass sie nie zu einem Wagen gehört haben. So traf ich in dem Alterthums-Museum zu Rouen, als zu der Epoque mérovingienne gerechnet, mehrere Bronceräder, von denen eines am Rande mit einem Haken versehen war, offenbar um (als Schmuck?) aufgehängt zu werden. Zwei davon hatten 6 Speichen und eines war bunt ausgelegt; ein grösseres hatte 8 Speichen und trug als Ornament das bekannte sonnenartige Zeichen von concentrischen Kreisen. In der französischen Abtheilung der Exposition von 1867 war ein etwa 3 Zoll im Durchmesser haltendes Rad mit 10 Speichen und 2 concentrischen Reifen, von denen der äussere mit dem inneren durch kurze schräge Querstücke, die sich nach Art von Dreiecken aneinander setzten, verbunden war; innen befand sich ein Knopf. Von 3 anderen Rädern, von denen das grössere etwa 1 Zoll im Durchmesser hielt, hatten zwei 6, das grössere 8 Speichen.

Ich erwähne diess, theils um auf die nicht unwichtige Einrichtung der Räder hinzuweisen, theils um davor zu warnen, die Frage der Räder und die der Wagen nicht ohne Weiteres zusammenzuwerfen. Die Miniaturwagen, welche allein mich hier beschäftigen, lassen sich, wie mir scheint, am besten in 3 verschiedene Gruppen bringen:

1) Kesselwagen. Diesen Namen hat schon Hr. Lisch angewendet, als er den zuerst bekannt gewordenen und so überaus wichtigen Wagen von Peccatel in Mecklenburg beschrieb. Hier steht auf 4 Rädern, von denen je 2 durch Axen verbunden sind, ein eigenthümliches, aus schlangenartig gebogenen Metallstreifen oder Bügeln gebildetes Gestell, über welchem sich ein grosser, mit 2 Doppelhenkeln versehener Kessel oder eine Schale aus Bronce erhebt. Die Räder haben 4 Speichen. — In dieselbe Kategorie gehört der Wagen von Lund in Schweden, den die Herren Bruzelius und Nilsson beschrieben und abgebildet haben, von dem jedoch leider der Aufsatz fehlt. Die Räder sind gleichfalls vierspeichig. — Möglicherweise schliesst sich daran der Fund von 4 Rädern bei Radkersburg in Siebenbürgen, jedoch sind hier die Räder achtspeichig und ein eigentlicher Wagen ist nicht vorhanden. — Endlich ist zu erwähnen der sehr vollständige Kesselwagen, welcher im Szatzvaroser Stuhl 1834 gefunden ist und von dem Hrn. Bruzelius (Svenska Fornlemningar. Lund 1860. II. S. 27. Pl. VI. Fig. I.) eine genaue Darstellung geliefert hat. Die 4 Räder sind vierspeichig, aber ungleich kunstvoller, als die der nordischen Geräthe, indem sie gegen die Axen hin sich verbreitern und an ihrem Zusammenstoss spitze Curven bilden. Dieser Wagen ist jedoch besonders wichtig dadurch, dass er einen Uebergang zu der dritten, von mir zu besprechenden Gruppe bildet, denn sowohl an dem Kessel, als auch an den Langbäumen sitzen an langen gebogenen Hälsen eigenthümliche, an verzerrte Vogelköpfe erinnernde Zacken.

2) Plattenwagen mit darauf stehenden Figuren. Als Typus kann hier der im Jahre 1850 bei Judenburg in Steiermark gefundene Wagen dienen. Derselbe befindet sich jetzt im Museum zu Gratz; ich hatte jedoch Gelegenheit, ihn auf der Wiener Ausstellung zu sehen. Er hat 4 Räder mit je 8 Speichen, sowie eine Platte, auf welcher zahlreiche menschliche und Thierfiguren stehen. In dieselbe Kategorie gehörte offenbar ein zu Pennewitt in Mecklenburg gefundener, aber ganz verloren gegangener Wagen.

3) Einaxige Deichselwagen mit Stier- und Vogelköpfen. Hiervon sind bis jetzt 3 bekannt und zwar sämmtlich aus dem Oder-Gebiet. Der erste wurde 1848 zwischen Frankfurt und Drossen gefunden, er ist jetzt in der Sammlung des Gymnasiums zu Neu-Ruppin, wo ich ihn vor einigen Jahren gesehen habe. Der zweite wurde von mir bei Burg an der Spree 1865 erworben, als er gerade zu

einem Kinderspielzeug verarbeitet werden sollte. Der dritte [1]) kam bei Ober-Kehle im niederschlesischen Kreise Trebnitz beim Pflügen zu Tage; er befindet sich meines Wissens im Breslauer Museum. Alle 3 stimmen unter einander wunderbar überein, und zwar der erste und letzte so sehr, dass man nicht umhin kann, sie auf ein gemeinschaftliches Modell, wenn nicht auf denselben Künstler zurückzuführen. Zum Unterschiede von den Wagen der zwei ersten Gruppen besitzen die Wagen der dritten Gruppe einen hohlen Stiel (Tülle), der offenbar zum Aufnehmen einer hölzernen Deichselstange bestimmt ist. Der Stiel geht nach rückwärts in eine Gabel über, welche sich an die Axe ansetzt. Auf dem Stiel und der Gabel stehen auf einfachen Säulchen Vögel und zwar auf dem Wagen von Burg einer auf dem Stiel (der Tülle) und einer auf jedem Arm der Gabel, bei den beiden andern Wagen stehen 2 auf dem Stiel und gleichfalls einer auf jedem Gabelarm. An der Axe sitzen bei dem Burger Wagen 2 Räder; bei den beiden andern findet sich noch ein drittes Rad in der Mitte der Axe. Jedes Rad hat 4 einfache Speichen. Die Arme der Gabel verlängern sich nach rückwärts über die Axe, erheben sich hier über die Höhe der Räder und tragen jeder einen Stierkopf; bei dem Burger Wagen setzt sich da, wo die beiden andern das dritte Rad haben, noch ein dritter Arm oder Hals mit einem Stierkopf an. Sowohl die Vögel, als die Stierköpfe sind in allen 3 Fällen ganz gleichartig gebildet. Sie sind nicht ausgeführt, sondern mehr skizzirt und rein ornamental behandelt; sehr schlanke, magere Formen: bei den Stierköpfen verhältnissmässig lange und weit ausgelegte Hörner, bei den Vögeln breite und platte Leiber, hohe, dünne Hälse, sehr platte und grosse Schnäbel, am meisten entenähnlich.

Diese kurze Beschreibung wird genügen, um darzuthun, dass es nicht zulässig ist, wie gewöhnlich geschieht, alle Wagen unter eine einzige Betrachtung zu bringen. Wenn die zuerst von Professor Piper angeregte Vergleichung mit dem salomonischen Tempelwagen für die erste Gruppe zutrifft, so hat sie offenbar keine Bedeutung für die andern beiden, und wenn die viel citirte Stelle der Ilias von den beräderten Dreifüssen des Hephaistos schon schwer auf die zweite Gruppe anwendbar ist, so ist sie es noch weniger auf die dritte. Die bekannte Erklärung von Kemble, dass die Wagen zum Transport von Trinkgeräth auf dem Esstische bestimmt gewesen seien, dürfte kaum auf eine einzige Kategorie uneingeschränkt passen. Indess ist es eine für jetzt untergeordnete Frage, wozu die Wagen dienten. Mir lag nur daran, die Typen festzustellen und von der dritten Kategorie, welche allein Veranlassung dazu bietet, die Betrachtung auf die Vögel und Stiere zu lenken.

Was die letzteren betrifft, so liegt noch ein besonderer Grund zu ihrer Erwähnung vor, insofern Hr. Direktor Schwartz in Posen uns eine photographische Abbildung (Taf. XVIII. Fig. 1) eines höchst interessanten Stierpaares zugeschickt hat. Er schreibt darüber d. d. 18. October:

„Bei Bythin (Kreis Samter, Provinz Posen) zwischen den Dörfern Witkowice und Kiączyn sind hart an einem grossen Steine, welcher behufs Sprengung abgegraben worden, in einer Tiefe von $2^1/_2$—3 Fuss zwei kleine, durch ein Joch verbundene Stiere [2]) von reinem Kupfer und daneben 6 Celte verschiedener Grösse [3]) von demselben Metall gefunden worden. Die Jochstange ist von den Arbeitern, welche den Fund gemacht, zerbrochen worden. Das betreffende Land war bis vor Kurzem Waldland".

---

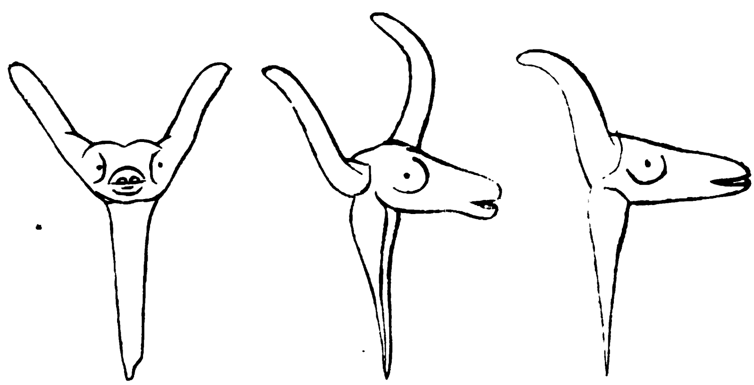
[1] Vergl. Taf. XVIII. Fig. 2 (nach einer Photographie im Besitze des Hrn. Wattenbach).

[2]) Die Figuren sind 0,13 Mtr. lang und 0,10 Mtr. hoch.

[3]) Der grösste ist 0,17 Mtr. lang und 0,04 Mtr. breit, der kleinste 0,10 Mtr. lang und 0,04 Mtr. breit.

Wie bei so vielen Broncefunden, ist also ganz zufällig ein wahrscheinlich absichtlich unter dem Stein verborgenes und später vergessenes Werthstück zum Vorschein gekommen. Die Länge der Hörner und die grosse Spannung derselben deutet entschieden auf südliche Vorbilder. Soweit bekannt, hat es nie so langhörniges Rindvieh bei unserem Landvolk gegeben; man sieht es noch jetzt nicht eher, als bis man nach Mähren, Ungarn oder Italien kommt. Die spitzen Köpfe lassen den Gedanken an Auerochsen nicht zu. Dazu das charakteristische Joch, die Halsbänder, möglicherweise eine an der Seite des Bauches des einen Stiers hervortretende Zeichnung — lauter uns und unseren Vorfahren fremde Motive. Hr. Schwartz bemerkt noch, dass sich am Schwanzende Löcher finden, gleichsam als ob dort eine Stange hineingesteckt werden sollte.

Sehr viel näher den Stierköpfen unserer Wagen steht ein Fundstück, welches sich im Besitze des Hrn. Superintendent Kirchner zu Walchow bei Fehrbellin befindet. Derselbe hat mir auf meine Bitte unter dem 28. April 1869 ein Modell davon geschickt. Der Kopf ist frei im Sande bei Gr. Pankow in der Westpriegnitz unweit Pritzwalk gefunden. Derselbe ist offenbar bestimmt gewesen, in ein Holz oder eine Hülse hineingesteckt zu werden (Vgl. den Holzschnitt).



Wiederum verschieden sind eherne Stierköpfe des Wiesbadener Museums, wo je 2 sehr langhörnige, aber ihrerseits sehr kleine Köpfe durch einen Balken so verbunden sind, dass der letztere der Körperaxe beider entspricht.

Ganz besonders wichtig scheint mir aber ein Broncestück des Kopenhagener Museums. Dasselbe ist gefunden bei Skiernes auf Falster, nahe bei Gundslev. (Meine Notizen sind nicht ganz genau und ich weiss nicht bestimmt, ob 3 Stücke zusammengefunden wurden oder ob das Original in 3 Stücke zertrümmert ist). Das Hauptstück ist der Rumpf eines Thieres mit breitem Halse, auf welchem ein dreihörniger Stierkopf mit Vogelschnabel sitzt. Die Hörner sind lang und stark nach vorn gebogen. Um den Hals und zwar ziemlich tief hängt ein Halsband mit allerlei kleinen Schmucksachen.

Bevor ich die nordischen Funde verlasse, möchte ich noch Einiges über Vögel anführen, und zwar zunächst über ausgeführte Figuren von Vögeln. Unter den norddeutschen scheint mir am meisten bemerkenswerth eine Schale aus getriebenem Erz mit gegossenem Henkel und Aufsatz, welche in einem Grabhügel des alten Bardengau's im ehemaligen Fürstenthum Lüneburg entdeckt wurde und aus der Sammlung des Baron von Egestorff in das Germanische Museum zu Nürnberg übergegangen ist (Die Sammlungen des germanischen Museums. Nürnb. 1868. S. 64. Fig. 60.

Lindenschmit Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. II. 3. Tafel 5. Fig. 1.). Auf dem Rande dieser Schale und zwar an der Seite, wo auch der Henkel beweglich eingelenkt ist, stehen auf hohen gebogenen Hälsen neben einander 3 sonderbare Vogelköpfe von mehr greifenähnlicher Gestalt, der mittlere nach innen, die äusseren nach aussen schauend. Der Typus des Kopfes ist hier entschieden abweichend: er gehört einem andern Vorstellungskreise an, als die Vögel der einaxigen Wagen.

Im Berliner Museum befindet sich unter den Gegenständen des reichen und sehr merkwürdigen Fundes von Schwachenwalde in der Neumark eine grosse Fibula mit Doppelplatte (II. 3922), wo auf dem Bügel, der die beiden Platten verbindet, 2 erhabene Vögel sitzen. Ausserdem sind zu erwähnen zwei Tutuli mit Vögeln von Frankfurt a. O. (II. 1060—61).

Auch in der Schweriner Sammlung ist ein ähnlicher Tutulus (2671). Derselbe ist in einem Ellerbruch bei Vietgast gefunden. Der Körper des Vogels ist schlank, der Schnabel schmal, der Schwanz sehr breit.

Im nordischen Museum zu Kopenhagen, an einem jener grossen Blasehörner (Luren) von Bronce und zwar an dem aus dem Torfmoor von Maltbaek in Jütland (abgebildet in Engelhardt Das Museum für nordische Alterthümer. Kopenh. 1872. S. 17. Fig. 7) hängt eine Kette, an der ein Theil der Schaken mit je 2 sitzenden Vögeln versehen ist. Dieselben haben dicke Köpfe, niedrige Hälse und einen Schwanz mit 2 Spitzen. — Ebendaselbst findet sich ein sehr elegantes Broncemesser, auf dessen Rücken ein Vogel sitzt (Worsaae Nordiske Oldsager. Broncealderen. Fig. 167). — Endlich habe ich eine Bronce-Pincette (aus Jütland?) notirt, an deren Schieber ein Vogel sitzt (Worsaae Ebend. S. 60. Fig. 270).

Schliesslich erwähne ich aus einer ebendaselbst befindlichen Sammlung von Zeichnungen aus irischen Hügeln ein sehr sonderbares Instrument, von welchem verzeichnet ist: Unique Irish Bronce Instrument found in a bog near Ballymoney, County of Antoim 1829, now in the Cabinet of James Carruthers, Glencregagh, County Down. Es ist ein runder Stab von etwa 1½ Fuss Länge, an einem Ende mit einem Knopf und einem Ringe daran (zum Aufhängen), am andern mit einem articulirten Doppelhaken versehen, gleichsam als sei es ein Instrument, bestimmt, um Fleichstücke aus dem Feuer (Opfer?) zu holen. Auf dem Stiel und zwar näher dem Ringende stehen 7 Vögel, und zwar zuerst 2 kleinere und dickere, wie Sperlinge, dann 2 grössere, schlanke, wie Schwäne, endlich 3 ganz kleine, wie junge Vögel oder wie kleine Singvögel. Unter jedem Vogel hängt auf der anderen Seite des Stockes an einem kurzen Stiel ein kleiner Ring.

Diese Uebersicht liesse sich leicht vermehren. Ich habe nur die wichtigeren Funde notirt. Zu ihrer Ergänzung dient aber die verhältnissmässig häufige Zeichnung von Vögeln, meist in punktirten Linien, zuweilen auch in glatten Einritzungen bestehend, welche sich auf allerlei Broncegeräth finden. Ich erinnere nur an den grossen Bronceschild der Kopenhagener Sammlung, wo Doppelvögel-Hälse jederseits an den concentrischen Ringen angebracht sind, mit denen der Schild geziert ist (Worsaae S. 41. Fig. 203).

Für alle diese Formen giebt es keine schönere Sammlung von Vorbildern, als die reiche Hallstadter Schatzkammer auf der Wiener Hofburg. Vogelzeichnungen der verschiedensten Gestalt sind darin sehr häufig; erhabene Vögel mit breiten Schnäbeln und doppelten Schwänzen, meist von schwanenartiger Gestalt, und ebenso Rinder in vollständiger und unvollständiger Ausführung kommen mehrfach vor. Das schönste Stück ist der grosse Broncekessel, in welchen am Rande eine Kuh mit einem Kalbe hinabsteigt. Ich enthalte mich einer weiteren Ausführung, da diese Sachen aus der schönen Beschreibung des Hrn. v. Sacken hinreichend bekannt sind.

Bis in die neuere Zeit fehlten uns die Verbindungsglieder zwischen dieser süddeutschen oder eigentlich celtischen Fundstätte und dem Norden. Allein auch hier hat die neuere Forschung ausgeholfen. Auf der Wiener Ausstellung, in der Abtheilung der Wiener anthropologischen Gesellschaft, befand sich die reiche Ausbeute, welche Hr. Wankel in der mährischen Byciskála-Höhle gesammelt hat. Nach der von diesem fleissigen und glücklichen Forscher gelieferten Beschreibung (Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft, I. S. 331) liegt diese Höhle in dem Devonischen Kalk, welcher sich von Boskowiz südlich und östlich zieht. Nach Vergleichung von Localkarten erstreckt sich dieses, übrigens auch sonst an Höhlen reiche Terrain längs des östlichen Ufers der Zwittawa, eines Nebenflusses der Thaya, welche ihrerseits ein westlicher Zufluss der March ist; dasjenige Seitenthal der Zwittawa, zu dem die Byciskala-Höhle gehört, heisst in seinem Anfange Adamsthal und liegt nördlich von Brünn in der Richtung gegen Blansko. In dieser Höhle fand Hr. Wankel zwei Culturschichten: eine ältere, welche er der Renthierzeit zurechnet und in welcher er Menschenknochen fand, und eine jüngere, wo schon das Rind, das Schaaf, die Ziege neben dem Menschen vorhanden waren. Im Eingange dieser sehr ausgedehnten Höhle wurde im Jahre 1869 von zwei jungen Männern, von denen der eine Student der Medicin war, ein Broncestier gefunden, der auf einem „weissen Bleche“ befestigt gewesen sein soll; letzteres wurde leider abgebrochen und verloren. (Mitth. der Wiener anthropol. Gesellsch. II. S. 309). Der Stier hat einen braunen dreieckigen Fleck auf der Stirn, zwei ähnliche an den Seiten und einen braunen Streifen auf dem Rücken, welche durch eingelegtes Eisen gebildet werden. Es hat also ein scheckiges Thier dargestellt werden sollen. Die Form des Körpers ist sehr vollständig, der Hals kurz und voll, die Hörner kurz, stark gebogen, und wie bei dem Stier von Skernes, nach vorn gerichtet. Die hohlen Augenhöhlen communiciren durch eine Röhre mit einander.

Hr. Wankel war geneigt, seinen Fund auf ägyptische Einflüsse zurückzuführen. Indess hat Hr. Karabaček (Ebendas. S. 325) gezeigt, dass die schon erwähnte Kuh mit dem Kalbe aus dem Hallstadter Funde gleichfalls einen dreieckigen Fleck auf der Stirn trägt, welcher mit Bein eingelegt ist, und dass ihre Augen durch Eisennägel, welche in die „Augenröhre“ eingeschoben sind, dargestellt werden. Wenn es danach nicht mehr zweifelhaft sein kann, dass bis in das nördliche Mähren ein vom linken Donauufer herüberreichender Einfluss erkennbar ist, so geht daraus freilich noch nicht hervor, dass dieser Einfluss sich auch noch weiter nordwärts erstreckt hat. Man könnte dies um so mehr bezweifeln, als die Combination mehrerer Rohstoffe zur Herstellung eines Kunstwerkes an sich eine Culturstufe andeutet, der gegenüber unsere nordischen Stiere recht roh erscheinen. Auch ist die Bildung des Kopfes und namentlich der Hörner der südlichen und der nordischen Stiere keineswegs übereinstimmend.

Trotzdem scheint es mir, dass der Werth der von mir zusammengestellten Funde für die Feststellung des Weges der Cultur von entscheidender Wichtigkeit ist. Die Häufigkeit der Stiernachbildungen ist verhältnissmässig so gross gegenüber allen anderen Funden plastischer Darstellungen in unseren Gegenden, dass ihnen eine besondere Bedeutung beigelegt werden muss. Dazu kommt das in Bezug auf die Häufigkeit seines Vorkommens zweitnächste Ornament, die Vögel. Gewiss ist es von grossem Werthe, dass in einzelnen Darstellungen sogar Combinationen beider, nämlich Köpfe mit Stierhörnern und Vogelschnäbeln vorkommen, gleichsam nordische Parallelen der orientalischen Greifenform, an welche die Lüneburger Schale erinnert.

Viele lineare und punktirte Vogelzeichnungen des Nordens gleichen so sehr süd-

lichen Ornamenten, dass jeder Untersucher hier zu Vergleichungen angeregt wird. So findet Hr. Genthe (Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden. Frankf. a. M. 1873. S. 10.) keine augenfälligere Parallele, als die zwischen den Schwimmvögeln auf einem Erzschilde von Halland in Schweden und den Verzierungen flacher Erzbecken aus Gräbern von Hallstadt und Villanova und des Goldbeschlages einer Panzerplatte aus einem 1870 zu Corneto gefundenen Kriegergrabe. Ich möchte hinzufügen, dass in der schönen vergleichenden Arbeit des Hrn. Hans Hildebrand-Hildebrand eine Fibula von Villanova und eine von Hallstadt abgebildet sind (Studier i jämförande fornforsking. Stockh. 1872. I. Fig. 54. 67), welche fast identisch zu sein scheinen. Hr. Finzi hat uns die Abbildung einer Fibula aus dem Vibratathal mitgetheilt (Sitzung vom 10. Febr. 1872. S. 70), auf welcher ein Vogel sitzt. Die vorher erwähnte Fibula unseres Museums, die von Schwachenwalde, zeigt deren sogar zwei. Das Vogelornament lässt sich denn freilich noch weiter zurückverfolgen, zunächst nach Griechenland; Hr. Conze (Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Phil. hist. Klasse 1870. Bd. 64. Taf. VIII.) hat gezeigt, dass auf archaischen hellenischen Thongefässen ganz ähnliche Vögel gemalt sind. Auch diese haben gewöhnlich dünne, schmale, krumme Hälse und breite Schnäbel, ähnlich, wie auf dem bekannten Gefässe von Villanova; eines der hellenischen Bilder ist colorirt und scheint einen Schwan darzustellen.

Man könnte eben so gut die Wagen bis in den Orient verfolgen. In der assyrischen Abtheilung des Louvre fand ich zahlreiche Darstellungen von Wagen, die meisten freilich mit 8 Speichen, indess ist doch auch Sardanapal V. (im 7. Jahrhundert vor Christo) zweimal auf einem Wagen mit vierspeichigen Rädern abgebildet, und in einem Stück aus dem Palast von Ninive wird sein zweiräderiger Wagen von Ochsen gezogen. Besonders bemerkenswerth waren mir zwei Abgüsse von Jagd-Reliefs, auf welchen ein Wagen mit zwei sechsspeichigen Rädern abgebildet ist, wo Männer auf der Gabel stehen. Es erinnert diese Stellung an die Abbildung auf dem Kivik-Monument, wo ein Mann auf der Gabel eines zweiräderigen Wagens, dessen Räder je 4 Speichen haben, dargestellt ist (Nilsson Skandinaviska Nordens Ur-Invånare. Lund 1872. II. S. 75. Fig. 7). Gerade so sind unsere Wagen von Frankfurt a. O., Burg a. Spr. und Ober-Kehle gebaut, nur dass statt der Männer Vögel auf der Gabel stehen und, was nicht zu übersehen ist, Vögel mit rückwärts gerichteter Vorderseite. Auch die Stierköpfe dieser Wagen schauen rückwärts, als wäre der Wagen bestimmt gewesen, etwa beim Opferdienst in dieser Richtung dem Beschauer entgegen geschoben zu werden.

Ich war noch nicht in der Lage, die von Hrn. Genthe erwähnten archaischen Wagen zu vergleichen, welche neuerlich in Vulci, Lucera und Rom gefunden sein sollen. Ich erinnere mich nur, im etrurischen Museum in Florenz ein Geräth (No. 976) gesehen zu haben, bei dem, ähnlich wie bei den Wiesbadener Doppelstierköpfen, jederseits ein roher Kopf hervortrat, dessen Hörner jedoch mehr Widderhörnern glichen. Immerhin überzeuge ich mich, dass die früher von mir geäusserte Meinung (Sitzung vom 16. Oct. 1871. S. 40), als seien in der Hinterlassenschaft der ältesten etrurischen Zeit keine Anknüpfungen für unsere Metallfabrikation zu finden, zu weit ging. Noch jetzt weiss ich innerhalb der grossen Menge des bei uns vorkommenden Broncegeräths nur vereinzelte Anknüpfungen, aber diese sind vielleicht um so mehr entscheidend.

In letzterer Beziehung will ich noch eine Bemerkung anknüpfen. In der Hallstadter Sammlung sah ich eine sehr zusammengesetzte Bronce-Fibula, an welcher oben kleine Näpfchen, wie zur Aufnahme von Perlen oder anderer Verzierungen, sitzen,

unten dagegen langgliederige Ketten mit ankerartigen Endgliedern hängen. Letztere Ketten bieten in ihrer Anordnung manche Analogie dar mit dem sonderbaren Broncegeräth von dem Gräberfelde von Zaborowo, welches ich in der Sitzung vom 13. Jan. 1872 (S. 51) vorgezeigt habe. Obwohl dieses Geräth sicherlich keine Fibula war, so ist doch die Combination der Ringe mit den langgliederigen Ketten eine übereinstimmende. Ich erwähne diess hauptsächlich desshalb, weil, wie ich in der Sitzung vom 10. Mai gezeigt habe, unter meinen letzten Ausgrabungen von Zaborowo sich eine thönerne Stiernachbildung (Taf. XIII) befindet, deren Kopfbildung an mehrere der besprochenen Broncestierköpfe erinnert.

Genauere Vergleichungen der einzelnen Fundgegenstände unter einander müssen der Zukunft vorbehalten werden. Vorläufig handelt es sich nur erst darum, wie ich es früher für die Gesichts- und die Buckelurnen, für das Geräth der Burgwälle gethan habe, den Kreis der zusammengehörigen Gegenstände zu bezeichnen und die allgemeine Aufmerksamkeit mehr, als es bisher der Fall war, darauf zu richten. Denn nur durch sorgsames Zusammenhalten werden sich gerade diese Gegenstände für die Forschung erhalten lassen. —

Hr. Rosenberg zeigt einen im Königshofener Grabfelde gefundenen Stierkopf, der, wie es scheint, als Schmuck eines Riemens gedient hat. Er besitzt hinten eine Oese und ist ganz platt gehalten. In welche Zeit er gehört, ist zweifelhaft; jedenfalls scheint er ausserhalb des hier behandelten Kreises zu stehen.

Hr. Wattenbach erinnert an die von ihm in dem zweiten Bericht des Vereins zur Errichtung eines Museums für schlesische Alterthümer 1860 gegebene Beschreibung des Trebnitzer Wagens, so wie an eine weitere Mittheilung im Anzeiger des Germanischen Museums 1869 S. 16. Die vollkommene Uebereinstimmung der Vögelgestalten auf Gegenständen des Brittischen Museums ist dort hervorgehoben, auch die Abhandlung von Kemble in der Archaeologia 36, 349—369 angeführt, aus welcher der italienische Ursprung dieser Broncen sich mit Sicherheit zu ergeben scheint. Auch die von Hrn. Virchow angeführte Opfergabel ist dort abgebildet. — Zu dem Judenburger Wagen mit Figuren, aber ohne jene Vögel, ist a. a. O. auch ein Seitenstück aus Mérida in Spanien nachgewiesen, welches eine Eberjagd darstellt.

Hr. Meitzen kennt das Hallstadter Gefäss mit der Kuh und dem Kalbe. Er ist der Meinung, dass letztere als Henkel oder Griff gedient habe, und schliesst daraus, dass nicht allein religiöse, sondern auch praktisch mechanische Rücksichten die Anfertigung derartiger Geräthe beeinflusst hätten.

Hr. Friedel: Nimmt man, wie Hildebrand, Worsaae, Madsen, an dass die eigentliche Blüthe der Broncezeit im Norden gewesen, so ist man vielleicht um so mehr geneigt, auch diese zierlichen Geräthe als dort verfertigt zu erachten, weil sämmtliche, so viel bekannt, ohne Beigaben von Eisen gefunden sind, während man bei den etrurischen und altitalischen Kesselwagen schon an das Eisenzeitalter denkt. Vielleicht vermitteln auch hier wieder die Hallstadter Funde und deuten als Fabrikationszeit dieser Geräthe auf den frühesten Anfang der Eisenzeit, die schon local vorhanden sein, an anderen Orten aber noch fehlen konnte. Was für einen südlichen Ursprung zu sprechen scheint, sind die nordischen Kessel, die meist auf den Wagen ruhen und aus dünnem Blech bestehen, dessen Niete, wie Lindenschmit bemerkt, nicht platt geklopft, sondern ausgezogen und mit einem Tutulus versehen sind, sowie die Niete der altitalischen und etrurischen Broncekessel. Auch Weinhold hält die nordischen Broncewagen deshalb für altitalisch. — Hiermit vereinbar ist die neueste Ausführung von Wiberg (Ueber

den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Broncecultur. Archiv für Anthrop. Bd. IV. 1870). Er sagt daselbst S. 18: „Auf die bekannten Broncewagen müssen wir hier noch einmal zurüchkommen. Ihren etruskischen Ursprung und ihren Gebrauch als Räucherfässer haben wir bereits dargethan. (Wiberg: Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr. Hamburg 1867. S. 22.) und sind nach einem eingehenden Studium des trefflichen Werkes von Dennis (Die Städte und Begräbnissplätze Etruriens. Leipzig 1852, S. 594, Not. 67) in unserer Meinung nur bestärkt worden. Diese θυμιατῆρες [1]), wie die Griechen sie genannt haben würden, sieht man in allen Sammlungen etruskischer Alterthümer und in fast allen etruskischen Gräbern, woselbst sie einem bestimmten Zwecke dienten. Diese Wagen mit ihren mit glühenden Kohlen und Räucherwerk gefüllten Schalen wurden nämlich durch die Grabkammer gerollt, um diese mit Wohlgerüchen zu füllen, eine Ceremonie, die namentlich bei den Parentalien stattfand, welche alljährlich in dem Grabe selbst gefeiert wurden [2]). Es ist wahrscheinlich, dass diese Wagen aus den geplünderten Gräbern Etruriens zur Zeit der Völkerwanderung als Kriegsbeute bis nach Scandinavien hinaufgebracht sind. Durch den Handel werden sie schwerlich eine so weite Verbreitung gefunden haben."

Ich möchte nun die Spuren nach Süden und Südosten weiter verfolgen:

Dass die Griechen auf Rädern laufende Kesselgefässe ebenfalls kannten, lehrt die Stelle Ilias XVIII. 373 flg., wo Thetis den Hephästos mit dergl. beschäftigt findet:

. . . . τρίποδας γὰρ ἐείκοσι πάντας ἔτευχεν,
ἑστάμεναι περὶ τοῖχον ἐϋσταθέος μεγάροιο·
χρύσεα δέ σφ' ὑπὸ κύκλα ἑκάστῳ πυθμένι θῆκεν,
ὄφρα οἱ αὐτόματοι θεῖον δυσαίατ' ἀγῶνα,
ἠδ' αὖτις πρὸς δῶμα νεοίατο, θαῦμα ἰδέσθαι.
οἱ δ' ἤτοι τόσσον μὲν ἔχον τέλος, οὔατα δ' οὔπω
δαιδάλεα προσέκειτο· τὰ ῥ' ἤρτυε, κόπτε δὲ δεσμούς.

Wir erfahren hieraus, dass (gerade wie bei den Broncewagen von Peccatel und Ystadt) die Henkel nicht mit angegossen, sondern besonders verfertigt und mit Nägeln angenietet waren. Auch aus Dr. Schliemann's Mittheilung über den von ihm entdeckten sogenannten Schatz des Priamus entnehmen wir jedenfalls soviel, dass in der Nähe des alten Troja unter anderen Kostbarkeiten auch ähnliche metallene Wägelchen sich befunden haben. Auch ladet zum Vergleich hierbei eine mir im Jahre 1868 auf der Insel Sylt in Bezug auf das anscheinend der Broncezeit angehörige Hügelgrab, der Brönshoog, mitgetheilte Sage ein. König Bröns soll in ihm mit seinen Schätzen liegen, unter denen sich ein Broncewagen mit goldenen Rädern oder ein ganz goldener Wagen, wie eine andere Version der Sage besagt, befinde. Merkwürdig ist dies um so mehr, als bei Peccatel die Sage ähnlich lautete und

---

1) Auch θυμιατήριον scil. ἀγγεῖον oder θυμιάκτρον. E. Fr.

2) Parentalia scil. sacra sind die Todtenfeste zu Ehren der Eltern oder derer, die man als Eltern betrachtet, daher bei Ovid, Met. XIII. 617 flg. die merkwürdige Stelle:

. . . . ab illo
Memnonides dictae, cum Sol duodena peregit
Signa, parentali periturae Marte rebellant —,

wo das Fechten der aus Memnons Scheiterhaufen entstandenen Vögel gemeint ist, die alle Jahre auf der Grabstätte ihm zu Ehren eine Art von Kampfspiel halten, weil sie gleichsam Kinder von ihm waren. E. Fr.

man demnächst in dem fraglichen Hügel den Broncewagen in der That fand. Vom eigentlichen Griechenland fährt die Wagenspur nun nach Gross-Griechenland, woselbst und weiter hinauf, bis ins Herz von Italien (Vulci, Lucera, Rom etc.), die Funde derartiger Erzgefährte sich beständig mehren.

Für die hierbei gedachten Stiere lassen sich ethnologische Beziehungen ebenfalls genug heranholen, von den 12 Rindern, die Hiram von Tyrus für das grosse Becken (bei Luther „das Meer") des salomonischen Tempels fertigt, bis zu dem Stier Himinbriotr (Himmelbrecher) abgerissenen Kopf, mit dem Thor die Mitgardschlange angelt, und bis zu dem Stierkopf, der noch heut vielleicht hie und da in der Altmark und im Wendlande als Sühnopfer und Schutz für die Heerden aufgesteckt werden mag, sowie dem durch den Nasenring gebändigten obotritischen Stier, den man im mecklenburger Wappen und halbirt (gekrönt, schwarz auf gelbem Felde) im Stadtbanner von Wismar erblickt. Herr Angelo de Gubernatis hat in seinem lehrreichen Buche: Die Thiere der indogermanischen Mythologie (Leipzig 1874.) soeben eine Fülle hierher gehöriger Beziehungen bis auf die Urquelle zurück verfolgt.

Nur der Stierkeule möchte ich noch gedenken. Sie ist aus Bronce, den Keulenkopf bildet das Haupt des Thieres. Mit dieser Stierkeule kämpft in der iranischen (altpersischen) Heldensage bei Firdusi (940—1020 n. Chr.) der Held Rustem. — Feridun erschlägt den Mörder des Dschemschid mit der kuhköpfigen Keule (Gurz). Auch in der altindischen Mythologie bändigt ein Held die grüne Schlange mit der Stierkeule, wie Thor den Mitgardwurm mit dem Stierhaupt. Dieselbe Waffe wird noch heute in Indien, jetzt freilich dem Zeitalter entsprechend, aus polirtem Stahl gefertigt, die sogen. Tubur. (Vergl. E. Friedel: Ostindien auf der internation. Ausst. von 1871. Zeitschr. der Ges. für Erdkunde zu Berlin. 1872. S. 319.) Ohren und Hörner bilden die Zacken dieser schrecklichen Waffe, die im Kensington-Museum zu London vorhanden ist, auch auf der diesjährigen Ausstellung in Wien nicht fehlte. Diese Stierköpfe gehören der kurzhörnigen Zeburasse an, die zwei Broncestiere dagegen, deren Photographie Herr Dir. Schwartz nach dem bei Posen gemachten Funde für heut eingesendet, wahrscheinlich der grossen, langhörnigen, grauen Primigenius-Rasse, die Italien noch heute eigen ist.

(10) Als Geschenke wurden vorgelegt:

Nachrichten für Seefahrer No. 46—49.
Hydrographische Mittheilungen No. 23, 24.
Archivio d'Antropologia etc. Fasc. III., IV. 1873.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schöneberger Str. 17a.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Namen- und Sachregister.

B.

L.

M.

(Dr. Voss.)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

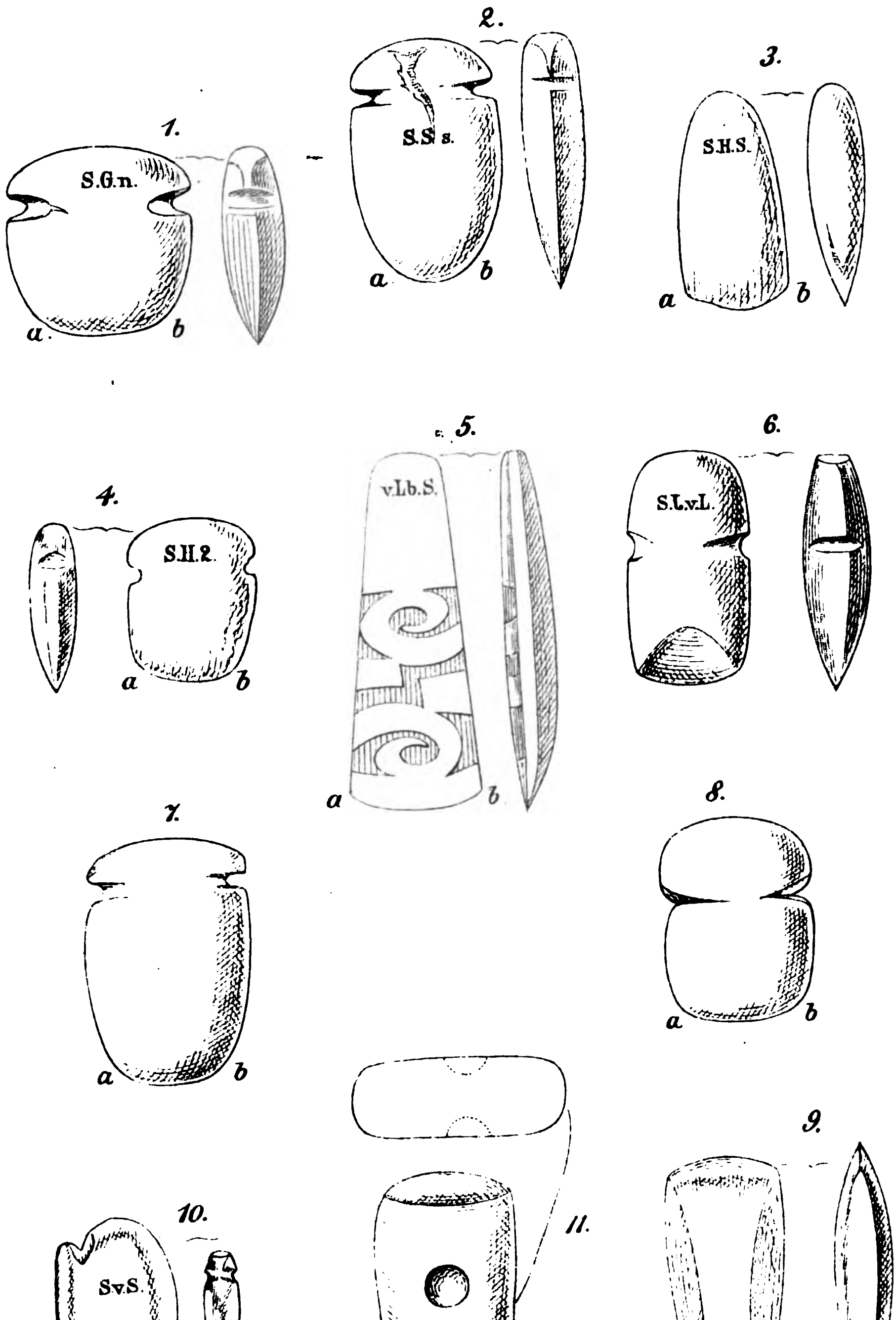


Lith. v. W. A. Meyn.

Taf. I.



Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.



C. Leemans del. Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin. W.A. Meyn lith.




Fig. 1.

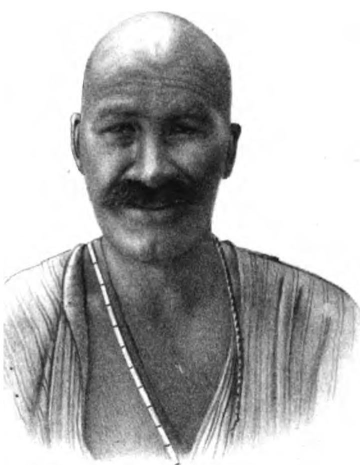



Fig. 2.




Fig. 3.

W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.



Fig. 1.

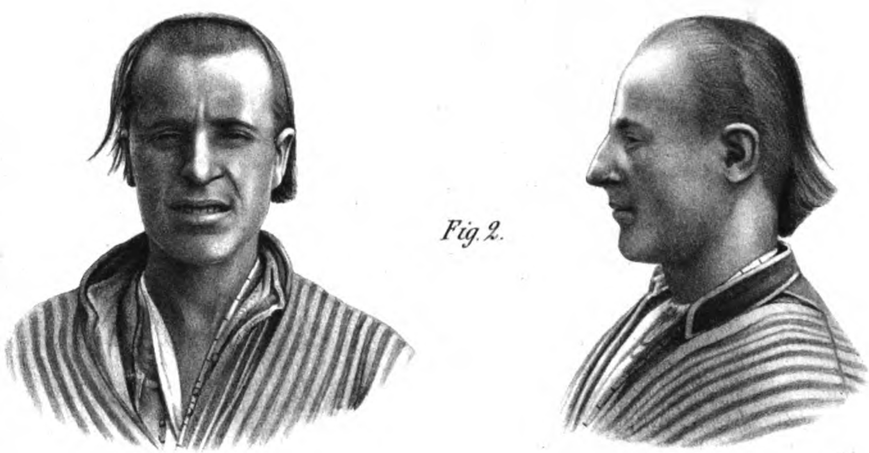


Fig. 2.

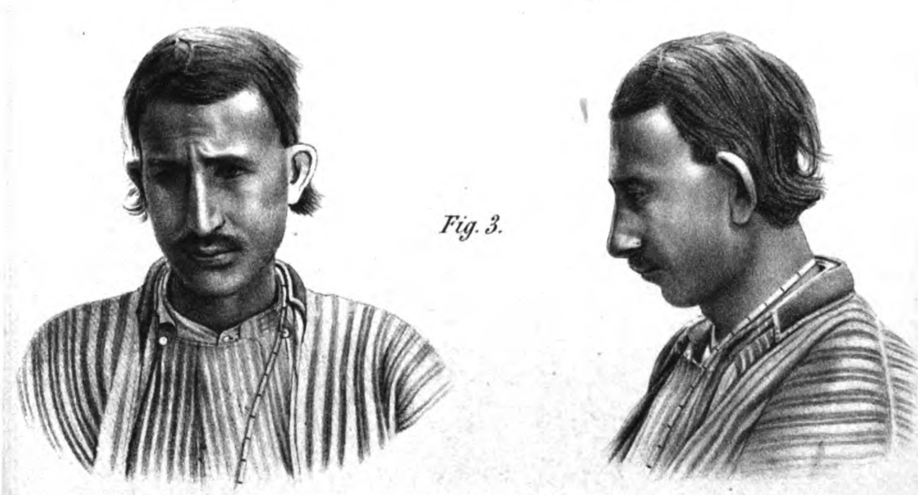


Fig. 3.

W. A. Meyn. lith

Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.




Fig 4.

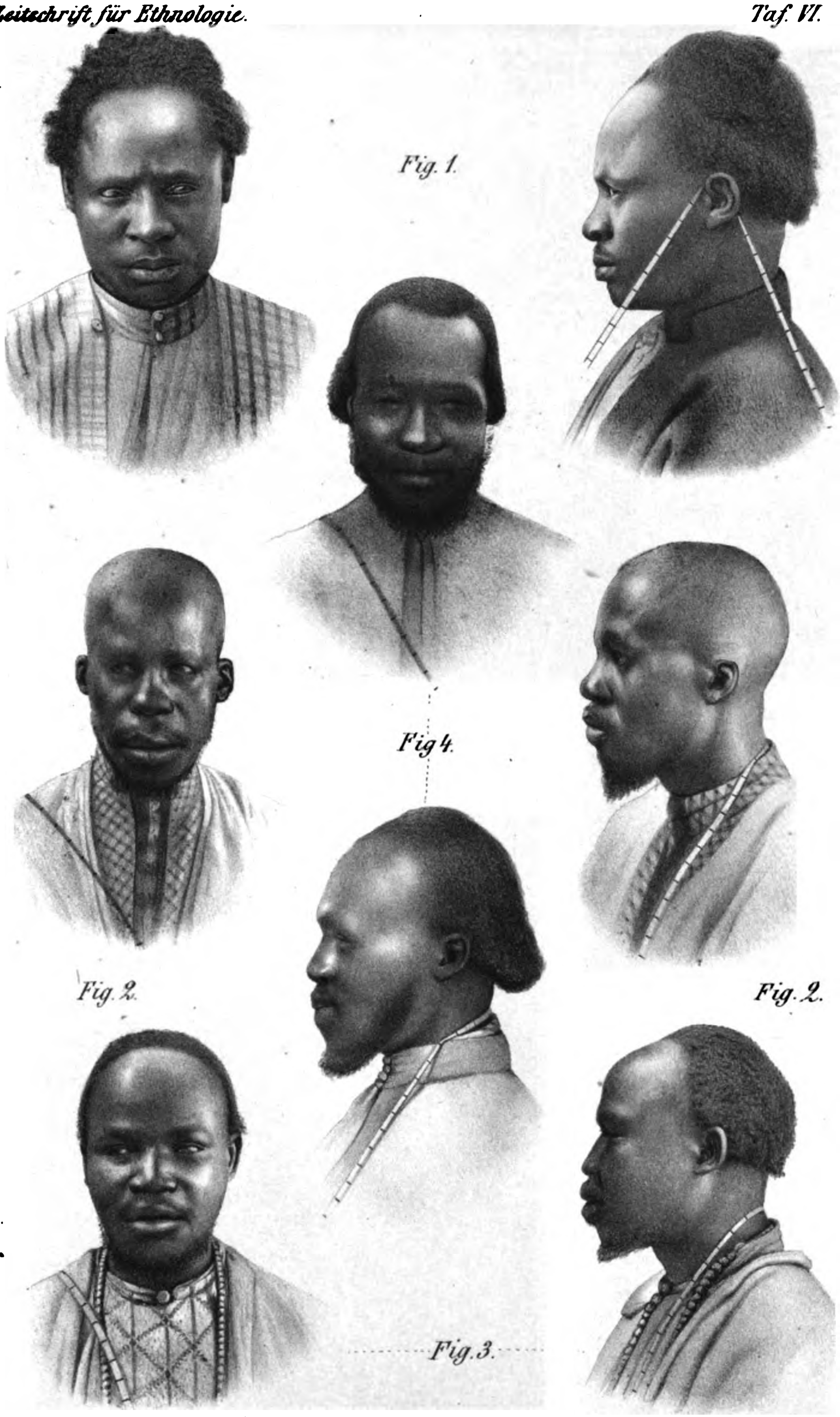



Fig. 5.

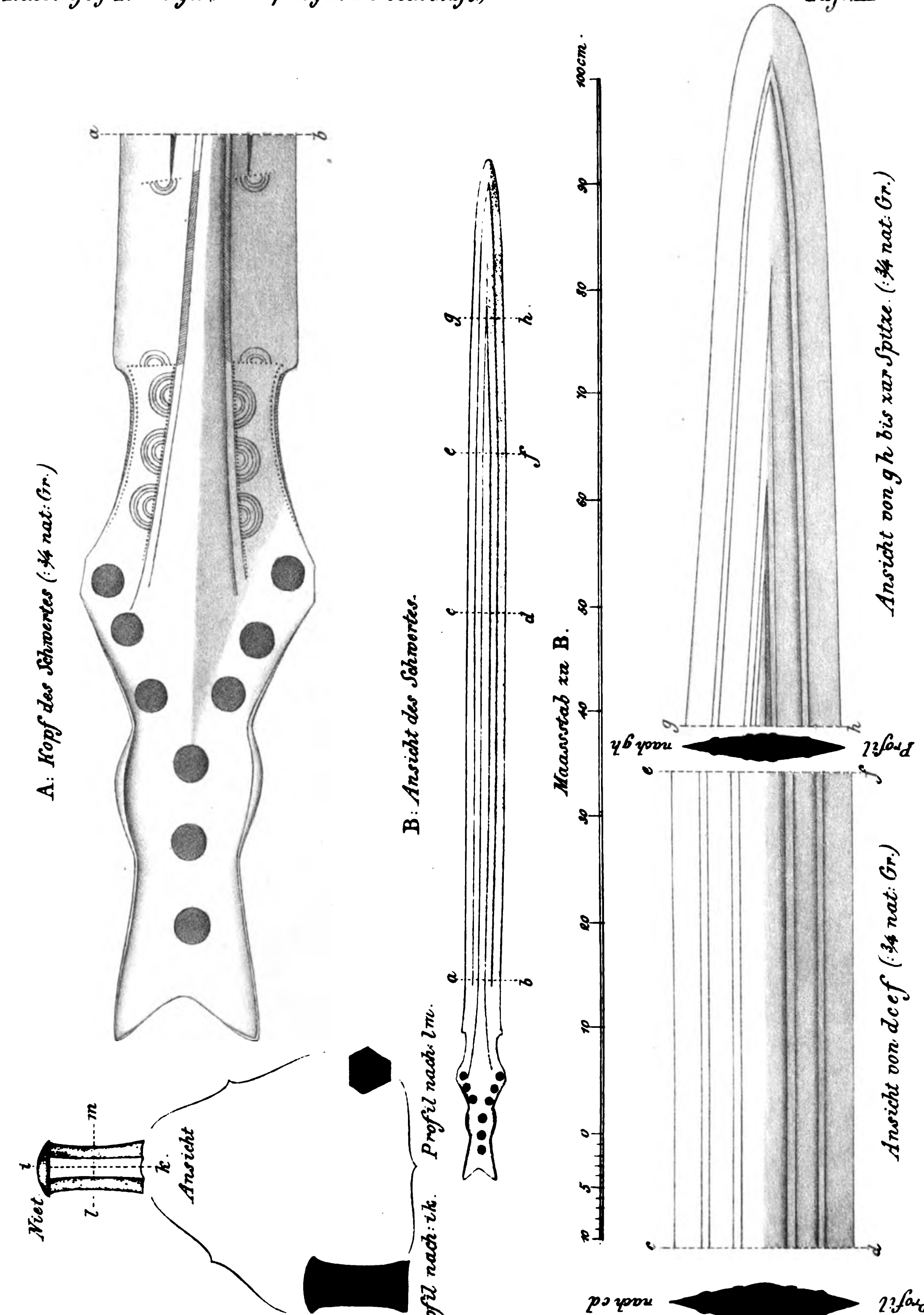



Fig. 6.

W. A Meyn lith. Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.

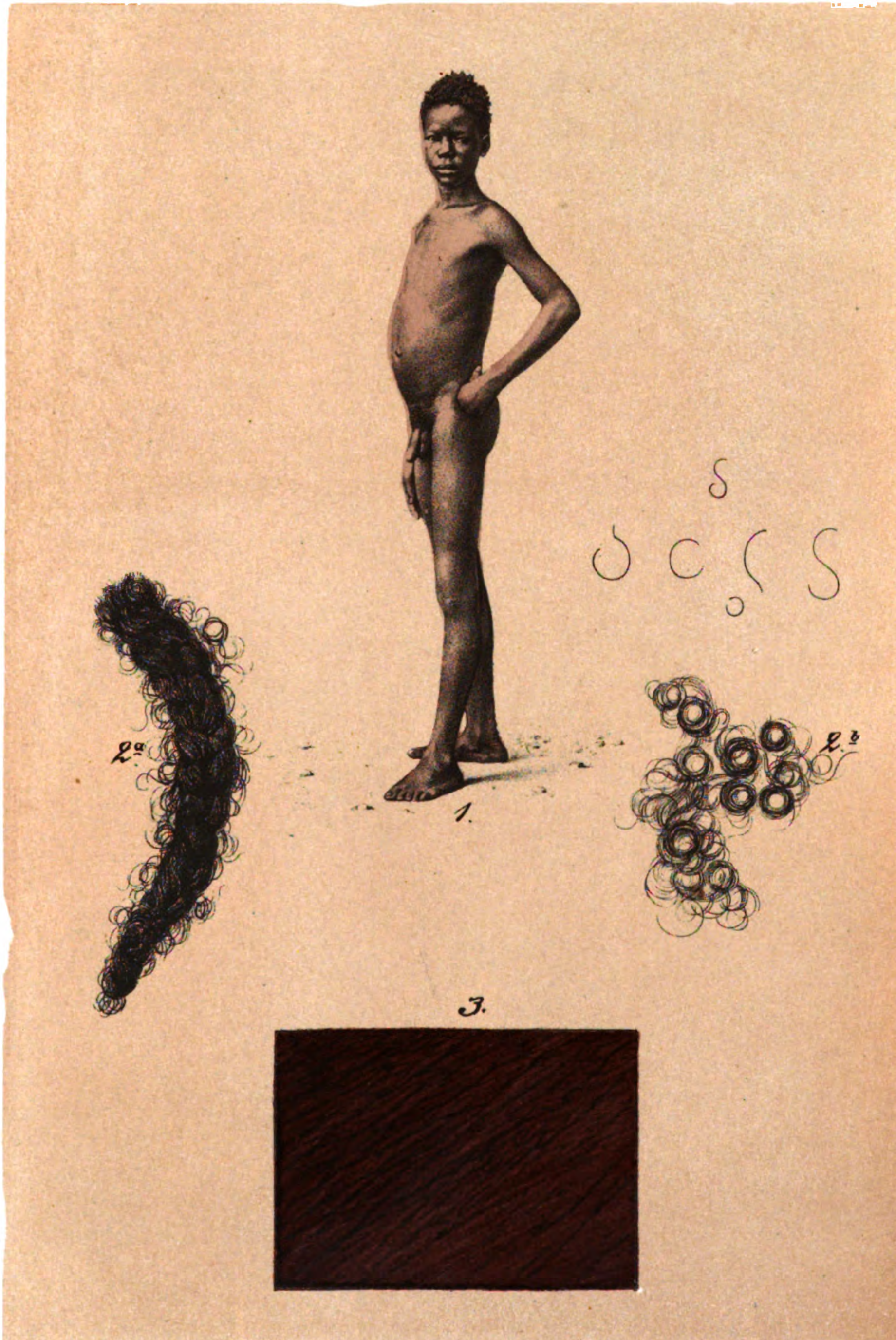


W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.


A: Kopf des Schwertes (: 3/4 nat: Gr.)
B: Ansicht des Schwertes.
Maassstab zu B.
100 cm.
Ansicht von g h bis zur Spitze (: 3/4 nat: Gr.)
Ansicht von d c e f (: 3/4 nat: Gr.)
Profil nach g h
Profil nach c d
Niet
Ansicht
Profil nach: l m.
Profil nach: i k.



W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin

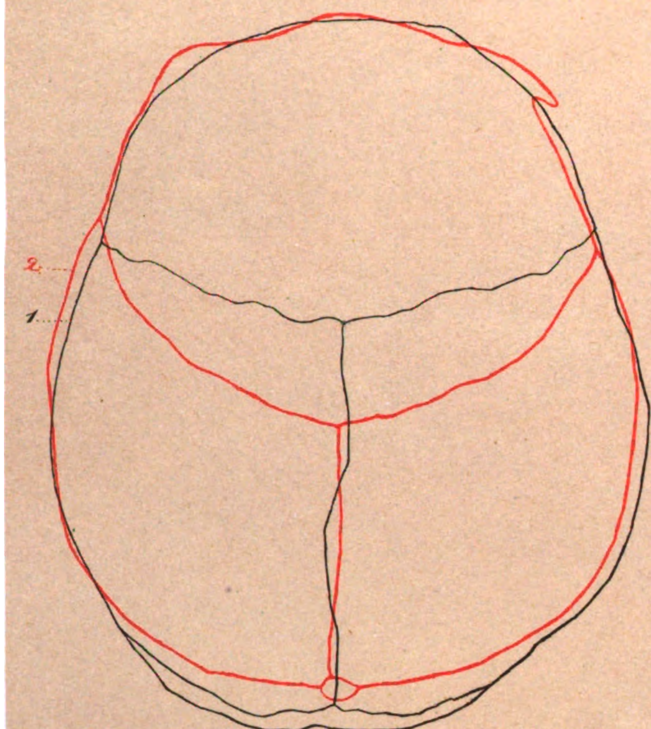


W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

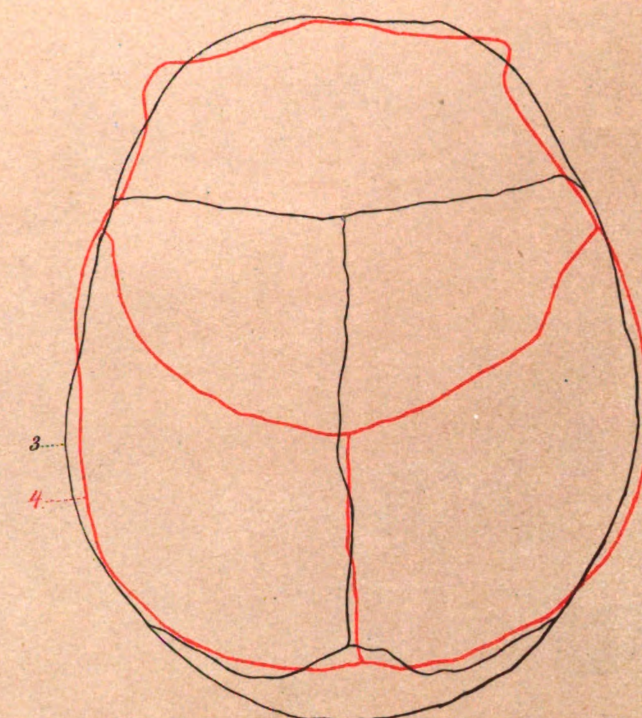


W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

1.



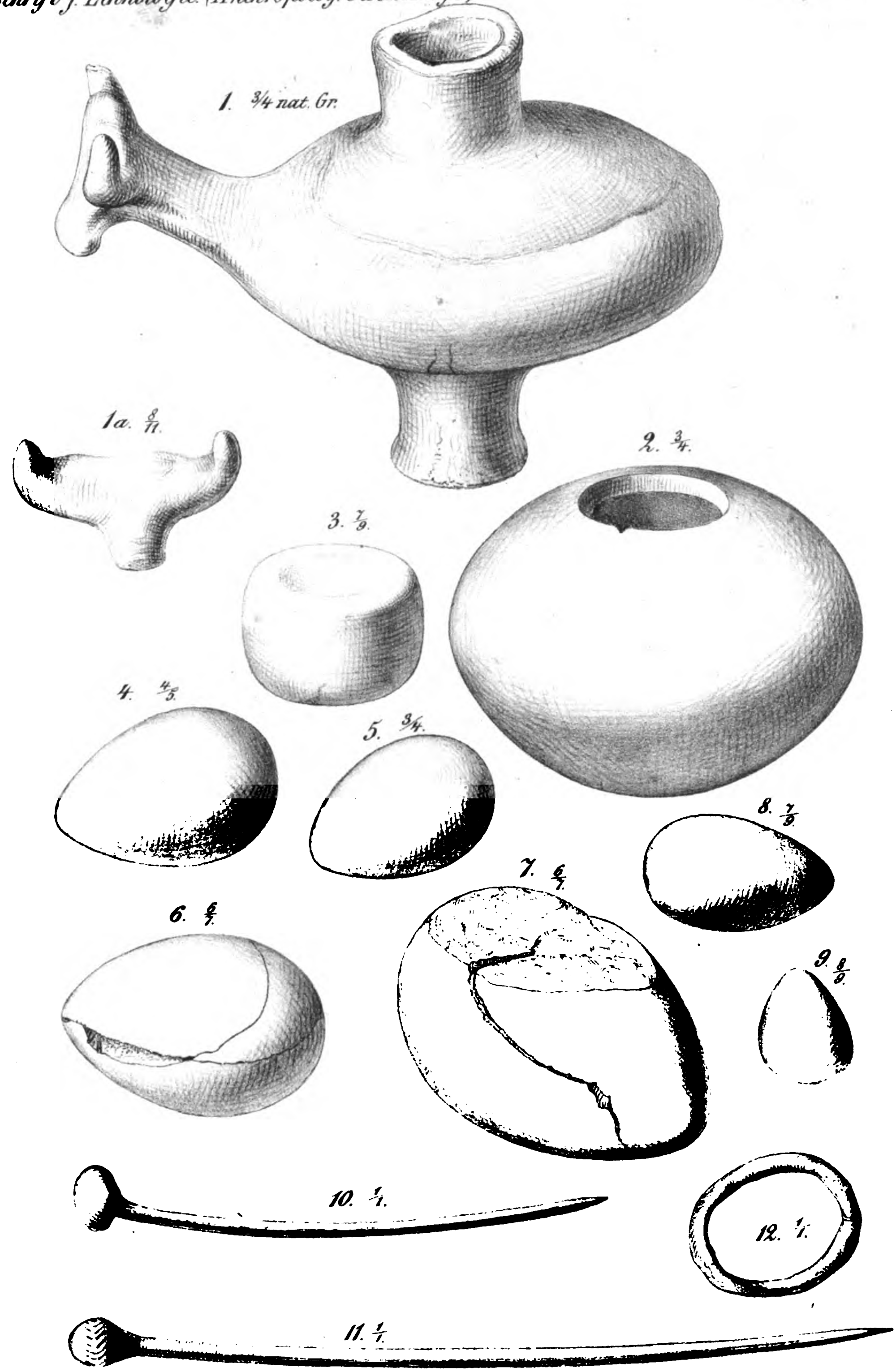
2.



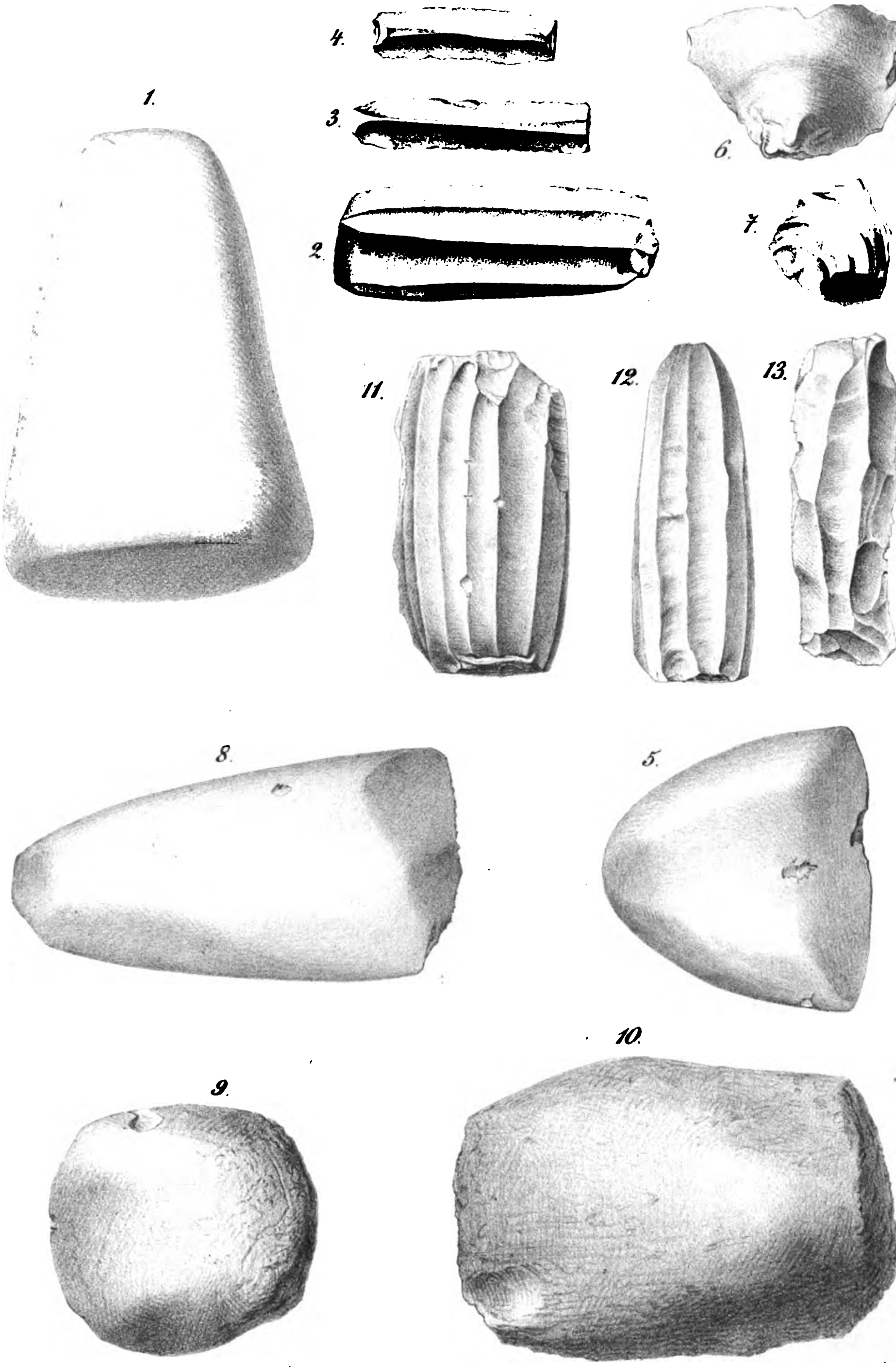
Jhering del. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. W. A. Meyn lith.



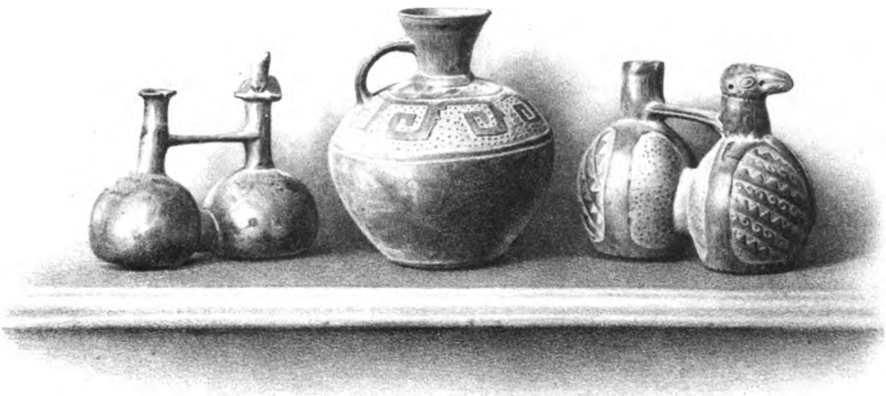
W. A. Meyn lith.
Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.



A. Dworzaczeck ad nat. del. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. W. A. Meyn lith.



In nat. Gr. gez. v. A. Dworzaczek Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. Lith. v W. A. Meyn



1.



2.



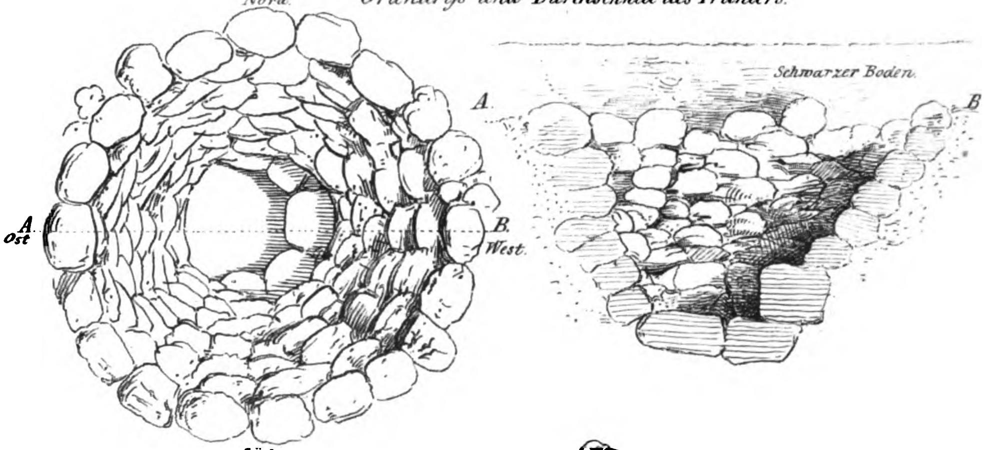
3.



W. A. Meyn lith.

Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Grundriſs und Durchschnitt des Trichters.

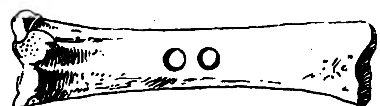




Der am Schädel gefundene Ohrring.

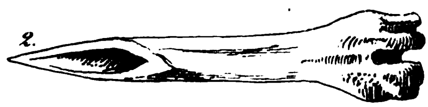
Nat. Gröſse.

1.



¾ N. G.

2.



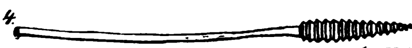
½ N. G.

3.



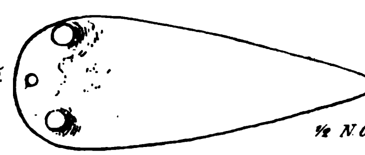
½ N. G.

4.

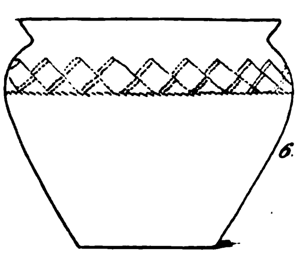


½ N. G.

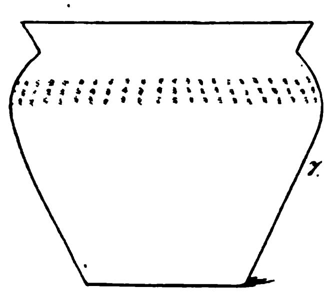
5.



½ N. G.



6.



7.

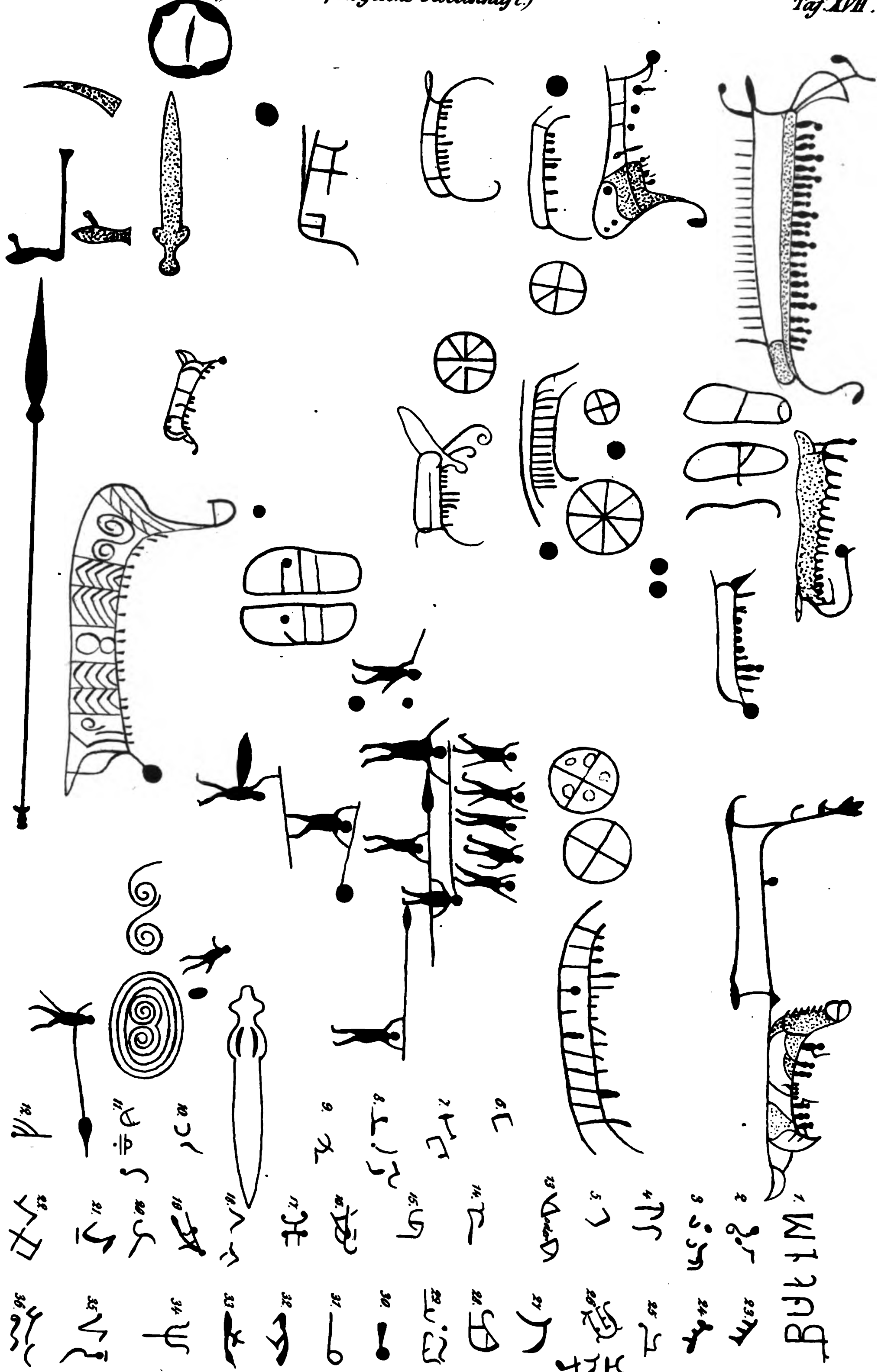


8.

1. 2. bearbeitete Knochen }
3 bearb. Hirschhorn } von der Mühle.
6. 7. 8 Urnen }

4. Bronzenadel von Lückefetts Acker.
5. Bronze-Zierrath in der Nähe der Skelette gefunden.

Kuchenbuch ad nat del Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin W. A. Meyn lith.



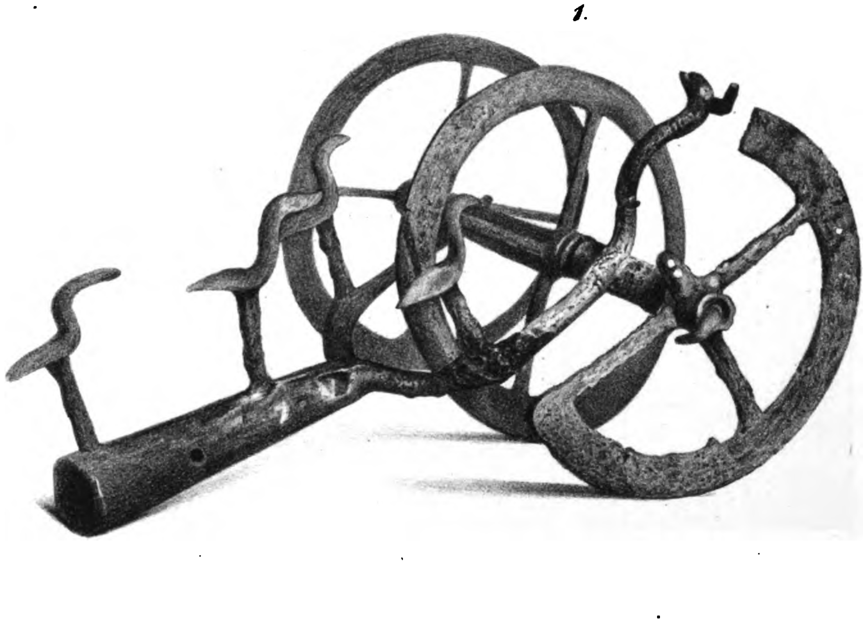
Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

W. A. Meyn lith.

2.



1.



Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin. W. A. Meyn lith.